

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für
Mittelbaden

94. Jahresband 2014



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Die Ortenau

94. Jahresband 2014

Einladung

Jahreshauptversammlung

des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

am

Sonntag, 26. Oktober 2014
im Haus zum Pflug, Kaiserstraße 41 in Lahr

9.00 Uhr

Mitgliederversammlung im Rathaus

10.30 Uhr

Empfang der Stadt Lahr

11.15 Uhr

Festvortrag

„Von Römern, Alamannen und frommen Mönchen:
Die Ortenau zwischen Antike und Mittelalter –
Forschungsstand und Zukunftsperspektiven“

Dr. Niklot Krohn

12.30 Uhr

Mittagessen in Lahrer Gaststätten

14.45 Uhr

Führung in der Burgheimer Kirche mit Dr. Niklot Krohn

Alternativ (nach Voranmeldung am Vormittag):

Führung über die Chrysanthema 2014

Der Oberbürgermeister
der Stadt Lahr
Dr. Wolfgang G. Müller

Der Präsident
des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.
Klaus G. Kaufmann

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

94. Jahresband 2014



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

www.historischer-verein-mittelbaden.de

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches hat das Regierungspräsidium Freiburg Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss: 1. April

Verlag Historischer Verein Mittelbaden e. V.

Gestaltung/Layout: punktgenau gmbh, 77815 Bühl

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Kraft Druck GmbH, 76275 Ettlingen

Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe sowie jede elektronische Form der Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis

Grußwort	9
Editorial	
Vor hundert Jahren: Beginn des Ersten Weltkrieges	11
Schwerpunkt: Erster Weltkrieg	
Louis Schlaefli	
Notizen und Bilder über das Straßburger Priesterseminar als Festungslazarett während des Ersten Weltkrieges	13
Johannes Werner	
Hin und Her	
Die Orden im Elsass und in Baden vor und nach dem Ersten Weltkrieg	29
Christine Müller	
Die Beschlagnahme der elsässischen Glocken während des Ersten Weltkrieges	39
Karl-August Lehmann	
Oberharmersbach während des Ersten Weltkrieges 1914–1918	93
Manfred Merker	
Gymnasiale Kriegsbegeisterung und vaterländischer Opfertod 1914–1918	111
Manfred Merker	
Mit Kopfschuss und Uniform zur Konfirmation	
Emil Huber (1900–1939) aus Offenburg, der „Knabe mit dem Eisernen Kreuz“, als jüngster deutscher Kriegsfreiwilliger des Ersten Weltkrieges	167
Stefan Woltersdorff	
Schriftsteller im Elsass und in Lothringen 1914–1918	191
Ralf Bernd Herden	
Im erhabenen Licht des Münsters:	
Deutsche Freimaurerlogen in Straßburg 1871–1919	229

Ulrich Coenen Johannes Schroth – Architekt des Späthistorismus und des Jugendstils	243
Martin Ruch Die Offenburger Juden im Ersten Weltkrieg 1914–1918 und der „Dank des Vaterlandes“	279
Martin Ruch „Granatkomotionsneurosen“: Die jüdische Ärztin Dr. Hertha Wiegand behandelt traumatisierte Soldaten	303
Hans Harter „O Deutschland vergiß nie Deine toten Helden!“ Kriegserfahrung und Kriegsverarbeitung in Schiltach 1914–1925	309
Wolfram Graß Andreas Kaufmann – ein Schicksal aus dem Ersten Weltkrieg	343
Gernot Joerger „Wenn ich mich nicht jetzt melde, dann ist der Krieg vorbei, ohne dass ich dabei war“ Wie der Acherner Max Jörger den 1. Weltkrieg an der Ostfront als Sanitätssoldat erlebte	347
Frank Armbruster Das 9. Infanterie-Regiment Nr. 170 aus Offenburg im Ersten Weltkrieg	375
Cornelius Gorka Kriegsende und Revolution in Lahr	401
Cornelius Gorka Kriegerdenkmäler und Erinnerungskultur	411
Freie Beiträge	
Johannes Werner „Wenigstens etwas Zeitbildliches“ Autobiografien aus der Ortenau	413
Heiko Wagner Lange vor den Klöstern – das Kinzigtal von der Steinzeit bis zur Römerzeit	425
Helmut Horn Abnoba Eine Zusammenfassung alter und neuer Forschungserkenntnisse	443

Eugen Hillenbrand	
Das Bildungsangebot in der Schulstadt Offenburg – vor 500 Jahren	465
Dieter Weis	
Ettenheimer Gärten, Teil 3–6	487
Der Olizy'sche Garten im Bienli vor dem Thomastor	487
Das „Gärthel vor dem Thomasthor“	490
Das Gelände der Familie Olizy im Pfaffenbach	493
Oberendhof und Oberendhofgarten	495
Rolf Oswald	
Menschlichkeit in unmenschlichen Zeiten – die mutigen Frauen vom Stollengrund	501
Karl Volk	
Geräusche und Rufe als geschichtliche Gegebenheiten	
Eine vorläufige Bestandsaufnahme	517
Hans-R. Fluck	
Zum „Geschäftsbetrieb auswärtiger Fotografen“ in der Ortenau	
Zur Arbeit der Wanderfotografen	523
Michael Hauser	
150 Jahre Volksbank Offenburg	535
Forum	
Vor 100 Jahren	557
Martin Ruch/Louis Schlaefli	
In Straßburg begehrt: Lebkuchen aus Offenburg	558
Italo Michele Battafarano	
Erinnerung an einen Freund, der auch Germanist war: Walter Ernst Schäfer	561
Neue Literatur	565
Löffelad: Flurnamen der Gemeinde Lauf (Gartner); Hansjakob: Mit Gänsekiel und Tintenfass (Ruch); Faller: Bühl (Ruch); Würtz: Constantin Fehrenbach (Ruch); Würtz/Gaschick: Das Konstanzer Konzil (Ruch); Uttenweiler: Beiträge zur Geschichte des Klosters Ettenheimmünster (Ruch); Morgenstern: Nächster Halt Schiltach (Harter); Jakob/Werner: Hausenstein-Lesebuch (Ruch); Brüning/Brasseuer-Wild: Menschen im Krieg 1914–1918 (Gorka); Cabanes/Duménil: Der Erste Weltkrieg (Ruch); Maier: Zwischen Leuchen und Vergehn (Ruch); Jüdisches Familienbuch Bühl (Ruch)	

Nachrichten

Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 13. Oktober 2013 in Hornberg	572
Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 15. März 2013	573
Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek	574
Im Gedenken an Erich Graf (1923–2013)	575
Ein bedeutender Germanist: Prof. Dr. Walter E. Schäfer (29.12.1928–1.1.2014)	576
Zum Tode von Diplomingenieur und Stadtoberbaurat i. R. Erwin Steurer, Lahr (1920–2014)	578

Berichte der Mitgliedergruppen	580
---------------------------------------	-----

Berichte der Fachgruppen	630
---------------------------------	-----

Mitteilungen	639
---------------------	-----

Schwerpunktthemen 2015 ff.	639
----------------------------	-----

Der Historische Verein für Mittelbaden e. V.	640
--	-----

Redaktionsrichtlinien	645
-----------------------	-----

Grußwort

Liebe Mitglieder und Freunde des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

Es ist für uns in Lahr eine Freude und eine Ehre, dass der Historische Verein für Mittelbaden seine diesjährige Hauptversammlung in Lahr veranstaltet. Ich bin mir sicher, dass Sie einen angenehmen Aufenthalt in unserer Stadt haben werden. Kommen Sie wieder und besuchen Sie Lahr auch anlässlich der diesjährigen Chrysanthema mit ihren zahlreichen Höhepunkten.



Der Historische Verein aus Lahr gehört zu den allerersten Mitgliedergruppen des Mittelbadischen Gesamtvereins und ist inzwischen ebenfalls über 100 Jahre alt. Er war ein frühes Beispiel für das große Interesse, dass in der Stadt Lahr seit jeher an ihrer Geschichte gezeigt wurde. Weitere wichtige Wegsteine dieser intensiven Beziehung waren die Arbeit am stadthistorischen Museum (etwa 1972), die Einrichtung eines hauptamtlichen Archives (1978), die Herausgabe einer dreibändigen Stadtgeschichte (ab 1989) oder die Anstellung eines Stadthistorikers (2000). Im Moment sind wir dabei, mit der Rekonstruktion eines römischen Streifenhauses und dem Bau eines neuen und modernen stadthistorischen Museums weitere Attraktionen zu schaffen.

Die intensive Beschäftigung der Lehrerinnen und Lehrer mit ihrer Geschichte resultiert natürlich aus einer vielfältigen Vergangenheit. Gerade wegen ihrer historischen Höhen und Tiefen, aber auch wegen der sehr lebhaften Entwicklung der Stadt seit einer Generation besteht ein großes Interesse daran, sich immer wieder neu mit der römischen Vorgeschichte, den mittelalterlichen Anfängen, der bunten Industrialisierung oder den spannenden oder auch tragischen Prozessen im 20. Jahrhundert zu befassen.

Die Stadt Lahr war und ist sich aber immer bewusst gewesen, dass viele Fäden sie mit ihrem Umland und der Ortenau verbinden. Forschungen zur Geschichte der Ortenau stoßen deshalb

immer auf großes Interesse. Ich bin deshalb sicher, dass die Lehrerinnen und Lehrer unsere mittelbadischen Gäste herzlich begrüßen werden. Der Hauptversammlung und dem Rahmenprogramm wünsche ich einen guten Verlauf und dem Verein alles Gute für die Zukunft.

Dr. Wolfgang G. Müller
Oberbürgermeister der Stadt Lahr

Editorial

Vor hundert Jahren: Beginn des Ersten Weltkrieges

Österreich-Ungarn erklärte vier Wochen nach dem Attentat auf das Thronfolgerpaar am 28. Juli 1914 Serbien den Krieg und einer der ereignisreichsten Monate der Weltgeschichte begann: Am 1. August machte Deutschland mobil und schickte am 3. dem Nachbarn Frankreich die Kriegserklärung, am 4. trat Großbritannien in den Krieg ein. Am Monatsende sollten es schon 15 Nationen von Europa bis Japan sein. Das Schlachten begann.

Ein Jahr darauf stellte der Pfarrer und Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob fest: „Wenn man das maschinenmäßige Morden und die teuflischen Erfindungen, den Haß und die Verwüstungen ansieht – möchte man an der Menschheit verzweifeln.“ Hansjakob schrieb dies in einem Brief an den Maler Hans Thoma aus Freiburg am 11. Juni 1915.¹ Es sollte nicht seine einzige Abrechnung mit dem Krieg bleiben. In einer pazifistischen Flugschrift schilderte er, was dieser Krieg eigentlich bedeutete: „Ein Meer von Blut und Tränen liegt über Europa. Grauenhaft wälzt sich die Flut des Todes, der Leiden und der Schmerzen über Millionen und Millionen unschuldiger Menschen. Immer größer werden Haß und Erbitterung unter den kriegsführenden Völkern, und es ist kein Ende des Mordens und Verstümmelns, des Verwüstens und Zerstörens abzusehen.“² Das Kriegsende erlebte der Pazifist Hansjakob nicht mehr, er starb 1916.

Vom ganzen Ausmaß der Zerstörung in Mittelbaden, am Oberrhein, auch drüben im 1914 noch reichsdeutschen, nach 1918 dann wieder französischen Elsass, handelt dieser Jahrgang der Ortenau. Er ist den vielen Opfern dieses Krieges und ihrer Erinnerung gewidmet. Als Motto und Mahnung dient ihm der Satz von Erich Maria Remarque, der mit „Im Westen nichts Neues“ den zentralen Roman über den Ersten Weltkrieg geschrieben

1 In: Hansjakob. Mit Gänsekiel und Tintenfaß. Ausgewählte Briefe. Hg. von Manfred Hildenbrand und Peter Schäfer. Freiburg 2013, 239

2 Heinrich Hansjakob: Zwiegespräche über den Weltkrieg, gehalten mit den Fischen auf dem Meeresgrund. Stuttgart 1916

hat: „Ich dachte immer, jeder Mensch sei gegen den Krieg, bis ich herausfand, dass es welche gibt, die dafür sind, besonders jene, die nicht hingehen müssen.“

Die Redaktion

Hinweis

Eine sehr gut gestaltete Internetseite informiert über das Thema:

<http://www.europeana1914-1918.eu/de>.

Europeana 1914–1918 bietet unbekannte Geschichten und offizielle Dokumente zum Ersten Weltkrieg. Das Angebot verbindet Text-, Bild- und Filmmaterialien aus Bibliotheken und Archiven aus aller Welt mit privaten Erinnerungstücken von Familien aus ganz Europa.

Menschen im Krieg: 1914–1918 am Oberrhein

Zur Erinnerung an den Ersten Weltkrieg präsentieren das Landesarchiv Baden-Württemberg und die Archives Départementales du Haut Rhin eine gemeinsame deutsch-französische Wanderausstellung. Im Mittelpunkt der Präsentation steht nicht eine traditionelle Militärgeschichte, sondern das Leiden der gesamten Bevölkerung, der Soldaten und Zivilisten, der Gefangenen, Verletzten und Sterbenden, der Frauen und Kinder. In Offenburg wird die Ausstellung durch private Erinnerungstücke von Offenburgern ergänzt. So werden das Schicksal einer Kriegerwitwe, die Fronterlebnisse eines ranghohen Militärs, die Not in der Heimat oder die Andenken und Gedenkkultur nachvollziehbar.

Zur Ausstellung findet ein umfangreiches Rahmenprogramm statt mit Führungen für Schulklassen und Gruppen:

Telefon 0781 822460

per Mail an museumspaedagogik@offenburg.de.

Museum im Ritterhaus Offenburg

15. November 2014 bis 18. Januar 2015

Eröffnung am Freitag, 14. November, 19 Uhr

Öffnungszeiten:

Dienstag – Sonntag 10 – 17 Uhr

Montags sowie am 23., 24., 25., 31. Dezember und 1. Januar geschlossen.

Notizen und Bilder über das Straßburger Priesterseminar als Festungslazarett während des Ersten Weltkrieges

Louis Schlaefli

Schon während der Revolution¹ von 1789 und auch zur Zeit der Belagerung Straßburgs im Jahre 1870² hatte das Straßburger Priesterseminar als Lazarett gedient. Es wurde das auch wieder während des Ersten Weltkrieges. Eine Serie von Fotografien und auch Notizen des späteren Chanoine Gass ermöglichen es, über die erste Zeit (1914–1915) des dort eingelagerten „Festungslazarettes XXII a“ zu berichten.

Chanoine Joseph Gass (1867–1951)

Geboren in Mutzig im Jahre 1867 war Joseph Gass von Jugend an von deutscher Kultur geprägt. Anno 1892 zum Priester geweiht, zog er nach München, um seine Theologiestudien weiterzuführen, und brachte es zum Doktor der Theologie in Würzburg. Zuerst im Collège Saint-Etienne tätig (1896), wurde er bald (1899) als Professor der Kirchengeschichte in das Grand Séminaire berufen. Dort übernahm er auch die Bürde des Oekonomats und machte sich einen Namen als Bibliothekar des Hauses. Von 1899 bis 1904 leitete er auch die Redaktion des „*Strassburger Diözesanblattes*“.

Trotz allem war er von Herzen ein Franzose (sein Vater war „*vérificateur à la manufacture d’armes*“ von Mutzig, welche 1870 nach Innerfrankreich verlegt werden musste), sodass er auch sein Tagebuch – „*Journal du Grand Séminaire commencé le 2 août 1914*“³ – in französischer Sprache (wenn auch nicht ohne Fehler) schrieb. Am 17. Dezember 1914 erfuhr er, dass er als „*Franzosenkopf*“ beim Ministerium denunziert wurde. Bald wurde er aus dem Elsass ausgewiesen und, wie wir sehen werden, zog er wieder nach Würzburg. Nach dem Kriege stand er natürlich, als „*Patriot*“, auf der Seite des Bischofs Ruch, der gegen den autonomisierenden Teil des elsässischen Klerus zu kämpfen hatte. Er leitete wieder das nun französische „*Bulletin Ecclésiastique*“ und, von 1925 bis 1939, die „*Revue Catholique d’Alsace*“. Ehrendomherr seit 1912, wurde er im Jahre 1928 zum „*Chanoine titulaire*“ erhoben. Nach der „*évacuation*“ in Innerfrankreich (1939) durfte er nicht ins Elsass zurückkehren und verbrachte den Krieg in Bains-les-Bains. Es wird darum nie-



*Verletzte im Hof
vor der Aula
mit Chanoine Gass
in der Mitte.*

manden wundern, dass dieser zweifach Verbannte „chevalier“ (1933), später sogar „officier de la Légion d’Honneur“ (1950) wurde.

Er war auch „Président de la Société pour la Conservation des Monuments Historiques d’Alsace“ von 1932 bis 1947. Sein Schrifttum betrifft besonders die Kirchengeschichte des Elsass.⁴ Seine Papiere, mit allerhand Dokumenten bereichert, werden heute im Grand Séminaire aufbewahrt.⁵ Chanoine Gass trug die ganze Last, das Seminar in ein Lazarett umzuwandeln und es dann mit dem Militär zu leiten.

Das Lazarett im Priesterseminar

Das Séminaire bildet keinen Einzelfall als Lazarett; mehrere kirchliche Institutionen, wie z. B. auch das Bischöfliche Gymnasium (Collège Saint-Etienne), wurden als Lazarette eingerichtet. Am 24. November 1914 zählte Straßburg 54 Lazarette mit mehr als 10000 Betten.

Schon am ersten August wurden die Seminaristen eingezogen; es blieben an Ort und Stelle nur vier Priester, darunter der Oekonom, Joseph Gass, und fünf Schwestern. Am 3. August werden die Räumlichkeiten für ein Lazarett mit 150–200 Betten⁶ eingerichtet; nicht benötigtes Mobiliar wird in die Bibliothek eingelagert. 22 Betten werden auch in der Kapelle aufgestellt.

Am Abend des 14. August kamen die ersten 98 Verletzten der Schlacht um Cernay an; sie wurden im Speiseraum und in der Aula untergebracht.

Die Ärzte Drs. Burguburu und Forster versorgen die Verwundeten. Zwei Krankenschwestern aus der Toussaint werden zur Aushilfe gesandt. Schließlich stehen 14 Schwestern (später 18), 8 Seminaristen (später 20) und 12 Männer als Pflegepersonal zur Verfügung. Ab dem 12. September tragen die Seminaristen und sogar der Pförtner die Uniform.

Was die Kost anbelangt, erhalten die Verletzten morgens Kaffee, zu Mittag zwei Platten Fleisch, um 16 Uhr ein Glas Bier und abends Suppe, Kartoffeln, Fleisch und Salat. Am 4. September wird zum drittenmal „*Quetschelkuacha*“ serviert. Aus der Stadt und aus dem Land schickt man Obst, Eier, Likör, Zigarren, Postkarten, Bücher und Zeitungen, und auch Spielkarten, als milde Gaben. Am 7. Dezember erhält Prof. Gass von Ministerialrat Lichtenberg, zum 4. Mal, einen Bon für 1000 Zigarren und 2000 Zigaretten aus der Kaiserlichen Manufaktur in Straßburg.

Am 23. August kommen 90 Verletzte aus der Gegend von Sarrebourg, sodass 171 Verletzte (darunter sieben Franzosen, welche kein Anrecht auf Geschenke oder Lesematerial haben) im Seminar bedient werden müssen; am 25. verstirbt der erste Soldat. Ab dem 10. September registriert man Elsässer, welche aus den deutschen Lazaretten (Freiburg, Stuttgart) in ihre Heimat repatriiert werden. Am 12. September ist das Haus voll mit 194 Verletzten; das Eiserne Kreuz wird einem von ihnen verliehen. In den aufbewahrten Zugangs- und Abgangs-Listen⁷ wurden 2130 Verletzte bis zum 25. Oktober 1916 namentlich⁸ registriert.

Das Personal besteht nun aus 14 Krankenpflegern (Soldaten), 20 Seminaristen (Ersatzkrankenwärter, davon acht im Lyzeum), zehn Schwestern und vier Knechte, welche (außer den Schwestern) im 4. Stock untergebracht werden.

Am 9. Oktober kommen zehn Verletzte aus der Gegend um Verdun; am 25. November vier Thüringer – die lieber in ihrer kleinen Heimat geblieben wären – aus Russland; am 6. Dezember andere aus Ypres. Am 12. Januar 1915 wird der Höhepunkt mit 226 Verletzten registriert.

Professor Gass notiert mit Genugtuung alles Gute, das über sein Haus gesagt wird, besonders was die Beköstigung anbelangt; ein Angestellter des Festungsbauamts habe ihm sogar gesagt: „Sie haben das beste Lazarett, weil Sie keine Frauen zur Pflege haben“. In einem erhaltenen Beileidsbrief⁹ an die Witwe eines Verstorbenen schreibt Frh. von Pechmann, Hauptmann der Reserve, dass er Zeuge davon war, „wie er (ihr Ehemann) in dem Lazarett mit einer Hingebung und Aufopferung gepflegt wurde, an die ich zeitlebens nicht ohne Ergriffenheit werde denken können“; er erwähnt neben anderen Schwester Maria Donata und die Frau Oberin.



*Das réfectoire heute,
mit dem großen Bild
(Abendmahl) von
René Kuder (1938).*



*Die Aula als
Kranken-
zimmer.*



*Die Aula heute:
Dekor unverändert.*

*Die Kapelle
als Krankenzimmer.
Rechts besteht
noch die jetzt
verschwundene Kanzel*



*Gruppe in der Kapelle
(01.07.1915).*



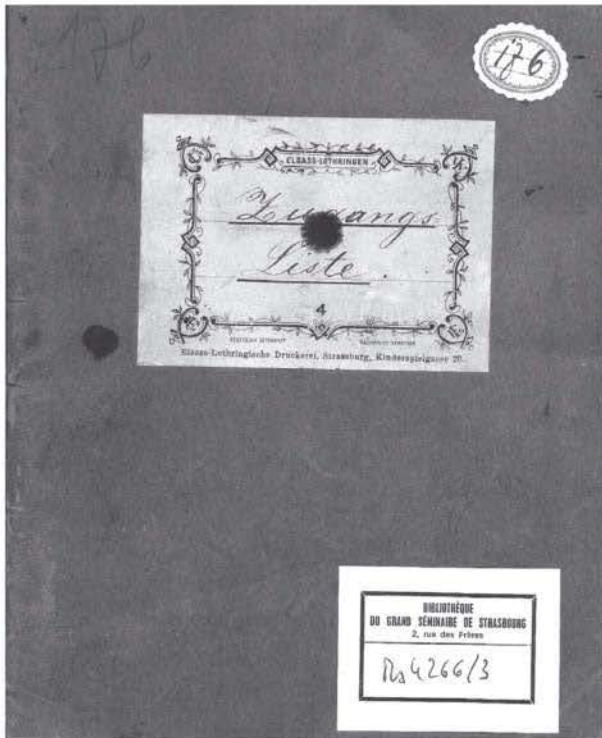
Die Kapelle heute.





▲ Sanitätspersonal vor der Aula. Erste Reihe: Professoren des Seminars, darunter Chanoine Gass (3. von links); oberste Reihe: Seminaristen als Ersatz-Krankenwärter).

Ärzte und Schwestern vor dem Brunnen im Garten hinter dem Münster.



Zugangs-Liste. Titelblatt.

Werner Gruppe, auf dem Wege der Genesung, lässt sich, vor seiner Abfahrt, im Garten des Seminars vor dem Kreuzgang des Münsters fotografieren. Widmung: „Zur freundlichen Erinnerung an Armierungssoldat Werner Gruppe. Strassburg im Oktober 1915“



Verletztengruppe vor der Aula.

Die Firma Manias liefert am 19. Oktober 200 Exemplare der gemachten Fotos; auch vier verschiedene Postkarten wurden hergestellt, von denen die meisten gleich verkauft wurden und wahrscheinlich in der weiten Welt noch zu finden sind. Ein anderes Foto wurde gemacht, als eine Promenade nach der Orangerie am 20. organisiert wurde.

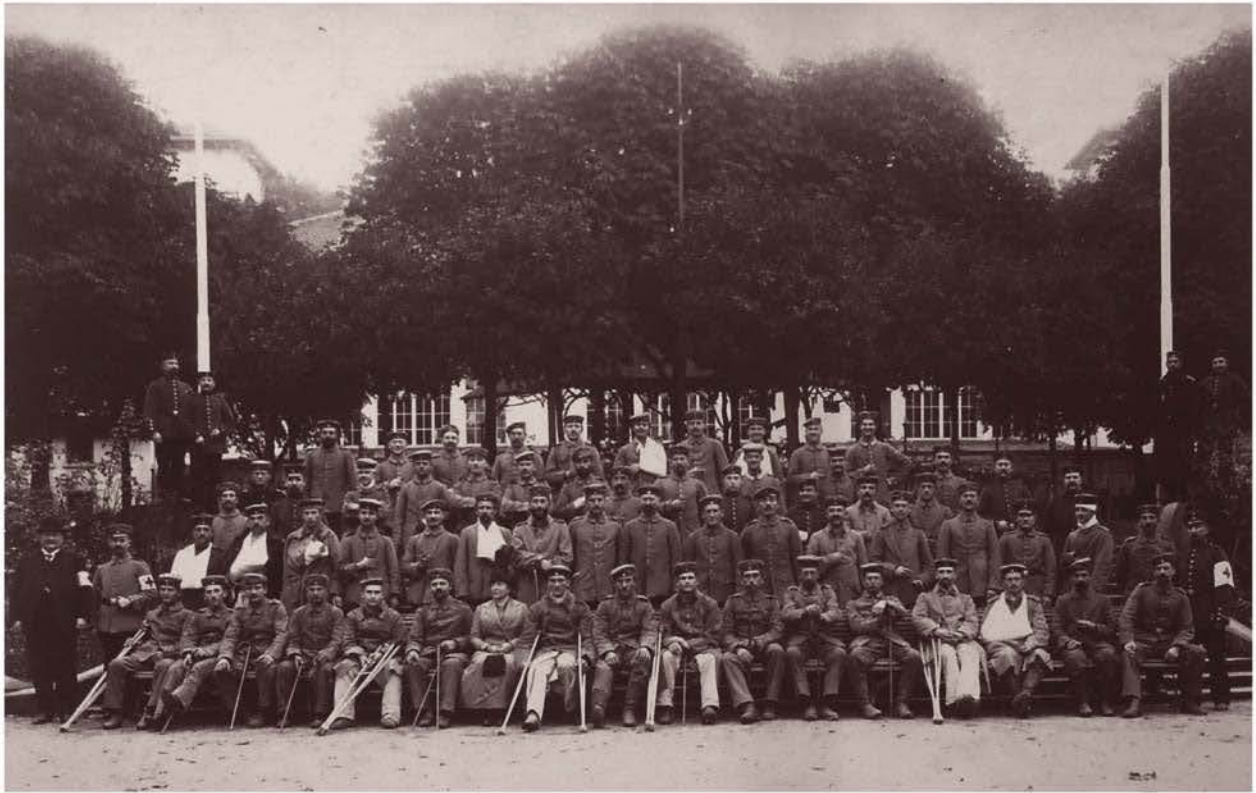
Von Zeit zu Zeit werden Abendunterhaltungen, Musikabende oder Vorträge veranstaltet; so spricht Prof. Gass über das Priesterseminar in der Revolutionszeit. Am 29. Januar 1915 gehen etliche in das Kino, natürlich mit freiem Eintritt.

Am 14. Dezember 1914 installiert der „Festungslazarett-direktor Generaloberarzt Dr. Schuhmann“ seine Büros im 2. Stock; bald wünscht er, im Seminar beköstigt zu werden (2 Mk pro Tag). Die Unkosten für den Monat Dezember beliefen sich auf 22 272,20 Mk (750 000 Mk für alle Lazarette Straßburgs).

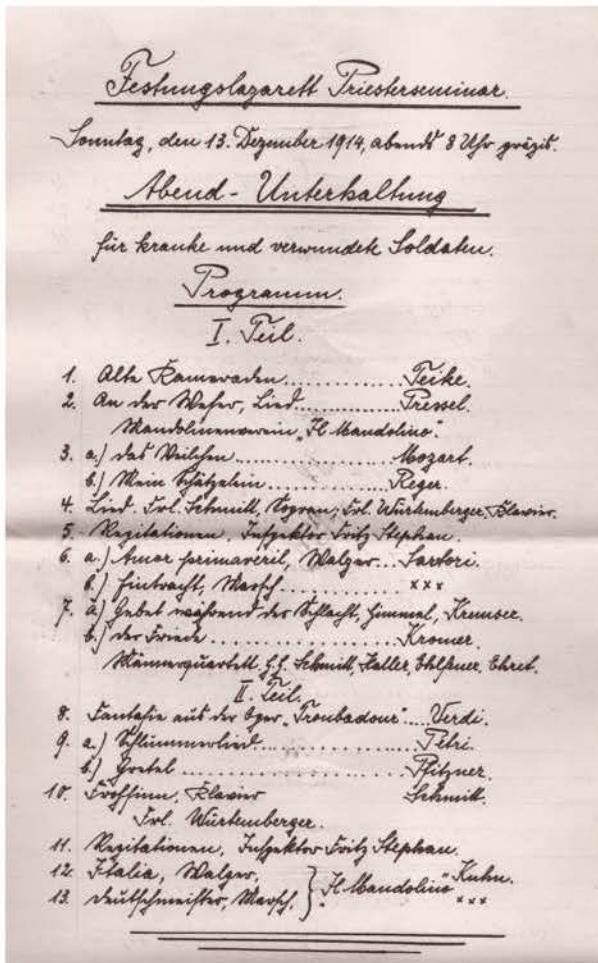
Die Stadt hat für jedes Weihnachtspäckchen 1,50 Mk gestiftet. Am Weihnachtsabend erhalten alle „vin chaud“, „Bredla“ und Lebkuchen und am 25. das Päckchen mit einem „souvenir de Strasbourg“; am 26. und 27. freier Ausgang bis Mitternacht. Am Silvesterabend gibt es wieder „vin chaud“ (welcher von zwei Familien gestiftet worden war) mit Stollen. Drei Karren mit Paketen aus der Ferne kommen an.

*Verletztengruppe.
Auf der Rückseite:
„Zur Erinnerung an
unsere Genesung im
Priesterseminar.
Feldzug 1914/15.
Weihnachten 1917“*

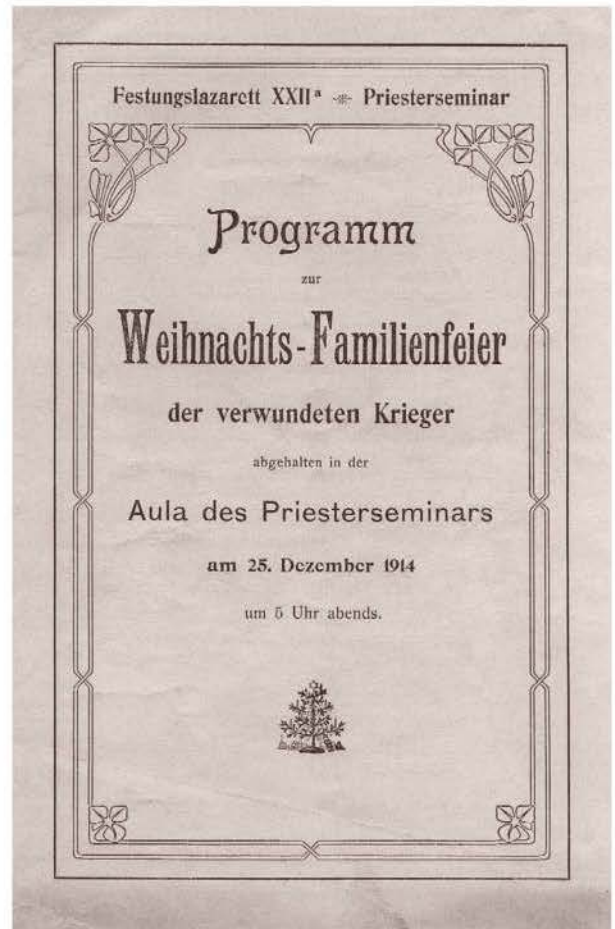




Andenken an eine Promenade in die Orangerie (20.10.1914).



Abend-Unterhaltung (13.12.1914).



Programm zur Weihnachts-Familienfeier (25.12.1914).



*Am Klavier
(Ms 6267/3)*

Am 16. Januar gibt es nur Kriegsbrot, aus Roggen- und Kartoffelmehl. Unstimmigkeiten wegen den Esszetteln erheben sich zwischen Prof. Gass und dem Chefarzt, welcher verlangt, dass seine Dame an deren Aufstellung anwesend sei, was der andere natürlich nicht annimmt. Gass sollte „gefüllte Hammelsbrust, Hammelragout und Kalbsbrust“ servieren, was man in den Metzgereien nicht finden kann. Der Generaloberarzt gibt dem Hn Gass Recht.

Der Bericht bricht ab am 25. Februar 1915. Da eine Untersuchung gegen Prof. Gass wegen Deutschfeindlichkeit eingeleitet wurde, wagt er es nicht mehr, seinen Bericht – der, wie gesagt, in französischer Sprache geschrieben war – weiterzuführen. Er wird vor das Kriegsgericht geladen, seine Wohnung durchsucht. Am 19. Juni benachrichtigt man ihn, dass er verbannt ist; am anderen Tag nimmt er den ersten Zug nach Würzburg, wo er von denselben Leuten in der Wohnung aufgenommen wird, in welcher er 20 Jahre früher als Student gelebt hatte. Natürlich wird seine Korrespondenz überwacht; darum tragen die meisten Briefe und Karten, welche an ihn gesandt werden, die Adresse von „Fräulein Rita Popp“, seine alte Gastgeberin.

Am 20. April 1917 darf er nach Straßburg zurückkehren. Sein Journal wird aber erst ab dem 21. September 1918 weitergeführt. Darin ist nicht mehr die Rede vom Lazarett, das offenbar nicht mehr bestand.

Das Haus soll nun wieder Seminaristen aufnehmen, 64 an der Zahl, aber es fehlt an Kartoffeln und Heizmaterial.



Weihnachtsstimmung in einem der geheizten Spielsäle, welche auf den Treppen eingerichtet worden war, da alle verfügbare Säle mit Betten belegt waren.



Der große Tannenbaum in der Aula. „Gesegnetes Neues Jahr! 1916.“



Korrespondenz an Joseph Gass mit der Adresse „Fräulein Rita Popp“ (BGS Ms 2241/12).

Der „Militär-Kranken-Wärter Gefreiter Josef Charlier“

Wie gesehen, wirkten Seminaristen als Krankenwärter. Einige Dokumente aus dem Nachlass vom späteren Pfarrer Joseph Charlier aus Schwindratzheim zeugen davon,¹⁰ sogar seine Armbinde mit dem roten Kreuz und einen unbenutzten Urlaubsschein hat er aufbewahrt. Am 14. August 1914 wurde er von Bischof Fritzen in der Seminarkapelle zum Subdiakon, am 25. Juni 1917 zum Diakon, aber erst nach dem Krieg, am 21. Dezember 1918, durch denselben im Münster zum Priester geweiht.

Vom 13. bis 21. August 1914 hat Charlier an einem Krankenpflegelehrgang im Bürgerspital teilgenommen. Dr. Berliner, „ordinar. Arzt am Festungslazarett XXIIa (Chirurg. Abteil.)“, bescheinigte am 3. Mai 1915, dass der „Ersatz Krankenwärter Cand. theol. Josef Charlier“ mit Erfolg an einem Krankenpfleger-Kurs teilgenommen hat.

Unter den Akten befindet sich ein Hinweis des Stabsarztes Belin, welcher bestätigt, „dass Geistliche oder Priesteramtskan-

didaten zu den gewöhnlichen den Krankenwärtern zufallenden niedrigen Dienstgeschäften nicht herangezogen werden dürfen, da eine solche Verwendung dieser Personen bestimmungsgemäss unzulässig ist“.

D^r Burguburu unterzeichnet einige Urlaubsscheine für den „Militär-Kranken-Wärter Gefreiter Charlier“, welche ihm erlauben, z. B. zu seiner Grossmutter in Russ zu fahren; auch Dr. Forster hat ihm einen Urlaubsschein ausgestellt. Er hat auch seine Radfahrkarte, eine Anmeldekarte für einen Berliner Verletzten und eine unbenutzte Abmeldekarte aufbewahrt. Er hat sogar mit 20 Mark an der sechsten Kriegsanleihe teilgenommen.

Am 19. Oktober 1917 erhält Charlier einen „Landwirtschaftlichen Urlaub“ nach Russ, wahrscheinlich, um seiner „74-jährigen Grossmutter bei den Feldarbeiten behilflich (zu) sein“, wie er später schreiben wird. Am 17. Oktober 1917 bescheinigt der Chefarzt, dass Charlier „in allernächster Zeit vom Militärdienst entlassen wird“. Wahrscheinlich ist er nicht mehr Krankenwärter gewesen, als er am 10. Mai 1918 ein Gesuch „zwecks Weitergenehmigung der Zureise nach Russ (Engeres Sperrgebiet)“ einleitete. Sein Gesundheitszustand „erfordere noch weiterhin einen Aufenthalt im Gebirge“. Seine körperlichen Kräfte gestatten es nicht, während des ganzen Sommersemesters seinen theol. Studien zu obliegen; er sehe sich daher genötigt, eine 8- bis 10-tägige Unterbrechung jeden Monat vorzunehmen.



Armbinde von Joseph Charlier.

Urlaubsschein,
von D^r Burguburu
ausgestellt.

Festungs-Lazarett XXIIa Strassburg i. S.
(Priesterseminar, E. u. d. Hofgasse 2)

Hinfahrt: Rückfahrt:
Abfahrt: T. B. C. Abfahrt:


Urlaubsschein.

Der Militärkrankenwärter Gefreite Josef Charlier vom der
Festungslazarett 22^a Priesterseminar Strassburg i. S.
wird hiermit ~~von~~ für 22 August bis einicht 1915
nach Monweiler (Strain Zornhof oder Zabern) beurlaubt.

Alle Behörden werden ersucht, ihn ungehindert reisen zu lassen und ihm nötigenfalls Schutz und Hilfe zu gewähren.

Strassburg, den 21 August 1915

Der Chefarzt
Burguburu



6200/58



Andere Gäste im Seminar

Nach Kriegsende, am Sonntag, den 24. November 1918, diente das Seminar erneut auf unvorhergesehene Weise: 200 ausgewiesene Elsässer kamen aus Württemberg zurück. Sie waren völlig durchgefroren, da die Waggonen, in welchen man sie herbrachte, keine Fenster mehr hatten. Nach einer warmen Suppe mit Nudeln wurden sie im „réfectoire“ und in der Aula, welche schnell geheizt wurden, und in den Zimmern untergebracht. Auch sie wurden fotografiert.

Ankunft einer Gruppe von ehemaligen ausgewiesenen Elsässern (21.11.1918).

Gruppe vor dem Eingang zur Aula. Chanoine Gass – mit dem französischen „rabat“ (Kragen) – steht links in der dritten Reihe.

Anmerkungen

- 1 GASS Joseph, *Das Straßburger Priesterseminar während der Revolutionszeit*, Straßburg, 1914, S. 81.
- 2 Notes sur le Séminaire transformé en ambulance pendant le siège de 1870 (Bibliothèque du Grand Séminaire de Strasbourg, Ms 4263/16); Lettre de Bismarck-Bohlen à l'évêque, annonçant l'évacuation des blessés français du Grand et du Petit Séminaire de Strasbourg. 28.10.1870 (BGS Ms 6305/5); Diplôme de la Société Française de Secours aux Blessés et Malades attribué à Straub pour concours à l'ambulance du Grand Séminaire pendant le bombardement de Strasbourg. 1871 (BGS Ms 2021/24);
- 3 BGS Ms 2211/2.

- 4 Notice biographique, in: *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne*, 117–118 ; in: *Dictionnaire d'Histoire et de Géographie Ecclésiastiques*, XIX (1981), 1387; in: *Dictionnaire de Biographie Française*, XV (19872), 613; in: *Dictionnaire du monde religieux dans la France contemporaine, Alsace*, 155–156; METZ René, M. le Chanoine Joseph Gass, in: *Cahiers Alsaciens d'Archéologie, d'Art et d'Histoire*, 1952, 3–5; KNITTEL Georges, Le Chanoine Joseph Gass, in: *Annuaire de la Société d'Histoire et d'Archéologie de Molsheim et Environs*, 1975, 107–116.
- 5 SCHLAEFLI Louis, *Inventaire des papiers du Chanoine Joseph Gass (1867–1951)*, 79 S. (auf Internet unter : BNUS).
- 6 Im Petit Séminaire von Zillisheim befinden sich am 31. August 1200 Verletzte der Schlacht in Flaxlanden.
- 7 BGS Ms 4266/3 und 4. Weitere Listen sind nicht vorhanden.
- 8 Geburtsort fehlt; nur die Truppenteile werden angegeben.
- 9 BGS Ms 2241/11.
- 10 BGS Ms 6200.

Hin und Her

Die Orden im Elsass und in Baden vor und nach dem Ersten Weltkrieg

Johannes Werner

Das Ordensleben findet sich wie jedes andere Leben eingeschrieben in einen bestimmten historischen Kontext, erfährt dessen Herausforderungen und ahnt neue Horizonte ...

Leonardo Boff, Zeugen Gottes in der Welt

Noch am „Collegium Germanium et Hungaricum“ in Rom, ja dort erst recht, dachte Conrad Gröber, der nachmalige Erzbischof von Freiburg, gern an die Heimat zurück; so etwa an die Ferien, die er bei seinem Onkel, dem Pfarrer von Wieden im Schwarzwald, verbracht hatte. Die Tage vergingen mit Lesen, Schreiben, Nichtstun wie im Flug; ja wie in einem Traum, aus dem ihn der Schlag der Turmuhr weckte, der ihn an seine Pflichten erinnerte. „Also auf! Und schnurstracks im Galopp über Stock und Stein in die Tiefe, wo der Pfarrhund, der ‚Ami‘, mich schon erwartet und an meinen Knien hinaufspringt. Da stehen auch schon die beiden Brüder Walleser, Söhne des wackeren Waldhüters, vor der Türe, denen ich ‚Stunden‘ im Latein als Stellvertreter meines Onkels zu geben habe. Es sind zwei kräftige, tüchtige, klare Schwarzwälder, die diesen Herbst bei den Kapuzinern im Elsass eintreten wollen. Baden hat ja bis zur Stunde nicht den Großmut, den Ordensleuten, Söhnen deutscher Stämme und Erde, eine bescheidene Niederlassung zu gestatten.“¹ Also gingen die beiden Brüder schließlich nach Königshofen und von dort nach Sigolsheim und wurden Kapuziner, der ältere sogar noch Bischof erst in der Südsee, dann in China. Ihre vier Schwestern traten bei den „Schwestern vom Allerheiligsten Heiland“ in Oberbronn, also ebenfalls im Elsass, ein.²

Die sogenannte „Klosterfrage“

In der Tat musste, wer sich zum Ordensleben berufen fühlte, sein Heil außerhalb seines badischen Heimatlandes suchen; und zwar nicht nur im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, von dem hier die Rede war, sondern schon davor und noch danach.³ Männliche Orden durften sich in Baden überhaupt nicht niederlassen, und am allerwenigsten die Jesuiten und die

Kapuziner, die man aufgrund der Rolle, die sie in der Gegenreformation gespielt hatten, beschuldigte, den religiösen Frieden zu gefährden; den Jesuiten traute man ohnehin alles zu, und die Kapuziner, die sich vor allem an die niederen Volksschichten wandten, vertraten und verbreiteten einen Glauben, über den sich die aufgeklärten Zeitgenossen nur entrüsten konnten.⁴ Heinrich Hansjakob, der diese Kapuziner in seiner Heimatstadt Haslach noch kennengelernt hatte, mischte sich 1902 mit einer vielgelesenen Flugschrift⁵ in die Diskussion ein und musste sich manche Gegenrede⁶ gefallen lassen. Der Streit hatte noch 1918 kein Ende genommen – als sich die Sachlage dadurch änderte, dass das Verbot endlich fiel.⁷

Die Lage der weiblichen Orden war dagegen weniger klar. Wo sie sich um Kranke oder andere Bedürftige kümmerten, ließ man sie stillschweigend gewähren, und die in Straßburg beheimateten Vinzentinerinnen sowie die in der Schweiz entstandenen Kreuzschwestern hatte man sogar offiziell zugelassen; sie nahmen dem Staat viel Arbeit ab.⁸ Wo sie freilich – wie in Schwarzach, Erlenbad und Neusatzeck – zu unterrichten begannen, schob man ihnen rasch einen Riegel vor. Die eigentlichen Schulorden konnten sich, wenn überhaupt, nur mit Mühe behaupten. Auch kontemplative Gemeinschaften waren nicht gern gesehen; so wurden die Frauen, die sich auf dem Lindenberg bei St. Peter zusammengefunden hatten, 1868 bei strömendem Regen von der Gendarmerie auf Leiterwagen abgeführt.⁹

Die Wende

Kaum dass das Verbot aufgehoben worden und der Krieg zu Ende war, wurde in Baden eine ganze Reihe von Klöstern neu gegründet.¹⁰ Allein in den Jahren 1919 und 1920 kamen die Redemptoristen nach Maria Bickesheim bei Durmersheim, die „Brüder der christlichen Lehre“ nach Ettenheimmünster, die „Brüder der christlichen Schulen“ nach Unterkirnach; außerdem die Kamillianer nach Freiburg, die Spiritaner nach Donaueschingen, die Zisterzienser nach Birnau und nach Bronnbach, die Franziskaner nach Freiburg, nach Nussbach und nach Mannheim, die Kapuziner nach Säckingen, nach Waghäusel und nach Zell am Harmersbach; 1921/22 folgten die Pallottiner in Bruchsal und 1925 die Herz-Jesu-Priester in Freiburg. Die Benediktiner kamen dagegen nicht mehr so richtig zum Zuge.¹¹

Die Ordensleute nahmen die Gelegenheit, die sich ihnen nun bot, nur zu gerne wahr, und um so lieber, als man sie in Baden mit offenen Armen aufnahm, ihnen aber im Elsass das

Leben erschwerte. Sie hatten als Deutsche in einem deutschen Land gelebt, das aber jetzt zum feindlichen Ausland geworden war und sie, die man einst ausgewiesen hatte, jetzt wiederum auswies. Vor allem die Kapuziner (die nicht nur den Brüdern Walleser aus Wieden einen Ausweg gezeigt hatten) mussten sich eine neue Bleibe suchen. „Die Altdeutschen wurden zu Tausenden vertrieben, viele zu Fuß über die Rheinbrücke gejagt.“¹²

Und wie sah es mit den weiblichen Orden aus? Noch schlechter. Zwar kamen, in Baden selber, die Schwesternschaften von Gengenbach, von Neusatzek und von Schwarzach, die bisher nur halbwegs geduldet worden waren, aus ihrer Verborgenheit hervor, und die Kanisiusschwestern, die der Schwarzwälder Priester Johann Evangelist Kleiser im schweizerischen Exil gegründet hatte, konnten sich in Konstanz niederlassen. Aber denen, die ihre Mutterhäuser im Elsass hatten, standen schwere Zeiten bevor.

Von Bischenberg nach Bickesheim

„Die Änderungen, welche der Krieg hervorgerufen, machte den Deutschen den Aufenthalt im Elsass ungemütlich.“¹³ So schrieb P. Robert Kiefer, ein Redemptorist, der seit 1894 im elsässischen Kloster Bischenberg wirkte, aber in Pfaffenweiler im Breisgau geboren worden war und deshalb ausgewiesen wurde. Schon im Jahre 1920 erhielt er bzw. sein Orden die Erlaubnis, in Bickesheim bei Durmersheim – einem uralten, lange von Jesuiten belebten Wallfahrtsort¹⁴ – eine Niederlassung zu gründen. Bald wurde auch ein Kloster erbaut, von dem viele Impulse ausgingen, bis es im Jahre 2012 infolge des allgemeinen Nachwuchsmangels aufgegeben werden musste.

Von Matzenheim nach Ettenheimmünster

Die „Brüder der christlichen Lehre“ (die nicht mit den „Brüdern der christlichen Schulen“ zu verwechseln sind) wurden im Jahre 1845 im Elsass gegründet, durch dessen Anschluss erst an Deutschland, dann wieder an Frankreich sie immer wieder neue Rückschläge verkraften mussten. „Nach der Trennung des Elsasses von Deutschland beim unglücklichen Weltkriegsausgang wollte die Kongregation die Verbindung mit Deutschland wieder gewinnen.“¹⁵ Im Jahre 1920 kamen drei Brüder nach Ettenheimmünster, wo sie eine selbstständige badische bzw. deutsche Provinz errichteten, die 1934 in drei Niederlassungen auf 29 Brüder, zwei Novizen und 21 Kandidaten angewachsen

war.¹⁶ Danach nahm die Zahl der Mitglieder wieder so deutlich ab, dass die Provinz 1961 aufgehoben werden sollte, aber schließlich nur zur Vizeprovinz herabgestuft wurde. Inzwischen ist auch sie erloschen.

Von St. Marc nach St. Trudpert

Ebenfalls im Jahre 1845 hatte der Priester Pierre Paul Blanck das ehemalige Benediktinerkloster St. Marc (oder: St. Marx) bei Gueberschwyr gekauft, in dem er eine weibliche Genossenschaft mit teils kontemplativer, teils karitativer Ausrichtung gründete. Nach 1868 weiteten die nunmehrigen „Schwestern vom hl. Josef“, ihrer eigenen Not und der des Landes gehorchend, ihre Tätigkeit aus und errichteten Niederlassungen auch außerhalb ihres Klosters. Von Anfang an, vor allem aber nach 1871, traten auch badische Mädchen ein, die sich nach 1919 eine neue Bleibe suchen mussten. Die Wahl des Ordens fiel auf das ehemalige Benediktinerkloster St. Trudpert im Münstertal im Schwarzwald, und mithilfe des dortigen Pfarrers, Willibald Strohmeier, kam der Kauf zustande. Aber „unter der Bevölkerung herrschte noch lange eine gewisse Animosität gegen die Schwestern“¹⁷, die doch gerade erst den Animositäten im nunmehr feindlichen Ausland entkommen waren; der Grund lag darin, dass die althergebrachten Besitz- und Pachtverhältnisse neu geordnet und auch andere Schwierigkeiten überwunden werden mussten. Im Jahre 1920 wurde St. Trudpert zum neuen Provinzmutterhaus für Baden erhoben.

Zu den 21 Niederlassungen, die es hierzulande bereits gab, traten nun viele weitere, und vor allem drei große Krankenhäuser in Freiburg, Pforzheim und Heidelberg. Um 1930 zählte die Provinz 390 Schwestern und 33 Novizinnen in 61 Stationen.

Im Zuge der zwischenzeitlichen Entwicklung kam es 2002 zu einer Wiedervereinigung mit St. Marc und einer Neugliederung des Ordens in eine deutsche, eine französische und zwei indische Provinzen.

Von Oberbronn nach Bühl

Der Orden der „Schwestern vom Allerheiligsten Heiland“ war im Jahre 1849 in Niederbronn im Elsass gegründet worden und hatte sich so rasch entwickelt, dass schon 1857 das Schlossgut von Oberbronn erworben und zum Mutterhaus ausgebaut werden konnte. In das dortige Noviziat traten von Anfang an Mädchen sowohl mit deutscher als auch mit französischer Muttersprache ein, die, wie mit Stolz berichtet wurde, „freudig und

friedlich mit- und nebeneinander das hohe Ziel ihres Berufes erstrebten, der über die von Menschen gezogenen Grenzen nationaler Besonderheit hinaus nur eines verfolgt: um Christi willen allen notleidenden und kranken Menschen ohne Unterschied der Sprache und des Bekenntnisses zu dienen¹⁸. Dieses harmonische Zusammenleben wurde auf eine harte Probe gestellt, als schon von 1914 an ein Teil des Hauses als Lazarett dienen und Hunderte von Verwundeten aufnehmen musste. Wer war da jetzt Freund, wer Feind? Die pflegenden Schwestern scheinen keinen Unterschied gemacht zu haben.

Schon während des Krieges war es den französischen Kandidatinnen nicht gestattet, ihre Vorbereitungszeit im Mutterhaus zu absolvieren, was dann nach dem Krieg wiederum für die deutschen Kandidatinnen galt; immerhin durften die letzten reichsdeutschen Novizinnen, die 1918 eingekleidet wurden, ihr Noviziat noch in Oberbronn beenden. Aber die Beziehungen zu den rechtsrheinischen Häusern waren nun sehr erschwert. Also wurde der Orden 1919 in vier Provinzen aufgeteilt: in eine elsässische, eine innerfranzösische, eine bayrisch-pfälzische und eine badisch-hessische mit Mutterhaus in Bühl.¹⁹

In Bühl konnte der Orden schon im selben Jahr den Kohlberghof kaufen, ein Gut mit rund 6 Hektar Ackerland. Es gehörte einer Frau Isenbart, der Witwe eines Generals, die es selbst erst zwischen 1912 und 1915 aus vielen kleinen Grundstücken geschaffen hatte, um von hier aus das Schloss „Bühlerhöhe“ zu beliefern, das ihr ebenfalls gehörte; sie hatte es geplant und gebaut und wollte es, samt dem Gut, dem Kaiser als Genesungsheim für Offiziere schenken. Aber 1918 war sie gestorben, und einen Kaiser gab es nun auch nicht mehr. Das Gut wurde frei, sodass der Stadtpfarrer von Bühl (und Landtagsabgeordnete von 1913 bis 1925) Wilhelm Röckel die günstige Gelegenheit nutzen und der Ordensleitung schmackhaft machen konnte.

Bald fing man an, im großen Stil zu bauen, und man musste es tun, auch weil immer mehr Mädchen und junge Frauen an die Pforte des neuen Provinzmutterhauses klopfen. Gewiss taten sie es, weil ihnen der Orden in jenen Jahren eine einzigartige Perspektive bot; aber auch, weil sein Haus in ihrer Nähe lag. Einen Eintritt in Oberbronn hätten sie sich – wenn er überhaupt noch möglich gewesen wäre – sicherlich länger überlegt. Von 1919 bis 1939 stieg die Zahl der Schwestern von 800 auf 1670 und die der Stationen von 83 auf 158, nämlich die der badischen von 57 auf 123 und die der hessischen von 26 auf 53.²⁰

Nach dem Zweiten Weltkrieg gingen, wie auch andernorts, die Zahlen zurück, sodass man 2005 die Provinzen Baden-Hessen, Bayern, Pfalz und Österreich zu einer deutsch-österreichischen Provinz mit Sitz in Nürnberg verschmolz.

Von Straßburg nach Erlenbad

In dem Waisenhaus, das Pfarrer Franz Xaver Lender im Jahre 1857 in Schwarzach gründete, bildete sich schon bald eine kleine Schwesternschaft, die genug zu tun bekam; denn die Waisen, deren Anzahl wuchs, wollten beköstigt, bekleidet und unterrichtet werden. Aber die badische Staatsregierung versagte, wie auch in anderen Fällen, ihre Zustimmung, und so löste der Bischof die Schwarzacher Schwestern von ihren Gelübden und stellte ihnen frei, entweder das Haus in weltlicher Form weiterzuführen oder nach Hause zu gehen oder das Land zu verlassen. Mutter Alexia Höll, die Vorsteherin, überlegte nicht lange; sie entschloss sich, zusammen mit zwei Mitschwestern, zur Auswanderung nach Amerika; am 12. September 1873 kamen sie in New York an.

Zwanzig Jahre später hatte sich, aus aller kleinsten Anfängen, ein neuer Orden entwickelt: die „School Sisters of St. Francis of Milwaukee“.²¹ Über 400 junge Frauen waren inzwischen eingetreten, 300 von ihnen lehrten in 65 Schulen; viele stammten von deutschen Einwanderern ab, viele kamen auch direkt aus Deutschland, vor allem aus Baden. Trotz dieser Erfolge in der neuen Heimat kaufte Alexia 1902 ein Haus in Luxemburg, das 1904 durch einen Neubau ersetzt und 1907 zum Mutterhaus der neu gegründeten europäischen Provinz erhoben wurde. Um sich ganz dem Aufbau dieser Provinz widmen zu können, verzichtete sie im selben Jahr auf ihre Wiederwahl als General-Oberin ihres Ordens. Dann, 1910, wurde das europäische Mutterhaus nach Straßburg verlegt; 1911 konnte ein Neubau bezogen werden.

Schon 1892, auf einer ihrer Reisen in die Heimat, hatte Alexia das Erlenbad gekauft, das in der Nähe von Sasbach lag und als Kurhaus und zugleich als Anlaufstelle für die deutschen Kandidatinnen dienen sollte. Aber das, was dort geschah, erregte den Argwohn der Behörden. Es sei, so schrieb am 7. August 1902 das Großherzogliche Ministerium der Justiz an das Bezirksamt in Achern, „den Eigentümerinnen des Anwesens im Erlenbad von Anfang keinerlei Zweifel darüber gelassen worden, dass ihnen weder die Gründung einer klösterlichen Niederlassung noch einer Lehr- und Erziehungsanstalt gestattet werden wolle, und dass die Aufenthaltsdauer der von

ihnen zum Zwecke einer Erprobung ihrer Vereigenschaftung für den klösterlichen Lehrberuf im Ausland aufgenommenen Mädchen lediglich nach diesem ausschließlichen Zwecke zu bemessen sei, keineswegs aber daraus sich die Einführung eines Noviziats herausbilden dürfe, mit dem der klösterliche Charakter der Anstalt von selbst gegeben erschiene“.²² Die Behörden gaben keine Ruhe, forderten immer neue Berichte, ordneten immer neue Untersuchungen an.²³ Aber nach 1910 konnten sich die badischen Mädchen direkt nach Straßburg wenden; bis zum Beginn des Krieges wurden dort jährlich zwischen 40 und 50 Kandidatinnen aufgenommen.

Gleich zu Beginn des Krieges wurde auch das Mutterhaus in Straßburg als Lazarett verwendet, in dem die Ordensfrauen bis zur Erschöpfung und Erkrankung, ja bis zum Tod arbeiteten. (Allein hier starben im November 1917 drei Schwestern, zwölf Novizinnen und fünf Kandidatinnen an einer Infektion, die sie sich bei der Pflege zugezogen hatten.) Dennoch mussten sie sich „Schimpfworte gefallen lassen und andere Unzuträglichkeiten, schon allein deshalb, weil sie Deutsche waren“.²⁴ Es kam so weit, dass sie sich mit „einer freiwilligen Auswanderung (...) unter Ausschluss der Möglichkeit einer Rückkehr“²⁵ einverstanden erklärten. „Jede Schwester nahm das Notwendigste mit an Kleidern und Bettzeug und suchte, so gut es ging, ihr Gepäck nach Kehl an die Bahn zu bringen.“²⁶ Auch ein Teil der Hauseinrichtung konnte mitgenommen werden, das Haus selber aber wurde schließlich verkauft.

„Der 11. Dezember 1918 wird in der Geschichte der Gesellschaft als Trauertag bezeichnet. Am Nachmittage dieses Tages zogen alle Kandidatinnen, Novizinnen und Profess-Schwestern in Prozession hinaus auf den Klosterfriedhof, um von den lieben Verstorbenen, besonders vom Grabe der ehrwürdigen Mutter Alexia, Abschied zu nehmen. Zuvor hatte der Hausgeistliche in rührenden Worten die Bedeutung des Tages für die Genossenschaft und für jede einzelne Schwester hervorgehoben. Das schöne Mutterhaus zu Straßburg, das für viele junge Schwestern die Morgenröte des Ordensstandes war, sollte bald vereinsamt und verwaist sein.“²⁷ Die nun folgende „Absperrung von Deutschland“²⁸ und die „seit Januar 1919 systematisch einsetzende, gewaltsame Verdrängung aller Deutschen durch die Franzosen“²⁹ zeigte nur zu bald, dass der Orden keine andere Wahl gehabt hätte.

In St. Marc und in Oberbronn hatten sich die Gemeinschaften einfach geteilt; die deutschen Mitglieder zogen aus, die französischen blieben zurück und konnten ihr Kloster behalten. In Straßburg, wo es nur Deutsche gab, mussten alle das-

selbe Schicksal erleiden, aber wenigstens wussten sie, wohin sie sich wenden konnten: nach Erlenbad. Dort konnte nun, vor allem dank der amerikanischen Provinz, das große neue Mutterhaus der europäischen Provinz errichtet werden. Ihr gehörten um 1930 rund 600 Schwestern an, die allein im Erzbistum Freiburg in 95 Stationen tätig waren. (Alles in allem haben die europäischen Schwestern an über 330 Stellen gewirkt.) Noch gibt es, weltweit, rund 1000 „School Sisters of St. Francis of Milwaukee“. In Erlenbad selber ruhen sich rund 110 Schwestern von ihrer nicht selten schweren Arbeit aus.

„Besonders in Baden vermehrten sich die kleinen Stationen oder Missionen. Dieselben sind durchweg sehr schwierig. Das Land, die entlegenen Gehöfte, das rauhe Klima stellen an die Kräfte der Schwestern keine geringen Ansprüche. Die Krankenschwester muss oft lange Wege gehen, um die einzelnen Kranken am entgegengesetzten Ende der Pfarrei zu besuchen. Manche junge Kraft war diesen Strapazen nicht gewachsen. Doch mit Freuden brachten sie dieses Opfer, und Krankheit und Tod schreckten sie und ihre Nachfolgerinnen nicht ab.“³⁰

Dieses Lob gilt freilich nicht nur für die Schwestern aus Erlenbad, sondern auch für die aus St. Trudpert und aus Bühl. Und freilich wirkten sie nicht nur in der häuslichen Krankenpflege; sie betrieben, von ihren neuen Mutterhäusern aus, auch Krankenhäuser, Sanatorien; Kurheime, Erholungsheime; Altersheime, Pilgerheime; Schulen; Kindergärten, Kinder- und Jugenderziehungsheime, Kindererholungsheime, Lehrlings- und Gesellenheime, Schüler- und Studienheime; Studentinnenheime.

Summa summarum

Auf die Frage, wann katholische Orden in Baden zugelassen würden, hatte Großherzog Friedrich II. einmal erklärt: „Solange ich lebe, nicht!“³¹ Er sollte sich täuschen; aber erst am allerletzten Tag vor seiner Abdankung, am 8. November 1918, gab er nach und ließ die Orden per Gesetz wieder zu. Er tat es auf Drängen seiner katholischen Untertanen und wohl auch, weil er wusste, dass nicht nur seine Tage gezählt waren, sondern auch die des Systems, das er repräsentierte. Und nun war die politische Lage völlig ungewiss. „1918 wird wohl ewig die schrecklichste Jahreszahl der deutschen Geschichte bleiben.“³² (Der kluge Graf Kessler, der diesen Satz niederschrieb, sollte sich ebenfalls täuschen.)

Von allen Umwälzungen, die das Ende des Ersten Weltkriegs mit sich brachte, war die hier geschilderte gewiss eine der geringsten. Gleichwohl hat sie es ermöglicht, dass in Baden wie-

der Ordenshäuser entstanden, die wiederum, zumal in der folgenden schlechten Zeit,³³ vielen jungen Menschen den Zugang zum Ordensleben ermöglichten oder wenigstens erleichterten; und diese Menschen haben dann als Ordensleute an vielen Orten lange und segensreich gewirkt. Manchmal sind es die Gegenwinde, die die Schiffe in den richtigen Hafen treiben.³⁴

Anmerkungen

- 1 Gröber, Conrad: Römisches Tagebuch. Hrsg. von Johannes Werner. Freiburg/Basel/Wien 2012, 323f.
- 2 Vgl. Werner, Johannes: In Wieden. Nach Aufzeichnungen von Conrad Gröber. In: Badische Heimat 1/2012, 60–63.
- 3 Außer ins Elsass, um das es hier hauptsächlich geht, hatten sich die Orden aus Deutschland vor allem in die Schweiz und in die Niederlande zurückgezogen: so etwa die „Gesellschaft vom Göttlichen Wort“ nach Steyl, die Herz-Jesu-Priester nach Sittard, die Oblatenmissionare nach Valkenburg, die Picpus-Genossenschaft nach Sempelveld, die Redemptoristen und die Kamillianer nach Vaals und die Jesuiten nach Blijenbeek, Valkenburg und Sittard (wo auch Augustin Bea aus Riedböhringen, der spätere Kardinal, seine ersten Ordensjahre verbrachte, ohne jede Hoffnung, jemals wieder heimkehren und seine Eltern wiedersehen zu können). Allein im Umkreis von Steyl gab es nicht weniger als 28 deutsche Klöster; vgl. Sinnigen, Ansgar: Katholische Ordensgenossenschaften in Deutschland. Die missionierenden Genossenschaften. Köln 1935, 79f. – Insgesamt vgl. Braunsberger, Otto: Rückblick auf das katholische Ordenswesen im 19. Jahrhundert. Freiburg 1901.
- 4 Nicht ganz zu Unrecht; vgl. z. B. Bernhart, Joseph: Der Kaplan. Aufzeichnungen aus einem Leben. 2. Aufl. München 1924, 87–96.
- 5 Hansjakob, Heinrich: Der Kapuziner kommt! Ein Schreckensruf im Lande Baden. Freiburg 1902. – Mit diesem Ruf wurden die Kapuziner angekündigt, wenn sie von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus zogen, um zu „terminieren“, d. h. Nahrungsmittel und Almosen zu erbetteln (vgl. z. B. Keust, Matthäus: Kapuzinerleben. Erinnerungen eines törichten Herzens. 1840–1894. Hrsg. von Paul Hugger und Christian Schweizer. Zürich 1999, 121). Hansjakob hat diesen Brauch, der auf die ursprüngliche Ordensregel zurückgeht, gewiss gekannt und auch den Ruf gehört, den er im Titel seiner Flugschrift ironisch zitiert.
- 6 Röder von Diersburg, Heinrich Freiherr: Zur Klosterfrage in Baden. Lahr 1902; bes. 58–60.
- 7 Schofer, Josef: Die Klosterfrage im Großherzogtum Baden. Ein Beitrag zur kirchenpolitischen Geschichte der badischen Heimat. Karlsruhe 1918. – Vgl. Hug, Wolfgang: Die Klosterfrage im Großherzogtum Baden. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 6 (1987), 87–98; Braun, Karl-Heinz: Die Gründung der Erzdiözese Freiburg und die Klosterfrage im 19. Jahrhundert. In: Hogg, Theodor/Kremer, Bernd Mathias (Hrsg.): Wo Gott die Mitte ist. Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese Freiburg in Geschichte und Gegenwart. Lindenberg 2002, 82–91.
- 8 Vgl. Henze, Barbara: Die übrigen Orden. In: Smolinsky, Heribert (Hrsg.), Geschichte der Erzdiözese Freiburg. Bd. 1 (= Von der Gründung bis 1918). Freiburg/Basel/Wien 2008, 331–387.
- 9 Bei den hier und weiterhin genannten Gemeinschaften handelt es sich im kirchenrechtlichen Sinn meist nicht um Orden, sondern um Kongregationen; da sich der Begriff im Sprachgebrauch aber eingebürgert hat, wurde er beibehalten.
- 10 Vgl. u. a. Burger, Wilhelm (Hrsg.): Das Erzbistum Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart. Ein kirchliches Heimatbuch. Freiburg 1927, 128–146; Heizmann, Johannes: Die Klöster und Kongregationen der Erzdiözese Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart. München-Kolbermoor 1930; Wolfgang Müller (Hrsg.): Die Klöster der Ortenau. Offenburg o. J.; Hogg/Kremer, a. a. O.
- 11 Vgl. Werner, Johannes: Von den vergeblichen Versuchen der Beuroner Benediktiner, in Mittelbaden Fuß zu fassen. In: Die Ortenau 92 (2012), 407–414.

- 12 Heuß-Knapp, Elly: Ausblick vom Münsterturm. Erlebtes aus dem Elsaß und dem Reich. Berlin-Tempelhof o. J., 122. – Der Verfasserin und ihrem Vater, der seit Jahrzehnten an der Universität von Straßburg lehrte, sollte es nicht viel besser ergehen.
- 13 Zit. n. Hogg/Kremer, a. a. O. 163. – Vgl. Burkart, Martin: Durmersheim. Die Geschichte des Dorfes und seiner Bewohner. Von den Anfängen bis ins frühe 20. Jahrhundert. Durmersheim 2002, 266–267.
- 14 Vgl. Werner, Johannes: Tourismus vor 1800. Die mittelbadischen Wallfahrten nach Maria Bickesheim, Maria Linden und Moosbronn. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 51 (2012), 121–128.
- 15 Heizmann, a. a. O. 107.
- 16 Vgl. Sinnigen, Ansgar: Katholische Männerorden Deutschlands (außerhalb der Superioren-Vereinigung). 2. Aufl. Düsseldorf 1934, 135–137.
- 17 Strohmeier, W[illibald]: Kongregation der Schwestern vom hl. Josef. Provinz-Mutterhaus Kloster St. Trudpert, Münstertal (Baden). Düsseldorf [1931], 18.
- 18 Die Congregation der Schwestern vom Allerheiligsten Heiland. 1849–1949. Ein bebildeter Bericht über ihr 100jähriges Werk. O. O. 1949, 60.
- 19 Vgl. ebd., 96–98. – Vgl. auch: Leben der Mutter Alfons-Maria. Elisabeth Eppinger. 1814–1867. Gründerin der Kongregation der Schwestern vom Allerheiligsten Heiland. Versuch einer Biographie von einer ihrer Töchter. Colmar o. J., 271.
- 20 Noch 1930 bereiteten sich im Mutterhaus in Bühl 98 Kandidatinnen und 92 Novizinnen auf ihr Ordensleben vor.
- 21 Vgl. Borgia, M. Francis: He Sent Two. The Story of the Beginning of the School Sisters of St. Francis. Milwaukee 1965.
- 22 Zit. n. Heberle, Archangela: Die Erlenbader Franziskanerinnen. Beiträge zur Geschichte der europäischen Provinz der Kongregation der Schwestern des hl. Franziskus in Erlenbad. Erlenbad 1976, 78.
- 23 Vgl. ebd., 65–84.
- 24 Philippe, Joseph: Erinnerungen an die Ehrwürdige Mutter M. Alexia, Stifterin und erste General-Oberin, und Geschichte der Schulschwestern des heiligen Franziskus. 2. Aufl. Milwaukee 1929, 167.
- 25 Ebd.
- 26 Ebd., 170.
- 27 Ebd., 169–170. – Das Grab der Gründerin wurde 1920 nach Erlenbad verlegt.
- 28 Ebd., 168.
- 29 Ebd., 169.
- 30 Ebd., 84.
- 31 Zit. n. Hug, 97.
- 32 Kessler, Harry Graf: Tagebücher. 1918–1937. Hrsg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli. Frankfurt a. M. 1961, 89 (Eintrag vom 31.12.1918). – Ein charakteristisches Beispiel für die allgemeine Verwirrung ist der von René Schickele vorgebrachte Vorschlag, „das Elsaß durch Matrosen zu revolutionieren, als rote Republik auszurufen und so für das deutsche Volk zu retten“ (ebd., 23).
- 33 „Ins Kloster ... Hm, das ist zu jetzigen Zeiten schon bald das beste“, heißt es, durchaus exemplarisch, in einem autobiographischen Bericht aus jenen Jahren (Graf, Oskar Maria: Das Leben meiner Mutter. München 1966, 429; vgl., mit weiteren Beispielen, auch Werner, Johannes: Wenn ein Orden stirbt. Sozialgeschichtliche Anmerkungen. In: Erbe und Auftrag 5/1991, 352–357; bes. 353–355).
- 34 Der Verf. hat einige der genannten Ordensgemeinschaften in eigenen Beiträgen behandelt, die hier nur summarisch angeführt werden sollen: Die „Bühler Schwestern“ im Lauf der Zeit. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 39 (2000), 86–96; Mutterhaus Maria-Tann. Zur Geschichte der Schulbrüder in Deutschland. In: Almanach (Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises) 29 (2005), 129–132; Die Schwestern von Neusatzeck. Ihre Geschichte seit nunmehr 150 Jahren. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 44 (2005), 109–116; Kloster Neusatzeck oder: Wie sich die Zeiten ändern. In: Die Ortenau 86 (2006), 341–350; Franziska Höll, genannt Mutter Alexia. Ein Frauenleben zwischen Baden und Amerika. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 46 (2007), 105–112; Das Herz-Jesu-Kloster in der Okenstraße. In: Freiburger Almanach 58 (2007), 65–70.

Die Beschlagnahme der elsässischen Glocken während des Ersten Weltkriegs

Christine Muller



Große Anzahlen von Glocken fielen bereits den früheren Kriegen, insbesondere dem Dreißigjährigen Krieg, sowie der französischen Revolution zum Opfer, um, unter anderem, zu Kriegsmaterial umgegossen zu werden. 1917 mussten die Kirchtürme erneut beisteuern. Ein Teil des bereits während des 19. Jahrhunderts wiederhergerichteten Geläutes verschwand damals. Das Gleiche sollte sich nochmals während des Zweiten Weltkrieges abspielen, jedoch blieben die Schäden wegen des kurzen Zeitraums weit geringer.

Die archivalischen Quellen

Ein großer Teil der die Beschlagnahme von 1917 betreffenden Dokumente befindet sich im *Service de l'Inventaire, Palais du Rhin* in Straßburg¹. Weitere Dokumente sind im Erzdiözesanarchiv (Archives de l'Archevêché de Strasbourg)² aufbewahrt. Das Bezirksarchiv Unter-Elsass (Archives Départementales du Bas-Rhin) bewahrt, unter anderem, Verzeichnisse der beschlagnahmten Glocken.³ Im Straßburger Stadtarchiv (Archives Municipales de Strasbourg) befinden sich im Nachlass von Chanoine Muller durch Hugo Rahtgens verfasste Dokumente.⁴ Das Bezirksarchiv des Ober-Elsass (Archives Départementales du Haut-Rhin) beherbergt Akten, die das ganze Elsass betreffen,⁵ da der Archivar Emile Herzog mit der Aufnahme der beschlagnahmten Glocken sowie deren Inschriften beauftragt wurde. Nach dem Kriege kümmerte er sich auch um die Zurückführung der in Frankfurt noch lagernden und noch nicht eingeschmolzenen Glocken. In einem dicken eingebundenen Band, „*Inventar der Elsässischen Glocken*“ betitelt, hat er sämtliche Angaben zusammengefasst.

Die Bekanntmachung zur Beschlagnahme

Die deutsche Verwaltung lässt schon im Oktober 1915 die alten Glocken, die nicht im Gebrauch sind, aufnehmen, um sie zu erwerben.⁶ In Österreich wurde schon 1916 beschlagnahmt.⁷ In den elsässischen Räumungsgebieten, wie z. B. in Rimbach-Zell, wurden die Glocken bereits 1916 ausgebaut.⁸ Die Bekanntma-

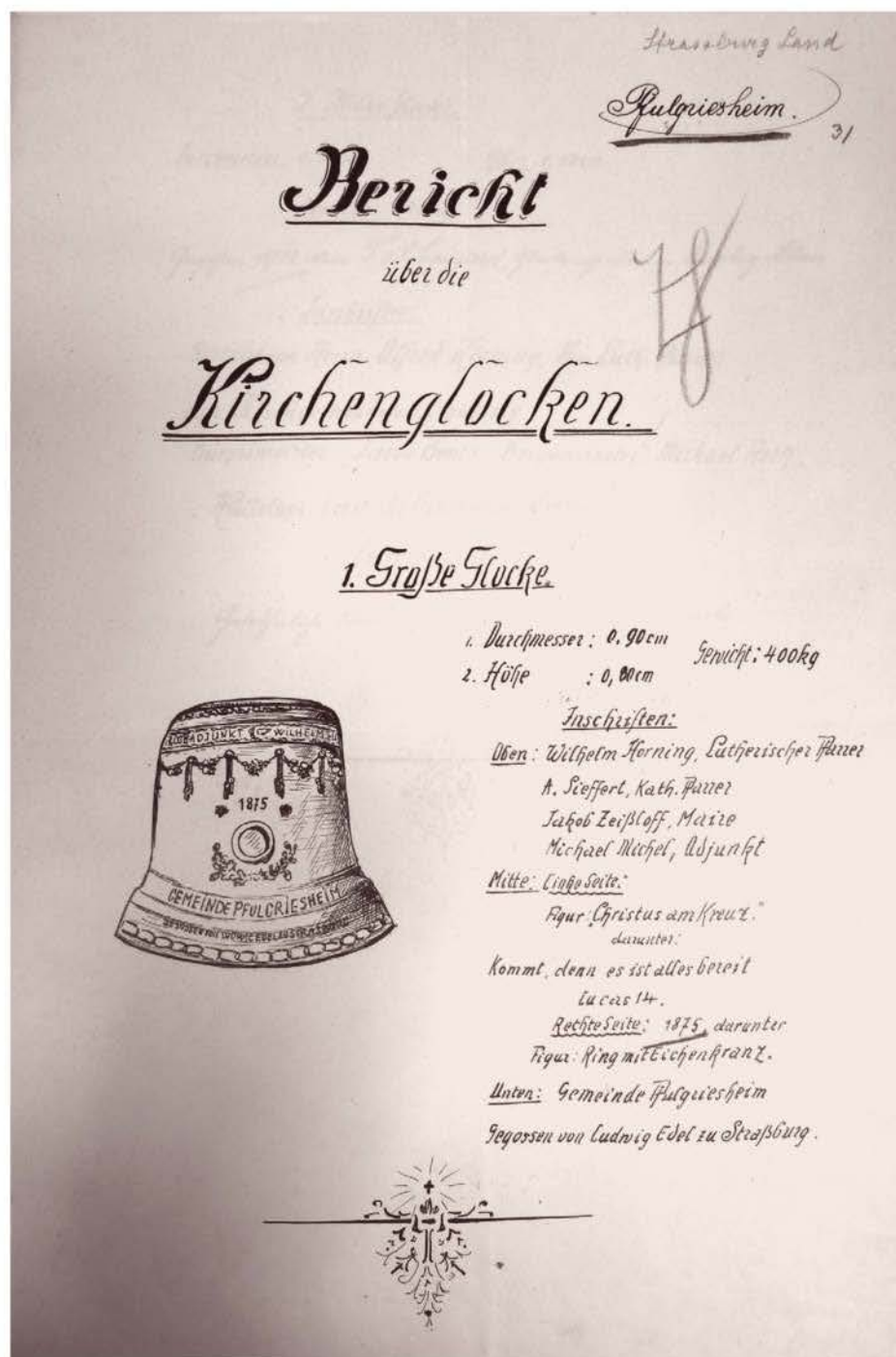


Abb. 1: Bericht aus Pfulgiesheim. (Service de l'Inventaire, Strasbourg)

chung die Beschlagnahme der Bronzeglocken betreffend, trägt das Datum vom 1. März 1917. Jedoch bereits am 24. Februar 1917 schrieb das Kriegsministerium dem Bischof von Straßburg, um ihn um Unterstützung zu bitten; die Beschlagnahme solle „unter Berücksichtigung der gottesdienstlichen Bedürfnisse“ ausgeführt werden. Am 2. März hat das Bistum schon ein Rundschreiben verfasst.⁹ Anscheinend war es der Verordnung vorgegangen und verlangte schon im Februar Angaben über die Glocken, wie es aus der Antwort von Duppigheim an das Bischöfliche Ordinariat (im April) hervorgeht.¹⁰

Laut dieser Verordnung vom 1. März werden „... sämtliche aus Bronze gegossenen Glocken mit Ausnahme der in § 3 aufgeführten Bronzeglocken“ von der Bekanntmachung betroffen.¹¹ „Ausgenommen von den Bestimmungen dieser Bekanntmachung sind Bronzeglocken, deren Einzelgewicht unter 20kg beträgt, Glocken in mechanisch betriebenen Glockenspielen, Glocken für Signalzwecke bei Eisenbahnen, auf Schiffen, Strassenbahnen und Feuerwehrfahrzeugen.“

Die „Metall-Mobilmachungsstelle Kriegs-Rohstoff-Abteilung des Kriegsamts“ überwacht die Beschlagnahme. Eine Aktiengesellschaft, die Kriegsmetall Aktiengesellschaft, „nimmt im Auftrage des Kriegsministeriums die Sendungen entgegen und leistet die Zahlungen an die beauftragten Behörden“.

Die Glockenbesitzer werden nach Gewicht entschädigt: „Der von der beauftragten Behörde für die Glockenbronze zu zahlende Übernahmepreis wird für die aus einem Bauwerk ausgebauten Glocken wie folgt festgesetzt:

- a) bei Geläuten mit einem Gesamtgewicht von 665 kg. auf 2,- Mk. für das Kilogramm, zuzüglich einer festen Grundgebühr von 1000 Mk. für das Geläut;
- b) bei kleinen Geläuten bis 665 kg. auf 3,50 Mk. für das Kilogramm, ohne jede weitere Grundgebühr. Massgebend ist für die Preisberechnung das aus einem Bauwerk ausgebaute gesamte Bronzegewicht. Die Übernahmepreise enthalten den Gegenwert für die abgelieferten Bronzeglocken einschliesslich aller mit der Ablieferung verbundenen Leistungen, wie den Ausbau der Bronzeglocken, die Entfernung der Klöppel und Klöppelöhre und die Ablieferung an die Sammelstellen.“

„Die Glocken werden durch ernannte Kunstsachverständige geprüft und in drei Gruppen eingeordnet:

- in Glocken ohne Kunstwert (Gruppe A)¹² bzw. „deren Verzierung nicht über den Durchschnitt der handwerksmässigen Arbeit ihrer Zeit hinausgeht, oder deren Umschriften keine hervorragende Bedeutung haben.“
- in Glocken mit mässigem Kunstwert (Gruppe B)¹³.
Emile Herzog spricht bezüglich auf diese Klasse auch von „Glocken von mässigem Kunstwert, besonders auch solche aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.“
- in solche mit hohem Kunstwert (Gruppe C).¹⁴

„Für die Erhaltung der Glocken war es im Prinzip gestattet, von jeder Stilart und von jedem Giesser ein Exemplar vor dem Einschmelzen zu bewahren, doch durften solche Glocken das Gewicht von 500kg nicht übersteigen.“

Laut *Anweisung an die Kommunalverbände* sind „Die Gesamtzahl der eingegangenen Meldungen und das sich aus ihnen ergebende Gesamtgewicht in den einzelnen Gruppen ... von den beauftragten Behörden bis spätestens zum 14. April 1917 der Metall-Mobilmachungsstelle auf Anlage 2 mitzuteilen. Die beauftragten Behörden haben weiterhin spätestens bis zum 15. Juni 1917 für die noch nicht oder nicht endgültig von den zuständigen Sachverständigen beurteilten, in Gruppe B aufgeführten Bronzeglocken von wissenschaftlichem, geschichtlichem oder Kunstwert das endgültige Gutachten einzuholen und für die Gruppen A, B und C eine zweite berichtigte Meldung auf dem als Anlage 2a beigefügten Meldeschein an die Metall-Mobilmachungsstelle einzureichen ...“

„Zum Ausbau der Glocken und zu deren Abfuhr an die Sammelstellen, oder bei größeren Gewichten an die Bahnstationen, sind die Kirchengemeinden verpflichtet ...“¹⁵ „Die beauftragten Behörden haben Räume zur Verfügung zu stellen, welche eine sichere Lagerung der abgelieferten Mengen gewährleisten, und haben für Bewachung zu sorgen. Sie haften für Vorsatz und grobe Fahrlässigkeit.“ Die Endsammelstelle befindet sich in Frankfurt a/M. „im Lager-schuppen der Kriegsmetall-Aktien-Gesellschaft am Osthafen, Dieselstrasse“.

„Glocken die bis zum festgesetzten Termin nicht abgeliefert waren, wurden auf dem Wege der Zwangsvollstreckung auf Kosten des Besitzers abgeholt: die Zwangsvollstreckung für sämtliche A = Glocken mußte bis 30. September 1917 beendet sein.“¹⁶

Bereits am 3. März 1917 geht ein Schreiben an den Konservator der geschichtlichen Denkmäler im Elsass, Dombaumeister Johann Knauth: die Metall-Mobilmachungsstelle in Mulhouse „ersucht ergebenst um Einsendung einer Aufstellung der Ihrer Meinung nach mit Kunstwert versehenen Glocken. Es wäre angenehm, wenn Sie eine Unterteilung nach solchen mit besonderem und solchen mit mäßigem Kunstwert vornehmen würden.“ Am 7. März sendet Knauth „ein Verzeichnis der mit Kunstwert versehenen Glocken im Elsaß, deren Befreiung von der Beschlagnahme geboten erscheint ...“, und fügt hinzu: „Ich bemerke dazu noch, daß es zur Zeit noch unmöglich ist, ein endgültiges Verzeichnis vorzulegen; zugleich mache ich noch darauf aufmerksam, daß möglichenfalls das vorliegende Verzeichnis Glocken enthält, die nicht mehr vorhanden sind.“ Knauth sucht Rat bei seinem Kollegen, dem Dombau-meister Schmitz in Metz, Konservator der geschichtlichen Denkmäler im Elsass, dem er am 5. März schreibt.

Weitere Briefe gehen am 5. März an das Direktorium der Kirche Augsburgischer Konfession und an das Konsistorium der Reformierten Kirche, mit der Bitte „die betreffenden Kirchenverwaltungen u. s. w. zu ersuchen, gegebenenfalls die entsprechenden



Anträge [zur Befreiung; Anm. der Verf.] *baldmöglichst zu stellen ...*“. Ein ähnliches Schreiben geht auch an das Bistum. Knauth wünscht, dass sämtliche Kirchenverwaltungen Bestandverzeichnisse ihrer Glocken aufstellen und vorlegen. Für ihn handelt es sich nicht nur darum, die befreiten Glocken zu dokumentieren, sondern auch darum, *„eine aus geschichtlichen Gründen wünschenswerte vollständige Liste der abgelieferten Glocken zu erhalten“*.

Am 24. März wendet sich Knauth an den Oberleutnant Luÿken im Kriegs-Amt Strasbourg und schreibt, dass es *„in Ansehung der für die Ablieferung der Glocken neuerdings festgesetzten kurzen Termine zweckmäßig sein dürfte, wenn eine möglichst summarische Prüfung der Glocken und zwar an den Sammelstellen vorgenommen wird. Es scheint sich dieses um so mehr zu empfehlen, als ich aus unserer heutigen Besprechung entnehmen darf, daß für die Regel von einer Zertrümmerung der Glocken im Glockenstuhl Abstand genommen wird, die Glocken also unversehrt zur Sammelstelle transportiert werden sollen ...“*.

Der vorgesehene Ablieferungstermin wird überschritten, die Kriegsamtsstelle teilt daher mit *„daß der Abtransport der in Frage kommenden Gegenstände bis spätestens am Sonnabend den 21.4. beendet sein muß, und ersucht die Kreisdirektion, entsprechende Maßregeln zu treffen und den Erfolg umgehend ... mitzuteilen“*.

Die Beschlagnahme wird im Eiltempo vollstreckt, wie es Bischof Fritzen am 10. Mai bemerkt: *„Während sodann in Alt-*

Abb. 2: Blick auf das Lager. (AAS)

deutschland mit dem Abtransport der Glocken noch nicht oder doch kaum begonnen worden ist und zum Zweck der zuverlässigen Inventarisierung und sachgemässen Klassifizierung der Glocken behufs Erhaltung der besonders ... wertvollen Glocken der Termin der Wegnahme bis zum 15. Juni, in Preussen bis noch später, in Aussicht gestellt ist, wurde die Beschlagnahme der Glocken in einzelnen Kreisen meiner Diözese mit einer solchen Hast und Eile durchgeführt, dass die endgültige Aufstellung der Listen und die Prüfung der Glocken durch die von der Regierung eingesetzte Sachverständigenkommission in vielen Fällen unmöglich war.“

Emile Herzog berichtet: *„Für das Elsass, besonders für das Oberelsass, wurde wieder eine Ausnahme gemacht. Hier sollten alle Glocken ohne Unterschied abgeliefert werden, und zwar sofort in möglichster Eile. Denn trotz aller Siegeszuversicht war die Heeresleitung von einem etwaigen Vordringen des französischen Heeres in den Vogesen überzeugt, und in einem solchen Falle durften dem „Feinde“ keine Gegenstände und Werte in die Hände fallen, die ihm dienlich sein könnten.¹⁷ Ausserdem sollte das Land, wenn es an Frankreich zurückfallen sollte, und daran schien von vornherein kein Zweifel bestanden zu haben, möglichst aller seiner Werte beraubt werden.“*

Eine Mitteilung der Geschäftsstelle der Kriegsmetall-Aktiengesellschaft vom 28. Oktober 1917 bestätigt, dass *„in den letzten Wochen keine elsässischen Glocken mehr auf dem Sammellager eingetroffen sind und nach Mitteilung der Kriegsamtsstelle hierselbst die Ablieferung vollzählig erfolgt ist“*. Laut Emile Herzog dauerte die Ablieferung *„vom April 1917 bis Sommer 1918“¹⁸*. *„Die elsässischen Glocken wurden in Frankfurt im Auftrage der Regierung vorerst genau inventarisiert und nach ihrem künstlerischen oder historischen Werte klassiert. So konnte ihre Vernichtung zum Teil hinausgeschoben, zum Teil ganz verhindert werden. Dagegen mußten die französischen Glocken, die im Sommer 1917 und später täglich herangefahren wurden, sofort in die Giessereien wandern.“¹⁹*

Laut Regierungsrat Schütz sollte für das Jahr 1918 *„eine nochmalige Durchprüfung der Orgelpfeifen und Glocken vorgenommen werden ...“*.

Die Beteiligten

Der Konservator der geschichtlichen Denkmäler im Elsass, Dombaumeister Johann Knauth,²⁰ wurde beauftragt, die Beschlagnahme der Glocken (und der Orgelprospektpfeifen) zu beaufsichtigen. Zwei Sachverständige standen u. a. Knauth bei: Kanonikus Eugène Muller²¹ und „Regierungsrat“ Schütz.

Emile Herzog,²² Assistent im Stadtarchiv Colmar, später Leiter des Bezirksarchivs Oberelsaß, schildert, wie er dazu kam,

die Glocken zu inventarisieren: „Am 28. März 1917 war Herr Dombaumeister Knauth aus Strassburg, der zugleich mit Herrn Regierungsrat Schütz und Professor Müller als Sachverständiger fungierte, auf dem Colmarer Stadtbauamt bei Herrn Stadtbaumeister Bertsch und verhandelte über die Ablieferung der Colmarer Glocken. Ich wurde zu der Unterredung hinzugezogen und erreichte es nach längeren Auseinandersetzungen, dass auf St. Martin nicht die kleinste Glocke, wie es Vorschrift war, sondern die grösste zurückbleiben durfte. Zugleich bat mich H. Dombaumeister Knauth, die im Garten des Bezirkspäsidiums lagernden und aus den geräumten Ortschaften des Oberelsass stammenden Glocken zu inventarisieren ... Wohl auf Grund dieser Arbeit wurde ich am 7. bzw. 11. Mai 1917 vom Ministerium in Strassburg beauftragt, sämtliche nach Frankfurt a/M verbrachten elsässischen Glocken zu inventarisieren ...“

Herzog wird Mitte Mai nach Frankfurt geschickt, da angeblich „sämtliche elsässische Glocken in Frankfurt gelagert seien“. Die Arbeit sollte binnen 10 oder 12 Tagen beendet sein. (Abb. 4)



Abb. 3: Titelblatt aus Emile Herzogs Inventar der elsässischen Glocken. (AHR, Fonds Herzog)

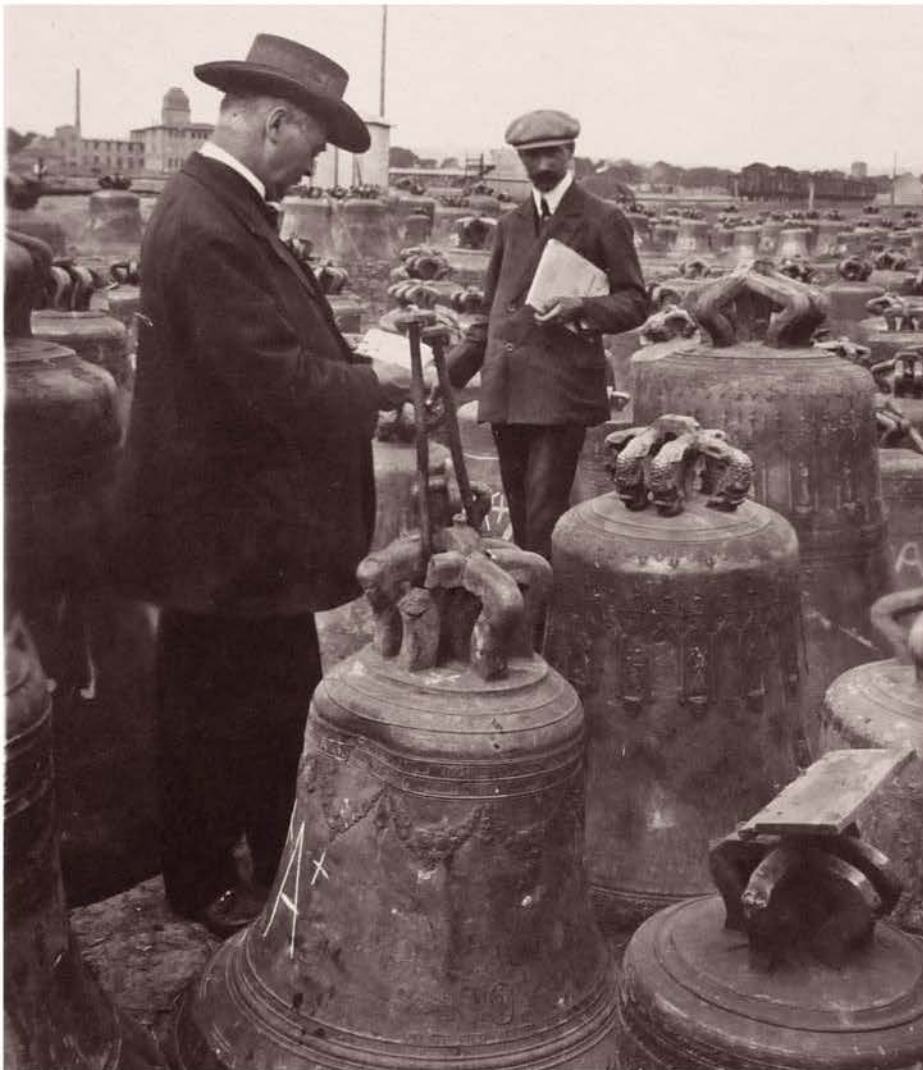


Abb. 4: Kanonikus Muller und Emile Herzog (?). (Service de l'Inventaire, Strasbourg)

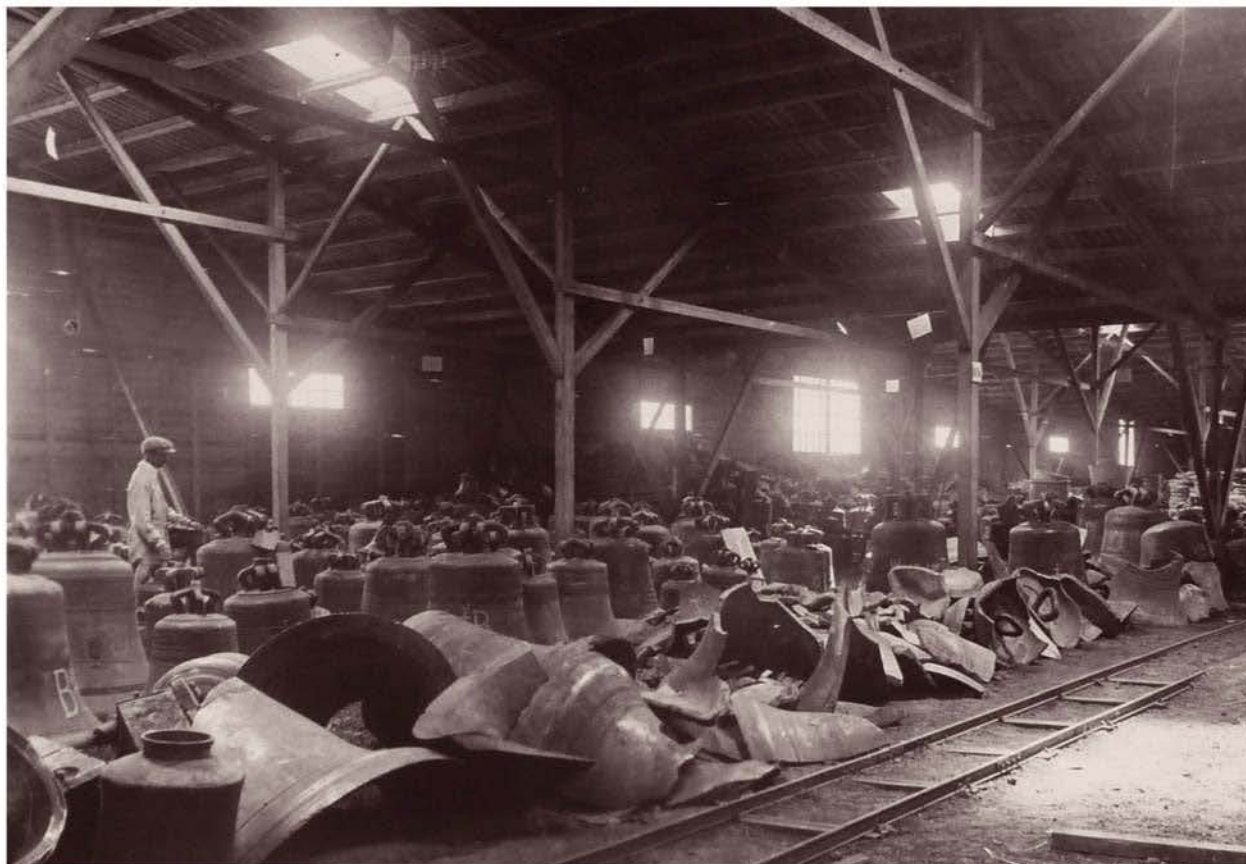
Herzog schildert seine Arbeit: *„Der Aufenthalt in Frankfurt war wegen der Knappheit an Nahrungsmitteln nichts weniger als angenehm und ich machte die Sache so kurz wie nur möglich ... Ich hatte vollständig freie Hand, die Glocken nach bestimmten Grundsätzen in die A-, B- oder C-Klasse aufzunehmen und nach Vollen- dung grösserer Partien wurde die Arbeit von Regierungsrat Schütz und Professor Müller besichtigt. Öfters hatte ich Schwierigkeiten mit der Metallmobilmachungsstelle, wenn es galt, die eine oder die andere Glocke vor dem Einschmelzen zu bewahren. Man machte uns den Vorwurf, dass wir zu viele Glocken dem Heeresbedarf entziehen wollten. Trotzdem setzte ich es durch, dass von ungefähr 2000 abgelieferten Glocken 344 Stück gerettet wurden.“*

Anfangs Oktober 1917 befürchtet Herzog, die Arbeit abbrechen zu müssen: *„Bis jetzt geht alles gut in Colmar. Ich glaube aber, dass die älteren Beamten, die eingezogen sind, gegen jüngere ausgetauscht werden. Ich würde es sehr bedauern, die Inventarisierungsarbeiten, die mich ungemein interessieren und schon zu drei Vierteln vollendet sind, nicht zum Abschluss bringen zu können. Es sind nämlich noch viele neuangefahrene Glocken, worunter sehr interessante Stücke, in Frankfurt aufzunehmen; auch das Photographieren und Skizzieren verschiedener Einzelheiten wäre noch auszuführen und dann erübrigte sich noch, einen eingehenden Bericht über sämtliches Material zu machen ...“*

Herzog verfertigte Abgüsse²³ und fotografierte. Das Fotografieren wurde ihm jedoch untersagt: *„In den letzten Tagen schickte ich mich an, von interessanten Glocken verschiedene Einzelheiten photographisch aufzunehmen, als der Pförtner des Lagers im Auftrage des Herrn Cahn mich ersuchte, es zu unterlassen bis in Berlin angefragt sein würde, ob das Photographieren statthaft wäre. Ich unterliess es und die darauffolgenden regnerischen Tage machten derartige Arbeiten gänzlich unmöglich ...“*

Ursprünglich sollte die Arbeit vom Dipl.-Ing Dr. Hugo Rahtgens, einem Kunsthistoriker aus Lübeck, ausgeführt werden: *„Anfangs teilte sich Dr. Rahtgens²⁴ aus Strassburg in die Arbeit, machte photographische Aufnahmen und Abgüsse der Ornamente“,* wo diese jedoch verblieben sind, ist nicht bekannt. Doch nach einigen Tagen kehrte er nach Straßburg zurück, und Herzog musste die Inventarisierung selbst besorgen. *„Dies dauerte mit mehreren Unterbrechungen bis November 1917.“*

Andererseits wurden musikalische Gutachten durch Kanonikus Dr. François-Xavier Mathias, Musikwissenschaftler,²⁵ ausgeführt, wie z. B. in Sarre-Union, am 15. Oktober 1917. Bei den Nachprüfungen von 1918 wird *Gustav Erlemann* aus Trier ernannt werden.



Am 12. Juni wird Herzog benachrichtigt, dass „das Kriegsamt ... die schleunige Ablieferung der Glocken A [verlangt] und erklärt, keine weitere Frist für die Aufnahme der Inschriften ... zugestehen zu können.“

Am 24. Juli teilt die Geschäftsstelle der Kriegsmetall-Aktiengesellschaft mit, dass „inzwischen weitere 2–300 Glocken auf dem dortigen Sammlager eingetroffen seien und die umgehende Wiederaufnahme der Inventarisierung zur Vermeidung einer Verzögerung der Ablieferung geboten erscheint“. (Es ist sogar die Rede von 510 Stück.)

Am 6. September bittet die „Zentrale in Berlin ...“, dass die Liste über die Bronze-Glocken ihr möglichst bald zugestellt wird, da ihr sonst eine Abrechnung mit den Gemeinden nicht möglich ist“. Am 21. August schreibt Herzog: „Ich glaube kaum, dass noch viele els. Glocken ausstehen, da die Kreise Zabern, Hagenau & Weißenburg so ziemlich vertreten sind. Wir können z. Zt. mit rund 2000 invent(arisierten) Glocken rechnen.“

Am 3. Dezember schreibt Herzog an Cahn: „Die Liste der A Glocken werde ich Ihnen morgen oder übermorgen zusenden.“

Am 3. Dezember schreibt Herzog auch an Pr. Müller: „Es sind schon viele Glocken wegtransportiert worden, so sämtliche zerschlagene und was in der Halle war, mit Ausnahme der B & C Glocken. Ich bin fest davon überzeugt, dass verschiedene Glocken der A

Abb. 5: Blick in die Halle, mit zerschlagenen Glocken. (Service de l'Inventaire, Strasbourg)

Gruppe weg sind, ohne dass sie inventarisiert wurden, den (sic) ich vermisste mehrere, die ich bereits mit A bezeichnet, jedoch noch nicht aufgenommen hatte ...“ „Mit den Läuteglocken ist es eine Kalamität. Herr Cahn sagt, es dürften als solche nur Stücke bis zu 500kg in Betracht kommen. Ferner will er sie mit A oder B und speziell noch als Läuteglocke bezeichnet haben, da dort die Ansicht vertreten wird, dass die B Glocken auch in nächster Zeit drankommen würden ... Doch möchte ich darauf hinweisen, dass bei uns beinahe alles weg ist, während dort ... noch beinahe alles in den Türmen hängt, und man mit unseren B Glocken solange zu warten hätte, bis allenthalben alle A Glocken verbraucht sein würden.“

Am 7. Dezember sendet Herzog der Geschäftsstelle der Kriegs-Metallaktiengesellschaft die Liste der 1464 inventarisierten A- Glocken. Die Listen der B- und C Gruppe hatte er bereits abgegeben. Das fertiggestellte Inventar der elsässischen Glocken überreicht er Regierungsrat Schütz am 20. Dezember.

Die Läuteglocken

Es sollte jeweils in jeder Kirche eine Glocke, grundsätzlich die kleinste, als Läuteglocke zurückbelassen werden. In einigen Fällen musste noch in Frankfurt eine Glocke zurückbehalten werden, da dies im Elsass nicht geschehen war.

Am 11. April 1917 wird festgestellt, dass bezüglich der Ablieferung der Glocken immer noch Unklarheiten bestehen: *„Die Kriegsamtsstelle erhält vielfach Gesuche, daß die größte Glocke als Läuteglocke behalten bleiben dürfe, weil sie gottesdienstlichen Zwecken diene oder mit dem Schlagwerk der Uhr in Verbindung stehe. Es wird in diesen Gesuchen verkannt, daß die Ablieferung der Glocken eine vaterländische Notwendigkeit ist und das Glockenmaterial für Heereszwecke äusserst dringend gebraucht wird. Maßgebend für die Belassung einer Glocke ist lediglich militärische Rücksicht, wenn die betreffende Glocke als Alarmglocke dienen soll. Hierfür genügt im allgemeinen die kleinste Glocke; auch ist es nicht nötig, daß in jeder Gemeinde zu diesem Zwecke eine Glocke verbleibt, sondern die örtlichen Verhältnisse sind in zweckmässiger Weise zu berücksichtigen.“*

Ende Oktober 1917 geht folgendes Schreiben an Herzog: *„Beifolgend erhalten Sie Abschrift eines Verzeichnisses der Gemeinden, für die auf dem Sammellager der Kriegsmetall-Aktiengesellschaft in Frankfurt a/M eine Glocke als ‚Läuteglocke‘ zurückzubehalten ist. Ich ersuche Sie gelegentlich der vorzunehmenden Schlussinventarisierung dafür zu sorgen dass diese Stücke, soweit es nicht bereits geschehen ist, so kenntlich gemacht werden, dass ihr Abtransport zwecks Einschmelzung verhindert wird.“*

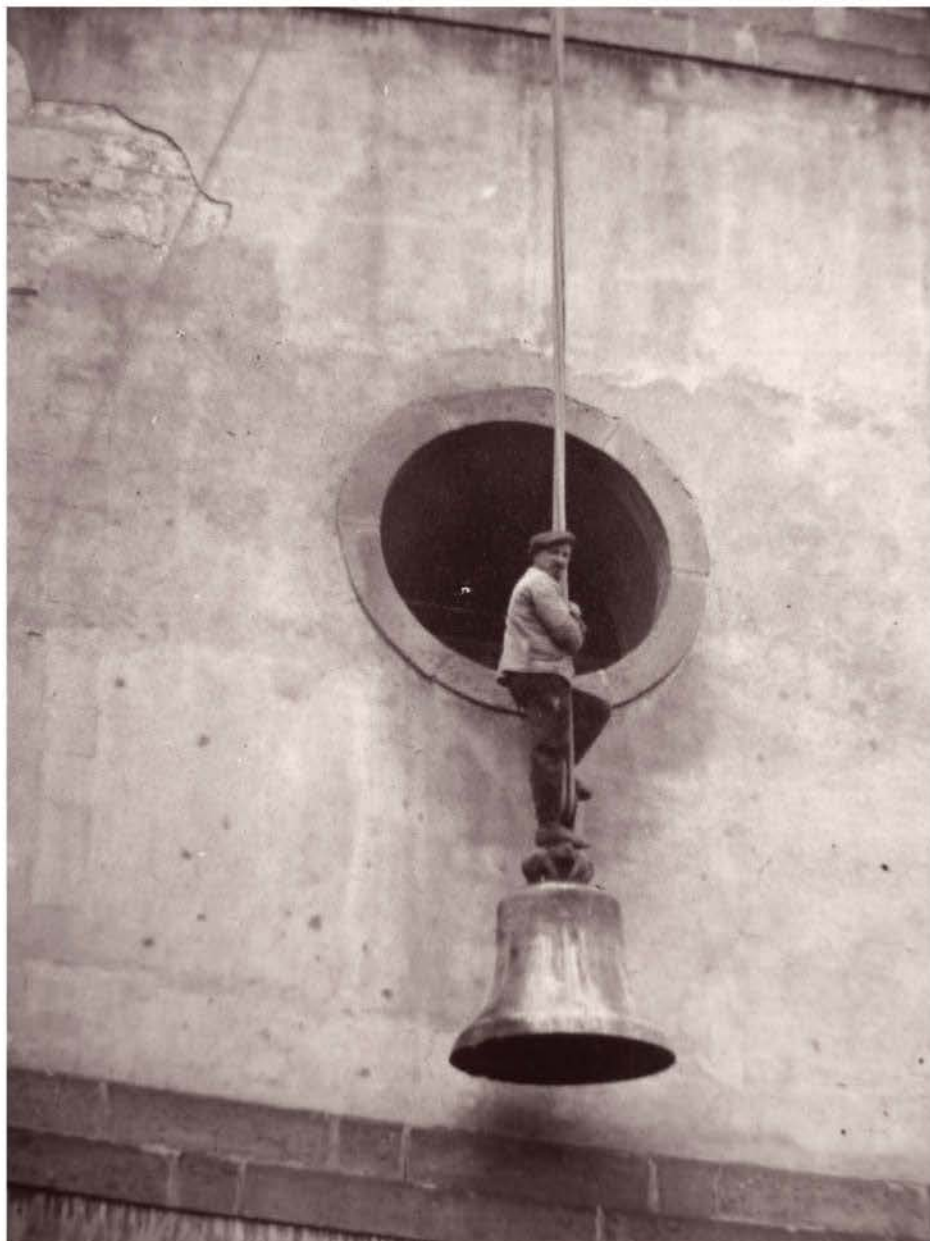


Abb. 6: Abnahme in Wettolsheim. (AHR, Fonds Herzog)

Im November 1917 fragt Herzog den Regierungsrat Schütz: „Sollen die als ‚Läuteglocken‘ zu bezeichnenden Glocken eine andere Bezeichnung als B oder C erhalten? Bisher bezeichnete ich sie mit B, da sie auf dem beiliegenden amtlichen Formular unter B genommen sind. Sollen ferner für Gemeinden, denen schon C- oder B-Glocken belassen sind, besondere Läuteglocken reserviert werden? Ich glaube nicht. Dann noch eine Bemerkung! Es fiel mir schon auf, dass ich die Glocken einiger geräumter Ortschaften, für die nach dem mir übersandten Verzeichnis eine Läuteglocke reserviert werden soll, bei meinem letzten Aufenthalt in Frankfurt nicht finden konnte, ob-
schon ich sie suchte. Ich meine besonders Sennheim [Cernay], Wattweiler, Steinbach etc, alles mehr oder weniger schwer heimgesuchte Ortschaften, die zuerst geräumt wurden und deren Glocken als erste

geborgen wurden, wie mir schon versichert wurde. Ich nehme an, dass sie auf dem letzten Transport nach Frankfurt gekommen sind; es wird sich ja zeigen.“ E. Herzog schreibt, die Glocken in den „meist geräumten Ortschaften“ von Sengern, Sennheim, Steinbach, Wattweiler, Niederaspach, Bernweiler, Oberburnhaupt, Lutter, Eschbach, nicht ausfindig machen zu können. Laut *Elsässer* vom 30. Juli 1919, wurden „in manchen Pfarreien, namentlich den im Räumungsgebiet gelegenen, ... sämtliche Glocken geholt, so in Saales alle 3, in Altkirch ²⁶ alle 6, in Altpfirt, Aspach, Franken, Fröningen, Heidweiler, Hirzbach, Illfurt, Köstlach, Liebsdorf, Lümschweiler, Lutter, Mörnach, Roppenzweiler, Räderbach, Waldighofen, Walheim, Winkel, sämtlich im Kreis Altkirch gelegen; in Obersaasheim und Wolfganzen (Kreis Colmar), in Berrweiler, Jungholz, Rimbach, Rimbach-Zell, Rufach, Sengern (Kr. Gebweiler), in Sennheim alle 5, Nieder- und Oberburnhaupt, Wattweiler und Wittelsheim (Kanton Sennheim), in Heimsbrunn, Wenzweiler und Zillisheim (Kr. Mühlhausen), in Bebelnheim, Bonhomme, Orbey, Ostheim, Markkirch (S. L.), (Kr. Rappoltsweiler)“.

Während seiner Abwesenheit von Frankfurt (Ende August bis November) „kamen aber viele Glocken der A=Gruppe, zw. Einschmelzens zum Abtransport; es befanden sich darunter mehrere Stücke, die mit ‚Läuteglocke‘ hätten bezeichnet werden sollen, so dass nunmehr für verschiedene Gemeinden eine solche nicht reserviert wurde“. Ende November hinderte noch die schlechte Witterung Herzog, „sämtliche im Freien lagernden und in Frage kommenden Glocken der B=Gruppe mit ‚Läuteglocke‘ zu signieren. Es sind dies aber wenige Stücke, die nach vollständigem Aufbrauch der A=Glocken im Reiche und bei einem etwaigen späteren Bedarf der B=Glocken leicht ausfindig gemacht werden können. Die Läuteglocken sind mit BL oder mit B Läuteglocke bezeichnet.“

Knauth schreibt dem Bürgermeister von Schaeffersheim, welcher zu der Glocke vom Jahre 1420 noch eine Läuteglocke beanspruchte: „... für die Befreiung der 2. Glocke als Läuteglocke bin ich nicht zuständig“.

Ende Mai 1918, anlässlich der vorgenommenen Nachprüfungen der B- und C-Glocken, wird nochmals versichert: „Die sogenannten Läuteglocken sind gänzlich ausser Acht zu lassen, also auch nicht in die Listen aufzunehmen; ihre Ablieferung soll zunächst nicht erfolgen. Im Sinne des Erlasses sind unter Läuteglocken solche zu verstehen, die an sich der Gruppe A zugehören, aber lediglich aus dem Grunde vorläufig zurückgestellt sind, weil sonst der betreffenden Kirche keine einzige Glocke mehr verblieben wäre.“

Die Dokumente

In die Gemeinden schickte die Verwaltung vorgedruckte Postkarten, um ein Verzeichnis der alten sowie der Glocken aus der Zeit vor 1800 aufzustellen. Dem Bürgermeisteramt oblag nur die Ausfüllung des Datums der ersteren und die unnützen Angaben auszustreichen (*In unserer katholischen/protestantischen Kirche ist eine Glocke mit der Jahreszahl ..., noch/nicht mehr vorhanden. In unserer katholischen/protestantischen Kirche befindet sich außerdem eine/keine Glocke aus der Zeit vor 1800. Dieselbe trägt die Jahreszahl ...*). Weder das Datum der alten Glocken noch Name der Gemeinde sind vorgedruckt. Die Rückadresse war die des Konservators der geschichtlichen Denkmäler im Elsass (also Knauth). Dieses Formular auszufüllen muss nicht immer einfach gewesen sein. Wie sollten die Gemeinden Kenntnis haben von einer seit Langem verschwundenen alten Glocke?²⁷ Warum hatte man das Datum von 1800 gewählt, um zwischen alten und anderen wertvollen Glocken zu unterscheiden? Im Falle von Heiligenstein, z. B., wurde die Glocke von 1712 zuerst den alten Glocken zugeordnet, bevor man sie in die Glocken aus der Zeit vor 1800 einreichte. In Gertwiller schrieb man einfach quer über die Karte: „*vacat*“.

Der Bürgermeister von Mundolsheim teilt mit, daß „*eine Glocke mit der Jahreszahl 1769 nicht mehr vorhanden sei, ebenso eine solche aus der Zeit vor 1800*“. Knauth schreibt: „*Nach der Mitteilung des dortigen Herrn Pfarrers an das Direktorium der Kirche Augsburger Konfession ist in der protestantischen Kirche von M. noch eine Glocke von Matthäus Edel vom Jahre 1760 vorhanden. Ich ersuche ergebenst um eine umgehende Bestätigung und zugleich um die Feststellung, ob etwa die Jahreszahl statt 1760 nicht 1769 zu lesen ist.*“²⁸

Das Denkmalarchiv bewahrt 1852, auf Papierbögen ca. DIN A4 geschriebene, Beschreibungen der Glocken, vorwiegend der A- und B-Gruppen in alphabetischer Reihe der Ortschaften, auf (auf 164 Blättern fehlen jedoch die Ortsangaben, einige Glocken sind doppelt gezählt, mindestens elf stammen aus Frankreich, einige aus Deutschland, Glocken aus dem Elsass sind, zum Teil in dem Inventar in Colmar, durch Herzog zusätzlich aufgenommen worden). Diese nummerierten Bögen geben Ort, Gruppe, Gussjahr, Gießernamen, oberer und unterer Durchmesser sowie Höhe der Glocke an. Die Inschriften sind abgeschrieben und von einer einfachen Beschreibung der Ornamente begleitet. In manchen Fällen sind Skizzen beigefügt, wie z. B. das Ortswappen mit dem Bein für Beinheim. Diese Angaben können durch die der ethnografischen Umfrage ergänzt werden (s. weiter unten).

Am 7. März 1917 sendet Knauth „ein Verzeichnis der mit Kunstwert versehenen Glocken im Elsaß, deren Befreiung von der Beschlagnahme geboten erscheint und zwar getrennt nach solchen mit besonderem und mäßigem Kunstwert“ an die Metall-Mobilmachungsstelle in Mulhouse und bemerkt dazu, „daß es zur Zeit noch unmöglich ist, ein endgültiges Verzeichnis vorzulegen“ und „daß möglichenfalls das vorliegende Verzeichnis Glocken enthält, die nicht mehr vorhanden sind“. Nach dem Stand vom 14. April wird eine vorläufige Liste C der Glocken „für die ein besonderer wissenschaftlicher, geschichtlicher oder Kunstwert vorhanden ist“ ergänzt. Eine weitere Ergänzung folgt am 24. Mai 1917.

Während des letzten Kriegsjahrs werden die Maßnahmen verschärft. Am 11. Mai 1918 wendet sich das Ministerium für Elsass-Lothringen an Knauth, um ihm mitzuteilen, dass das Kriegsministerium „zur Steigerung der Ausbeute an Sparmetallen (Kupfer und Zinn) ... eine mit tunlichster Beschleunigung vorzunehmende nochmalige Durchprüfung der Bronzeglocken und Orgelprospektpfeifen angeordnet“ hat. Es gibt neue Richtlinien. Knauth wird ersucht, „einen möglichst strengen Maßstab anzulegen und darauf hinzuwirken, dass etwa 60% des Gesamtglockenbestandes [seines] Gutachterbezirkes der Gruppe A der einzuschmelzenden Stücke zugewiesen werden“.

Am 2. September 1918 schreibt der Kaiserliche Kreisdirektor an Knauth: „Auf Ihr Schreiben vom 7.8. dJ. betr. Nachprüfung der zurückgestellten Glocken und Orgelpfeifen übersende ich Ihnen mit der Bitte um Rückerstattung die z. Zt. aufgestellte Liste B u. C der belassenen Glocken. Andere Glocken wurden nicht zurückgestellt.“

Der Ablauf der Beschlagnahme

Viele Glocken wurden tatsächlich fachmännisch abmontiert; in manchen Fällen wurden sie jedoch zum großen Entsetzen der Bevölkerung²⁹ gnadenlos aus dem Kirchturmfenster geworfen, wie zum Beispiel in Rosheim, Guebwiller, Duppigheim oder Ribeauvillé. „In vielen Gemeinden des Oberelsass wurden die Glocken infolge des Mangels an Fachleuten und geübtem Personal auf Befehl der Ortskommandanten im Turme zerschlagen oder aus der Höhe herab aufs Pflaster geworfen.“³⁰ In Ribeauvillé wurde ein Teil davon sogar im Turm zerkleinert. Die Glocken von Innenheim wurden auch auf der Stelle zerschlagen.³¹ Die Spur solcher Glocken verliert sich dann: „... in Stücke gehauene Glocken werden nicht inventarisiert“ (Abb. 7).

In Duppighheim „Beim Ausbau [der großen Glocke] riss unter ihrem Gewicht die Kette und sie fiel herunter, ohne Schaden



Abb. 7: Zerschlagene Glocke im Kirchturm von Ribeauvillé. (AHR, Fonds Herzog)

zu nehmen“. In Soultz-les-Bains „wurde eine Glocke nach der andern einfach durch ein Turmfenster auf den Kirchhof geworfen. Beide Glocken blieben unversehrt“. In Cosswiller fiel die kleine Glocke auf die Steinplatten: „Vor der Kirche wurde ein Haufen Heu aufgesetzt. Die Glocke mußte herunter geworfen werden. Sie fiel mit solcher Wucht auf die Steinplatten vor der Kirchentür, so daß dieselben in die Erde hinabgedrückt wurden. Ein bleibendes Andenken beim Abschied werden ... diese eingedrückten Steinplatten sein ...“.

In manchen Fällen landete sie jedoch unversehrt am Boden. Andernorts wurden Maßnahmen getroffen, wie z. B. in Sesenheim für die kleine Glocke, die auf Reisigwellen hinabgestürzt wurde.

Die brutalste Weise spielte sich jedoch wahrscheinlich in Cernay ab, wo die Soldaten den Kirchturm abbrannten, um an die Glocken zu gelangen.

Die Abnahme wurde öfters durch ortsansässige Handwerker ausgeführt. Man wandte sich aber auch an spezialisierte Handwerker wie Schlosser, etwa z. B. Joseph Ringeisen aus Sélestat, der in der Umgebung arbeitete. Das Bürgermeisteramt von Rosheim wandte sich an zwei Handwerker aus dem Ort (Schlossermeister Victor Reibel und Charles Adam, Blechschmied und Müller); beide lehnten jedoch ab. Schließlich führte der Maurermeister Weber aus Obernai, welcher in der Umgebung arbeitete, die Abnahme durch.

Der vom Bistum nach dem Kriege erarbeitete Fragebogen gibt Aufschluss, wie die Abnahme sich abgespielt hat. Die Namen der Handwerker sind meistens vermerkt, wenn der mit der Ausfüllung beauftragte Beamte jedoch nicht gerade schrieb wie in Andolsheim: ... auf Befehl der Kreisdirektion am 30. März. In Westhalten haben Soldaten etwa acht Tage daran gearbeitet; ihnen wurden 281,64 Mk bezahlt, und die Kosten des Transports nach Rouffach beliefen sich auf 10 Mk. *„Die 5 Glocken [von Grendelbruch] werden am 17. April von der Firma Stockreisser-Kaag aus Straßburg demontiert und am 18. April von einem Militär-Last-Auto abgeholt und in Lützelhausen verladen“*. Die Firma des Zimmermeisters Stockreisser erscheint mehrmals bei diesen Angelegenheiten. Unternehmen wie Facchi in Ste-Marie-aux-Mines arbeiteten zum Beispiel im Markircher Thal.

In Illfurth wurden *„die Glocken ... nach der Räumung vom Militär entfernt; niemand aus der Gemeinde war zugegen.“*

Einige einzelne Glocken, wie in Jettingen oder Jepsheim, entkamen der Ablieferung, weil sie versteckt werden konnten.³²

Zeitgenössische Aufnahmen zeigen, dass die Glocken mit Etiketten, auf welchen u. a. das Gewicht vermerkt war, versehen wurden. Man sieht auch aufgemalte große Buchstaben (z. B. A, B, BJ, C oder I) und Zahlen. Bereits am 23. April 1917 muss Knauth die Kreisdirektoren darauf aufmerksam machen, dass *„von vielen Gemeinden bei der Ablieferung der Glocken, Prospektpeifen und anderer Metalle eine hinreichend sorgfältige Bezeichnung der Gegenstände zwecks späteren Feststellung der Herkunft unterlassen wird. So sind jetzt schon eine Anzahl Glocken u. dergl. an die Lagerstellen abgeliefert worden, deren Herkunft zweifelhaft oder ganz unbekannt ist. Es bleibt fraglich, ob in allen Fällen rechtzeitig noch die notwendigen Feststellungen gemacht werden können. Die Folge dieser Unterlassungen könnte sein, daß möglichenfalls Glocken, deren Erhaltung wünschenswert ist, als Einschmelzgut behandelt werden; abgesehen von den unübersehbaren Schwierigkeiten hinsichtlich der Verrechnung des Metallwertes u. dergl.“* Er verlangt *„die schon verlangte Anbringung einer mit Draht zu befestigenden*

Gemeinde Arzenheim.			Nr. 11 Arzenheim
Hundert	Zehner	Kilogr.	
17	2	5	den 28. April 1917
Brutto			Name Gemeinde Arzenheim
Tara			"Kleine Glocke" gegossen
2	4	7	zu Form d. Jungf. Maria + St. Jacobi
Netto			im Jahr 1757 in der Kirche
			Arzenheim

Abb. 8: Gewichtsmarke der kleinen Glocke von Arzenheim (ABR).

Tafel, welche die vorgeschriebenen Angaben zu enthalten hat“. Und er ergänzt: „Außerdem sollten diese Angaben, zum mindesten aber der Name der Gemeinde, noch an anderer Stelle, am Äußeren und wenn möglich im Inneren der Glocke, in irgend einer Form angebracht werden.“

Das Gewicht der abgelieferten Glocken konnte nicht immer an Ort und Stelle festgestellt werden. Aus Duppigheim wird berichtet: „Eine frühere genaue Gewichtsangabe war nicht mehr aufzufinden, beim Abholen der Glocke konnte dieselbe ebenfalls nicht abgewogen werden ...“. Die Glocken wurden dann in Richtung Sammelstellen befördert, bevor sie auf Züge, nach Frankfurt am Main aufgeladen wurden (Abb. 8).

Die durch Herzog in Frankfurt inventarisierten Glocken müssen durch die elsässischen Sachverständigen nachgeprüft werden. Bereits am 18. April 1917 telefoniert die Kriegsamstelle Straßburg, „daß eine baldige Revision der an der Sammelstelle in Frankfurt a/M lagernden Glocken aus dem Elsaß verabredungsgemäß vorgenommen werden muß und ersucht das Weitere zu veranlassen“. Regierungsrat Schütz und Dr. Müller werden gebeten die Reise übernehmen zu wollen.

Die vorgebrachten Argumente, zwecks Befreiung von der Beschlagnahme

Das bischöfliche Ordinariat ließ Bescheinigungen drucken, auf welchen verschiedene Gründe zur Zurückstellung der Ablieferung erwähnt sind: „Es wird hiermit bescheinigt, daß für die gottesdienstlichen Zwecke der Pfarrei [auszufüllen] wenigstens eine Glocke notwendig ist. Mit Rücksicht darauf, daß die [auszufüllen] Glocke für den Schlag der ganzen Stunden dient, sowie mit Rücksicht darauf, daß [auszufüllen] wird befürwortet, daß diese Glocke von der Enteignung und Ablieferung zurückgestellt werde.“

Die „Bindung“ mit Deutschland

Der gebürtige Elsässer Hans Rott,³³ „Vorstand der Grossh. Bad. Staatssammlungen für Altertums- u. Völkerkunde Karlsruhe“, zur Zeit Sachverständiger bei der Prüfung der zu beschlagnahmenden Glocken ... [im Grossherzogtum Baden] verfertigt ein privates Gutachten der Glocken seines Heimatdorfes Hunspach. Er stellt fest, dass die Glocke aus dem Jahre 1733 in Wirklichkeit „die alte Bergzaberner Stadtglocke ist, zu dessen Pfalz-Zweibrücker Oberamt der elsässische Ort bis zur französischen Revolution gehörte und somit eine Urkunde dafür bildet, dass Hunspach kaum 80 Jahre in unmittelbarem französischem Besitz war, da ferner die beiden andern Glocken sehr schöne Empire- Verzierungen tragen, dürften die 3 Glocken, bes. die grösste wohl von der Beschlagnahme frei bleiben. In ähnlichen Fällen befürwortet der Unterzeichnete sonst auf Grund amtlicher Befugnis (gemäss den Grosh. badischen Bestimmungen über Beschlagnahme) die Nichtbeschlagnahme solcher Glocken, die historischen oder kunstgeschichtlichen Wert besitzen, was wohl auf Grund der entsprechenden elsässischen Ausführungsbestimmungen hier in Hunspach Anwendung finden dürfte.“³⁴ Ein Schreiben von Knauth an das Bürgermeisteramt Hunspach bestätigt die Befreiung von der Ablieferung: „Ihre Glocke vom Jahre 1733 ist in die Liste C der Glocken mit besonderem geschichtlichen u. Kunstwert und die beiden Glocken vom Jahre 1806 vorläufig (bis eine Besichtigung stattfinden kann) in die Liste B der Glocken mit mäßigem Kunstwert aufgenommen worden. Eine Ablieferung der Glocken ist somit bis auf weiteres zu unterlassen. Der Herr Kreisdirektor wird eine entsprechende Mitteilung erhalten. Das Gutachten des Herrn Professors Dr. Rott ist bei den hiesigen Akten zurückbehalten worden. Die übrigen Anlagen folgen anbei zurück.“

Woerth und Froeschwiller wurden 1870 im Kriege besonders heimgesucht. 1917 wird versucht, die nach den Kriegereignissen gegossenen Glocken zu retten. Ziemlich ratlos schreibt Kantonalpfarrer Kieffer an Knauth: „In der Filiale zu Froeschweiler, in der katholischen Gedächtnis Kirche, befinden sich 3 Glocken, gegossen im Jahre 1874 von G. Hamm in Kaiserslautern. Dieselben sollen aus französischen Kanonen³⁵ gegossen und von Kaiser Wilhelm II³⁶ der Ferialkirche geschenkt worden sein. In den Archiven habe ich nichts finden können; die Leute von Froeschweiler jedoch bestätigen mir alle, dass es so ist ... Was ist zur Befreiung von der Beschlagnahme zu tun?“

„Von den 4 Glocken der Woerther Katholischen Kirche wurden drei von Kaiser Wilhelm II geschenkt mit genau vorgeschriebenen Verzierungen und Inschriften zum Andenken an Kaiser Wilhelm I

(1. Glocke), an Kaiser Friedrich III (2. Glocke) und an die am 6. August 1870 in Woerth gefallenen Krieger (3. Glocke) (Bescheid vom 23. August 1897, II B 1680, Ministerium für Elsass Lothr., Abt. Für Justiz u. Kultus). Um Befreiung von Enteignung u. Ablieferung habe ich durch das Bürgermeisteramt von Woerth ein Gesuch an das Kriegsamt in Berlin gemacht (Ende April), bin aber bisher ohne Antwort geblieben. Was soll ich nun tun? ...“ Die Metall Mobilmachungsstelle in Berlin findet jedoch, dass die Glocken der katholischen Kirche in Woerth „nur einen Andenkenwert haben“, wie Pfarrer Kieffer an Knauth berichtet: „Nach einem Schreiben der Metall-Mobilmachungsstelle Berlin an die Kreisdirektion in Weissenburg i. Els. haben die drei Kaiserglocken in Woerth ... nur einen Andenkenswert. Die Kreisdirektion meldete uns ..., dass sie noch das Gutachten des Herrn Konservators einholen werde ... Ich glaube, unsere 3 Glocken haben nach dem, was ich Ihnen letzthin mitgeteilt habe, mehr als Andenkenwert. Dasselbe gilt von den aus 1870 eroberten französ. Kanonen gegossenen 3 Glocken von Froeschweiler. Ueber diese letzteren ist noch gar keine Entscheidung eingegangen ...“

Letztendlich wird im Falle von Froeschwiller und Woerth die Formulierung geändert. Anstatt von *Erinnerungswert* oder *Andenkenwert*, wird von *historischem Wert* gesprochen, und Knauth stuft die drei Glocken als B-Glocken ein. Von vier Glocken werden drei verschont bleiben, sowie auch 1943. Die Glocken von Froeschweiler sind erhalten.

In Ingenheim wird die Befreiung „der größeren Glocke vom Jahre 1888 ... wegen ihres historischen Wertes (Geschenk Seiner Majestät des Kaisers)“ beantragt. Infolgedessen wendet sich die Kriegsamtstelle an Knauth „mit der Bitte, prüfen zu wollen, ob ein besonderer Kunstwert für die Glocke in Anspruch zu nehmen ist, und entsprechende Entscheidung zu treffen“. Knauth nimmt sie in die B-Gruppe auf, muss sich jedoch rechtfertigen, denn, wie es aus einem Schreiben der Metall-Mobilmachungsstelle Berlin an den Kreisdirektor in Metz hervorgeht, „auch Glocken, die von Seiner Majestät Kaiser Wilhelm I ohne Vorbehalt geschenkweise überlassen wurden, nicht zurückbehalten werden dürfen“. Knauth, der an Ort und Stelle war, schreibt zurück: „Wenn auch Bedenken bestehen können (...) so ist es doch in Ansehung der durch Berücksichtigung festgestellten außergewöhnlich reichen und charakteristischen Verzierung berechtigt, derselben einen wenn auch mäßigen Kunstwert zuzugestehen.“ Die Glocke existiert noch.

Der Kirchenrat von Saint-Pierre-le-Vieux catholique, unweit des Bahnhofes in Strasbourg, hoffte, die grosse Glocke als C-Glocke einstufen zu können, da sie bei der Ankunft des kaiserlichen Zuges läutete.³⁷



Abb. 9: Colmar,
Ankunft der Glocken.
(AHR, Fonds Herzog)

Der phonetische Wert

Die große Glocke von Vendenheim (in der protestantischen Kirche) gehört der *Civilgemeinde*. „Die Grosse Glocke besitzt einen geschichtlichen und künstlerischen Wert. Entsprechend ihrer Groesse hat sie einen prachtvollen Klang, und es werden wohl von der Gemeinde gegebenenfalls Schritte gemacht werden, um sie der Kirche erhalten zu koennen.“

Die Saint-Josephkirche in Colmar bewahrt ein Vierglockengeläute von Causard aus Colmar, für welches „sich die Firma Causard alle erdenkliche Mühe gegeben hat, ein Geläute zu liefern, das, was Klangsönheit und äussere Form anbetrifft, den Glocken des XIII. Jahrhunderts am nahesten kommt“. Herzog bemühte sich, um wenigstens eine Glocke, „und zwar etwa nicht als Läuteglocke (was für das Operationsgebiet wohl nicht zulässig ist), sondern als Glocke von künstlerischem und geschichtlichem Werte“ zu erhalten. Die drei größeren landeten in Frankfurt, wo es Herzog gelang, die große Glocke „einfach in die Gruppe der künstlerisch wertvollen Glocken“ aufzunehmen; so kehrte sie 1919 nach Hause zurück.

Wie Herrmann Ginter 1943 bemerkte, konnte man 1917 Glocken aus der Zeit nach 1800, und sogar ganze Geläute, wegen ihres musikalischen Wertes retten.³⁸ So wurde, dank Kanonikus' Mullers Einschreiten, das Prinzip, dass der künstlerische Wert nicht nur in seiner plastischen Form, sondern auch in der musi-



Abb. 10: Colmar, Verladen der Glocken (AHR, Fonds Herzog).

kalischen Schönheit besteht, was in diesem Falle ein ganzes Geläute betraf, angenommen. So konnten das sehr schöne Geläute der protestantischen Kirche von Mulhouse und das leider schon beschädigte von Heiligenberg gerettet werden.³⁹

Anlässlich der Nachprüfungen der Glocken im Jahre 1918 wird ein Sachverständiger für die Geläute ernannt. Das Ministerium für Elsass-Lothringen schreibt am 6. Juni 1918 an Knauth: „Zur Prüfung der elsass-lothringischen Glocken auf ihren musikalischen Wert hat sich der Vorstand der Kirchenmusikschule in Trier, Direktor Gustav Erlemann bereit erklärt. Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich, die aus Ihrem Gutachterbezirk in Betracht kommenden Geläute dem Musikfachverständigen demnächst anzugeben und möglichst den Prüfungen beizuwohnen. (...) Das Gesamtergebnis der nochmaligen Durchprüfung sowohl der Glocken wie der Orgelprospektpfeifen muss bis spätestens zum 1. August ds. Js. hier vorliegen.“ Es handelt sich anscheinend um die Geläute von Mulhouse (Maria-Hilf und Saint-Etienne), Reichshoffen, Sarre-Union und Heiligenberg, dessen Glocken aber schon in Frankfurt gelagert sind. Es müssen Sondererlaubnisse zum Läuten erteilt werden.

Die offizielle *Anleitung zur Beschreibung von Glocken* weist darauf hin, dass die Beschreibung „nicht nur lokalgeschichtliches Interesse [hat], sie gewährt auch die Möglichkeit, nach dem Krieg neue Glocken herzustellen, die den alten sehr ähnlich sehen ...“, wobei der klangliche Aspekt total ausgeschaltet wird.

Der geschichtliche und künstlerische Wert

Man hat bereits gesehen, wie im Falle von Woerth und Froeschwiller der *Andenkenswert* in *geschichtlichen Wert* umgeändert wurde.

Sechzehn Glocken, darunter die drei der katholischen Kirche von Munster und anderer bereits evakuierter Gemeinden befanden sich seit Herbst 1915 in Colmar im Bezirkspräsidiumspark (um sie den Franzosen zu entziehen). Man weiß jedoch nicht, ob im Mai 1917 die Glocke aus der ehemaligen Abtei an Ort und Stelle bleiben kann, wie das katholische Pfarramt Munster an das Bischöfliche Ordinariat schreibt: *„Seit Herbst 1915 befanden sich die drei Glocken der Kath. Kirche im Park des Bezirkspräsidiums in Colmar. Ende März 1917 wurden dieselben laut Erlasses des Kriegsministeriums vom 1^{ten} März 1917 beschlagnahmt; jedoch durfte auf Antrag, die 2^{te} Glocke, die aus dem alten Kloster stammt, zurückbehalten werden. Ob dieselbe in Colmar bleiben wird, konnte bis jetzt noch nicht festgesetzt werden.“*⁴⁰

In Diedendorf verlangt der Pastor das Kommen einer Sachverständigenkommission. Sein Schreiben mit einer historischen Studie wird an Knauth durch den Synodalrat weitergeleitet. Es handelt sich um eine aus dem Ende des 15. Jhs. wahrscheinlich von Lamperti aus Deneuvre (oder aus dessen Umkreis) stammende Glocke.⁴¹

Die alte Glocke von Meistratzheim (Edel aus Strasbourg, 1680) allein *„wird überall in der langgestreckten Gemeinde gehört und ermöglicht dadurch die Ordnung des Gottesdienstes. Zudem gibt sie den Stundenschlag, was mächtig dazu beiträgt, um auch in der Gemeinde Ordnung und Einverständnis zu erhalten, besonders wenn ein Brand ausbrechen sollte.“* Ende April sind bereits die Glocken aus den Jahren 1802 und 1834 *„vom Turme herabgenommen“* worden. Pfarrer Speyser beantragt ebenfalls die Befreiung der Glocke aus dem Jahre 1802 und sendet Photos an Knauth sowie eine Abschrift der Inschrift mit der Bemerkung: *„Diese Inschrift hat besonders geschichtlichen Wert für die Gemeinde. Möge auch diese Glocke uns erhalten bleiben.“* Da die Zeit drängt, fragt Speyser per Telegramm an, ob er die Glocke behalten darf. Knauth antwortet über denselben Weg: *„... vorläufig zurückbehalten bis Entscheidung getroffen“*. Durch ein weiteres Schreiben bestätigt Knauth, dass die Glocke von 1802 in die C-Gruppe aufgenommen wird. Beide Glocken sind heute noch vorhanden.⁴²

Es ist oft schwierig für die Ortsverantwortlichen, das Alter und den Wert ihrer Glocken einzuschätzen, um sie gegebenenfalls als „historisch“ einzustufen. In Bischoffsheim berichtet der Bürgermeister: *„Ich beehre mich, Ihnen ergebenst mitzuteilen,*

daß das Geläute hiesiger Kirche eine aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammende Glocke enthält, die durch ihr Alter und weil sie in der großen Revolution und den folgenden Kriegen belassen wurde, einen geschichtlichen Wert hat.“ Die Glocke wird in die C-Gruppe eingeordnet, Knauth verlangt jedoch ein genaues Bestandsverzeichnis der Glocke und stellt eine Besichtigung in Aussicht. Es wird sich herausstellen, dass es sich in Wirklichkeit um eine Glocke aus dem Jahre 1425 handelt, die natürlich verschont bleibt.

Es scheint manchmal sehr unkompliziert und zügig zu verlaufen. Der Pfarrer von Achenheim „erbittet telephonisch die große Glocke vom Jahre 1778 zurückbehalten zu dürfen“ und Knauth antwortet per Telegramm an das Bürgermeisteramt: „Glocke vom Jahre 1778 darf zurückbehalten werden“. In Donnenheim nimmt Knauth die Glocke aus dem Jahre 1776 in die C-Gruppe auf, und „die beiden Glocken vom Jahre 1809 in die Liste B der Glocken mit mäßigem Kunstwert ... Die Ablieferung hat somit bis auf weiteres nicht stattzufinden. Der Herr Kreisdirektor wird eine entsprechende Mitteilung erhalten.“ Die Anfrage aus Donnenheim kam per Telegramm.

Während der Kampfhandlungen wurden manche Glocken schwer beschädigt und wie die von Niederburnhaupt „zu unförmlichen Klumpen“ geschmolzen oder wie „der Mantel oder was sonst übrig ist von der stattlichen grossen Glocke von Schweighausen“, welcher „vom Feuer und von der Glut verkrümmt und verbogen“ war.⁴³ Herzog wünschte, die Glocken der Abtei Oelenberg, „die ganz von Geschossen durchlöchert oder beschädigt waren“, „eine ... ist oben von einer Kugel völlig durchlöchert, die andern zeigen überall Spuren von Maschinengewehrkugeln. Es hatte also eine feste Beschiessung der Kirche stattgefunden“⁴⁴, sowie jene aus einer bei Urbeis (Orbey) gelegenen Kapelle⁴⁵ „als hist. Denkmal unter die C Gruppe nehmen“, um sie erhalten zu können. „Doch sind sie mittlerweile zum Einschmelzen wegtransportiert worden.“⁴⁶

Herzog, der anhand der vielen Glocken, die ihm zu Verfügung standen, über deren Ausführung urteilen konnte, fügt seiner Liste sämtlicher (?) vorgefundener Gießer hinzu: „Die weitaus besten und künstlerisch wertvollsten Stücke stammen aus den Werkstätten von Perrin Martin und Robert Hartmann ...“ Dieses Urteil kann jedoch den Klang nicht betreffen, da die Glocken auf dem Boden lagern.

Emile Herzog konnte auf dem Verzeichnis der befreiten Exemplare manche neuere Glocke notieren, deren Gewicht das Erlaubte übertraf und deren Kunstwert fragwürdig war (wie z. B. für Colmar).⁴⁷

Die mit der Abnahme verbundenen Schwierigkeiten

Der Pastor von Riquewihr baut vor und meldet sogleich, die Glocken seien nicht zu erreichen: *„Die zwei Glocken, die für den Gottesdienst geläutet werden, hängen in dem dunklen, wenig zugänglichen Kirchturm in einer Höhe von c. 30 Meter, die Stundenglocke [Lamperti 1523] noch höher ... Schliesslich sei noch bemerkt, dass die Entfernung der Glocken aus dem Kirchturm nicht leicht und ziemlich kostspielig sein dürfte“*. Doch vergebens, sämtliche Glocken wurden ausgebaut, sogar jene von 1523.⁴⁸

Die einzige alte Glocke in Colmar Saint-Martin (Franz Sermond aus Bern, 1573) hängt auch an einem unzugänglichen Ort, und sie ist sowieso historisch.

Der Pfarrer von Ratzwiller schreibt: *„Ratzweiler besitzt zwei kleine Glocken, die aber dermaßen angebracht sind, dass es schwierig, beinahe lebensgefährlich ist, sie in der Nähe zu besichtigen. Ich habe niemanden gefunden, der bereit war hinaufzusteigen.“*

Das Ausbauen der zwei größten Glocken in Lièpvre (worunter eine Lamperti aus dem Jahre 1542) wäre mit Schwierigkeiten verbunden: *„Die kleine Glocke kann durch die Turmöffnung geschafft werden. Der Ausbau der beiden grösseren hingegen würde äusserst umständlich und kostspielig sein. Zur Wegschaffung nach aussen müsste der Glockenturm zum Teil abgebaut und Gerüste auf die Turmhöhe erstellt werden; und um die Glocken durch das Innere zu schaffen, wären zwei Böden und das Gewölbe des Kirchenschiffs zu durchschlagen. Aus diesen Gründen befürwortet das Bürgermeisteramt die Belassung der historischen Glocke sowie der grossen Glocke; letztere ist die Läuteglocke.“* Die zwei großen Glocken wurden im Mai durch die Firma Facchi aus Ste-Marie-aux-Mines ausgebaut, dabei wurde das Gewölbe durchbrochen, obschon ein Schreiben von Knauth, die Befreiung der Glocke von 1542 betreffend, oblag.

Die „Zuneigung“ des Volkes

Die Zuneigung der Bevölkerung zu ihren Glocken oder insbesondere zu einer bestimmten Glocke wird auch hervorgehoben. In Blienschwiller versucht der Bürgermeister, die große Glocke (ca. 1500kg) zu bewahren. Sie stamme aus dem Mittelalter, was genügen sollte; er fügt aber hinzu: *„Auch hängt die ganze Bevölkerung mit grosser Verehrung an dieser Glocke.“*

Betrugsversuche?

Der Pfarrer Vierling von Rosheim schreibt zuerst an Knauth, dass die große Glocke aus der romanischen Saint-Pierre-et-

Paul-Kirche „aus der von Ihnen angefragten Zeit (1522)“ her stammt, gibt aber zu, dass sie umgegossen worden ist (durch Kress, aus Colmar, 1843). Dazu ist die Glocke so eingebaut, dass ihre Abnahme mit den größten Schwierigkeiten und ganz außerordentlichen Kosten verbunden sein muss. Dieselben Argumente werden später von Herrmann Ginter wieder aufgegriffen, um zu versuchen die Glocke zu retten. Die zurückgeschickte Postkarte von 1917 behauptete unverfroren, die Glocke stamme aus dem Jahre 1522; jemand hatte jedoch mit dem Bleistift „1843 umgegossen“ zugefügt. Laut Knauth scheint eine Aufnahme in die C-Klasse aussichtslos; es werde von seinem Besuch abhängen, ob sie als B-Glocke eingestuft werden kann.

Westhoffen behauptet, im Besitz einer Glocke aus dem Jahre 1267 in der protestantischen Kirche zu sein; die Angabe wurde jedoch ergänzt: „(1762) umgeg(ossen)“⁴⁹. Andererseits, „im hiesigen Städtelturm hängt eine kleine alte Glocke, die aus der Zeit vor der Erfindung des Schießpulvers stammt⁵⁰, u. in Friedenszeiten als Sturm- u. Polizeiglocke (sic) verwendet findet (sic) Sie trägt die Aufschrift Zo Strasborg G Gos MICH + ANADVXXXIOR Meister IERG. Das Bürgermeisteramt beantragt die Besichtigung besagter Glocke durch Herrn Dombaumeister Knauth zwecks Ausstellung eines Gutachtens zur Befreiung von der Ablieferungspflicht.“

An Ort und Stelle in Frankfurt konnte Emile Herzog anscheinend einiges bewirken, wie er über die Glocken seiner Stadt Colmar erzählt: „Von den Colmarer Glocken waren die meisten der Vernichtung preisgegeben. Nur die Kaufhausglocke und eine von St. Martin sollten erhalten bleiben. Während der Inventarisierung aber konnte, allen gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen zuwider, die Sache rückgängig gemacht werden. Alle drei Münterglocken, die Spitalglocke, die Kaufhausglocke, die der evangelischen Kirche und schliesslich die grosse Glocke von St. Joseph wurden einfach in die Gruppe der künstlerisch wertvollen Glocken aufgenommen und entsprechend bezeichnet. Die St. Josefglocke bot die grössten Schwierigkeiten, denn Glocken ihres Alters und besonders ihres Gewichtes waren von vornherein zum Einschmelzen bestimmt. Trotzdem genehmigte endlich die Metallmobilmachungsstelle in Berlin das Verzeichnis der zur Erhaltung bestimmten elsässischen Glocken“. Jedoch: „... die Spitalglocke, die der evangelischen Kirche und die des Kaufhauses sind trotz ihrer Klassierung und ihrer Befreiung von der Vernichtung nicht wieder zurückgekommen.“⁵¹ Er rettete noch einige französische Glocken, welche auch in Frankfurt ankamen; der Vorgang war jedoch nicht ungefährlich für ihn.

Einwirkung der Beschlagnahme auf die Behörde

Wie schon erwähnt am Beispiel von Duppigheim, scheint das Bistum der Beschlagnahme zuvorgekommen zu sein.

Der Straßburger Bischof, Mgr A. Fritzen, sendet am 10. Mai dem Reichskanzler in Berlin einige Bemerkungen über die Art, in welcher sich die Beschlagnahme in der Diözese abgespielt hat: *„Die durch die Bekanntgabe der Beschlagnahme aufgeregten Gemüter konnten in etwa dadurch beschwichtigt werden, dass auf die Notwendigkeit der Massnahme zum Zweck der Landesverteidigung hingewiesen und auf Grund des § 9 der Bekanntmachung des Kriegsministeriums die Befreiung der Glocken mit besonderem wissenschaftlichen, kunstgewerblichen und kunstgeschichtlichen Wert, sowie die vorläufige Belassung einer den Bedürfnissen des Gottesdienstes genügenden Läuteglocke in Aussicht gestellt werden konnte. Leider ist, wie mir berichtet wird, in einzelnen Teilen meiner Diözese, und zwar auch in solchen, die nicht unmittelbar vom Feinde gefährdet sind, bei der Durchführung der Beschlagnahme in einer Art und Weise vorgegangen worden, die die Bevölkerung das Opfer doppelt schwer empfinden lässt.*

Zunächst sind in einzelnen Pfarreien sämtliche Glocken abtransportiert worden, so dass eine Läuteglocke für den Gottesdienst nicht mehr vorhanden ist. In anderen Pfarreien hat man, ohne Rücksichtnahme auf die Ausdehnung der Pfarrei, als Läuteglocke nur die kleinste, dem gottesdienstlichen Bedürfnis durchaus nicht genügende Glocke belassen.

Zwar wurde seitens der Kriegsämter in Aussicht gestellt, dass die ohne vorherige Prüfung und Begutachtung abtransportierten Glocken in eine geeignete Lagerstelle verbracht würden, wo sie nachträglich behufs Aufstellung der A-, B-, C-Gruppen geprüft und begutachtet werden könnten, und dass auf diese Weise die Gewähr gegeben würde, die wertvollen Glocken als Sicherungsgut vor der Einschmelzung zu bewahren. Indes soll, wie mein Vertreter in der von der Regierung ernannten Sachverständigenkommission mir nach persönlicher Besichtigung berichtet, die in Frage kommende Lagerhalle in Frankfurt durchaus nicht die für eine solche Aufnahme, Besichtigung und Aufbewahrung notwendigen Voraussetzungen aufweisen. Es soll an den elementarsten technischen Hilfsmitteln fehlen, um die dort ankommenden Glocken so auszuladen und aufzustellen, dass sie keinen Schaden leiden und dass sie auch einigermaßen entsprechend den Weisungen des Kriegsministeriums von den Sachverständigen inventarisiert und begutachtet werden könnten. An eine Berechnung des phonetischen Kunstwertes, auf den das Preussische Ministerium eine besondere Rücksichtnahme zusichert, ist bei den abtransportierten Glocken überhaupt nicht mehr zu denken. Nicht wenige der in der Lagerhalle untergebrachten Glocken sind übrigens stark beschädigt.

Was schließlich den für die beschlagnahmte Glockenbronze in der Bekanntmachung des Kriegsministeriums vorgeschriebenen Uebnahmepreis anlangt, kann ich nicht umhin, mich der bereits in einer Reihe von öffentlichen Blättern zum Ausdruck gebrachten Auffassung anzuschliessen, dass dieser Satz im Vergleich zur Vergütung, die für andere beschlagnahmten Metallgegenstände gezahlt wird, und in Anbetracht des nach Beendigung des Kriegs zu entrichtenden Preises für Glockenbronze, viel zu niedrig bemessen ist. Insbesondere steht auch die für den Ausbau grösserer Geläute vorgesehene Pauschalsumme nicht im Verhältnis zu den für die Kirchengemeinden erwachsenden Auslagen.“

Die Bekanntmachung vom 1. März scheint nicht ausführlich genug gewesen zu sein, sodass der Pfarrer von Artolsheim es nicht gewagt hat, die Befreiung der durch Kress aus Ribeaupillé 1791 gegossenen Mittelglocke zu beanspruchen: *„Die Gemeinde hat wohl schon ein Gesuch eingereicht um Bewilligung einer Läuteglocke wozu die mit dem Stundenschlag gewählt worden war. Doch wird dafür die grösste wohl nicht überlassen werden, die mit der kleinsten erst in den fünfziger Jahren gegossen worden ist. So dürfte uns durch Ihre Vermittlung, um die ich Sie ergebenst bitte, die mittlere erhalten bleiben ... mir schien ihr Alter nicht erheblich genug zu sein, um einen geschichtlichen bezw. Kunst-Wert angeben zu können.“* Er wurde, dank einer Mitteilung des bischöflichen Ordinariats, durch den „Elsässer“ darauf aufmerksam gemacht und wandte sich an Knauth, den er persönlich zu kennen schien, um die Bewahrung dieser Glocke zu verlangen. Er fügt Skizzen der Glocken und deren Ornamente bei.

Die Stadtbehörden sind im Ungewissen über die Argumente, die sie benutzen können, so in Mittelbergheim. Die Rathausglocke stammt aus dem Jahre 1685; doch dieses Werk eines Basler Gießers⁵² hängt zu hoch, um *„durch fotografische oder zeichnerische Aufnahme etwaige Inschriften, Verzierungen u. dergl. veranschaulichend zu beschreiben, da die Glocke in einem kleinen Türmchen unter dichtem (?) Dach hängt, das hoch und sehr steil anläuft. Die Glocke hat nach Aussage des hiesigen Klempnermeisters Meckert, in dessen Werkstatt die Glocke sich einmal befand, einen ungefähren untern Durchmesser von 0,40 m und ihr Gewicht dürfte das Mindestgewicht von 20 kg kaum wesentlich übersteigen. Sie diene seit jeher als Sturmglocke bei Feuersbrünsten.“* Ein Antrag auf Befreiung von der Beschlagnahme wurde eingereicht. Der Bürgermeister ist jedoch beunruhigt und wendet sich an Knauth: *„da ... im Kreise bereits mit der Abnahme der Glocken begonnen wurde, wäre gegebenenfalls eine Entscheidung tunlichst bald herbeizuführen“.*

Fatalistisch wendet sich Pfarrer Kieffer aus Woerth an Knauth; *„Ich wäre Ihnen, Geehrter Herr Konservator, recht dankbar wenn Sie*

mir bald Näheres mitteilen könnten. Wenn die Glocken doch abgeliefert werden müssten, wäre es besser, dies vor dem 30. Juni zu tun, weil ich dann pro Kilogramm 1 Mk mehr zu beanspruchen hätte.“

In Ingwiller ist Pfarrer Sprauel um die Qualität des Metalls bekümmert und reicht sogar eine Probe ein. Knauth antwortet: *„Auf die bei Ihrem gestrigen Besuch in Strassburg gestellte Anfrage hinsichtlich der Bewertung der Metalllegierung Ihrer Glocken antworte ich Ihnen ergebenst, daß die größere oder geringere Güte des Metalles für die Frage der Ablieferung ohne Bedeutung ist. Da es sich auch bei Ihren Glocken zweifellos um Bronzematerial handelt, so unterliegen dieselben der Beschlagnahme, sofern nicht aus geschichtlichen oder künstlerischen Gründen eine Befreiung gerechtfertigt erscheint. Das Letzere dürfte bei Ihren Glocken aber wohl kaum der Fall sein.“* Es handelt sich jedoch um Stahlglocken,⁵³ die deswegen nicht beschlagnahmt werden.

Es gibt Eifrige: der Bürgermeister von Goxwiller, von welchem ein Foto verlangt wird, um beurteilen zu können, ob seine Glocke von 1802 *„etwa in die Liste B- oder C (Glocken mit mäßigem oder besonderem Kunstwert) angenommen werden kann“*, antwortet, dass *„... die Glocke weder einen mässigen noch besonderen Kunstwert besitzt und dass ich darum eine photographische Aufnahme derselbe ... nicht für nötig erachte“*.

In Rosheim wurde die Beschlagnahme der Glocken und der Prospektpfeifen zum Konflikt zwischen dem Bürgermeisteramt und dem Pfarrer.

Im Zweifelfall schreibt Knauth, wie z.B. nach Rosenwiller oder Altorf, und rät, in der Erwartung seines Besuches von der Ablieferung ... Abstand zu nehmen. Wenn es eilt oder wenn ein Irrtum behoben oder die Stadtväter beruhigt werden müssen, benutzt Knauth das Telegramm.

Patriotische Begeisterung trifft man auch an, etwa in Rothbach. Dort befindet sich eine Randbemerkung im Schreiben des Lehrers über die dortigen Glocken: *„Bemerkung: die Glocke wurde am 24.7.1917 abgeliefert und dient jetzt dem Vaterland zur Wehr.“*

Nach dem Kriege wird festgestellt, dass etliche Glockenbesitzer nie entschädigt worden sind. Andere wurden gezwungen, Kriegsanleihen anzunehmen. Für die als Sicherungsgut abtransportierte Glocke *„ist s. Zeit nichts bezahlt worden“*, schreibt man nach dem Kriege in Neudorf (Village-Neuf).

Einwirkung der Beschlagnahme auf die Bevölkerung

Was „die Hergabe der Glocken für militärische Zwecke ... bedeutete, und welchen Eindruck sie auf das Volk machen musste, dessen war sich selbst die Regierung bewusst, und obgleich die Beschlagnahme

*mehr oder weniger von interessensüchtigen Unternehmern und Kriegsgewinnlern unterstützt und ausgeführt wurden, ging das Reich in der Glockenfrage vorsichtig vor. Es galt doch vor allem, im Auslande den guten Schein zu wahren!*⁵⁴

Die Wegnahme der Glocken wird als Plünderung, als Verbrechen empfunden, welches den Dieben Unheil bringen wird.⁵⁵ Ein Gedicht, „Zum Glockenraub“ betitelt, wurde sogar zu diesem Anlass von Charles Zumstein verfasst.⁵⁶

Der Ankauf der Glocken hatte einst oft große finanzielle Opfer vonseiten der Bevölkerung gefordert; sie sind diejenigen, welche das Dorf- und Pfarreileben gestalten und verbergen sich hoch im Kirchturm. Die Leute hängen sehr an ihren Glocken, wie Emile Herzog es schildert: *„Denn nichts vermag aufs Volksgemüt einen grösseren Einfluss auszuüben, wie Orgelton und Glockenklang! Mit rührender Anhänglichkeit liebt das Volk die alten treuen Kirchenglocken, die schon den Vätern und Ahnen geläutet haben und noch späteren Enkeln und Urenkeln ins Herz reden werden ... Stumm und mit schlecht verborgenem Zorne schauten die Leuten dem Treiben zu; für uns alle erschien es als ein Verbrechen, dieses gewaltsame Vergreifen an den geweihten Glocken. Scheu sah man um sich, man flüsterte sich so etwas zu wie von Rache und unausbleiblichem Strafgericht zu und schadenfroh sagte man: Das wird wohl für sie die letzte Ölung sein! Denn in den Vogesen donnerten die Kanonen ...“*⁵⁷

Es scheint, dass die Behörde wissen wollte, wie die Beschlagnahme durch die Bevölkerung empfunden wurde! Man erwartete anscheinend große patriotische Begeisterung. Der lutherische Pastor von Eckkirch antwortet lakonisch dem Bürgermeisteramt Markkirch: *„Eindruck der Gemeinde bei Wegnahme derselben: Natürlich Bedauern.“*

Wie Emile Herzog anlässlich der Beschlagnahme der Münstererglocken in Colmar berichtet, war Vorsicht geboten: *„Ratlos sehen wir dem Treiben zu, sprechen dürfen wir nicht, laut denken auch nicht, denn man ist immer beobachtet und mit einem Fuss stehen wir immer im Gefängnis oder wenigstens im Schützengraben.“*⁵⁸

Der Lehrer aus Sesenheim schildert die Bedenken der Bevölkerung anlässlich der Abnahme der Glocken: *„Es erregte bei den Einwohnern der Gemeinde eine recht wehmutige Stimmung, als die Kunde von der Beschlagnahme der Kirchenglocken zu ihren Ohren drang. Viele konnten und wollten es durchaus nicht fassen, dass die kostbaren Kleinode, die an Sonn- und Festtagen so feierlich zum Hause des Herrn gerufen und in dieser Kriegszeit schon so manchen glänzenden Sieg im Jubelton verkündet hatten, nunmehr dazu verwendet werden sollten, dem Feinde die verderblichen ehernen Grüße zu überbringen. Doch nach und nach gelangte man zu der Ansicht,*

daß man dem rauhen Zwang der Not gehorchen und auch dieses Opfer dem Vaterland bereitwillig darbringen müsse.“

Die Presse kann auf eine neutrale Weise über die Beschlagnahme berichten, wie z. B. für Dambach-la-Ville: *„Dambach, 6. Mai. Im Lauf der letzten Woche sind die hiesigen Glocken abgeliefert worden. Außer des Glöckleins auf dem Rathaus stammen alle aus dem letzten Jahrhundert. Die fünf Glocken der Kirche wurden 1865 beim Wiederaufbau des verbrannten Gebäudes gegossen, die der beiden Kapellen außerhalb der Mauern vor etwa 110 Jahren. Das Rathausglöcklein stammt aus dem Jahre 1677, wurde also erst 130 Jahre nach dem Bau des Rathauses beschafft. Die größte der vier abgelieferten Kirchenglocken dürfte zu den schwersten des Landes gezählt werden dürfen. Sie weist das ansehnliche Gewicht von 61 Zentner auf.“*

Diejenigen, deren Amt es ihnen erlaubt, greifen ein, wie Pr. Amthor⁵⁹, der Knauth nach seinem Aufenthalt in Dambach-la-Ville, schreibt: *„Bei meiner gestrigen Anwesenheit in Dambach Kreis Schlettstadt wurde mir mitgeteilt, daß auch die Glocke des Rathauses mit abgeliefert sei und daß dieselbe aus dem 14. Jahrh. stamme und ein Geschenk des Bischofs Berthold von Bucheck sei. Ich kann die Richtigkeit der Angaben nicht nachprüfen, wollte Ihnen aber doch Mittheilung machen, damit die Glocke ev. gerettet werden könnte. Gestern, Sonntag Abend standen die Glocken noch auf dem Bahnhof Dambach.“*

Es gibt Orte in welchen sich die Beschlagnahme in Ruhe vollzog, wie z. B. in Klingenthal: *„Abgenommen wurden dieselben in aller Stille.“* Was dachten jedoch die Leute?

Der Lehrer aus Kindwiler bemerkt: *„Jetzt erst verstanden viele die Bedeutung und den Wert der Glocken.“*

Anderorts musste für Ordnung gesorgt werden. In Rosheim berichtet Pfarrer Vierling: *„Die Enteignung rief grosse Erbitterung unter der Bevölkerung hervor, sogar Leute, die sonst nicht sehr religiös waren, sprachen arge Verwünschungen u. Flüche aus ... Die Entfernung der Glocken ging der Bevölkerung sehr nahe, keine Kriegsmassregel hatte bisher so niederschlagend gewirkt.“* Die Glocken beider Kirchen wurden vom 25. bis 27. April abgenommen. *„Als die Glocken unten standen, machte sich alles darüber her, u. wollte ein Andenken davon haben; die ganzen untern Ränder wurden davon abgeschlagen. So arg war das Hämmern, dass ich schließlich eine militärische Wache dazu stellen mußte, sonst wären die armen Glocken haarklein geschlagen worden.“* Der dortige Schulmeister Charles Kuntz hat ebenfalls berichtet: *„Der mit den Glocken beladene Wagen stand einige Tage vor dem Hauptportal der Unterkirche. Die ganze Gemeinde kam herbei, um die Glocken vor der Ablieferung noch einmal zu sehen. Viele brachten Hammer*

und Meißel mit und schlugen am untern Rande Stücke weg, um sie als Andenken zu bewahren.“ In Urmatt befindet sich eine Glocke, deren Rand beschädigt ist, weil man ebenfalls Andenken abgeschlagen hatte.⁶⁰

Die Gemeinde von Reitwiller „war über die Einziehung der Glocke, als eines heiligen Gegenstandes, aufgebracht, hat sich aber nach Aufklärung in Predigt und Privatgespräch bald beruhigt“.

Der Schulmeister von Diedendorf schreibt: „Bevor die Glocke [Ludwig Edel, 1876] am 28. Juli, heruntergenommen wurde, ordnete ich auf Wunsch von vielen Bürgern ein Abschiedsläuten an. Alte Leute wurden zu Tränen gerührt, denn es ging ein Stück Leben mit.“

Aus Gumbrechtshoffen wird berichtet: „Sehr viele Katholiken hatten sich vor der Kirche versammelt und sahen fast schweigend dem Verladen zu. Als die Glocken dann davon gefahren wurden, blieb fast kein Auge trocken.“

In Belmont: „Im April 1917 hieß es, die Glocke [ein Werk aus dem Jahre 1434] müsse abgegeben werden, da wurde manches Auge naß bei dieser Botschaft, denn die Leute hätten sich nur ungern davon getrennt. Wegen ihres geschichtlichen Wertes bleibt uns jedoch die Glocke erhalten.“

Schwester Odoric Meyer aus Ottrott schreibt in einem weinenden Ton über die Beschlagnahme der Glocken der Pfarrkirche Saints-Simon-et-Jude und der Saint-Nicolas-Kirche im Unterdorf; der Tag wird mit einem neuen Mobilmachungstage verglichen: „Es war am 3. Mai 1917, am Feste Kreuz Erfindung, da wir zum letzten Male vom Kirchturm herab, den lieblichen Klang unserer Glocken vernahmen. Um 9 Uhr morgens erhob die ehrwürdige Margareta [Causard, 1876, 1102 kg], so war ihr Name, nochmals ihre Stimme, als wollte sie gleichsam rufen: ‚zur Stund und nimmermehr Tu‘ ich Kund Gottes Lob und Ehr!‘

Ihr Klang war bald dumpf, bald klagend, bald ernst, bald feierlich. Besonders ergreifend war er, wenn sie Donnerstag abends die Gläubigen an die Todesangst Jesu mahnte. Sie schien an Freude und Schmerz der Dorfbewohner teilzunehmen. Kein Wunder, daß bei ihrem Abschiede heiße Tränen vergossen wurden. Der 3 Mai glich einem neuen Mobilmachungstage. So strömte die Einwohnerschaft zum Bahnhof hinaus. Sie wollte da ihrer treuen Freundin ein letztes Lebewohl zurufen.“

In den Kampfzonen (Operationsgebiet), wie Belmont, ist das Läuten untersagt, mit Ausnahme der Gottesdienste und der Siege. Die Glocken wurden auch an Kaisersgeburtstag geläutet. Aus Wildersbach wird im Sommer 1917 berichtet: „Seit einem Jahr etwa ist ... im Operationsgebiet das Geläute für den Sonntags-Gottesdienst wieder freigegeben.“ Emile Herzog erinnert sich: „Das Glockengeläute zu gottesdienstlichen Zwecken war

bekanntlich gleich zu Beginn des Krieges für das Oberelsass verboten worden ...“. Er schildert die Stimmung, welche damals herrschte: „An vieles Traurige hatte man sich gewöhnen müssen und man hatte schon längst gelernt, auf manches Angenehme zu verzichten: Schon seit drei Jahren kein Angelusläuten mehr, keine festliche Stimmung mehr an Feiertagen! Nur wenn es galt, sogenannte deutsche Siege zu verherrlichen,⁶¹ und die Volksmeinung ob des langen, nimmer endenwollenden Krieges mit allen seinen Entbehrungen, persönlichen Einschränkungen und Vergewaltigungen über Wasser zu halten, dann wurde mit vollen Schwingen geläutet...“⁶²

In Altorf läuteten die Glocken nach langem Schweigen am 29. April 1917 wieder; es war jedoch das Abschiedsläuten.

Die Fotografien

In seinem Schreiben an die kirchlichen Behörden von März 1917 fügte Knauth hinzu: „... die Kirchenverwaltungen u.s.w. zu veranlassen, daß nach Möglichkeit eine photographische Aufnahme der beschlagnahmten Glocken vorgenommen wird.“

Es ist schon erstaunlich zu sehen, wie viele Aufnahmen und Postkarten die Glocken anlässlich ihrer Abnahme oder ihres Abtransports zeigen, und das zu einer Zeit, da Fotografieren noch nicht geläufig war. Man hat den Eindruck, dass die Fotografen überall waren. Sie dokumentieren auch gelegentlich, wie brutal es mancherorts zugehen konnte, wie in Ribeauvillé.

Aus Kindwiller wird z. B. gemeldet: „Damit uns das Andenken an unsere unvergeßlichen Freunde nicht verwischt wird, wurden die Glocken durch den Photographen Arlen aus Pfaffenhofen uns im Bilde erhalten.“

Einige Aufnahmen sind so scharf, dass sie es erlauben, die Inschriften zu entziffern. So konnten z. B. die aus dem 13. Jahrhundert stammende Glocke aus der Saint-Morand Kapelle bei Altkirch oder die mittelalterlichen Glocken von Illzach und Leymen, welche nach Frankfurt kamen, dokumentiert werden (Abb. 11).

Als Beweismaterial, um die Befreiung der Glocken zu erlangen, wurden auch Fotos bestellt, wie z. B. für die Glocke aus dem Jahre 1802 in Meistratzheim. Knauth verlangt z. B. auch ein Photo der Glocke in Goxwiller von demselben Jahr, um entscheiden zu können, ob es sich um eine B- oder C-Glocke handle.

Nach dem Kriege werden die Fotografen die vielen neuen Glockenweihen dokumentieren können.



Abb. 11: Mittelalterliche Glocken im Lager (von links nach rechts bezeichnet: „? (Kr. Altkirch), Illzach, Leimen“ (AAS).

Auf Irrwegen

Angesichts der großen Anzahl an Glocken und der kurzen Zeit, welche der Behörde oblag, um die Beschlagnahme durchzuführen, waren Irrtümer unvermeidlich.

So schreibt zum Beispiel der katholische Kantonalpfarrer in Woerth: *„Woerth a/S, 20. Juni 1917. Sehr geehrter Herr Konservator! Soeben wird von der Kreisdirektion Weissenburg mitgeteilt, dass laut Entscheidung des Kriegsministeriums vom 13. Juni 1917 der Kirche von Nehweiler nur die kleinste Glocke belassen werden kann. Unter dem 23. Mai 1917 hatten Sie mir mitgeteilt, dass die grosse Glocke vom Jahre 1713 in die Liste C derjenigen Glocken aufgenommen ist, bei denen ein besonderer geschichtlicher Kunstwert vorhanden und daher von der Beschlagnahme befreit sind. Es muss also ein Irrtum vorliegen. Dürfte ich Sie bitten, nach dem Rechten zu sehen und mir gleich Mitteilung zu machen. Mit vorzüglicher Hochachtung.“* Am 22. Juni antwortet Knauth per Telegramm: *„Glocke Nehweiler vom Jahre 1713 Liste C von der Beschlagnahme befreit.“*

Aus Unwissenheit oder in der Eile, aber auch aus den Räumungsgebieten, sind etliche „historische“ Glocken nach Frankfurt transportiert worden und nicht zurückgekommen, weil sie eingeschmolzen wurden oder 1919, noch vor ihrer Sicherstellung, verschwanden.

Franken und Niffer besaßen je eine aus dem Kloster Lucelle stammende Glocke, im Jahr 1768 von Joseph und Jost Keiser aus Solothurn gegossen. Die von Franken diente zur Uhr; *„die Bevölkerung liebte sie außerordentlich“*. Trotz Einspruchs verschwand sie *„und kein Stundenschlag der Uhr ertönt mehr!“*. Die

Glocke von Niffer wurde irrtümlicherweise Franken zugeschrieben und auch beschlagnahmt. Nach dem Kriege kam die Glocke von Niffer nach Franken, die andere verschwand in Frankfurt. Der Austausch wurde bis heute nicht bemerkt und die Glocke ist 1923 umgegossen worden.

Der Pfarrverweser in Waldersbach bedauert, dass *„bei der Bestandsaufnahme [die mittelalterliche Glocke von Belmont betreffend] ... leider vom Bürgermeisteramt nur „Läuteglocke“ angegeben und nicht auf den „Kunstwert“ hingewiesen. (Die Bestandsaufnahme erfolgte ohne [sein] Wissen in den Osterfeiertagen).“*

Wie schon gesehen, wurde die als C-Glocke eingestufte Rathausglocke in Dambach-la-Ville aus dem Jahre 1677 auf Befehl des Bürgermeisteramtes abmontiert und abtransportiert.⁶³

In Niederenzen ist die *„Herabnahme [der] Glocke vom Jahre 1770 erfolgt ..., weil der vorgeschriebene Antrag auf Befreiung derselben von der Beschlagnahme nicht gestellt worden ist ...“* Knauth bleibt optimistisch: *„Die Herabnahme der Glocke schließt deren Erhaltung nicht aus.“*

Im August 1918 muss er jedoch feststellen in seinem Schreiben an das Kaiserliche Ministerium für Elsass-Lothringen: *„Bei einer ... vorgenommenen Besichtigung der z. Zt. auf dem Lagerplatz ... in Frankfurt ... als Sicherungsgut befindlichen elsässischen Glocken, die auf Grund der früheren Prüfung von der Beschlagnahme befreit waren, habe ich festgestellt, daß die Unterbringung daselbst in keiner Weise die Sicherheit bietet, daß die als historische Werke anerkannten Glocken dem Lande erhalten bleiben. Es handelt sich dabei um etwa 200 Glocken der Gruppen B und C deren Abtransport nach Frankfurt s. Zt aus militärischen Gründen verfügt worden war. Durch Unvorsichtigkeit beim Abladen und mehrfacher Umlagerung derselben ist jetzt bereits ein großer Teil der Glocken beschädigt ...“* Er befürwortet den Rücktransport ins Elsass.

Am 8. November 1918 macht sich auch E. Herzog Sorgen wegen der nach Frankfurt abgelieferten Glocken der B- und C-Gruppe: *„Sind unsere els. Glocken, zumal die Colmarer, die in Frankfurt gelegentlich ihrer Inventarisierung mit B & C bezeichnet wurden, auch tatsächlich vor dem Einschmelzen verschont geblieben und befinden sie sich noch auf dem dortigen Lager? Es wurde mir mitgeteilt, daß die Kriegsmetall-Aktiengesellschaft den Gemeinden die Bezahlung der abgelieferten bzw. geborgenen Glocken ohne Rücksich (sic) auf deren historischen Wert und der hierdurch bedingten Rückgabe förmlich aufdränge. Hierdurch würde m. E. das Eigentum an den betr. Glocken, auch an solchen Stücken, die vor der Vernichtung bewahrt werden sollten, auf die genannte Gesellschaft übergehen und somit würde es um unsere alten Glocken, die gar nicht hätten abgeliefert werden sollen, geschehen sein.“* Am 11. November

versichert Knauth in einem Schreiben an Herzog: „... von mir aus [sind] bis jetzt noch keine der als Sicherungsgut nach Frankfurt übergeführten Glocken zum Einschmelzen freigegeben worden ..., ebensowenig wie von den noch im Lande befindlichen Glocken. Soweit Sie von derartigen Privatabmachungen zwischen der Kriegsmetall-Aktiengesellschaft und den in Betracht kommenden Gemeinden erfahren, bitte ich Sie, durch persönliche Einwirkung nach Möglichkeit dahin wirken zu wollen, daß ein direkter Verkauf (denn um etwas anderes handelt es sich als dann nicht mehr) unterbleibt.“

Das Lager in Frankfurt

Emile Herzog beschreibt das Sammellager in Frankfurt, wo allerlei Metalle ankamen: „Das Lager der Kriegsmetall-Aktiengesellschaft befand sich ca. eine halbe Stunde von Frankfurt entfernt bei den neuen Anlagen am Osthafen des Main auf freiem Felde. Grosse Holzbaracken waren hier aufgeschlagen, um die fortwährend sich mehrende Kriegsbeute an Metallen aufzunehmen und zu sortieren. Stets wurden neue Hallen und Schuppen angebaut und neue Zweigeleise angelegt; denn zur raschen Beförderung des Metalls war diese Sammelstelle mit Gleisanschluss und mit Schiffverladestelle versehen. Und Frankfurt war nur eine der vielen Sammelstellen, die in Deutschland bestanden! ... Landsturmlaute und Kriegsgefangene besorgen das Entladen der Eisenbahnwagen und das Aufstellen der Glocken, nachdem jede noch einmal einzeln gewogen wird ... Hier standen nun unsere Colmarer Glocken, anfangs mit wenigen andern, später von über zweitausend elsässischen Glocken umringt. Es war ein imposanter, wenn auch trauriger Anblick, so viele Glocken auf einem Platze vereinigt zu sehen! Die Zeugen von so viel Freud und Leid, viele, die schon seit Jahrhunderten die Generationen unseres Elsasses entstehen und vergehen sahen, sind hier zum letzten Abschiede versammelt.“⁶⁴ Über das Lager hatte sich auch der Bischof kritisch geäußert.

Nach Möglichkeit werden die eingelieferten Glocken nach ihrer geographischen Herkunft gelagert. Auf eine Anfrage, die Glocken der katholischen Kirche in Illkirch betreffend, schildert Herzog, wie schwer es ist, sich in diesem Glockenmeer zu orientieren: „Sie stehen, soviel ich mich erinnern kann, in der Nähe der Strassburger Glocken ungefähr in der Mitte des grossen Feldes. Für jemand, der sie noch nicht gesehen hat, dürften sie jedoch schwer ausfindig zu machen sein.“

„Die Inventarisierungsarbeiten mussten mehrere Male unterbrochen werden, da die Glocken unregelmässig und nach längeren Zwischenräumen angefahren wurden; auch nahm die Aufstellung der schweren Stücke geraume Zeit in Anspruch.“

Es muss weitgehend im Freien gearbeitet werden; im November 1917 hofft Herzog, nach Frankfurt zurückkehren zu können und schreibt aus Colmar dem Regierungsrat Schütz: *„... ich werde wahrscheinlich nächste Woche die Arbeit in Frankfurt wiederaufnehmen und hoffe sie zum baldigsten Abschluss zu bringen, wofern die Witterung einigermaßen günstig bleibt.“*

Die ethnografische Umfrage

Parallel zur Beschlagnahme leiten die Behörden ab Mai 1917 eine Umfrage ein, welche *„Gedenket unsrer [sic] Glocken!“* betitelt wird. Vielerorts sind jedoch die Glocken bereits abgeliefert, ohne dass sie automatisch ausführlich dokumentiert worden sind.

Der Staatssekretär der Abteilung des Innern am Ministerium für Elsass-Lothringen schreibt am 31. Mai an den Bezirkspräsidenten in Strasbourg: *„Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde beabsichtigt, anlässlich der Beschlagnahme der Kirchenglocken die Glockensprüche sowie die mit den Glocken verbundenen Sagen und Bräuche in Deutschland zu sammeln und einheitlich zu verarbeiten ... Indem ich bemerke, dass die Aufnahme der Glockenschriften und Zierate bereits von hier aus in die Wege geleitet ist und das Aufnahmematerial dem Verbands s. Zt. zur Verwertung zur Verfügung gestellt werden wird, ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren, die Geistlichen und Lehrer sowie etwa sonst in Betracht kommende, für volkskundliche Fragen interessierte Persönlichkeiten Ihres Bezirkes, unter Hinweis auf die kulturelle Bedeutung des Unternehmens, zu dessen tatkräftiger Unterstützung zu veranlassen und über das Ergebnis bis zum 1. Oktober d. Js. zu berichten.“*

Der Text des Flugblattes lautet: *„In den nächsten Monaten wird eine große Zahl von Kirchenglocken in Deutschland zu militärischen Zwecken beschlagnahmt werden. Und wenn dabei auch die durch Alter, Kunstwert und schönen Klang hervorragenden Glocken verschont bleiben sollen, so werden doch viele andere verschwinden, die vordem die Herzen vieler Geschlechter in festlich frohen und ernsten Stunden erbaut und gerührt haben. Darum tritt an alle Freunde des deutschen Volkstums die Mahnung heran, ihr Andenken festzuhalten und sowohl die Sprüche, mit denen sie geziert waren, als die mannigfachen Bräuche und Sagen, die sich in den einzelnen Ortschaften an sie knüpfen, sorgsam aufzuzeichnen.“*

In den meisten Bundestaaten werden auf Anregung der betreffenden Kultusministerien die Generalkonservatoren, Provinzialkonservatoren und deren Vertrauensmänner vor der Ablieferung der Glocken für die Abformung des Bildschmuckes und der Schriftzeichen durch Glockengießer und Former sorgen. Natürlich werden sie an so

bemerkenswerten Inschriften wie dem alten, durch Schillers Gedicht berühmt gewordenen Vers „Defunctos plango, vivos voco, fulgura frango“ nicht vorübergehen; aber auch die jüngeren lateinischen und deutschen Spruchinschriften sind der Beachtung und Aufzeichnung im örtlichen wie im allgemeinen Interesse würdig. Hierbei mitzuwirken sind der Geistliche und der Lehrer des Ortes in erster Linie berufen. Sie sind auch besser als irgend jemand geeignet, eine Sammlung der Bräuche und Sagen vorzunehmen, da diese eine längere Befragung der Landleute und eine Vertrautheit mit ihren Anschauungen erfordert, die man bei einem Ortsfremden nicht voraussetzen darf. An diese Herren, ebenso aber auch an alle sonstigen Freunde der deutschen Volkskunde, ergeht daher unsre herzliche Bitte, durch Umfrage alsbald festzustellen:

1. welche Bräuche bei der Taufe der Glocken, der Aufhängung und Abnahme geübt werden,
2. ob eine besondere Läuteart (Beiern, Bimmeln, Kleppen) bei bestimmten Gelegenheiten, in der Weihnacht, Neujahrsnacht oder Allerseelen, üblich ist,
3. die im Volksmunde üblichen Namen einzelner Glocken, die Deutung ihrer Rufe und Gespräche,
4. den Glauben an ihren Schutz vor Unwetter, Krankheit und bösen Mächten oder an ihre vorbedeutende Kraft,
5. Sagen von Glocken, die in der Karwoche auf Reisen gehen; von geraubten und geretteten, versunkenen und aus dem Wasser oder der Erde emporsteigenden Glocken; von den beim Glockenguß ermordeten Lehrbuben usw.

Was die rege Phantasie unseres Volkes im Nachsinnen über diese Wahrzeichen des christlichen Gottesdienstes seit Jahrhunderten hervorgebracht hat, und was bei der lebhaften Teilnahme, mit der vielerorten das Volk den Schicksalen seiner Kirchenglocken folgt, an bemerkenswerten neuen Sagen und Bräuchen auftaucht, wolle man nicht für leer und bedeutungslos halten, sondern als ein Zeugnis seines Geisteslebens aufzeichnen und der Geschäftsstelle des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde in Freiburg i. Br. (Silberbachstr. 13) einsenden.

Namens des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde:

Professor Dr. Bohnenberger (Tübingen). – Professor Dr. J. Bolte (Berlin). – Geheimrat Professor Dr. Kuhn (München). – Professor Dr. Fr. von der Leyen (München). – Professor Dr. John Meier (Freiburg i. Br.). – Professor P. Sartori (Dortmund). – Pfarrer O. Schulte (Großen Linden bei Gießen). – Hofrat Professor O. Seyffert (Dresden). – Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Siebs (Breslau). – Professor Dr. M. Winzenroth (Freiburg i. Br.).

Die Schulmeister schicken ihre Antworten dem Kreisschulinspektor. Der Klerus sendet sie dem Bistum oder dem Konsistorium, und die Bürgermeisterämter dem Kreisdirektor.

Wie schon erwähnt, hatte der Bischof gleich am Anfang *„die Geistlichen bereits angewiesen ..., die Inschriften der Glocken zugleich mit dem Inventar derselben einzusenden“*. Das gesammelte Material wurde Knauth zu Verfügung gestellt. Jedoch *„bezüglich der Sammlung der mit den Glocken verbundenen Sagen und Gebräuche wird in der nächsten Nummer des Diözesanblattes eine Aufforderung an die Geistlichen ergehen“*. Der Bischof macht aber wenig Hoffnung: *„Ich darf aber bereits jetzt darauf hinweisen, dass im Hinblick darauf, dass in der Diözese Straßburg wenig alte Glocken vorhanden sind, das Material nicht sehr reichhaltig sein dürfte.“*

Wie z. B. der Kreisdirektor in Sélestat am 12. September berichtet, gingen 200 gedruckte Aufrufe *„Gedenket unserer Glocken‘ Ende Juni an die Bürgermeister, Geistlichen und Lehrer des Kreises ... Erwähnenswertes oder für volkskundliche Zwecke verwendbares Material ist nur aus den Gemeinden Elsenheim, Gereuth⁶⁵, Kinzheim, Stotzheim und Sundhausen eingegangen.“* Einiges wurde jedoch direkt nach Freiburg geschickt: *„Die Gemeinden Diefenbach, Meisengott und Neukirch⁶⁶ haben berichtet, dass sie das gesammelte Material dem Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde in Freiburg direkt übermittelt haben. Alle übrigen Gemeinden haben Fehlanzeige erstattet.“*

Zum Glück konnten die Betroffenen auf die Schulchroniken zurückgreifen, um Abnahme usw. zu dokumentieren. Aus dem Kreis Haguenau wird gemeldet: *„... ein ausführlicher Bericht wurde auch in die Schulchronik aufgenommen“*. Es wird oft fast ausschließlich über den Verlust der Glocken geschrieben. Die Zitate klingen natürlich sehr patriotisch, wie z. B. in Morschwiller: *„Doch das Vaterland braucht sie zu Zwecken der Verteidigung, und deshalb wird das Opfer bereitwillig gebracht.“* In Kindwiller z. B. werden die beschlagnahmten Glocken auch gebeten, *„den heiß ersehnten Frieden“* zu bringen.

Der Lehrer aus Morschwiller fertigte Abgüsse der zwei Figuren der Glocke an. In Wissembourg wurden auch Gipsabdrücke von Inschriften und Bildnissen gemacht.

Der Kreisschulinspektor in Erstein beklagt sich im September 1917 beim Bezirkspräsidenten darüber, dass: *„... die von den Lehrern und Lehrerinnen eingelaufenen Schreiben wenig geeignetes Material enthielten. Brauchbares habe ich Herrn Professor Meier in Freiburg zugesandt. Außerdem wurden die Lehrer u. Lehrerinnen nochmals aufgefordert, sich erneut der Sache zu widmen.“* Im November berichtet Knauth, dass das eingesammelte Material

„dem Verbands deutscher Vereine für Volkskunde unmittelbar zugestellt werden wird“.

Pfarrer A. Hoffmann aus Eckwersheim schreibt: *„Bereits vor dem Krieg habe ich mich während einigen Jahren bemüht, die in Eckwersheim noch bestehenden oder durch mündliche Überlieferung erhalten gebliebenen Sitten und Gebräuche, vornehmlich aber gläubische Volksmeinungen, zu sammeln; auch habe ich bereits, als Feuilletons in der ‚Straßburger Post‘, manches ethnographische veröffentlicht ... Über ‚Glocken‘ ist mir aber so gut wie nichts zu Ohren gekommen.“*

Manche Rückschreiben sind lakonisch, so in Weyersheim: *„Berichte ... hiermit, daß die Inschriften der abgelieferten Glocken durch das Pfarramt notiert worden sind“*, oder in Klingenthal: *„Einen Glauben an ihren Schutz vor Unwetter und bösen Mächten kennt man hier nicht, auch sind keine Sagen von den Glocken bekannt, denn Klingenthal hat Glocken etwas über 100 Jahre, früher waren hier nur eine Kapelle und ein Saal zum Predigen.“* Der lutherisch-evangelische Pastor von Sainte-Marie-aux-Mines verfasst seine Antwort im telegrafischen Stil: *„Antwort auf die Mahnung: Gedenket der Glocken: ... Glockensagen hier unbekannt ... Sonst wichtiges: Nichts.“* In Guémar schreibt der Bürgermeister noch kürzer, dass die abgelieferten Glocken, aus dem Jahre 1902, *„keinerlei Sprüche enthielten“* (was jedoch eher unwahrscheinlich klingt), und die *„belassene alte Glocke weist ebenfalls keine Sprüche bzw. Inschriften auf die von kulturhistorischer Bedeutung wären“*. Er schildert jedoch die Bräuche, welche die Glocken betreffen (Taufe, Karwoche)⁶⁷ und fügt hinzu: *„Wetterläuten u. dergl. kennt man hier nicht“*.

In Elsenheim gibt der Pfarrer eine lückenhafte Abschrift der Inschrift der Glocke von Spalt aus dem Jahre 1664, die abgegeben wurde (und nicht mehr vorhanden ist), und der Bürgermeister fügt hinzu: *„Die beiden andern Glocken hatten keine Inschriften von Allgemeinem Interesse“*.

Es werden nicht nur Bräuche oder Sagen erwähnt. Der Pastor von Riquewihr erzählt, dass anno 1848, beim Bau der zwei Kirchen, die Glocke aus dem Jahr 1722 *„der Gegenstand eines längeren Prozesses [war], da die Katholiken diese Glocke beanspruchten“*. Er schickt eine provisorische Beschreibung: *„Ueber das Weitere, Gewicht, etc, hat sich ein Mitglied des Kirchenrats, zugleich Mitglied des Gemeinderats, bereit erklärt in den Archiven der Gemeinde nachzuforschen. Wenn dort etwas zu ermitteln ist, so wird es nachträglich mitgeteilt werden.“*

In den Berichten werden weder die Bräuche anlässlich der Glockentaufen noch die *„Reise nach Rom“* in der Karwoche, vergessen.

Wenn auch manche Antworten negativ bleiben, so gibt es doch einige sehr detaillierte Berichte, ergänzt durch Zeichnungen oder Fotos.

Der wahrscheinlich ausführlichste und interessanteste Bericht über die Läutearten stammt von dem Lehrer Woerther, aus La Claquette (*Klakett-Vorbruck*). Er schildert alle Einzelheiten der in den katholischen Dörfern im „welschen“ Teil des Breuschtals besonderen Geläute.⁶⁸

Man erfährt von einem Totengeläute: „*In unserem Dorf – wie in allen katholischen welschen Dörfern des Tales – ist ein eigenartiges Trauergeläute üblich, das von den Einwohnern mit „sonner en mort“ bezeichnet wird ... Es kommt in Anwendung.*

- a) *um einen soeben eingetretenen Sterbfall anzukünden*
- b) *beim Begräbnis*
- c) *bei einem Toten-Amt mit Libera (service)*
- d) *an Allerheiligen.*

An diesem Tage setzt das Trauergeläute ein nach der Vesper und dauert bis Mitternacht, in anderen Ortschaften bis zum Eintritt der Nacht, hier bis 7 h [Uhr].

Dies eigentümliche Geläute wird auf folgende Weise hervorgebracht: von den 3 hierzu nötigen Glocken schwingt die Grösste völlig frei, je mächtiger sie schwingt, desto besser kommt das Besondere des Geläutes zum Ausdruck. Die beiden anderen Glocken werden eingehängt (brider les cloches). Dies geschieht in der Weise, dass das Seil ein wenig hochgezogen, in dasselbe eine Schlaufe gedreht und diese um den Kopf des Hammers gelegt wird. Nun wird das Seil wieder fallen gelassen. Vermöge seiner Schwere rückt es den Hammer in nächste Nähe des Glockenrandes, sodass ein geringer Ruck mit dem Seil genügt, um einen Anschlag zu bewirken. Die Grosse Glocke wird nun angeläutet und nach jedem ihrer Schläge wird durch einen kurzen Ruck am Seil durch einen zweiten Läuter ein Schlag mit den anderen Glocken eingefügt, abwechselnd mit der mittleren und kleinen. In Notenschrift stellt sich das Geläute für unseren Ort dar wie folgt:

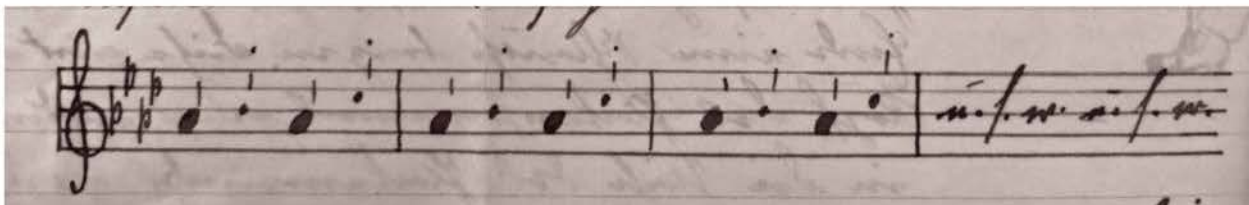


Abb. 12: Vorbruck: Melodie. (Service de l'Inventaire, Strasbourg)

wobei die grösseren Noten das Geläute der freischwingenden grossen Glocke, die beiden kleineren Noten die kurzen Schläge der beiden kleineren Glocken darstellen. Um diese beiden letzteren zu bedienen, gehört ein bisschen musikalische Veranlagung dazu: geschieht es

durch einen Ungeschickten, so „hinkt“ das Geläute, indem die einzu-
fügenden Schläge zu früh oder zu spät einsetzen, was auf den Hörer
ein ziemlichen Eindruck macht und auf die Dauer nicht anzuheören
ist. Dadurch, dass die 2 kleineren Glocken des freien Schwungs be-
raubt sind, geht dem Geläute das Übermutig – Freudige, das Feierli-
che ab, und es entsteht etwas Regelmässiges, Einförmiges, Klagendes,
dem der Charakter des Trauergeläutes nicht abgesprochen werden
kann. Dem Läuter erwachse durch das öftere Ein- und Aushängen
der Glocken eine gewaltige Arbeit, denn ist ein Sterbfall
eingetreten, so wird nach jedem Angelus-Läuten das
Sterbegeläute wiederholt bis zur Beerdigung. Stirbt z. B.
eine Person am Samstag vormittag und findet die Beer-
digung statt am folgenden Montag um 10 h, so müssen
die Glocken bei 7-maligem Sterbegeläute 6 mal ein- und
ausgehängt werden, wobei der Läuter jedesmal zum
Glockenstuhl aufsteigen muss, was bei Winterzeiten
um 6 h [Uhr] morgens und 5 h [Uhr] abends sehr be-
schwerlich ist.

Bei Kindtaufen ist wieder ein besonderes Geläute
üblich, ein Glockenspiel (carillon) wird durch den
Paten bestellt und durch denselben in Form eines
Trinkgeldes bezahlt. Es wird in folgender Weise hervor-
gebracht: den 3 Glocken gegenüber sind am Glocken-
stuhl 3 Seile befestigt, die an ihrem anderen Ende eine
Schlaufe tragen. Diese wird um den Kopf des Glocken-
hammers gelegt, wodurch dieser in die Nähe des Glo-
ckenrandes gezogen wird, sodass [Abb. 13] ein leichter
Ruck am Seil genügt, um einen Anschlag zu bewirken.
Das Seil der grossen Glocke befestigt der Läuter durch
eine Schlaufe am Fuss, die beiden anderen Seile nimmt
er in die rechte und linke Hand und lässt nun durch
ziehen an denselben die Glocken spielen. Je nach Ge-
schicklichkeit und musikalischer Veranlagung kommt
dabei ein mehr oder minder ansprechendes Spiel her-
aus. Da die 3 Glocken meistens je 1 Ganzton ausein-
anderliegen, bewegt sich das Spiel innerhalb einer
grossen Terz und ist demnach räumlich sehr be-
schränkt. Das Spiel bevorzugt deshalb meistens Lieder-
melodien, die sich in dem angegebenen Raum bewegen,
wobei sie nach Bedürfnis zurecht gestutzt werden.
Nach etwa ½ stündigem Spiel wird in manchen Orten
(Blen [Plaine]) die grosse Glocke ausgehängt und frei-
schwingend geläutet, wobei die 2 anderen immer wei-
ter spielen. Während der erste Teil (das reine Glocken-
spiel) dem Paten gewidmet ist, so ist der letztere der

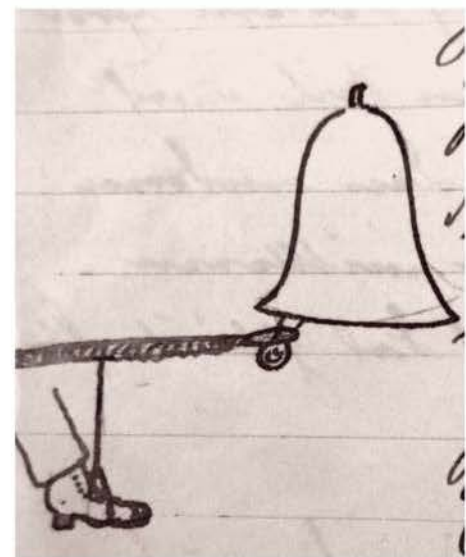


Abb. 13: Vorbruck, Befestigung des
Glockenklöppels. (Service de
l'Inventaire, Strasbourg)

Patin zudedacht. Zum Schluss werden dann alle 3 Glocken freischwingend geläutet.

Die vorstehend beschriebenen Läute-Arten sind meines Wissens nur in den welschen Ortschaften des Tales üblich, dagegen bis hinüber nach St. Dié; sie sind wahrscheinlich ausschliesslich welschen Ursprungs und Gebrauchs.“

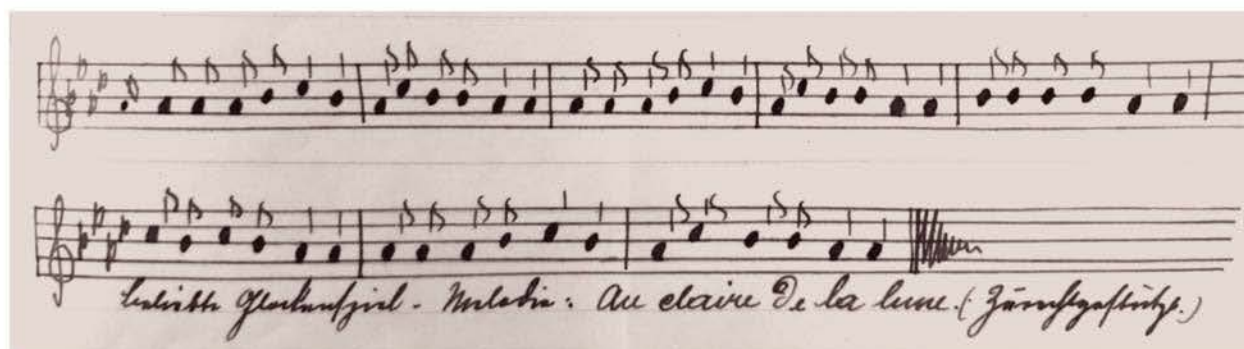


Abb. 14: Vorbruck:
„Beliebte Glocken-
spiel-Melodie: Au
clair [sic] de la lune
[zurechtgestutzt]“.
(Service
de l'Inventaire,
Strasbourg)

K. Hartheiser, Lehrer, berichtet aus Vorbruck:

„1. Besondere Bräuche bei Taufe der Glocken sind hier niemandem bekannt ... Aufzeichnungen sind weder im Gemeinde- noch im Kirchenarchiv vorhanden.

2. Die gesetzlichen Feiertage werden am Vorabend durch Glockenspiel angekündigt. Solches findet auch bei Taufen statt. Dabei liegen hauptsächlich die Melodien der Lieder Au clair de la lune, c'est le roi Dagobert und le petit Jésus zu grunde. Allerseele wird durch Trauergeläute a, f, g, f, von Allerheiligen 3 Uhr bis 9 Uhr abends und am Tage selbst von 6–9 Uhr morgens angekündigt. Trauergeläute ertönt auch bei Todesfällen und zwar bei Kindern mit einer Glocke, bei Erwachsenen mit allen dreien. Eine Feuersbrunst wird nachts mit allen Glocken angezeigt.

3. An Sagen ist nur verbreitet, daß die Glocken in der Karwoche nach Rom pilgern.

4. Teilweise besteht der Aberglaube, daß bald jemand sterbe, wenn die Uhr während der Wandlung schlägt.“

Außer den religiösen gibt es noch „zivile“ Läutearten, wie z. B. in Weitbruch: „Die Morgenglocken läuteten früher im Sommer um ½ 4 Uhr; gegenwärtig erst um 5 Uhr, im Winter früher um ½ 5 Uhr; jetzt um 6. Beim Morgenläuten mußten landw. Arbeiter, Knechte und Mägde früher alsbald aufstehen. Jetzt richten sich die Dienstleute nicht mehr danach ... Abends mußten alle Kinder unter 14 Jahren beim Ertönen der Nachtglocke von der Straße fort ... In frommen ev. Häusern beteten die Kinder während des Abendläutens das Lied „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ ...“. Diese Sitte ist jetzt

nicht mehr bekannt.“ Es gab auch besondere Totengeläute. In Oberseebach rief das Rathausglöcklein „jeden Tag um zehn Uhr vormittags den müden Landwirt nach Hause ... Es verkündete ferner die Ankunft des Rentmeisters, den Beginn einer Steigerung, einer Wahl, den Ausbruch einer Feuersbrunst ...“

In Marlenheim geht es um den Weinbau: „Während der Weinlese riefen die lauten Klänge der grossen Glocke den Winzer jeden Morgen um 6 Uhr zur süßen Ernte auf unsern mit Reben bekränzten Hügel.“

Karl Hermann Gerst, der reformierte Pastor in Sainte-Marie-aux-Mines, erzählt von der Zillharter Glocke (Saint-Pierre-sur-l'Hâte, Lamperti, 1536) eine Legende, welche der von der „Suzanne“ in Rosheim sehr nahe steht und fügt hinzu: „Ueberall in der Gegend stößt man auf den Glauben, dass die Zillharter Glocke als eine alte Bergmannsglocke starken Silbergehalt habe. Das habe man bei ihrem Läuten schon hören können.“ Er erwähnt die anderen Glocken, welche aus Edelmetallen gewesen sein sollen (es handelt sich um die Kirche der Bergleute): „Von den beiden andern Glocken, deren Platz im Glockenstuhl leer sei, schon seit unvordenklicher Zeit, seien die verschwundenen noch viel kostbarer gewesen. Zuerst hätten sie das goldene Glöckchen geholt und hernach das aus gediegenem Silber ...“, und beendet seinen Bericht mit den Worten der Einwohner während der Beschlagnahme: „... jetzt holten sie die letzte Glocke, welche den Vorfahren & den Vätern gerufen. Die werde wohl gehn müssen, denn für ein Eingreifen höherer Mächte wie anno 1793 seien die Zeiten nicht mehr geeignet.“ Die Glocke kam glücklicherweise 1919 wieder zurück.⁶⁹

In Rosenwiller bei Rosheim wird Folgendes von der großen Glocke, Assumpta genannt, erzählt: „Beim Läuten am Geburtstage Seiner Majestät 1893 zersprang die alte große Glocke u. wurde noch im nämlichen Jahr von der Glockengießerei Causard Colmar umgegossen. Ihr schöner Ton läßt bestimmt darauf schließen, daß sie aus wertvollem Metall hergestellt ist. Diese Glocke durfte bleiben, da das Herabnehmen mit großer Gefahr für den baufälligen Kirchturm verbunden wäre, der aus dem 13. Jahrh. stammt. Diese Glocke wird jeden Donnerstagabend geläutet, um die Gläubigen an die Todesangst Jesu zu erinnern. Man sagt dann: ‚Es läutet ‚Angstglocke‘. Sämtliche Glocken wurden in der Christnacht u. um Mitternacht vom letzten April auf den 1. Mai geläutet.“⁷⁰ Eine andere Hand hat beigefügt: „Wahrscheinlich spielt in letzterem Falle der Aberglaube eine Rolle. Die Hexen sollen nämlich keine Gewalt über Dorf u. Bann bekommen, wenn die Glocken in der bezeichneten Nacht geläutet werden. Ein Gebrauch in früheren Zeiten war folgender: ‚Im Dorfe war ein großer Schlüssel aus Holz. Wer ihn beim Ausbruch

eines Gewitters in Besitz hatte, mußte die Glocken läuten, um dadurch das Unwetter zu vertreiben. Nachher wanderte der Schlüssel wieder in ein anderes Haus (Andenken an den Wahlspruch von ‚Schillers Glocke‘). Die kleine Glocke, Catharina, war im Volksmunde „Einzerglöckel“ genannt, „weil sie die Kinder zur Schule rief. Beim Ausbruch einer Feuersbrunst wurde diese Glocke angezogen u. gleich darauf ertönte die Baßstimme der großen Glocke.“ Die mittlere Glocke, Maria, war im Volksmunde „Zwölferglöckel“, genannt, „weil sie dreimal im Tage die Gläubigen zum Angelusbeten rief“.

Aus Diefenbach oder Gereuth (Neubois) z. B. werden auch besondere Läutearten gemeldet.

Die Glocke von Blienschwiller soll, wie vielerorts „... nach dem Pfarrarchiv ... im dreissigjährigen Kriege, während der schwedischen Periode vergraben worden sein. Ein Stier soll sie später, während er auf einer Wiese weidete, wieder entdeckt haben und mit den Hörnern zum Vorschein gebracht haben. Auch hängt die ganze Bevölkerung mit grosser Verehrung an dieser Glocke.“ Es handelt sich um eine mittelalterliche Glocke.

In Belmont (Schönenberg) weiß man, dass es sich um eine Glocke aus dem 15. Jh. handelt. Der Bericht ist poetisch:

„Auf reinen Bergeshöhen erhebt sich das Kirchlein von Schönenberg, ‚drüben bildet das Kirchlein von Belmont eine Art Wahrzeichen‘, so heißt es in ‚Oberlin‘. Vom Kirchlein aus, schallt weit ins Land hinein ein liebes Glöcklein. Die uralte kleine Glocke der Kirche von Schönenberg mit ihrem reinen hellen Klang und umwoben von vielen Sagen ist eine der ältesten in den Mittelvoesen. Den Leuten ist sie ein wahres Heiligtum, zu dem sie mit Ehrfurcht und Liebe emporblicken. Gern achten die Bewohner auf ihre Sprache und rühmen, von allen Glocken der Umgebung habe sie den schönsten Klang, redet sie doch von längst verschwundenen fernen Zeiten. Die Glocke stammt nämlich aus dem Jahre 1480.⁷¹ Zahlreich sind die, welche die Glocke an der Schwelle des Lebens begrüßte und vergehen sah. Geheimnisvolle Zeiten sah sie vorüberziehen, erzählt sie doch von den Schrecken des dreissigjährigen Krieges in hiesiger Gegend, von Hungersnot und Pest, von Sagen und Geschichten, die sich in ihrer Umgebung abgespielt haben. Dieses geheimnisvolle Wehen aus dunklen Zeiten erhöht die Liebe zu ihr, sie redet zu den Herzen. Über das Gießen der Glocke ist nichts bekannt. Die Glocke ist aus Messing und enthält viel Silber. Die Inschrift läuft rings um den unteren Teil und ist in gothischen Buchstaben aus dem 15. Jahrhundert. Die Form der Buchstaben A, N, D, E, M weist auf dieselbe Jahreszahl hin, wie die Jahreszahl, die sich auf der

Glocke befindet. Die Inschrift lautet: Ave Maria Magdalena. Anno Domini 1480. Die Jahreszahl ist in römischen Ziffern. Die Jahreszahl ist gut leserlich, die Glocke selbst sehr gut erhalten, nur der untere Rand ist durch das Aufschlagen etwas abgenutzt. Die Glocke hat einen hohen geschichtlichen Wert. Die Inschrift Ave Maria Magdalena deutet jedenfalls auf einen Ursprung in der katholischen Kirche. Die Sage erzählt nämlich folgendes: An der Stelle, wo jetzt die Kirche von Schönenberg steht, war früher eine große Eiche. Jedes Jahr an Pfingsten kam eine weiße Taube und setzte sich auf den Baum. Die Bewohner fällten die Eiche und bauten dort eine Kapelle. Die Kapelle wurde dem heiligen Geist gewidmet. Die Bewohner von ‚Le Grand Courteau‘ [das war ein Dorf zwischen Hütten und Freudeneck, das im dreißigjährigen Krieg zerstört wurde] hielten ihre Andachten in der Kapelle ab. In der Kapelle waren zwei Glocken, eine aus Messing, die andere aus Silber. Jedes Jahr an Pfingsten kamen viele Leute aus der Umgebung um zu beten und den Klang der silbernen Glocke zu vernehmen. Danach wurde dann [?] gefeiert und getanzt, daher das Dorffest, das hier an Pfingsten stattfindet. In der Reformationszeit wurde aus der Kapelle eine evangelische Kirche, und die Glocke wurde übernommen. Von der Kapelle sind in der Kirche erhalten geblieben 2 Säulen mit der Inschrift: Terminus Chori und die Glocke aus Messing. Bis etwa im Jahre 1875 wurde die Glocke jeden Abend geläutet, im Sommer um 10 Uhr, im Winter um 9 Uhr. Dieses Nachtgeläute hatte den Zweck, verirrt Wanderern den richtigen Weg zu weisen; der Schall der Glocke sollte diese gleichsam in das Dorf locken, wo sie dann gastfreundlich aufgenommen wurden. Diese Gewohnheit machte die Runde, jeden Abend war eine andere Familie daran, entweder läutete der Vater oder ein beherzter Sohn, denn nur mit einem Angstgefühl betrat man die Kirche zu solcher Stunde. Vor dem Krieg wurde die Glocke zum Schulanfang, zu den Gottesdiensten und am Abend nach Sonnenuntergang geläutet. Beim Abendläuten war es Sitte, das Vaterunser zu beten, und alle Kinder mußten von der Straße wegziehen und nach Hause sich begeben. Bei Hochzeiten und Begräbnissen wurde geläutet, nicht aber bei Taufen. Kurz nacheinander folgende Glockenschläge kündeten eine Feuersbrunst an. Bei einem Sturm oder Gewitter durfte nie geläutet werden, da der Blitz durch das Läuten angezogen wird.⁷² So der Aberglaube. Je nach der eigenen Stimmung klingt die Glocke traurig oder fröhlich. Klingt die Glocke traurig, dann ist ein Todesfall im Dorfe nahe. Aberglaube: Läuten die Glocken von Schönenberg und Schöngrund⁷³ zu gleicher Zeit, dann stirbt bestimmt jemand der beiden Dörfer in nächster Zeit. Das Dorf wird den

Todesfall zu verzeichnen haben, dessen Glocke zuerst aufhört zu läuten. Da wir im Operationsgebiet sind, wurde seit Anfang des Krieges das Läuten der Glocken untersagt. Bei den Gottesdiensten und bei Siegen ist das Läuten gestattet. Im April 1917 hieß es, die Glocke müsse abgegeben werden, da wurde manches Auge naß bei dieser Botschaft, denn die Leute hätten sich nur ungern davon getrennt. Wegen ihres geschichtlichen Wertes bleibt uns jedoch die Glocke erhalten.“

Die silberne Glocke (Sage)

In der Kirche [Kapelle] von Schönenberg war eine silberne Glocke. Schönenberg war damals ein Wallfahrtsort. Die silberne Glocke hatte einen wunderbaren Klang, daher kamen viele Leute der Umgebung, um den Klang der silbernen Glocke zu vernehmen. Das silberne Glöcklein war allen lieb. Zur Zeit eines Krieges, wohl des dreißigjährigen Krieges, versteckten die Leute die Glocke, damit sie nicht in die Hand der Feinde fiel. Sie vergruben sie. In einer Wiese ‚outré aux prés‘ unter halb Hütten ruht die Glocke jetzt noch, die Leute, die die Glocke versteckt hatten, wurden durch den Krieg dahingerafft, niemand kennt die Stelle, wo die Glocke ruht. Wer wird die Glocke aus der Erde heben?

Ein in dem Bericht wiedergegebenes, sieben Strophen langes Gedicht wurde über die Glocke verfasst.

Der Schulmeister aus Rothbach gibt Auszüge aus der Schulchronik wieder, die 1910 zersprungene Glocke aus dem Jahre 1810 betreffend, und zeichnet das Wappen der Gemeinde, welches sich auf dieser Glocke befand. Er schildert auch, wie die Inschriften der neuen Glocke zustande kamen, da diese durch die Gemeinde bezahlt werden mussten. Die kleine Glocke von 1737 wird auch beschrieben.

Aus Rosheim berichtet der Lehrer Charles Kuntz: „Besondere Läutearten kannte man hier nicht. Bei hohen Festen sowohl als auch bei Begräbnissen läuteten die Glocken in vollem Schwunge, oft die Glocken beider Kirchen zu gleicher Zeit ... Bei Gewittern wurde nie geläutet, wohl aber bei Feuersbrünsten zugleich mit der Glocke auf dem Turme des Gemeindehauses. Auch bei Kindtaufen ertönten hierorts die Glocken nicht; sie begrüßten nicht das geliebte Kind auf seines Lebens erstem Gange. Das Geläute der einen Kirche war leicht von dem der andern zu unterscheiden. Die Glocken der Unterkirche ergeben den Akkord C, es, ges; die der Oberkirche d, g, h. Nur von einer Glocke lebte eine Sage im Volksmunde; allerdings galt diese nicht der gegenwärtigen, sondern der früheren Glocke, welche drei

Jahrhunderte hindurch die Gläubigen gerufen hatte, als sie infolge eines Risses im Jahre 1843 umgegossen werden mußte.“⁷⁴

Hauptlehrer Gockler aus Cronenbourg hat Humor: „Die uns verbliebene ‚Cantate‘ darf aber jetzt in der Kriegszeit auch nicht singen ... sie ist jetzt so bequem, daß man hier nicht mehr weiß, ‚wieviel die Glocke geschlagen hat‘. Aber es ist jetzt auch nicht mehr möglich, ‚etwas an die große Glocke zu hängen‘.“

Nach dem Kriege ...

Wie Emile Herzog schreibt: „Hätte der Krieg noch einige Monate gedauert, so wären auch die letzten elsässischen Glocken, sogar die in den Türmen verbliebenen, herangeholt worden. Die diesbezüglichen Anordnungen waren bereits getroffen worden, denn Metalle waren keine mehr vorhanden ...“⁷⁵

Eine unmögliche Bilanz

Wegen der Verschiedenheit der Angaben in den benutzten Quellen bleibt es illusorisch, genaue Zahlen angeben zu können.⁷⁶

Der *Elsässer* veröffentlicht im Juli 1919 Aufsätze über die Beschlagnahme der Glocken. Vor dem Kriege soll es 2400 Glocken allein in den 800 katholischen Kirchen (Pfarr- und Filialkirchen) gegeben haben. 300 Glocken blieben verschont, weil sie sich in den durch die Franzosen besetzten Gebieten befanden, aber „wurden annähernd 1500 Glocken beschlagnahmt und entfernt, und zwar im Gesamtgewicht von mehr als 16000 Zentnern“. Offizielle Zahlen berichten von 1231 vorhandenen Glocken im Unter-Elsass, wovon 800 beschlagnahmt wurden, und von einer Gesamtzahl von 2100 elsässischen Glocken, wovon 1440 beschlagnahmt wurden.⁷⁷

Die Wiedererlangung einer Anzahl von Glocken in Frankfurt

Als sie nach dem Kriege durch die Presse erfuhren, dass in Frankfurt noch elsässische Glocken lagerten, begaben sich einige Pfarrer an Ort und Stelle, und mithilfe französischer Soldaten brachten sie ihre Glocken wieder nach Hause. Diese Aktion bewirkte, daß die *Kriegsmetall-Aktiengesellschaft*, weitere Beraubungen befürchtend, etliche Glocken verschwinden ließ, indem sie diese ins Innere des Reichs schickte. Der angebliche Rest (?) wurde bei der „Société de Navigation“ gelagert, wo Emile Herzog im April 1919 noch (etwa) 500 Glocken sehen konnte.⁷⁸

Herzog wurde nämlich beauftragt, zuerst nach Mainz zum Stellvertreter der *Kriegsmetall-Aktiengesellschaft* zu gehen. Diese

Gesellschaft verlangte die schnelle Rückgabe der den Gemeinden bezahlten Summen, und drohte widrigenfalls die Glocken in die Gießereien von Hamburg und Leipzig zu schicken. Nach Verhandlungen wurde unter anderem beschlossen, dass das, was 1917 in Kriegsanleihe bezahlt worden war, in Kriegsanleihe zurückerstattet werden sollte. Diese Vorsichtsmaßnahme erlaubte es vielen Gemeinden, ihre deutschen Papiere loszuwerden.⁷⁹

Im Falle von beschädigten Glocken versuchen ihre Besitzer den Preis zu mindern, wie z. B. in Gottenhouse, wo *„die Glocke nun einen bedeutenden Riss hat, also umgeschmolzen werden muss“*. Der Rat glaubt *„mit Recht die Hälfte des seinerzeit erhaltenen Betrages, sowie die Kosten für Abtransport und wieder Herbeischaffen ... zurückbehalten zu dürfen ...“*

Nur 344 der beinahe 2000 (laut Herzog) eingelieferten elsässischen Glocken wurden wiedererlangt.⁸⁰ Es fehlten nämlich 156 Glocken (von jenen 500, die Herzog noch gesehen hatte), darunter 122 B- und C-Glocken. Die *Kriegsmetall-Aktiengesellschaft* ließ sie verschwinden, unter anderem eine alte Glocke aus Munster aus dem 15. Jh., welche das Ortswappen trug. Elsässische Glocken sollen in Apolda gelandet sein. Immerhin war die befragte Gießerei in Apolda imstande, *„Glocken zu liefern in jeder Tonart und in jedem Gewicht“*, in einer Zeit, da es in Frankreich schwierig war, Metall für die Gießereien aufzutreiben.⁸¹ Emile Herzog hatte sich darüber seine Gedanken gemacht: *„Auch sonst fehlen viele wertvolle, alte Glocken aus dem Elsass, die sicher nicht eingeschmolzen wurden. Ein günstiges Geschick wird sicher früh oder spät die eine oder die andere irgendwo in Deutschland ausfindig machen.“*⁸² Sechs Glocken aus dem Sundgau wurden in Hamburg ausfindig gemacht; weitere drei elsässische Glocken wurden im Juli 1918 in einem Wagon in Dresden gesehen. Cahn gibt zu, dass es möglich war, dass elsässische Glocken vor dem Waffenstillstand in andere Lager abtransportiert wurden; sagt, er wisse aber nichts davon. Es hätte zur Zeit der Beschlagnahme viel Unordnung im Elsass gegeben, da die Deutschen einen französischen Angriff befürchteten.

Herzog berichtet: *„Gleich im Dezember 1918 haben diejenigen, die bereits 1917 für die Erhaltung unserer Glocken tätig waren, die nötigen Schritte zur Wiedererlangung der noch in Frankfurt lagern den Stücke getan. Doch erst nach langen Verhandlungen und nur durch die Bemühungen der französischen Militärbehörden wurde im März 1919 der Rücktransport ermöglicht. Das Ministerium in Strassburg legte allen Wert darauf, dass die Glocken bereits das Osterfest verkünden sollten. Aber gleich traten finanztechnische Schwierigkeiten und alle möglichen Hemmnisse in den Weg, sodass die Glocken*

erst im Mai zurückkamen. Die Elsässische Maschinenbaugesellschaft in Grafenstaden stellte bereitwilligst ihre Räume zur vorläufigen Aufnahme und Verteilung derselben zur Verfügung.“⁸³

Mitte Mai 1919 trafen in der Maschinenfabrik in Graffenstaden⁸⁴ 10 Eisenbahnwagen voller B- und C-Glocken ein. Von dort kamen sie in ihren Ursprungsorten naheliegende Sammelstellen.

Bei den Aufräumarbeiten fand man die große Glocke von Seppois-le-Bas unter den Trümmern der abgebrannten Kirche. In Ammertzwiller wurden ebenfalls die zwei größten Glocken geborgen; die schwer beschädigte Kirche war 1915 von den Deutschen gesprengt worden.⁸⁵

Die Wiederherstellung der Geläute

Die Aachener Firma Jos. Beduwe „Glockengiesserei und Feuerlöschgerätefabrik, Zahlreiche Anerkennungschriften. Gegründet 1838. Höchste Auszeichnungen“ teilte bereits im März 1918 dem bischöflichen Generalvikariat mit, dass sie „*unternommen habe, Glocken aus einer neuen Legierung zu gießen, die den Zweck haben, bis zum Neuguß von Bronze Glocken, als wertvolle Aushilfe zu dienen*“. Es handelt sich also um ein Provisorium aus Gusstahl. In seinem Rückschreiben, anlässlich der Umfrage „*Gedenke unserer Glocken*“, schreibt der Pfarrer von Birlenbach im Juli 1917: „*Wir beabsichtigen, alsbald 2 neue gußstähl. Glocken zu kaufen.*“

Nach dem Kriege wird ein gewisses Quantum an Kupfer, Zinn oder Bronze durch den französischen Staat für Elsass-Lothringen freigestellt, jedoch unter der Bedingung, in Elsass-Lothringen gießen zu lassen, was Proteste außenstehender Firmen auslöst, da es im Elsass nur eine Gießerei gibt. So haben sich etliche Firmen nach dem Kriege im Elsass beworben: les Fils de Georges Paccard in Annecy, natürlich F. & A. Causard in Colmar (als Nachfolger von Perrin-Martin in Colmar und Jean-Louis Edel in Strasbourg), Jules Robert in Nancy, Ferdinand Farnier in Robécourt, Maurice Gripon in Brest, Blanchet-Bollée in Paris ...

Anfangs November 1919 ist kein Metall mehr vorhanden; 35000 kg wurden kostenlos unter mehr als 20 Gemeinden verteilt. Es muss Metall aufgetrieben werden; von nun an wird es nicht mehr kostenlos sein.

Es herrscht Solidarität: der katholische Pfarrer von Brumath schlägt vor, die Hälfte der erlangten Glockenspeise den Protestanten zu überlassen. Die Verwaltung stellt in Aussicht, ihm in Ansehung dieser Geste 300 kg gratis zu geben (da dies schon verboten war).



*Glockenweihe
in Obernai,
9. August 1925.*

Anfangs Januar 1920 gibt es jedoch noch Bronze gratis, das Material (Kanonen) wird direkt in die Gießerei befördert. Die Gemeinde Mommenheim wünscht z.B. 1800kg, bekommt aber nur 800kg. Die steigenden Preise dieses Materials sind im Februar 1920 jedoch noch günstiger als jene der Gießer oder ihrer Lieferanten. Im April 1920 wird der Verkauf von Kupfer eingestellt, sodass die Gemeinden und Pfarreien das erwünschte Material nicht mehr bekommen.

Im Juni 1920 wird wieder eine gewisse Menge Metall zur Verfügung gestellt, jedoch unter drastischen Bedingungen. 1920 steigen die Rohmaterialpreise dermaßen, dass manche Gemeinde auf neue Glocken verzichten muss.

Das ersehnte Metall kommt aus den verschiedensten Quellen. Kaysersberg bittet im April 1920 um die Zuteilung eines Geschützes. Der Pfarrer der katholischen Kirche in Mulhouse-Dornach wünscht Bronze von dem Pferde des Kaiser-Wilhelm-I.-Denkmals in Straßburg zu kaufen. Woerth hat die naheliegenden, abmontierten Denkmäler im Auge.

Die katholischen Pfarreien füllen ein Formular (*Questionnaire A*) aus, wovon ein Duplikat in dem Pfarrarchiv aufbewahrt wird. Dieses Dokument führt an, wieviel Glocken vor der Beschlagnahme vorhanden waren, wieviel (und aus welcher Gruppe) beschlagnahmt worden sind, wann, unter welchen Bedingungen, sowie deren Gewicht. Es werden die Abnahmekosten verzeichnet, der wirkliche Wert der Glocken, welche Summe als Entschädigung vorgeschlagen worden war,

welche Summe bezahlt worden ist und wem (Gemeinde oder Kirchenfabrik), in Bar oder Kriegsanleihe, und wofür das Geld verwendet worden ist.

Einerseits verspricht man sich, „patriotische“ Glocken gießen zu lassen, wie z. B. in Schaffhouse: *„cloche des soldats français“*, andererseits sind Gemeinden pragmatisch und verlangen, wie Orbey, deutsche Glocken. Andernorts hat man schon neue Glocken bestellt und wünscht nicht, die Alten zurückzunehmen.

Das Schlusswort wird Emile Herzog überlassen, der am 29. Januar 1918 an Regierungsrat Schütz schreibt: *„Ich erlaube mir die ergebenste Anfrage, ob es statthaft wäre, die eine oder die andere der seinerzeit von Herrn Dr. Rathgens (sic) aufgenommenen Photographien der nach Frankfurt verbrachten els. Glocken als Illustration in einem später auszuarbeitenden Aufsätze zu veröffentlichen ... Ich habe in letzter Zeit die unsere els. Glocken berührende Literatur studiert & bin zur Auffassung gelangt, dass man auf diesem Gebiete & an Hand des vorhandenen Materials noch vieles tun könnte; eines nur ist schade, dass man die zurückgebliebenen & sicherlich wertvolleren Glocken nicht auch zu inventarisieren die Gelegenheit hatte. Schon im Interesse der Vollständigkeit wäre es erwünscht gewesen.“*

Wie er es selber vermerkt, wird Herzogs Arbeit *„als wertvolles Nachschlagewerk über den größten Teil der bis 1917 im Elsass vorhandenen Glocken dienen“*.

Anmerkungen

- 1 Nur ein Teil der zu Verfügung stehenden Literatur konnte im Rahmen dieser Arbeit benutzt werden. Es war unmöglich, die Signatur jedes verwendeten Dokumentes einzeln anzugeben.
- 2 AAS (Archives de l'Archevêché de Strasbourg) Liasses 497–500.
- 3 ABR (Archives du Bas-Rhin) AL 121/406, 766, 768 (worunter *„Verzeichnis der aus Frankfurt retour-nierten Glocken“*) und 1094 (*„Énumération des cloches alsaciennes, classées en 1917, à Francfort, dans les groupes B & C et qui n'ont pas été rendues par la Kriegsmetall-Aktiengesellschaft depuis l'armistice“*).
- 4 AMS (Archives Municipales, Strasbourg) 113 Z 43 20C.
- 5 AHR 13 J 63–66, sowie einige photographische Aufnahmen.
- 6 BOUR (R. S.), *Études campanaires mosellanes*, Bd. I, Colmar, 1947, S. 33.
- 7 H[ERZOG] (E[mile]), *Zur Geschichte unserer Glocken*, Colmarer katholischer Kirchen-Kalender, 1920, S. 56.
- 8 Mitteilung von Louis Schlaefli (AAS liasse 500).
- 9 AAS liasse 499–500.
- 10 *„Gemäss der Weisung in Diözesanblatt, Febr. 1917, 2. Heft, Seite 41 folgen hier die erreichbaren Angaben über die Glocken der Pfarrkirche in Düppigheim“*.
- 11 BOUR (R. S.), *op. cit.*, S. 33. *„Alle Glocken ohne Ausnahme mußten angemeldet werden ...“*.
- 12 *„Hier sind diejenigen Bronzeglocken zu melden, für die eine Zurückstellung oder eine Befreiung aus den für Gruppen B und C aufgeführten Gründen nicht in Frage kommt“ (Anweisung an die Kommunalverbände).“*

- 13 „Hier sind diejenigen Bronzeglocken zu melden, für die eine vorläufige Zurückstellung von der Enteignung und Ablieferung aus nachstehend angeführten Gründen zulässig ist und zwar: 1. Wenn kein besonderer, sondern nur ein mäßiger wissenschaftlicher, geschichtlicher oder Kunstwert vorliegt, oder solche Bronzeglocken noch nicht oder nicht endgültig beurteilt worden sind. (Zu belegen durch Gutachten anerkannter Sachverständiger). Kennwort: „Kunstwert“. 2. Wenn eine Glocke für die Bedürfnisse des Gottesdienstes in einem Geläute erhalten bleiben soll, für das die unter 1 und 3 angeführten Befreiungsgründe keine Anwendung finden können. In diesem Falle ist jeder Kirchengemeinde nur die Bronzeglocke vom geringsten Gewicht vorläufig zu belassen. (Zu belegen durch Gutachten der zuständigen Kirchengemeindeführung). Kennwort: „Läuteglocke“. 3. Wenn die Kosten des Einbaues der Ersatzglocken ausschließlich des Wertes derselben den Übernahmepreis für das ausgebaute Bronzegewicht überschreiten würden. (Zu belegen durch Gutachten der zuständigen Kirchenbaubehörde bzw. herangezogener Glockengießer u. a. m.). Kennwort: „Hohe Einbaukosten“. Es handelt sich um Glocken, „deren Erhaltung aus Rücksichten der Wissenschaften, Geschichte oder Kunst lediglich wünschenswert ist“.
- 14 „Hier sind diejenigen Bronzeglocken zu melden, für die ein besonderer wissenschaftlicher, geschichtlicher oder Kunstwert von den zuständigen Sachverständigen bescheinigt worden ist. Bronzeglocken von wissenschaftlichem, geschichtlichem oder Kunstwert, über die ein endgültiges Gutachten der zuständigen Sachverständigen zum Abgabetermin der Meldung noch nicht vorliegt, sind von den Betroffenen unter Gruppe B zu melden.“ Die Glocken der Liste C müssen „unbedingt erhalten bleiben“.
- 15 Schreiben des Kriegsministeriums an den Bischof vom 19. Mai 1917.
- 16 *Der Elsässer*, 28. Juli 1919.
- 17 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 57
- 18 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 74. In seinem Ortschafts-Verzeichnis zum Inventar der nach Frankfurt verbrachten elsässischen Glocken, schreibt er am 12. September: „Noch nicht aufgenommen sind einige Hunderte von Glocken, die erst in der letzten Zeit angefahren wurden, davon ist ein grosser Teil bereits mit A- B- oder C bezeichnet.“
- 19 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 75.
- 20 Köln, 1864 – Gengenbach 1924. Ihm oblag die schwierige Arbeit, das Fundament des Pfeilers des Strassburger Münsters zu ersetzen und so den Turm zu retten. Er wurde jedoch von den Franzosen nach dem Kriege ausgewiesen. (FUCHS [François-Joseph], Notiz in *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne* [NDBA]).
- 21 Eugène Muller (Ranspach 1861 – Strasbourg 1948), Professor an der katholischen Theologie-Fakultät in Straßburg (1903–1920), Rektor der Straßburger Universität (1917–1918), Vorsitzender der Société pour la Conservation des Monuments Historiques d’Alsace (1913–1919), Abgeordneter im *Landtag* (1911), Abgeordneter des Unter-Elsass (1919 und 1924), Senator (1927 und 1935), Vorsitzender der „commission pour le triage des cloches à Francfort sur le Main“ (1917). BAECHLER (Christian), Notiz in NDBA.
- 22 Colmar, 1888–1952 (WILSDORF (Odile), Notiz in NDBA).
- 23 BOURSON (Paul), Nos cloches d’Alsace, in *L’Alsace française*, 17 novembre 1923.
- 24 Der Architekt Hugo Rahtgens (Lübeck 1872–1946) wurde nach Strasbourg gerufen, um die elsässischen Denkmäler zu inventarisieren (IGERSHEIM (François), Un inventaire des monuments historiques d’Alsace qui ne verra pas le jour: l’inventaire de Georg Dehio et Hugo Rahtgens, *Cahiers Alsaciens d’Archéologie d’Art et d’Histoire*, 2003). Er verfasste auch eine (unveröffentlichte) Studie unter dem Titel „Beiträge zur elsässischen Glockenkunde“ sowie eine Bestandaufnahme der alten Glocken in den von ihm besuchten Kirchen des Kreises Saverne (AMS 113 Z 43 20C).
- 25 Dinsheim 1871 – Strasbourg 1939, Doktor der Theologie und Komponist, Superior des Priesterseminars, PFRIMMER (Robert), Notiz in NDBA.
- 26 So ließe sich die Anwesenheit auf dem Lagerfoto der mittelalterlichen Glocke aus der Saint-Morand-Kapelle bei Altkirch erklären.
- 27 In Muttersholtz befand sich tatsächlich eine Glocke aus dem Jahre 1507, Lamperti zugeschrieben, welche aber bereits im Jahre 1857 umgegossen worden war.
- 28 1769 ist richtig.
- 29 Laut einer Verfügung der Kriegsamtsstelle Saarbrücken (K. R. n° 4070) sei es am einfachsten, die Glocken im Turm zu zerschlagen, jedoch nicht ohne Einwilligung der Besitzer, und erst, wenn keine andere Möglichkeit besteht, sie herabzulassen (BOUR [R. S.], *op. cit.*, S. 34).

- 30 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 73.
- 31 „Im Jahr des Heils 1917, den 31 März wurde diese Glocke von Zimmermeister Rinn Celeste und Schmiedemeister Ott in Gegenwart des Schullehrers Haumesser Desideratus auf dem Glockenturm zerschlagen. Diese Glocke ist im Jahre 1900 durch freiwillige Sammlung der Gläubigen-Innenheim angeschafft worden – sowie auch die beiden andern –“.
- 32 Mitteilung von Louis Schlaefli (*Encyclopédie de l'Alsace*, S. 4333; AMS 199/Z).
- 33 Rott Hans Adam (Hunspach 1876 – Badenweiler 1942), Archeologe, Kunsthistoriker und Spezialist der Reform. Seit 1909 *Direktorialassistent* der historischen und ethnographischen Sammlungen des Grossherzogtums Baden, 1919 Direktor des neugegründeten badischen Museums in Karlsruhe, welches er einrichten sollte (ROTT Jean, Notiz in *NDBA*).
- 34 Die Glocke wurde im Jahre 1794 durch die Franzosen erobert und im Jahre 1967 umgetauscht (Mitteilung von Louis Schlaefli, nach AAS Class. Ringue 118).
- 35 Aus Wangenbourg wird berichtet: „Herr Pfarrer Jaenger machte am Ende der 70er Jahre ein *Immedialgelösung* an Seine Majestät Kaiser Wilhelm I., wonach er in der Form von Kanonenbronze aus den erbeuteten Kanonen des 70. Krieges die nötige Glockenspeise erhielt, woraus im Jahre 1879 die Firma Edel in Strassburg die beiden Glocken „Guilelmus“ und „Augusta“ goß ...“.
- 36 Pfarrer Kieffer berichtet, dass sie ein Geschenk Wilhelms des Ersten waren.
- 37 Mitteilung von Louis Schlaefli (AAS Liasse 497).
- 38 „Ein modernes Geläute das tonlich von guter Qualität ist, von der Beschlagnahme zu befreien, wie das im Weltkrieg gar nicht schwer war, geht heute leider nicht mehr an“, MULLER (Christine), Les Fondateurs de Cloches Lorains Lemperti (Lamprecht, Lambert), Rosheim et l'Alsace, im *ASHAME*, 2010, S. 18. Dass in Lothringen etwa 60 Geläute befreit wurden, hingegen es im doppelt so großen Elsass nur sechs oder acht waren, ärgerte Berlin (Bour, S. 34).
- 39 BOURSON (Paul), *op. cit.*
- 40 „Verzeichnis der bis am 28. März 1917 im Garten des Bezirkspräsidiums in Colmar deponierten Glocken geräumter Ortschaften. Es befanden sich hier insgesamt 16 Glocken; auf Ersuchen des Herrn Konservators der geschichtl. Denkmäler, Dombaumeister Knauth, stellte ich die Inschriften von 15 Glocken fest. Die sechzehnte Glocke, aus Münster stammend, war bereits nach der Armee-Sammelstelle abgefahren worden.“
- 41 MULLER (Chr.), *op. cit.*, S. 27–30.
- 42 *Meistratzheim*, 2013, S. 104.
- 43 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 74.
- 44 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 74.
- 45 „An die ersten, wilden Angriffe im Schnierlachertal erinnern die Glocken der Kapelle Creux d'Argent; diese sind wie ein Sieb von Maschinengewehrkegeln durchlöchert.“ (H[ERZOG] (E[mile]), *op. cit.* S. 74).
- 46 Siehe auch ZAESSINGER (A.), *op. cit.*
- 47 BOURSON (Paul), *op. cit.*.
- 48 MULLER (Christine), *op. cit.*.
- 49 1762 zersprungen und 1763, durch Edel in Strasbourg umgegossen.
- 50 Es handelt sich wahrscheinlich um ein Werk von Jörg II von Speyer, aus dem Jahre 1540 oder 1545, WOLLBRETT Alphonse, Notes historiques sur la chrétienté de Westhoffen, *Bull. Saverne*, n° 79/80 (1972/1), p. 7–16, *Westhoffen. Traditions et temps présent*, Strasbourg, 1989.
- 51 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 75.
- 52 Hans Heinrich Weitenauer und Jacob Roth?
- 53 Mitteilung von Louis Schlaefli.
- 54 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 56.
- 55 BOURSON (Paul), *op. cit.*.
- 56 Außug aus « Kriegsgedichte 1914–1918 », in *Annuaire du Sundgau*, 2005.
- 57 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 57.
- 58 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 57.
- 59 Amthor Karl Otto Georg, Apotheker und Profesor der Chemie (Gotha, 1853 – Strasbourg, 1939); im Jahre 1890, Leiter der Nahrungskontrolle in Elsaß-Lothringen. 1919, durch die Franzosen in den Ruhestand versetzt, blieb er jedoch im Elsaß. Das Stadtarchiv Straßburg erwarb seine Alsatika-Bibliothek im Jahre 1942. (Foessel (Georges), Notiz in *NDBA*).

- 60 Mitteilung von Louis Schlaefli (MAGRON (Louis), *Urmatt,vallée de la Bruche*, Obernai, 1984, S. 40).
- 61 Während des Krieges schien man patriotischer gestimmt, wie z.B. in Altorf: „*Möge jetzt die große Glocke, die so oft mit ihren Geschwistern uns die herrlichen Waffenerfolge unserer Helden verkündete, recht bald ihre eherne Stimme beim Frieden und bei der frohen Heimkehr der Sieger ertönen lassen.*“.
- 62 H[ERZOG] (E[mile]), *Zur Geschichte unserer Glocken, Colmarer katholischer Kirchen-Kalender*, 1920, S. 55.
- 63 Sie soll *Aus Sicherheitsgründen abtransportiert* worden sein und wird im *Verzeichnis der B und C Glocken die seinerzeit auf Grund sachverständigen Gutachtens von der Beschlagnahme, Enteignung und Ablieferung befreit worden sind*, vom 20. August 1918 vermerkt.
- 64 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 74.
- 65 Neubois.
- 66 Neuve-Eglise.
- 67 „*Bezügl. der Gebräuche bei Glockenweihen herrscht auch hier die im ganzen Elsaß übliche Sitte der sogen. Glockentaufe. Jede Glocke hat ihren ‚Pfetter‘ u. ‚Göttel‘ u. werden dann vom Kirchturm herab am Tage der Glockenweihe Zuckerbohnen zentnerweise ausgestreut, über die sich dann besonders die Jugend freut. Auch geht hier in unserer Gegend die Sage, daß in der Karwoche, wann das Läuten eingestellt wird, die Glocken nach Rom zum Papste reisen, um das ‚Osterei‘ (Ostergabe) zu holen. Wetterläuten u. dergl. kennt man hier nicht.*“
- 68 Der rosheimer Schulmeister Charles Kuntz hatte Kenntnis von besonderen Läuten im Breuschthal: „*Das in den Pfarreien des oberen Breuschtals vor Allerseelen übliche Totengeläute war hier gänzlich unbekannt.*“.
- 69 MULLER (Christine), *op. cit.*, S. 48.
- 70 Walpurgisnacht ?
- 71 In Wirklichkeit 1434.
- 72 Die Meinungen darüber sind geteilt. In Avolsheim hat man die Glocken lange Zeit bei jedem Gewitter geläutet: „*die Leute glaubten, die Bewegung des Metalls und der Schall würden das Gewitter „vertreiben“. Und die Avolsheimer ließen sich dafür von den umliegenden Dörfern gut bezahlen.*“.
- 73 Bellefosse.
- 74 Kuntz zitiert das Werk von A. Stöber, *Die Sagen des Elsasses*. Nur die Glocken C (Kress, 1843) und D (Edel, 1806) wurden nicht beschlagnahmt ; nach dem Kriege lieferte die Firma Paccard ein harmonisches neues Geläute: e und g, in der Unterkirche, f, a, c, in der Oberkirche, die Glocke d, aus dem Jahre 1806, wurde umgegossen ; das Plenum gehört nun zu den sehr schönen elsässischen Geläute.
- 75 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 75.
- 76 Es gab auch Versäumnisse; so schreibt der Pfarrer von Rosheim über das Glöcklein der naheliegenden Bruderbergkapelle „*das von der Verwaltung offenbar vergessen wurde, was wir ruhig geschehen liessen,*“.
- 77 ABR AL 121/1094.
- 78 BOURSON (Paul), *op. cit.*.
- 79 BOURSON (Paul), *op. cit.*.
- 80 BOURSON (Paul), *op. cit.*.
- 81 Die Gießerei versichert jedoch: „*Elsässische Glocken haben wir hier nicht auf Lager, und können Ihnen deshalb auch keine Anstellung machen.*“.
- 82 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 75.
- 83 H[ERZOG] (E[mile]), *op.cit.* S. 75.
- 84 ZAESSINGER (A.), *Das Schicksal der Glocken im ersten Weltkrieg*, in *L'Alsace*, 20 janvier 1978.
- 85 ZAESSINGER (A.), *op. cit.*

Oberharmersbach während des Ersten Weltkrieges 1914–1918

Karl-August Lehmann

Einleitung

Veröffentlichungen zum Ersten Weltkrieg sind im „Erinnerungsjahr 1914“ Legion. Die Lokalgeschichte zeichnet ein eigenes, detailliertes Bild, wie der Krieg über die kleinen Ortschaften unvermittelt hereinbrach und nahezu jeden Lebensbereich grundlegend veränderte.

Oberharmersbach, eine Gemeinde am Talschluss mit rund 2000 Einwohnern, war überwiegend landwirtschaftlich geprägt. In der fast ausschließlich katholischen Wählerschaft erzielte die Zentrumspartei Ergebnisse über der 90-%-Marke, Liberale und Sozialdemokraten landeten zu Kaisers Zeiten jeweils abgeschlagen bei wenigen Dutzend Stimmen. Verankert in einem damals heilen katholisch-christlichen Weltbild, lebte und erlebte die Bevölkerung ihren Alltag. Die Arbeit auf dem Feld, im Wald oder in der Werkstatt bestimmte den Tages- und Jahresablauf, unterbrochen durch kirchliche Feiertage, Feste im Familienkreis, Kaisers Geburtstag oder auch das eine oder andere größere Ereignis, wie die Einweihung der Harmersbachtalbahn im Dezember 1904.

Mit dieser Bahn kam Pfarrer Johann Busse am 14. Dezember 1911 „gegen 1 Uhr am Bahnhöfle“¹ an. Er löste nach nur einem Jahr Pfarrverweser Adolf Koch ab. Bis 1927, als er aus gesundheitlichen Gründen um seine Versetzung bat, betreute er die Gemeinde in den schweren Kriegsjahren und in den wirtschaftlich nicht minder schwierigen 1920er Jahren.

Er nahm sich die Zeit, einschneidende Ereignisse und Erlebnisse zu notieren. Gerade für die Kriegsjahre sind hier wichtige Details über den entbehrungsreichen Alltag und das Schicksal der betroffenen Familien zu finden.

Kriegsausbruch

Nichts schien in Oberharmersbach im Jahre 1914 auf einen Krieg hinzudeuten. Der warme Sommer hielt die Menschen bei der Arbeit. Es keimte jedoch eine gewisse Unruhe und Unsicherheit. Nur spärlich flossen die Nachrichten, die „Schwarzwälder Post“² war für die Bevölkerung fast ausschließlich die



Reservistenkrug
(Weltkriegsteilnehmer
Wilhelm Lehmann
1914–1918; Großvater
des Verfassers).
Foto: Lehmann-Archiv

einzigste Informationsquelle. Entsprechend schossen Spekulationen ins Kraut, Gerüchte kochten hoch.

Ratsdiener Scherer verkündete am 1. August 1914 morgens um 5 Uhr die Erklärung des Kriegszustandes. Pfarrer Busse vermerkte zur allgemeinen Aufregung:

... Wir gingen in die Kirche zum Beicht hören, da kam schon eine ganze Anzahl von Männern zum Beichten ... Eine größere Anzahl derselben fuhr schon vormittags nach Offenburg ... Ich hielt eine kurze Predigt und legte dar, warum wir voll großen Gottvertrauens in den Krieg eintreten dürfen und rief allen Kriegsteilnehmern „auf Wiedersehen“ zu hier auf der Erde oder im Himmel.³

Die Kriegsmaschinerie lief an. Junge Männer mit ihren Marschbefehlen verließen ihre Heimat und rückten ein in die Kasernen zu ihren Einheiten. Neun Oberharmersbacher Landwirte waren mit ihren Pferden nach Hausach abkommandiert. Schon in den Jahren davor hatte man Pferdemonstrationen abgehalten, wobei in der Gemeinde insgesamt 61 Pferde *kriegsbrauchbar* als Reit- oder Zugpferde eingestuft worden waren.⁴

Besorgnis und Begeisterung hielten sich anfangs die Waage. Allzu frisch schien noch die Erinnerung an den Krieg 1870–71 zu sein, als 70 überwiegend junge Oberharmersbacher Bürger im Felde standen und alle unverseht wieder heimkehrten. Frauen und Kinder trafen sich jetzt täglich in der Pfarrkirche und beteten – auch auf Bitten des Bürgermeisters – jeweils drei Rosenkränze. Hin und wieder vertrieben die ersten Erfolgsmeldungen von der Westfront zumindest oberflächlich die Sorgen. *Siegesnachricht auf Siegesnachricht traf ein. Wir läuteten und hingen die Fahnen heraus. Die Patrouillen gelangen in die Nähe von Paris.*⁵

Doch die Nachdenklichkeit wuchs. Bei Spaziergängen auf den Höhen über dem Harmersbachtal war mitunter *unheimliches* [sic] *Geschützdonner*⁶ aus den Vogesen zu vernehmen. So weit weg war der Krieg nicht, spätestens mit den ersten Briefen der eingezogenen Soldaten war der Krieg auch in der Heimat angekommen. Und mit jedem Tag im August wuchsen die Angst und die Sorge um den Mann, den Bruder, den Sohn.

Als im September 1914 zusätzlich wochenlang die Post ausblieb – die Schlacht an der Marne vom 6. bis 9. September 1914 hatte den deutschen Vormarsch gestoppt –, war offensichtlich: Nichts war es mit dem Vorhaben, wie bei Kriegsausbruch siegesicher angekündigt, bis Weihnachten wieder zu Hause zu sein. Die Soldaten auf den Schlachtfeldern in Flandern, bei Verdun oder in Galizien erlebten die Hölle.

Der Alltag an der Front

Nicht wenige junge Oberharmersbacher hatten begeistert ihren Wehrdienst abgeleistet. Die Erfahrungen mit dem letzten Krieg (1870–71) und die Erziehung im Obrigkeitsstaat hinterließen Spuren. In den Krieg zu ziehen „für Kaiser und Vaterland“ war ein hehres Ziel, man kannte den „modernen“ Krieg nicht – noch nicht. Viele Erinnerungen und Erzählungen aus früheren Feldzügen verklärten den Krieg.

Der Ernst der Mobilmachung und Kriegserklärung schien dem einen oder anderen Oberharmersbacher Bürger durchaus bewusst zu sein. Der Kirchgang und der persönliche Abschied vom Dorfpfarrer deuteten dies an. Von Begeisterungstürmen und gar der Meldung Freiwilliger ist in Oberharmersbach nichts überliefert.

Es dauerte nicht lange, bis die ersten Todesmeldungen eintrafen. Schon in den ersten Augusttagen schrieben Kameraden nach Hause, Stefan Rombach sei gefallen. Glücklicherweise war dies eine Falschmeldung, er hatte nur eine leichte Verwundung.⁷

Die folgende Nachricht war kein Irrtum. Christian Haas (Gorgisenberg) war am 20. August 1914 bei Schneckenbusch in der Nähe von Saarburg gefallen. Fridolin Schneider (Bühlbauernhof) fiel sieben Tage später. Pfarrer Johann Busse machte eifrig Notizen. Akribisch zählte er die Gefallenen, vermerkte Herkunft und frühere Tätigkeit, in welcher Einheit der Gefallene diente und (in späteren Kriegsjahren) welche Auszeichnungen er vorzuweisen hatte. Er versäumte es auch nicht, Anmerkungen aus seiner Sicht zum Charakter des Gefallenen zu ergänzen.

In den meisten Fällen notierte der Ortsgeistliche auch nähere Umstände zum vermeintlichen „Heldentod“. Welche Schicksale damit verbunden waren, zeigen die Einzelschilderungen des Pfarrers:

Am 6. September wurde Leonhard Lang, Winkelbauer, von einer Granate getroffen, die ihm einen Arm und einen Fuß wegriß. Nach wenigen Minuten starb er mit dem Ausruf ‚Oh meine Frau, meine armen Kinder‘. Dieser Gefallene stand im 35. Lebensjahr ... drei Kinder hinterläßt er ... er war ein solider braver Mann und Familienvater. R.I.P.⁸

Die Todesnachrichten von den Schlachtfeldern häuften sich. Im Durchschnitt war alle drei bis vier Wochen ein Gefallener zu vermelden. Ende Mai 1915 war Pfarrer Johann Busse bei der Nr. 18 angelangt. Die Hinweise auf den Tod zeigen die Schre-



Verwandten, Freunden und Bekannten machen wir die schmerzliche Mitteilung, daß unser innigstgeliebter, unvergeßlicher, hoffnungsvoller Sohn, Bruder und Nefte

Karl August Lehmann

Gefreiter im 1. Bad. Leib-Grenadier-Regt. Nr. 109

Inhaber des Eisernen Kreuzes 2. Kl.

im Alter von 23 Jahren 4 Monaten am 2. Mai 1917 den Heldentod fürs Vaterland erlitten hat.

Oberharmerzbach, 16. Mai 1917.

**Im Namen der tieftrauernden Hinterbliebenen:
Familie Joseph Lehmann, Holzhandlung.**

Das erste Seelenamt findet Mittwoch, den 23. Mai, vormittags $\frac{1}{2}$ 10 Uhr statt.

„Wiedersehen war seine Hoffnung.
Ach, es ist ja kaum zu fassen,
Daß du nie mehrkehrst zurück.
So jung mußt du dein Leben/lassen,
Du unsre Hoffnung, unser Glück!
Ein jeder der Dich hat gekannt,
Und auch Dein treues Herze,
Der drückt uns nur noch stumm die Hand
In diesem tiefen Schmerze.
Du gutes Herz, ruh' still in Frieden,
Ewig beweint von Deinen Lieben“.

Heldentod:
Todesanzeigen für die
Gefallenen gehörten
zum alltäglichen Bild
in den Tageszeitungen.

Repro:
Lehmann-Archiv
(SP 16.05.1017)

cken des Krieges: ... von einer tödlichen Fliegerbombe getroffen ... eine Granate riß ihm den Kopf weg ... getroffen in Kopf, Schulter und Oberschenkel ... verletzt durch Granatsplitter ...⁹

Schüsse in den Kopf waren während des zermürbenden Stellungs- und Grabenkrieges im Westen eine der häufigsten Todesursachen. Umherfliegende Granatsplitter verursachten schwerste Wunden und Verstümmelungen. Es war auch nicht selten, dass der eine oder andere Vermisste erst wesentlich später in einem Granattrichter tot aufgefunden wurde:

Am 17. April [1917; der Verf.] wurde er [Jakob Schwarz; der Verf.] nachts schwer verwundet, er konnte in einen Granattrichter kriechen oder wurde in demselben verwundet, seine zurückgehenden Kameraden konnten ihn nicht mitnehmen, versprachen aber,

daß Sanitäter vorgeschickt würden, um ihn zu holen. Das geschah auch, aber diese konnten ihn in der Dunkelheit nicht finden u. kehrten ohne ihn zurück. Und so blieb er vermißt. Erst in der 2. Hälfte Juni wurde er von einem and. Regiment aufgefunden, er war zurückgekrochen, um sich selbst zu retten, verlor scheinths die Orientierung und mußte von Menschen verlassen sterben.¹⁰

Sowohl im Westen wie auch an der Ostfront waren die Soldaten nicht nur durch die grässlichen Verletzungen der neuen Waffensysteme bedroht. Die nassen und kalten Schützengräben, die Unterkünfte voller Ungeziefer, ließen die Soldaten an der nicht selten todbringenden Ruhr oder Tuberkulose erkranken oder eine Blutvergiftung raffte sie selbst im Lazarett dahin. Nicht selten sind auch Lungenentzündungen als Todesursache angegeben.

Oftmals spielte einfach nur ein dummer Zufall mit. *Joseph Kasper ... (fand) seinen Tod, als sie in Ruhe lagen u. zwar als er seine Kleider reinigte, warf ein Flieger die tödliche Bombe auf ihn herab.¹¹*

Ähnlich tragisch erging es Wilhelm Killig. Er hatte eine Verletzung an der Hand und konnte deswegen bei einem Gasangriff am 29. August 1918 seine Gasmaske nicht rechtzeitig aufsetzen. Er starb an der Wirkung des eingeatmeten Gases im Lazarett.¹²

Krankenträger Albert Lehmann hatte einfach Pech. Während der Frühjahrsoffensive 1917 wurde er selbst verwundet, gefangen genommen *und fiel auf dem Rücktransport wahrscheinlich durch deutsches Sperrfeuer.¹³*

Auch Alfred Zimmermann war in amerikanische Gefangenschaft geraten und sollte am 9. Oktober zurücktransportiert werden. Dabei wurde er von einem Granatsplitter tödlich getroffen.¹⁴

Die anderen Oberharmersbacher, die in Gefangenschaft geraten waren, hatten mehr Glück. Sie blieben von den schlimmeren Folgen des Krieges verschont. In der Heimat wurde für sie gesammelt, die finanzielle Hilfe kam allerdings nicht an. Hingegen wurde sogar, zum Schrecken der Angehörigen, die Nachricht verbreitet, dass einige der Gefangenen gefallen seien.¹⁵

Wer im Felde fiel, wurde meist dort beigesetzt, wo sich die nächstbeste Gelegenheit bot: *Wendelin Börschig ... 31¼ Jahre alt. Er starb bei Bois de Cheppy. Begraben wurde er bei Very an der Straße. Sonnenwirt Joseph Lehmann war hier beim Sterben zugegen und legte ihn auch ins Grab. Er und die anderen Kameraden schmückten es. R.I.P.¹⁶*



*Soldatenbegräbnis
1916: Beim Gasthaus
„Sonne“ im Obertal
nahm der Zug der
Trauernden seinen
Anfang.*

Foto: Lehmann-Archiv

Nur in seltenen Fällen erhielten Gefallene ein Begräbnis auf dem Heimatfriedhof. Augustin Boschert, gestorben an einer Blutvergiftung im Lazarett in Halle an der Saale, wurde nach seinem Tode in seine Heimat übergeführt und dort beigesetzt. Anscheinend nicht ganz ohne Stolz notierte Pfarrer Johann Busse: *Auch wir haben jetzt ein Heldengrab.*¹⁷

Der Krieg in der Heimat

Im Dorf war die Anteilnahme am Schicksal der betroffenen Familien groß. Kriegerwitwen und Halbwaisen weinten um ihren Mann und Vater und Ernährer der Familie, Eltern über den Verlust des Hoferben. Immer häufiger wiederholte sich das schreckliche Ritual:

Wenn eine zuverlässige Todesnachricht eingetroffen war, so wurde das Scheidzeichen für ihn geläutet. Die Angehörigen vereinbarten im Einverständnis mit dem Militärvereinsvorstand Severin Kasper ... Tag und Stunde des Seelenamtes. Gewöhnlich am Sonntag wurde nach den übl. Gebeten die 3 Vater uns. u. d. Glaube [Glaubensbekenntnis, der Verf.] für d. Gefallenen gebetet. Das I. Seelenamt fand statt meist am Montag und zwar um ½10 Uhr. Der Militärverein und die Jugendwehr zogen unter Trommelschlag in die Kirche und nahmen in den vorderen Bän-

ken ihre Plätze ein. Die Tumba war schön mit Kränzen geziert, auf ihr stand eine Tafel mit dem Zeichen des Eisernen Kreuz, ferner eine Granate und links und rechts je ein Gewehr mit aufgefanztem Bajonett. Nach Beendigung des Gottesdienstes marschierte der Militärverein u. Jugendwehr geschlossen auf den Gottesacker vor das Kruzifix. Dort hielt der Vorstand Severin Kasper eine Ansprache über d. Gefallenen u. sie beteten 3 Vater unser u. Glauben. Dann marschierten sie zum Rathaus u. lösten sich auf, um einen Schoppen zu trinken.¹⁸

Die erwähnte Jugendwehr wurde auf Anregung des badischen Kultusministers bereits 1914 gegründet. Diese sollten die 16- bis 20-jährigen Jünglinge *vorbilden für die militärische Kriegswissen, Ausbildungen, Übungen und Anforderungen. Geistige Einwirkung: Die Vaterlandsliebe und Begeisterung u. Opferwilligkeit für das Vaterland sollte durch Vorträge und Ansprachen erhalten werden und die körperlichen Kräfte sollten durch Exerzieren und Marschübungen gestählt werden.¹⁹*

Rund fünfzig Jugendliche nahmen daran teil, meist am Sonntagnachmittag über zwei Stunden hinweg, dann zogen sie in die nächste Wirtschaft. Dort übernahmen der Kaplan (... sprach über den Krieg 1870–71 ...) und Pfarrer Johann Busse (... über verschiedene Kriegswaffen ... auch einmal über Unterseeboote, Torpedo) die Theorie.²⁰

Ganz so erfolgreich schien die Schulung nicht zu wirken. Viele schwänzten die Übungen, saßen lieber im Gasthaus „Bären“, *wo damals ein äußerst leichtfertiges Dienstmädchen von auswärts war.* Wichtig war den Jugendlichen wohl eher die graue Mütze mit dem roten Band, das ihnen teilweise die militärische Qualifikation bescheinigte und ihnen scheinbar erlaubte, beliebig im Wirtshaus sitzen zu bleiben.

Im zweiten Kriegsjahr standen 255 Oberharmersbacher an den Fronten. Pfarrer Johann Busse machte sich Sorgen über eine nicht mehr ganz so gut besuchte Kirche. Daher bat er die *verheirateten Männer und Jünglinge unter 30 Jahren, von nun an ihre Plätze im Mittelschiff der Kirche einzunehmen, weil sonst die schönsten Plätze der Kirche leer blieben.²¹* Diese Kosmetik half nicht viel. An jedem Jahresende musste er feststellen, dass mehr als ein Dutzend junge Männer nie mehr ihren Platz in der Kirche einnehmen werden.

Nach und nach griff der Krieg in den Alltag ein. Dass die kirchlichen Feste – Fronleichnam und Patrozinium/Gallusfest im Oktober – ohne Böllerschießen, Musik und Ausrücken des Militärvereins gehalten wurde, war ein äußerlicher, wenn auch teilweise nur schwer zu verstehender Verzicht.

Zur ersten Kriegsweihnacht wurden noch *Gutzel und Bretzeln und Kuchen gebacken mehr als genug*.²² Aber es gab erste Warnungen in den Zeitungen, mit dem Weißmehl sparsam umzugehen, und stattdessen mehr Roggenmehl zu gebrauchen. Der Erdölwagen kam nicht mehr so oft, und wenn er kam, gab es die ersten Hamsterkäufe. Der Krieg bestimmte zunehmend den Alltag im Dorf. *Immer mehr machte sich die Absperrung Deutschlands vom neutralen Ausland, besonders auch von Amerika, durch die englische Flotte bemerkbar. Die Engländer haben erkannt, dass sie uns mit den Waffen nicht besiegen können, nunmehr wollten sie uns aushungern ...*²³

Dass Oberharmersbach noch überwiegend landwirtschaftlich geprägt war und damit viele Selbstversorger hatte, erwies sich von Vorteil, dennoch spürte man die Folgen der Blockade. Die Behörden reagierten mit Brot- und Mehlkarten. Nur gegen Abscheren der Marken durften Müller und Bäcker das verzeichnete Quantum Mehl und Brot abgeben:

*Für Tag und Kopf wurde bestimmt: 225 gr Mehl oder 285 gr Brot. Man konnte alles Mehl haben und selbst backen und auch Kartoffelmehl darunter machen ...*²⁴

Im Laufe des Jahres schlug die Seeblockade voll durch. Salatöl, Suppensachen, Eier, Kleiderstoffe, Wolle, Seife, nahezu alle täglichen Bedarfsartikel waren nicht oder nur gegen empfindlich höhere Preise zu bekommen.²⁵ Die Preise für Brennholz und Fleisch kletterten in ungeahnte Höhen. Leder verteuerte sich so stark, dass Schuhe beinahe das Doppelte kosteten wie zu Kriegsbeginn.

Den Wucher spürte man somit auch auf dem Lande. Großhändler, so erklärte Pfarrer Johann Busse, *verwöhnt durch die Militärbehörde*, hätten massenweise Kartoffeln, Zucker, Kerzen, Seife, geräuchertes Fleisch und Wurstwaren aufgekauft und so eine Knappheit erzeugt. Vieles sei bei der Hortung aber auch verdorben.²⁶

Zur allgemeinen Teuerung, die seit Kriegsbeginn bei vielen Grundnahrungsmitteln nahezu eine Verdoppelung des Preises bewirkt hatte, kam eine immer umfassendere Zuteilung auf Karten. Selbstversorger mussten ihre Mahlscheine anmelden, ebenso Hausschlachtungen. Weißbrot durfte schon länger keines mehr gebacken werden. Nur Kranke hatten Anspruch auf Zwieback. Im September 1916 wurde die Brotration von 3700 Gramm auf 2500 Gramm für zwei Wochen gekürzt. Das Mehl musste zu 80 Prozent ausgemahlen werden.



Zwei fleischlose Tage in der Woche – Dienstag und Freitag – waren obligatorisch, auch in den Gaststätten stand an diesen Tagen kein Fleisch auf der Speisekarte. Die Ration Fleisch wurde im Monat von 3080 Gramm auf 1000 Gramm gekürzt. Verschärft wurde die Situation durch ein geringeres Angebot an Ferkeln und Schweinen, da nicht mehr ausreichend Futtermittel (Blockade und Ausmahlen des Brotmehls zuletzt bis zu 92 Prozent) zur Verfügung standen.

Vollmilch wurde nur noch an Kinder unter sechs Jahren sowie stillende Mütter und schwangere Frauen in den letzten drei Monaten ausgegeben. Jede Person erhielt in der Woche zwei Eier und 65 Gramm Butter, 1000 Gramm Kartoffeln am Tag (im Frühjahr 1917 auf 500 Gramm reduziert), für fünf Monate 250 Gramm Feinseife und 1500 Gramm Waschpulver. Pfarrer Johann Busse plagte noch eine andere Sorge. Das Petroleum blieb aus, so könnte auch das Ewige Licht in der Pfarrkirche erlöschen.²⁷

Die Zahl der Diebstähle nahm zu. Gestohlen wurde natürlich Geld, aber auch Schnaps und haltbare Lebensmittel. Der *Schleichhandel*²⁸ [Schwarzmarkt, der Verf.] blühte zunehmend in Oberharmersbach. Manche verdienten sich dabei eine goldene Nase. Pfarrer Johann Busse machte dazu noch eine andere Beobachtung. *Die Aufkäufer*, z.B. von Schlachtvieh, die dieses an die Kommunalverbände weiter verkauften, waren natürlich meistens Juden.²⁹

Abschied: Oftmals wurden mehrere Gefallene gleichzeitig beigesetzt. Foto: Lehmann-Archiv

Eine unerwartete Neuerung, die nicht überall auf Verständnis stieß, brachte der Krieg mit sich: die Sommerzeit. (In der Nacht) ... vom 30. April bis 1. Mai [1916; der Verf.] wurden alle Uhren um 1 Stunde vorgestellt. Wie man sagte, wollte man damit Licht sparen.³⁰

Die Finanzierung des Krieges

Verschlimmert wurde die Versorgungslage durch die ständig höheren Abgabeforderungen, die der Gemeinde von den Kommunalen Versorgungsverbänden auferlegt wurden. In den größeren Städten und Industriestandorten grassierte die blanke Not. Kartoffeln, Butter und Vollmilch mussten in großen Mengen abgeliefert werden. Der Zwang reichte sogar so weit, dass Gemeinderäte in die Ställe geschickt wurden, um sich einen Überblick über mögliche Produktionsmengen zu verschaffen.³¹ Von den genehmigten Hausschlachtungen musste zuletzt die Hälfte abgeliefert werden.

Kein Lebensbereich blieb ausgeklammert, wenn es darum ging, sich neue Nahrung für den Krieg zu beschaffen. Bereits im Juli 1915 erging die eindringliche Aufforderung, Goldmünzen auf der Post gegen Papiergeld einzutauschen.³² Andere für die Rüstungsindustrie wichtige Rohstoffe sollten gegen andere eingetauscht werden. Pfarrer Busse beteiligte sich daran:

*Ich habe für mein abgegebenes Kupferschiff [in den Herd eingelassenes Gefäß zur Erwärmung des Wassers, der Verf.] 12 Mark 40 erhalten und für ein Emailschiß 26 Mark 40 zahlen müssen. Die Fabrikanten haben also da wieder die gewöhnlichen Sterblichen ganz anders übers Ohr gehauen.*³³

Gummireifen der Fahrräder mussten abgeliefert werden, ebenso Geräte und Gegenstände aus Kupfer, Messing und Nickel, selbst der eine oder andere Brennkessel. Sämtliche Ölpflanzen wurden beschlagnahmt.

Der Moloch Krieg verschlang alles. Die Orgel in der Pfarrkirche wurde teilweise geplündert. Selbst die Glocken waren nicht sicher. Nur solche waren vom Abtransport verschont, die einen besonders musikalischen Klang vorzuweisen hatten und von historischem Wert waren. Glocken aus der Zeit vor 1770 waren also davon ausgenommen. Im Oberharmersbacher Kirchturm hingen neben drei jüngeren Glocken aus dem Jahre 1877 zwei ältere und historisch wertvolle, eine aus dem Jahre 1482, die andere gar datiert auf Anfang des 15. Jahrhunderts.³⁴



Geldbeschaffung:
Bis zuletzt unter-
stützten Gemeinde
und Bevölkerung die
Militärs mit der
Zeichnung von
Kriegsanleihen.
Repro: Lehmann-
Archiv

Am 14. Juli 1917 läuteten in der Frühe alle Glocken zum Abschied, bevor sie am Vormittag mit einem Kettenzug aus dem Turm abgenommen und mit harten Hammerschlägen für das Einschmelzen zerschlagen wurden. Eine Glocke, die größte, wurde von Soldaten im Turm zerschlagen und dann in Einzelteilen heruntergeworfen. Aus der „Maria-Hilf-Kapelle“ in Zuwald wurden beide kleinen Glocken mitgenommen.

Neben dieser Beschaffung von Rohstoffen wurde die Bevölkerung immer wieder zu Geld- und Sachspenden aufgerufen. In regelmäßigen Abständen hielt man Sammlungen ab, entwe-

der über das Rote Kreuz oder über andere Organisationen. Eifrige Sammler erhielten dafür eine Auszeichnung. Auch Pfarrer Johann Busse erhielt das *Hindenburg-Diplom* sowie das *Kriegsverdienstkreuz*.³⁵

Bereits im zweiten Kriegsjahr sollten Kriegsanleihen das erforderliche Geld für die Weiterführung des Krieges ermöglichen. Noch war die Bereitschaft groß, die Soldaten an der Front zu unterstützen. Beim Spar- und Darlehenskassenverein waren bereits im März 1915 40000 Mark Kriegsanleihen gezeichnet worden.³⁶ Pfarrer Johann Busse animierte bei Hausbesuchen die Oberharmersbacher, Anleihen zu zeichnen. Insgesamt stellte die Bevölkerung 1 200 000 Mark für acht Kriegsanleihen zur Verfügung.³⁷

Die politische Gemeinde wollte bei dieser Opferbereitschaft nicht zurückstehen. Immerhin hat sie aufgrund des Waldreichtums die zuletzt anfallenden Investitionen – Bahnbau, öffentliche Wasserversorgung, Schulhausbau – mit außerordentlichen Holzbieben innerhalb kürzester Zeit finanziert. Sie bot insgesamt 650 000 Mark auf.³⁸

Die Anleihen wurden, in Erwartung eines späteren Sieges und die dadurch zu erwartenden Reparationen, mit fünf Prozent verzinst. Für manche war die Verlockung groß, vorhandenes Geld mit einer entsprechenden Rendite anzulegen. Pfarrer Johann Busse legte aus dem Bau- und Kirchenfond 5100 Mark an und selbst für die neunte Kriegsanleihe im Oktober 1918 stellte er zusätzlich 900 Mark bereit.³⁹

Kriegsgefangene und Flüchtlinge

Schon Ende Mai 1915 kamen die ersten russischen Kriegsgefangenen nach Oberharmersbach. Rund 80 junge Männer waren im noch nicht ganz fertigen Schulhaus Hub untergebracht. Hier erhielten sie ihr Essen und schliefen auf Strohsäcken. Morgens brachten Landsturmmänner die Gefangenen zu den einzelnen Höfen, wo die Hofbesitzer sie mit dem „Unterbrot“ [Vesper am Vormittag bzw. Nachmittag, der Verf.] versorgten.

Wegen der teilweise großen Entfernungen ließ man im Laufe der Zeit die Gefangenen auch auf den Höfen nächtigen. Allerdings sollten die Fenster vergittert und die Türen von außen abgesperrt sein. Dennoch gab es mehrere Fluchtversuche, die aber alle spätestens an der Schweizer Grenze endeten. Anschließend wurden diese *auf den Heuberg, wo ein großes Russenlager war, gebracht*. Pfarrer Johann Busse schilderte die Gefangenen überwiegend als *gute Esser, fromm ... und fleißig*.⁴⁰

Die nicht zu vermeidende Nähe zwischen den Gefangenen sowie den Familien und auch dem Gesinde auf den Höfen bereitete nicht nur dem Ortsgeistlichen Sorge. An manchen Orten sei es zu sittlichen Verfehlungen gekommen:

*Hier haben auch, wie mir glaubwürdig mitgeteilt wurde, Mädchen Gefangene umarmt, geküßt, sich unehrbar berühren lassen, trotz der ernstesten Warnungen, die vom Erzbischöfl. Ordinariat veranlaßt, auf der Kanzel u. im Beichtstuhl u. in d. Christenlehre gegeben wurden.*⁴¹

Aus der Sicht des Pfarrers war es die Schuld der jungen Frauen und Mädchen – die jüngste war gerade 16 Jahre alt. Die eine oder andere habe ein *überaus freches Wesen im Verkehr mit Russen an den Tag gelegt*. Daher habe sie auch schwer büßen müssen *für ihren Leichtsinns u. ihren Mangel an Ehr- und Schamgefühl*.⁴² Die betreffenden Frauen und Mädchen mussten nach Zell wallfahren, *um ihre Sünden abzuladen*.

Es blieb nicht ohne weitere Folgen. Ende 1916 wurde in Freiburg der erste Nachkomme aus diesen *Verfehlungen* geboren. Darüber hinaus wurden sechs Oberharmersbacher Dienstmägde, von Russen geschwängert, von einem Schöffengericht zu mehrmonatigen Gefängnisstrafen verurteilt.⁴³ Über das weitere Schicksal der russischen Kriegsgefangenen ist nichts überliefert.

Kinder waren und sind im Krieg immer die Leidtragenden. Weil in den Städten die Not größer war als auf dem Lande, sollten Familien während der Ferienzeit um Gottes Lohn unterernährte Kinder aufnehmen. Pfarrer Johann Busse befürwortete diese Aktion, mahnte aber gleichzeitig zur Vorsicht, *weil man allerlei Elemente aus der Stadt bekommen kann. Denn die Geistlichen können unmöglich alle Kinder in bezug auf Reinlichkeit, Ehrlichkeit und Anstand, Dankbarkeit kennen*.⁴⁴

Etliche Familien erklärten sich zur Aufnahme bereit. Die Kinder aus Offenburg und Pforzheim waren gern gesehene Gäste, halfen sie doch auch bei der Ernte.

26 Flüchtlinge aus dem Elsass fanden 1915 in verschiedenen Gaststätten eine vorübergehende Bleibe.⁴⁵

Dem Ende entgegen

Die ständig strengeren Rationierungen rüttelten an der Moral der Bevölkerung. Hinzu kamen immer wieder Todesnachrichten. Die Verluste waren hoch. Nicht selten wurden durch eine Meldung drei oder vier Kinder zu Halbwaisen. Hofbauer

Ullrich Hug, dessen vier Söhne eingezogen waren, verlor bis 1916 *drei auf dem Feld der Ehre*.⁴⁶

Die Durchhalteparolen der Militaristen überzeugten nicht mehr. Waren anfangs die vaterländisch geprägten Informationsveranstaltungen, auf denen auch Politiker Opferbereitschaft sowie Liebe und Treue zu Kaiser und Vaterland einforderten, gut besucht, so bröckelte nach und nach die Standfestigkeit der Heimatfront. Meldungen von Hungerrevolten in den Städten und die Aussagen der Soldaten beim Heimaturlaub beschleunigten den Erosionsprozess. Zuerst sind die Personen den Versammlungen fern geblieben, die vermeintlich in *Unwissenheit, Kälte, Gleichgültigkeit, Hartherzigkeit, Wuchergeist* verharrten. Einen Umschwung aber erzielte auch die Parole Hindenburgs zum Jahreswechsel 1917/18 nicht: *Der Segen Gottes ruhte 1917 auf unseren Waffen; er wird 1918 unsere gerechte Sache zu einem guten Ende führen*.⁴⁷

Die traditionell zu Großherzogs Geburtstag (1917: 60. Geburtstag) abgehaltene Sammlung, die den Verwundeten und Hinterbliebenen badischer Gefallenen zugutekommen sollte, brachte *ein ganz klägliches Ergebnis*, obwohl wegen der guten Kirschenernte und der Preise für Eichenrinde (zum Gerben des Leders, der Verf.) gute Einnahmen zu verzeichnen waren. Pfarrer Johann Busse fasste es in einem Satz zusammen: *Alle sind des Krieges überdrüssig in höchstem Grade*.⁴⁸

Die Stimmung verschlechterte sich rapide. Bereits Achtzehnjährige wurden jetzt eingezogen, gerade wegen der sich häufenden militärischen Niederlagen. Die Rückmeldungen der Frontkämpfer ließen nichts Gutes ahnen:

... die Unzufriedenheit, Verärgerung und geradezu Erbitterung der älteren Leute über die geringe Leistungsfähigkeit der jungen Leute. Letztere hätten keine rechte Disziplin und wenns gilt, strecken sie die Hände in die Höhe oder reißen aus.⁴⁹

So wuchsen die Bedenken. Im Oktober 1918 schien auch dem überzeugten Patrioten die tatsächliche militärische Lage klar zu sein:

Immer rückwärts müssen unsere Heere, die Übermacht ist ungeheuer, die Überlegenheit der Feinde mit Kriegsmaterial: Tanks, ist so stark, dass sie auch durch die größte Tapferkeit nicht ausgeglichen werden kann. Es wird einem allmählich unheimlich. Wenn es nun dem Winter entgegengeht: uns. Soldaten können doch keinen 5. Winter in den Gräben hausen. Und wenn dieses Unmöglich möglich würde: was dann! Im Frühjahr kann wieder

*Amerika mit dem größten Erfolg weitere Truppen herüberwerfen.
Und dann?*⁵⁰

Es kam nicht mehr zum fünften Winter in den Gräben. Die Ereignisse überstürzten sich. Pfarrer Johann Busse notierte einen Waffenstillstandsvertrag nach dem anderen (zwischen den Verbündeten der Mittelmächte und der Entente) und schimpfte auf die preußischen Junker, die anscheinend *die Küste von Calais bis Petersburg wollten*. So könne man keine angenehmen Friedensbedingungen erwarten. Und ihm waren die Offiziere und Geschäftsleute ein Dorn im Auge, die als vermeintliche *Vorbilder ihre Schäfchen schon ins Trockene gebracht haben*.⁵¹

Für viele war eine Welt zusammengebrochen: ein Millionen-Heer, das den Krieg nicht gewinnen konnte, ein Kaiser, der durch Sozialdemokraten zum Abdanken gezwungen wurde, Städte, in denen Räte die Herrschaft übernommen haben, ein Deutschland, in dem sich eine Republik nach der anderen proklamierte. In diese allgemeine Unsicherheit platzte eine letzte Todesnachricht. Am letzten Tag des Krieges wurde Steinhauer Johann Georg Nock verletzt und erlag diesen Verletzungen am 13. November 1918 im Lazarett in Metz. Der 44 Jahre alte Familienvater hinterließ Frau und drei Kinder zwischen 12¾ und 8¾ Jahren.⁵²

Den heimkehrenden Soldaten wurde ein triumphaler Empfang bereitet. Zwei Bögen mit der Aufschrift *Herzlich willkommen* sowie *Dank Euch Ihr mutigen Krieger, herzlich willkommen in der Heimat* begrüßten die Überlebenden. Häuser waren geschmückt, ein Requiem sollte an die Verstorbenen erinnern. Der lang ersehnte Frieden war da, die individuelle Not auch.

Der Krieg hatte seinen Tribut gefordert. Gemustert und eingezogen waren die Jahrgänge 1869–1900. Insgesamt 416 Männer standen an den Fronten. 35 gerieten in Gefangenschaft, von denen bis 1920 15 noch nicht entlassen waren. 74 Gefallene und elf Vermisste (von denen zwei in der Folgezeit auch als gefallen gemeldet wurden) sind auf dem 1922 errichteten Kriegerdenkmal in Stein gemeißelt. 20 Kriegerwitwen standen mit 47 unmündigen Kindern alleine da. Die geringen Beihilfen, die die Hinterbliebenen zur Kommunion oder zur Ausbildung erhielten, zehrte die ausufernde Teuerung rasch auf.

25 Elternpaare trauerten um einen oder mehrere Söhne. 31 ehemalige Soldaten waren Rentenempfänger. Sie mussten in einem teilweise demütigenden Papierkrieg um ihre Anerkennung auf Erwerbsunfähigkeit oder zumindest deren Einschränkung wegen Kriegsverletzungen kämpfen.



Erinnerung:
Die Gemeinde
Oberharmersbach gab
für ihre gefallenen
Bürger eine Ehrentafel
in Auftrag.
Repro: Lehmann-
Archiv

Pfarrer Johann Busse zeichnete zum Jahresende 1918 ein düstres Bild:

*Das Jahr 1918 hat uns die bittersten Enttäuschungen gebracht, einen Umschwung und Entwicklungsgang des Krieges u. d. Politik, die kein gewöhnlicher Mensch ahnen konnte. Kaiser weg, Könige weg, Landesfürsten weg, die Militärmacht zusammengebrochen, alles wankt und schwankt unter d. Füßen. Was soll noch aus uns werden?*⁵³

Die weitere Ursachenforschung schien die Verantwortlichen ausgemacht zu haben: *In Eintracht war das Volk seinen Führern gefolgt ... Bald begann sich das Misstrauen zu regen ... Das Parteiwesen schoss üppig und immer üppiger in die Halme ...*⁵⁴

Für Pfarrer Johann Busse schien auch bald festzustehen, wer die Schuld an der deutschen Niederlage trägt. Vorurteile und das stets wiederkehrende Ritual, Minderheiten für Not und Unheil verantwortlich zu machen, lenkten wie schon so oft in der Vergangenheit, wider besseren Wissens, den Blick auf die im Deutschen Reich lebenden Juden. So zog er für sich ein einfaches Fazit. Sein Gedankengang sollte den weiteren Gang der deutschen Geschichte entscheidend prägen:

Die Juden vor allem sind es, die den Lederhandel und die Kleiderstoffe in den Händen halten ... Die Juden sind unser Unglück. Manche behaupten, sie haben viel am Krieg verschuldet, sie haben die Verlängerung des Krieges verschuldet, haben die Revolution gemacht [gemeint sind die Gründungen der Arbeiter- und Soldatenräte im November 1918; der Verf.], den Geiz und Habsuchtsschwindel in die Christen hineingesetzt und während des Krieges ungeheure Gewinne gemacht und machen sie jetzt erst recht – und dann schieben sie ihr Geld ins Ausland ab.⁵⁵

Abkürzungen

BPA Busse, Pfarrarchiv Oberharmersbach
 EAF Erzbischöfliches Archiv Freiburg
 GA Gemeindearchiv Oberharmersbach
 SP Schwarzwälder Post

Anmerkungen

- 1 Busse, Johann Tagebuch 1911–1927, Pfarrarchiv Oberharmersbach (zitiert mit BPA).
- 2 Die „Schwarzwälder Post“ (SP) erscheint seit 1897 in Zell a.H. als Lokalzeitung für das Harmersbach- und Mittlere Kinzigtal dreimal in der Woche nachmittags. Daneben wurde in manchen Haushaltungen die zentrumsorientierte „Offenburger Zeitung“ gelesen.
- 3 BPA, S. 8 (1914)
- 4 GA IX 6, 1905, IX 7
- 5 BPA, S. 9 (1914)
- 6 BPA; S. 8 (1914)
- 7 BPA, S. 9 (1914)
- 8 BPA, S. 11 (1914)
- 9 BPA, S. 25 (1915)
- 10 BPA, S. 60 (1917). Der eine oder andere konnte auch wegen des *feindlichen Feuers* nicht rechtzeitig geborgen werden, S. 61 (1917)
- 11 BPA, S. 20 (1915)
- 12 BPA, S. 90 (1918)
- 13 BPA, S. 78 (1917)
- 14 BPA, S. 99 (1919). Nachtrag anlässlich der Übermittlung der Todesnachricht an die Angehörigen.
- 15 BPA, S. 38,39 (1916). Pfarrer Johann Busse nennt insgesamt 12 Oberharmersbacher Kriegsgefangene.

- 16 BPA, S. 18 (1915). Bois des Cheppy liegt ca. 80 km östlich von Reims; das Grab in Very liegt ca. weitere 6 km entfernt. Wer in einem Lazarett starb, wurde in aller Regel auf dem Lazarettfriedhof beigesetzt (s. Anm. 12).
- 17 BPA, S. 32 (1916). Einige wenige Gefallene wurden unter großem zeitlichen und finanziellen Aufwand zur Bestattung in Oberharmersbach zurücktransportiert (S. 79, 1917).
- 18 BPA, S. 15 (1914)
- 19 BPA, S. 13 (1914)
- 20 BPA, S. 14 (1914)
- 21 BPA, S. 25 (1915)
- 22 BPA, S. 16 (1914)
- 23 BPA, S. 18 (1915)
- 24 BPA, S. 19 (1915)
- 25 BPA, S. 29 (1915)
- 26 BPA, S. 29 (1915)
- 27 BPA, S. 35 (1916)
- 28 BPA, S. 83 (1918)
- 29 BPA, S. 44 (1916)
- 30 BPA, S. 32 (1916). Pfarrer Johann Busse hielt dies für gänzlich unnötig, da auf dem Land die Menschen sowieso mit der Sonne aufstünden und mit einbrechender Nacht auch ihr Tagwerk beendeten. Vor allem für die Kinder sei die Umstellung schädlich: *Hier haben wir sofort diese Dummheit abgelehnt.*
- 31 BPA, S. 82 (1918)
- 32 BPA, S. 23 (1915)
- 33 BPA, S. 34 (1916)
- 34 BPA, S. 67 (1917)
- 35 BPA, S. 56 (1917)
- 36 SP, 21.3.1915
- 37 SP, 05.10.1916/16.04.1917/18.10.1917/18.04.1918
- 38 GA, C III 2/7
- 39 EAF, Finanzkammerarchiv, 19 725; 19 727
- 40 BPA, S. 43 (1916)
- 41 BPA, S. 43 (1916)
- 42 BPA, S. 53 (1917)
- 43 BPA, S. 52, 53 (1917)
- 44 BPA, S. 62 (1917), S. 42 (1916) Von den zwei Mädchen, die auf dem Hinterbauernhof im Holdersbach Aufnahme fanden, konnte man mit der einen zufrieden sein, die andere stahl Speck und ... be-trank sich mit Apfelwein ... so daß sie nicht mehr stehen konnte ... Auch sagten sie beim Weggehen nicht einmal Vergelt's Gott.
- 45 GA, IX 8, 1915
- 46 SP, 20.10.1916
- 47 BPA, S. 80 (1917)
- 48 BPA, S. 66 (1917)
- 49 BPA, S. 89 (1918)
- 50 BPA, S. 90 (1918)
- 51 BPA, S. 92 (1918)
- 52 BPA, S. 93 (1918)
- 53 BPA, S. 95 (1918)
- 54 SP, 02.01.1919
- 55 BPA, S. 101 (1919)

Gymnasiale Kriegsbegeisterung und vaterländischer Opfertod 1914–1918

Manfred Merker*

dulce et decorum est pro patria mori

„Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben“.

Horaz, carmen III, 2, 13

Eine vergessene Gedenktafel

Als im Jahre 1956 das Jubiläum des Offenburger Grimmelshausen-Gymnasiums zum 75-jährigen Bestehen als Vollanstalt gefeiert wurde, gab es neben dem Festakt in der Stadthalle, Festgottesdiensten, Ausstellungen und einer schuleigenen Theateraufführung der Antigone des Sophokles auch eine Totenehrung vor dem neuen Gedenkstein im Schulgarten. In der Festschrift dieses groß gefeierten Jubiläums referierte der damalige Direktor O. Walzer die Entwicklung der Schule seit ihrer Gründung als Franziskanergymnasium im Jahre 1660. Dabei ging er abschließend auch auf „den gewaltigen Eingriff in den Organismus der Schule“ ein, den die beiden Weltkriege gebracht hätten. Der Zweite Weltkrieg war damals gerade einmal gut zehn Jahre vorbei, der Erste erst 40 Jahre. Nach diesem Rückblick waren im Ersten Weltkrieg zwischen 1914 und 1918 vier Lehrer und 23 Schüler gefallen, im Zweiten 56 Gymnasialisten, 23 wurden noch vermisst. Im Jahr zuvor hatte man am 03.03.1955 nahe dem Schuleingang einen hohen Granitstein für die Gefallenen eingeweiht, der die ebenfalls Horaz entlehnte Inschrift trug: **non omnis moriar** („ich werde nicht ganz sterben“; Horaz, carmen III, 30, 6). Der Stein steht noch heute in der Südwestecke des Schulgeländes, die bronzenen Buchstaben der Inschrift wurden allerdings irgendwann einmal gegen Ende des letzten Jahrhunderts entwendet.

Im Sprechzimmer der Schule hing, für alle Eintretenden deutlich sichtbar, ein inzwischen ebenfalls verschwundenes Namensverzeichnis zu Ehren der Toten des letzten Krieges. Darüber hinaus war im Treppenhaus des Haupteingangs zum ehemaligen Schulgebäude eine Bronzetafel dem Gedenken an die 1914–1918 Gefallenen gewidmet. Sie fand der Autor zufällig

* Studien zur Geschichte des Offenburger Gymnasiums VI

bei der Zwischenlagerung der umfangreichen Exponate aus den Altstadttausgrabungen seiner Archäologie-AG auf dem Dachboden des ehemaligen Kapuzinerklosters. Die beiden erwähnten Verzeichnisse waren auch in der Festschrift abgedruckt. Über der Liste der heute vor hundert Jahren gefallenen Gymnasiasten stand als Überschrift „Fürs Vaterland starben“, darunter, noch ganz in der humanistischen Tradition der Zeit, die vielsagende Unterschrift vom Denkmal für die 1914 gefallenen Berliner Studenten: *victi victis victuris* („Die Besiegten den Besiegten, die siegen werden“). Diese Liste war Grundlage und Anlass für die vorliegende Untersuchung ein Jahrhundert nach dem Schicksalsjahr 1914. Hierbei soll den Einzelschicksalen, die sich hinter den aufgeführten Namen verbergen, auf der Basis der vorhandenen Quellenlage nachgegangen werden, um sie somit, wo dies nachzuweisen war, in den historischen Zusammenhang des ersten großen Weltkrieges zu stellen. Im Spannungsbogen zwischen der euphorischen Anfangsbegeisterung der jungen Gymnasiasten und ihrem frühen tragischen Ende im jugendlichen Alter zwischen 16 und 25 Jahren sollen auch Parallelen zu prominenten Zeitgenossen aufgezeigt werden, die uns als zufällig Überlebende über die gleichen Erlebnisse des schrecklichen Krieges später berichten konnten.

Als Quellengrundlage dienten neben dieser Kriegsliteratur von E. Jünger bis L. Renn (siehe das Literaturverzeichnis), die Schulakten des Gymnasiums, Einwohnermeldekarten, Behördenunterlagen und Archivalien des Offenburger Stadtarchivs,



Abb. 1:
Bronzene Gedenktafel
für die 1914–1918
Gefallenen des
Gymnasiums (Detail).

besonders die zeitgeschichtliche Sammlung ZGS, Presseberichte der Kriegszeit, die Regimentsgeschichte des Inf.-Reg. 170, Gefallenenverzeichnisse, das Soldatenfindbuch, Grabsteine des Alten Friedhofs, Gedenkbücher der Kirchengemeinden, die einschlägigen Zeitungen der Zeit, OT und D'r alt Offeburger, Zeitungsberichte und das Internet mit seinen umfangreichen Informationen zum Jubiläumsjahr.¹ Aus Zeitgründen wurde auf weitere Möglichkeiten der Recherche verzichtet, wie z. B. auf Kontaktaufnahme mit noch lebenden Verwandten der Gefallenen oder intensive Gräbersuche mithilfe des Volksbunds deutscher Kriegsgräberfürsorge e.V. Vielleicht kann die posthume Vergegenwärtigung dieser leidvollen Einzelschicksale auch heute noch über 100 Jahre hinweg einen Beitrag zu einem würdigen Gedenken an diese unglückliche Generation leisten.

1913 – das letzte Friedensjahr am Gymnasium

In den Jahrbüchern des Großherzoglichen Gymnasiums Offenburg präsentiert sich das Schuljahr 1913 als ein ganz normales Friedensjahr. Es war bis Mitte 1914 das letzte dieser Art vor dem von einer unzulänglichen und unverantwortlichen Gesamtpolitik nicht verhinderten Ausbruch eines globalen Krieges, der zum Zusammenbruch all dessen führen sollte, was bis dahin in Europa und damit auch in Deutschland, Baden und Offenburg Gültigkeit hatte.

Das humanistische Gymnasium, das ein Jahr zuvor in der Oberrealschule jenseits des Bahngrabens, dem späteren Schillegymnasium, die erste gymnasiale Konkurrenz bekommen hatte, zählte in diesem letzten Normaljahr unter seinem Direktor Kunzer, später Seger, 198 Schüler. Die detaillierte Statistik umfasste neben 22 Lehrern und zwei Bibliothekaren 196 Knaben und zwei Mädchen, davon 136 katholische, 49 evangelische, 0 altkatholische (1914: 2), 12 israelitische, 2 sonstige. 186 waren Badener, 12 Reichsangehörige, z. T. aus dem deutschen Elsass. 158 wohnten vor Ort bei den Eltern, 6 von auswärts in Verpflegung, 34 waren Fahrschüler. Von den zwölf Abiturienten machten Ende des Schuljahres im Juli elf ein ordentliches Abitur, einer ein außerordentliches (wg. Krankheit). Als Berufswunsch finden sich, wie in den Folgejahren, Medizin, Jura, Pharmazie, Offizier, Ingenieur und Journalist. Die „Zöglinge“ betraten den prächtigen klassizistischen Neubau von 1898 am Rande der Altstadt „am Graben“ unter einer Porphyrtafel mit der Aufforderung „Mit Ernst zum Ziel“ und weiter durch eine schmiedeeiserne Pforte, die unter einer athenischen Weisheits-eule die Erziehungsziele *doctrina* und *studium* verkündete.

Die Lehrpläne: In den inzwischen zentral beheizten und elektrisch beleuchteten Schulzimmern war noch der Geist des humanistisch geprägten 19. Jahrhunderts präsent: Latein wurde als Hauptfach von der Sexta (5. Klasse) bis zur Oberprima (13. Klasse) wöchentlich achtstündig unterrichtet, Griechisch mit sechs Stunden. Mit Abstand folgten Deutsch, Mathematik und die anderen, meist zweistündigen Fächer. Die Vielseitigkeit des Unterrichts wurde garantiert durch ausgiebigen Sportunterricht und Musik, aber auch durch Stunden in Englisch, Freizeichnen, darstellender Geometrie und Handfertigkeit. In Latein lasen die Schüler nach der Mittelstufenlektüre mit Cäsar (Gallischer Krieg) und Livius (Römische Geschichte) in UI und OI ausgiebig Cicero (Reden), Sallust (Catilina), Horaz (Oden und Episteln), Vergil (Trojanischer und Latinischer Krieg: Äneis) und Tacitus (Annalen; Germania). In Griechisch las, übersetzte, interpretierte und deklamierte man Xenophon (Anabasis), Platon (Dialoge), Sophokles (Tragödien), Homer (Trojanischer Krieg: Ilias; Odyssee) und Thukydides (Peloponnesischer Krieg). Inhaltlich ging es in der altphilologischen Prosa, Epik und Lyrik vorwiegend um kriegerische und historische Stoffe. Die leichte Muse Ovids, Vergils und Theokrits Hirtengedichte oder die römischen Liebeselegiker sucht man vergebens in den Lehrplänen des großherzoglichen Baden und im wilhelminischen Kaiserreich.²

Die Jahresfeiern: Das Jahrbuch des großherzoglich-badischen Gymnasiums listet auch die Feiern des Schuljahres detailliert auf. In ihnen spiegelt sich anschaulich das fast idyllische Normalspektrum eines Friedensjahres, in dem monarchische Feste und historische Gedenktage dominieren. Mit ihnen sollte es dann 1918 nach dem völligen Systemzusammenbruch und einem bitter verlorenen Krieg in vier Jahren für alle Zukunft völlig vorbei sein. Das Jahr begann festlich am 26.01.1913 mit der öffentlichen Feier des Geburtstags seiner Majestät des deutschen Kaisers und preußischen Königs Wilhelm II., I.R., im Unionssaal mit einer Festrede des Oberprimaners Max Kuner, Musik des Schulorchesters und einer Theateraufführung von Theodor Körners Drama „Joseph Heiderich“. Anwesend waren alle Honoratioren der Stadt mit ihren Familien und den von den Tanzdamen heiß begehrten schneidigen Jungoffizieren der neuen Offenburger Garnison (1898) vom Traditionsregiment 170. Am 04.03. besuchte die Oberstufe das nahe Stadttheater im deutschen Straßburg mit einer Aufführung von Schillers „Wallenstein“, die Oberprima unternahm am 24.05. unter ihrem Direktor eine Klassenfahrt zum Frankfurter Dom, Goe-



Abb. 2:
Der Jahresbericht
des Gymnasiums
über das Schuljahr
1914–1915).

thehaus und Zoo, anschließend zur von Kaiser Wilhelm II. restaurierten römischen Saalburg im Taunus, abschließend wurde Heidelberg besichtigt. Beim Besuch der Königlichen Hoheiten des badischen Großherzogs und seiner Gattin in Offenburg am 08.06. stand das Gymnasium zusammen mit den anderen Schulen Spalier. Am Dienstag, den 08.07. nahm die „Anstalt“ geschlossen an der Feier des Geburtstags Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs teil, am 09.07. fuhren zwei Lehrer mit den Oberklassen zur Freilichtaufführung von Schillers „Wilhelm Tell“ nach Ötigheim. Die Jahrhundertfeier zur Völkerschlacht von Leipzig wurde am 20.10.1913 mit sämtlichen Schulen unter der Leitung der Offenburger Turnerschaft auf den Kronwiesen abgehalten, auch der 100. Geburtstag des Reichskanzlers Fürst von Bismarck ist im historischen Gedenken nicht vergessen worden.



Abb. 3:
Ein gymnasialer
Jungoffizier mit
Pickelhaube
und Portepe
(vs. Robert Hugle).

1914 – Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs

*„Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
aufgestanden unten aus Gewölben tief.
In der Dämm’rung steht er, groß und unbekannt,
und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand ...
Auf den Bergen hebt er schon zu tanzen an,
und er schreit: ‚Ihr Krieger alle, auf und an!‘
Und es schallet, wenn das schwarze Haupt er schwenkt,
drum von tausend Schädeln laute Kette hängt“ ...*

(Georg Heim, Jahrgang 1887)

Nach der Ermordung des habsburgischen Thronfolgers im bosnischen Sarajewo durch einen serbischen National(terror)-isten im Sommer 1914 war durch Österreichs militärische Reaktion und die automatischen Bündnisverpflichtungen Englands, Frankreichs und Russlands innerhalb weniger Wochen aus einem begrenzten Balkankonflikt ein umfassender europäischer Krieg geworden. Deutschland, seinem einzigen Bündnispartner Österreich-Ungarn verpflichtet, fühlte sich jetzt durch eine Welt von Feinden eingekreist und versuchte, einem gleichzeitigen Zweifrontenkrieg durch eine rasche Militäraktion in Belgien und die Realisierung des Schlieffenplans mit Stoßrichtung Paris zuvorzukommen. Der Nordosten Frankreichs im geostrategischen Schnittpunkt deutscher, französischer und britischer Interessen wurde auch zum Haupteinsatzort der gymnasialen Offenburger Kriegsfreiwilligen.

Der Jahresbericht des Gymnasiums aus dem ersten Kriegshalbjahr 1914 zeigt jetzt eine völlig veränderte Schulsituation gegenüber dem Jahre 1913. Kriegsbedingt konnte das neue Schuljahr erst am 1. Oktober beginnen, mehrere Räume der Schule und der Schulhof waren durch das Militär belegt, wurden bald auch als eines der innerstädtischen Offenburger Lazarette genutzt. Von den Lehrern standen 14 beim Heer, von den Schülern 29. Von der Oberprima bis zur Untersekunda waren die meisten Gymnasiasten begeistert zu den Waffen geeilt, der Rest der UI und OI wurde jetzt gemeinsam unterrichtet. Dabei fiel der Turn- und Zeichenunterricht völlig aus, in Englisch wurde nur ein Kurs angeboten. Zu feiern gab es nun nur die Einnahme von Antwerpen und Lemberg und Hindenburgs großen Sieg in Polen, als schlichte patriotische Feier „aus Mangel an einem würdigen Raum im Klassenzimmer der Untersekunda mit einer Ansprache des Direktors“ abgehalten. Die erste und zweite Seite der Schulchronik listet rühmend alle Kriegsteilnehmer des Gymnasiums und ihre ersten Beförderungen

I. Zur Geschichte der Anstalt.

(1. Juli 1914 bis 30. Juni 1915.)

Der Krieg. Der das ganze deutsche Volk in seinen Tiefen aufregende Weltkrieg griff auch in das Leben unserer Schule mächtig ein. Eine ganze Reihe von Lehrern unserer Anstalt wurde teils bei Beginn des Krieges teils während des Krieges ins Heer einberufen oder trat freiwillig ein; voll Begeisterung eilte auch eine stattliche Anzahl unserer Schüler, 27 im ganzen, darunter fast alle Oberprimaner, schon in den ersten Tagen des Krieges dem Vaterlande freiwillig zu Hilfe, 2 weitere traten noch gegen Ende des Schuljahres freiwillig ein.

Von Lehrern stehen im Heere:

Professor Krauß.
 „ Dr. Hertle.
 Zeichenlehrer Mangold.
 Lehramtspraktikant Baitsch.
 „ Brucker.
 „ Müller.
 „ Grimmig (Vol.)
 „ Dr. Baas (Vol.)
 Die Nebenlehrer: Stadtvikar Wünsch.
 Rabinatsverweser Lewin.

Ferner alle uns während des Krieges zur Aushilfe zugewiesenen Lehrkräfte, nämlich:

Lehramtspraktikant Bruder.
 „ Kastner.
 „ Mai.
 Rabinatsverweser Wolf.

Von Schülern traten freiwillig ins Heer ein:

Der Untersekundaner: Braun, Adolf.
 Die Obersekundaner: Krieger, Otto.
 Kühner, Ernst, als Fahnenjunker.
 Maier, Michael.
 Nüßle, Rolf.
 Schatz, August.
 Marzluf, August.
 Sickinger, Albert.
 Die Unterprimaner: Battiany, Hans.
 Engler, Odo.
 Grüninger, Burkhart, als Fahnenjunker.
 Kenz, Alfred.
 Ruß, Hermann.
 Schell, Adolf, als Fahnenjunker.
 Schellenberg, Hans.
 Streb, Otto.
 Veit, Hans.
 Die Oberprimaner: Biermann, Hans Georg, als Fahnenjunker.
 Eisele, Emil.
 Engler, Theodor.
 Göppert, Fritz.
 Grüninger, Eitelhans, als Fahnenjunker.
 Hauelsen, Albert.
 Kern, Eugen.
 Kiefer, Hans.
 Schadt, Paul.
 Schäfer, Kamill.
 Schulz, Max.
 Tannhauser, Siegfried.

Wie wacker sich alle, Lehrer wie Schüler um die Wette, zeigten, beweisen folgende Auszeichnungen und Beförderungen:

1. Lehrer. Professor Krauß erhielt das Eiserne Kreuz.
 Zeichenlehrer Mangold ward zum Feldwebel-Leutnant befördert.
2. Schüler. a. Es erhielten das Eiserne Kreuz:
 Schell, Adolf; dieser auch die Silberne Verdienstmedaille am Bande der Militärischen Karl Friedrich Verdienst-Medaille.
 Biermann, Hans Georg, das Eiserne Kreuz.
- b. Befördert wurden:
 Biermann, Hans Georg, zum Leutnant.
 Grüninger, Eitelhans, „ „
 Nüßle, Rolf, zum Leutnant d. R.

Leider mußten 3 der genannten Schüler ihr mutiges Eintreten fürs Vaterland mit ihrem jungen Leben bezahlen, nämlich:

Göppert, Fritz, aus O I.
 Grüninger, Burkhart, aus U I.
 Krieger, Otto, aus O II.

Einer, Streb, Otto, wird seit dem 10. Juni vermißt.

Die Schule wird ihnen ein treues Andenken bewahren.

Abb. 4:
 Liste der ersten
 Kriegsfreiwilligen
 des Gymnasiums
 im August 1914.

und Auszeichnungen auf. Drei von ihnen waren allerdings bereits im Alter von 16 bis 19 Jahren als Gefallene zu beklagen, einer wurde als vermisst gemeldet. (Siehe die Auflistung in Abb. 4 und die detaillierten Schülerbiografien weiter unten.)

Mit Lob und Anerkennung beginnt der Direktor seine Jahreschronik auf der ersten Seite mit den Worten: „Voll Begeisterung eilte auch eine stattliche Anzahl unserer Schüler schon in den ersten Tagen des Krieges dem Vaterland freiwillig zu Hilfe“, um dann stolz fortzufahren: „Wie wacker sich alle, Lehrer wie Schüler, um die Wette, zeigten, beweisen folgende Auszeichnungen und Beförderungen“ (es folgen sechs Namensnennungen). Von diesen genannten Kriegsfreiwilligen von 1914 sollten in den nächsten vier Jahren vierzehn als „den Heldentod auf dem Felde der Ehre gefallen“ in den Schulannalen wieder Erwähnung finden. Von nun an beginnt jede Chronik des Gymnasiums bis 1918 mit Todesanzeigen unter dem schwarzen Eisernen Kreuz, dem Kreuz des Todes auf dem Schlachtfeld oder im Feldlazarett.

Wie erklärt sich die anfängliche fast euphorische Anfangsbegeisterung, die in den Tagen der Mobilmachung Anfang August 1914 die Menschen in allen Städten Europas erfasste und auch die Lehrer und Schüler mit sich riss? Die rauschhafte, fast karnevalistische Volksfeststimmung formte die Deutschen zu einer patriotischen Schicksalsgemeinschaft voll emotionaler Hingabe an den opferbereiten Dienst für das bedrohte Vaterland von fast religiösem Charakter. Eine für uns heute unbegreifliche nationale Aufbruchstimmung zog, wie es Carl Zuckmayer in seiner Autobiografie eindrucksvoll beschreibt, jubelnde Menschen zu den Marktplätzen und Bahnhöfen, um die blumengeschmückten, fröhlichen Soldaten in ihren, mit begeisterten Parolen beschriebenen Güterzügen Richtung Frankreich oder Russland zu verabschieden. Was trieb schließlich gerade die jungen Gymnasiasten aus den Oberklassen am Beginn des neuen Schuljahres zu den Kasernen, um ja nicht den Anschluss an den großen Kampf für das bedrohte Vaterland zu verpassen, meist in voller Unterstützung ihrer patriotischer Eltern? Warum feierten Dichter, Maler und Intellektuelle den erwarteten Krieg als „reinigendes Gewitter“ und „Stahlbad der Seele“? Warum kamen die Parolen des säbelrasselnden und bramarbasierenden deutschen Kaisers und seiner preußischen Generäle und Politiker allgemein so gut an?

Hier soll nur auf die Motivation, Gefühlslage und Erwartungen der hiesigen Gymnasiasten eingegangen werden, denen diese Untersuchung gewidmet ist und die über die allgemeine Hochstimmung der damaligen Jugend hinaus in besonderer



Abb. 5a und b: „Einjährige: Auf in den Kampf!“
(aus der Abiturzeitung 1914 und 1915).

Weise in der humanistischen Ausrichtung des Offenburger Traditionsgymnasiums begründet sind. Natürlich trieb es viele von ihnen am Ende der Schulzeit auch heraus aus der Enge und Abhängigkeit der streng reglementierten Enge der Schulräume und Elternhäuser – es war die Anfangszeit der Jugendbewegung und der Pfadfinderbegeisterung als einer jugendlichen Suche nach sinnstiftendem Erfahrungszuwachs. Eine Rolle spielte sicher der Erlebnishunger in einer kleinen Welt, die sich meist auf den Heimatort der Eltern, Verwandtschaft und örtliche Bekannte, später der Landesuniversität und Berufstätigkeit beschränken sollte und keine größeren Abwechslungen bot. Und jetzt bot ihnen der Krieg eine Art antibürgerlicher Lebensform gerade in der von lähmender Stagnation geprägten wilhelminischen Gesellschaft. Hinzu kam der Reiz der Ferne, der unbestimmte Wunsch nach männlicher Bewährung, die Hoffnung, sich als tapferer Soldat oder portepeebewehrter Offizier hervortun zu können und etwas Besonderes zu leisten, was in der Zivilgesellschaft nicht möglich war. Jungenhafte Vorstellungen von den großen Herausforderungen des spannenden Soldatenlebens in der feldgrauen Männergemeinschaft heroischen Kampfes „auf dem Feld der Ehre“ versprachen die emanzipierende Loslösung aus mütterlicher Fürsorge und väterlicher Autorität. Zu der schon von Erasmus von Rotterdam 500 Jahre zuvor konstatierten Attraktivität des Krieges für jede die Gefahr liebende Jugend kam die diffuse Erwartung einer geradezu pathetischen Lebenssteigerung, im humanistischen Gymnasium

grundgelegt und nachhaltig genährt durch jahrelange geistige Schulung.

Das „Großherzoglich-badische Gymnasium zu Offenburg“ war geprägt vom Geist eines der Antike verpflichteten Humanismus und des deutschen Idealismus. In der Tradition der gelehrten mittelalterlichen Klosterschulen stand Latein als wichtigstes Fach von der Sexta bis zur Oberprima mit wöchentlich acht Stunden an der Spitze des Bildungskanons, hier wurden neben Griechisch und Deutsch die prägenden Bildungsinhalte vermittelt. In Latein wurde als Anfangslektüre ausführlich Cäsar mit seinen Schlachtenschilderungen im Gallischen Krieg studiert, gefolgt von den römischen Heldentaten des Mucius Scävola bis Scipio Africanus bei Livius. In der Oberstufe stand neben Tacitus mit den Germanenkämpfen in seinen Annalen und Vergils Äneis mit dem trojanischen Krieg und den ewigen Kämpfen in Latium der größte römische Lyriker, Horaz, auf dem täglichen Stundenplan. Viele von seinen Gedichten mussten auswendig rezitiert werden können und blieben ein inneres Leitthema für das ganze Leben: aus Vergil der römische Herrschaftsauftrag, aus Horaz besonders die Römeroden, von denen hier ein Teil der verhängnisvollen und hier Titel gebenden zweiten Ode des dritten Buches exemplarisch vorgestellt werden soll. Dort heißt es:

*„angustam amice pauperiem pati
robustus acri militia puer ...
dulce et decorum est pro patria mori
mors et fugacem persequitur virum
nec parcat imbellis iuventae ...
virtus recludens immeritis mori
caelum negata temptat iter via ...“*

*„Enge und Not freudig zu ertragen soll lernen
der Junge, gehärtet durch strenge Zucht ...
süß ist's und ruhmvoll für's Vaterland zu sterben,
der Tod trifft ja auch den fliehenden Mann,
schont den nicht, der nur feige kämpft ...
Der tapf're Mann, der Ehre sich verdient,
schließt sonst versagten Weg zum Himmel auf ...“*

(Horaz, carmen III, 2; 27 v. Chr.)

Die kriegsbegeisterten Schüler hatten diese oft deklamierten Verse verinnerlicht und 1914 genauso präsent wie vergleichsweise griechische Zitate: Der Heldenmut des Leonidas bei den Thermopylen wurde mit „Wanderer, kommst Du nach Spar-

ta ...“ auf Latein und Griechisch rezitiert. Als Primaner las man als griechische Anfangslektüre neben Herodot Xenophons Zug der 10000 nach der Schlacht von Kunaxa. Aus der antiken Sagenwelt waren die Taten des Herakles und Theseus geläufiges Bildungsgut, wie auch die Heldentaten Hektors und Achills vor Troja. Der trojanische Krieg wurde sogar dreimal intensiv im griechischen und lateinischen Original behandelt und streckenweise auswendig gelernt: in der Odyssee, der Ilias und der Äneis, dem römischen Nationalepos, in dem der Dichter Vergil seinen Helden Äneas allerdings vom „unsäglichem Leid“ des Krieges sprechen lässt. In Geschichte standen die Perserkriege mit all ihren verherrlichten Schlachten und der Alexanderzug mit seinen Eroberungen genauso im Lehrplan wie die Schlachten Friedrichs des Großen von Rossbach bis Leuthen und die Freiheitskriege, deren 100-jähriges Jubiläum man 1913 gebühlich gefeiert hatte. Groß gefeiert wurde auch alljährlich der Sedanstag am 2. September, an dem die gesamte Schule unter dem Kommando des Direktors und der Lehrer auf dem Pausenhof den glorreichen Sieg von 1870 über Frankreich auf dem Pausenhof nachexerzierte. Diese ein halbes Jahrhundert zurückliegende letzte deutsche Kriegserfahrung sollte sich verhängnisvoll auch auf die Kampfvorbereitung der Offiziere und Mannschaften des bevorstehenden neuen Krieges auswirken, der nicht mit gezücktem Bajonett und des Leutnants Kampfruf „Hurra, alle mir nach!“ zu gewinnen war.

Die zum Teil pathetische Vermittlung dieser alteuropäischen Werte, die, wie oben gezeigt, oft vorwiegend an Kriegen und Heldentaten orientiert waren, wurden auch im Deutschunterricht thematisiert. Mit erhobener Stimme deklamierte der patriotische Deutschlehrer Hölderlins schwärmerische Glorifizierung der Schlacht:

Der Tod fürs Vaterland

*„Du kömst, o Schlacht! Schon wogen die Jünglinge
hinab von ihren Hügeln, hinab in's Tal ...*

*O, nimm mich, nimm mich mit in die Reihen auf,
damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods.*

*Umsonst zu sterben lieb' ich nicht, doch
lieb' ich, zu fallen am Opferhügel ...*

*Und Siegesboten kommen herab: Die Schlacht
ist unser! Lebe droben, o Vaterland,
und zähle nicht die Toten! Dir ist,
Liebes!, nicht einer zuviel gefallen.“*

(Friedrich Hölderlin, 1797)

Diese Schwärmerei von der Schönheit des aufopfernden Heldentods fand ihren Niederschlag auch im literarischen Marschgepäck der jungen Soldaten, zumindest bei denen aus dem akademisch gebildeten Besitzbürgertum: In ihren Tornistern oder den Rocktaschen ihrer Marschuniform trugen sie als Lektüre für die Kampfpausen bei sich: Rilkes „Cornet“, Goethes „Faust“, Hölderlins „Hyperion“, Nietzsches „Zarathustra“, Feldpostausgaben der deutschen Klassiker, aber auch das Neue Testament. (A. Hitler als Regimentsordonnanz während des gesamten Krieges las in seinem Unterstand in den Gefechts-pausen die Bibel, Homer und Schopenhauer!). Auf Drängen der Offiziere wurden hinter der Front des zermürbenden Stellungskrieges ab 1916 fahrbare Leihbüchereien, die sog. Bildungskanonen, aufgebaut. Eigene Tagebuchaufzeichnungen, Gedichte und die Feldpost – 28 Milliarden Sendungen in viereinhalb Kriegsjahren! – dienten neben dem inneren Bildungsschatz ebenfalls der geistigen Selbstvergewisserung.

Der Abschied von der Heimat, der für so viele endgültig sein sollte, wurde 1914 ebenfalls literarisch überhöht. Hier als Beispiel eine Strophe aus Heinrich Lersch's „Soldatenabschied“ (1914):

*„Lass mich gehn, Mutter, lass mich gehen!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,
denn wir gehen, das Vaterland zu schützen!
Lass mich gehn, Mutter lass mich gehen.
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen!“*

In allen Todesanzeigen unserer Schüler schreiben die verzweifelten Eltern tapfer vom „Heldentod fürs Vaterland“, vom „Opfertod auf dem Feld der Ehre“. Oft wussten sie in der fernen Heimat nicht, wie unsäglich bitter dieser Opfertod nach schwersten Verletzungen in einem in dieser Grausamkeit nie da gewesenen Kriegsalltag erlitten worden war.

Mit einem Gedichtfragment, das uns aus dieser Zeit überliefert wurde und das die jungen Gymnasiasten sicher auch beherzigen mussten, soll zu den Einzelbiografien der Gefallenen des Offenburger Gymnasiums übergeleitet werden:

*„Es kommt die Zeit, da man dich braucht:
Dann sei Du ganz bereit!
Und in das Feuer, das verraucht,
wirf dich als letztes Scheit“.*

Die 1914–1918 gefallenen Lehrer und Schüler des Offenburger Gymnasiums

Die vier Lehrer

Entsprechend der Reihenfolge auf der oben erwähnten, alphabetisch angeordneten Gedenktafel soll hier mit den gefallenen Lehrern der Schule begonnen werden. Zu ihnen waren aus den einschlägigen Unterlagen weniger Informationen zu gewinnen als zu den Schülern. Hauptgrund hierfür ist sicher in der Tatsache zu suchen, dass die meisten Lehrer, wie auch heute noch, nicht am Schulort beheimatet waren, sondern von auswärts zugewiesen wurden. Die Schüler dagegen wohnten größtenteils bei Ihren Eltern vor Ort und hatten auch hier in Offenburg ihre Einwohnermeldekarte.

1. Brucker, Adolf, *14.01.1884 in Gottmadingen, katholisch

Lehramtskandidat am Gymnasium 1913/14 für die Fächer Latein, Griechisch, Deutsch, Geographie und Turnen. Hinterließ 1916 seine Ehefrau Maria Hofmeister aus Rastatt (*06.08.1894) als Witwe und seine beiden Kinder Adolf (*11.07.1909/Durlach) und Albertina (*12.03.1915/Offenburg) als Waisenkinder.

Im August 1914 neben vier anderen Kollegen zum Heer einberufen, war er bis 1916 Rekrutenausbilder und wurde im April, an der Front als Kompanieführer im Ersatzbataillon des Infanterieregiments, am 01.05.1916 in der Feldschlacht von einer Granate getötet. Sein Offizierskamerad lobte den „hervorragenden Dienst- und Pflichteifer, den lauterer Charakter und die große Herzensgüte des Kameraden Brucker“. Zu diesem Zeitpunkt waren laut offizieller Meldung und Eintrag auf der Ehrentafel der Stadt bereits 178 Offenburger Soldaten gefallen, in Wirklichkeit sicher mehr. Brucker war ein bei Lehrern und Schülern hoch geachteter Pädagoge, er sollte nach dem Krieg zum Professor ernannt werden. Bei seiner Beisetzung in Freiburg i.Br. (erst am 10.01.1918 [sic!]) wurde das Gymnasium durch Professor Hoffman vertreten.

† *Adolf Brucker war zwei Jahre im Krieg und fiel am 01.05.1916 durch einen Granate, getroffen mit 32 Jahren*

2. Dr. Dürrholder, Gottfried, *22.10.1886, katholisch

Lehramtskandidat am Gymnasium seit 1911/12, Fächer unbekannt. Am 15.11.1913 für ein Jahr beurlaubt für eine Lehrstelle an der Privat-Realschule in Lahr, ging er wahrscheinlich von dort 1914 zum Heer und ist bereits am 19.10.1914 „auf dem

Statt jeder besonderen Anzeige.



Todes-Anzeige.

Den Heldentod für das Vaterland starb am 1. Mai mein innigstgeliebter Gatte, der herzengute, treubesorgte Vater seiner Kinder, unser lieber, unvergesslicher Schwiegersohn

Offizierstellvertreter Adolf Brucker
Lehramtspraktikant

im Alter von 32 Jahren.
Offenburg, Rastatt, Wyhlen, den 7. Mai 1916.

Die tieftrauernd Hinterbliebenen.

N.B. Ein Seelenamt findet am Dienstag, den 16. Mai in der
1630 Dreifaltigkeitskirche statt.



Am 1. Mai starb den Heldentod für das Vaterland der
Offizierstellvertreter Adolf Brucker,
Lehramtspraktikant am hiesigen Gymnasium,
der über ein Jahr lang bei der unterzeichneten Kompagnie gewirkt hat.
Wir bedauern in ihm einen Kameraden und Vorgesetzten von hervor-
ragendem Dienst- und Pflichteifer, lauterem Charakter und grosser Herzens-
güte. Sein Andenken wird von uns stets in Ehren gehalten werden.
Namens der 4. Kompagnie 1. Ers.-Batt. Inf.-Regt. Nr. 170:
1640 **Bauer, Hauptmann und Kompagnie-Führer.**

Abb. 6:
Todesanzeige für
Adolf Brucker vom
07.05.1916.

Schlachtfeld gefallen“. Die Todesumstände erhellt der Heeresbericht: „Ende Oktober bis Anfang November erste Flandern/Ypernschlacht. Alle Durchbruchversuche der 4. und 6. Armee scheitern. Bei Langemarck und Ypern erleiden die in aller Eile aufgestellten Reservekorps aus überwiegend jungen Kriegsfreiwilligen (Auszubildende und Studenten) und älteren Reserveoffizieren verheerende Verluste.“ Unter ihnen starb der junge Offenburger Pädagoge als erster Kriegstoter des Gymnasiums in diesem grauenvollen Himmelfahrtskommando, in dem 2000 Kriegsunerfahrene von britischen Maschinengewehren nieder-

gemäht wurden und das später zur Heldenschlacht von Studenten und Gymnasiasten hochstilisiert wurde.

† *Dr. Gottfried Dürrholder war drei Monate im Krieg und fiel am 19.10.1914 mit 27 Jahren*

**3. Hoferer, Emil, *30.07.1887/Bad Peterstal, katholisch;
Offenburg Friedrichstraße 28**

Vater Josef Hoferer (26.2.1862–06.12.1931), Maschinist bei der Brauerei Wagner, verheiratet mit Therese Kimmig aus Peterstal (27.03.1865–24.06.1941): vier Kinder. Lehramtskandidat 1913/14 am Gymnasium (ohne Fächerangabe) nach Ausbildung in Grünberg (Schlesien), bis Februar 1915 an einer höheren Mädchenschule in Berlin Oberlehrer. Gilt als ausgezeichneter Pädagoge. Im Juni 1915 ins Feld, bei Kämpfen am Narodsee ausgezeichnet, befördert zum Vizefeldwebel und Offiziersaspirant im Reserve-Infanterie-Regiment 46, gefallen im Kampf gegen die Russen bei Stanislau am 26.09.1916. Dann vermisst, am 27.09. d.J. wird das Eiserne Kreuz für erwiesene Tapferkeit den Eltern zugeschickt. Emil Hoferer ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigem Emil Hoferer, ebenfalls aus Peterstal (*13.08.1896), Friseurlehrling, am 08.11.1915 zum Militär berufen, gefallen am 16.06.1918, gestorben im Kriegslazarett B, Abt. 40, in Freiburg. Sein Grab ist eines der 272 Gräber für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs auf dem Alten Friedhof in Offenburg. Für Lehrer E. Hoferer erfolgte ein Eintrag in das Gedenkbuch der Dreifaltigkeitskirche.

† *Emil Hoferer war ein Jahr im Krieg und fiel am 26.09.1916 bei Stanislau mit 29 Jahren.*

**4. Rude, Ernst, *10.01.1887, evangelisch;
Vater Gustav R. (*1849), Weinhändler**

Probekandidat am Gymnasium 1911/12, Fächer unbekannt. Danach als Volontär beschäftigt mit Deutschunterricht in der Quinta. Er galt als wissenschaftlich gebildet und vielversprechend. Der Jahresbericht 1913/14 vermerkt in gymnasialem Amtsstil: „Auf den 1. Oktober 1913 wurde der Lehramtskandidat Rude behufs Ableistung seiner Militärpflicht aus seiner Stellung aus der Anstalt entlassen.“ Kriegseintritt 1914, während seines Kriegseinsatzes im Oktober 1914 Tod seines Vaters durch Schlaganfall, er war „Veteran im vorigen Krieg“ (i. e. 1870/71!). Sohn Ernst steht mit auf der Traueranzeige vom 09.10.1914 als „z. Zt. im Felde“. Anfang März 1916 wird er Vizefeldwebel der 4. Kompanie im Inf.-Reg. 170. Zum 23.03.1916 meldet A. Geck in seinen „Kriegsbildern“ Nr. 880 ein Gelegen-

heitsgedicht zum Kaiserfest aus dem Schützengraben der Kompanie, das Rudes Namen erwähnt:

*„Doch zu unserm größten Schrecken/
blieb einmal der Rude stecken.
Seine Schuhe und die Socken/
haben fest darin gestockt.
Hätt' man ihn nicht ausgegraben/
steckt' er heute noch im Waben!“*

Im Sommer 1917 wird Rude als vermisst gemeldet, nachdem er wegen einer Verwundung und einem kurzen Genesungsurlaub in der Heimat an die Front zurückgekehrt war. Rude könnte in dieser Zeit Opfer des 17-tägigen britischen Großbombardements aus 2000 Geschützen gewesen sein, das in Verbindung mit 22 Minen mit je 21–42 t Sprengstoff Ammonel eingesetzt wurde, deren Explosion bis London gehört wurde und als größte nichtnukleare Detonation aller Zeiten gilt. Es findet sich keine Erwähnung in der Schulchronik für Rude, aber ein Eintrag im Gedenkbuch der evangelischen Stadtkirche Offenburg zum dritten Kriegsjahr 1917.

† Ernst Rude war drei Jahre im Krieg, wurde verwundet und fiel am 01.08.1917 an unbekanntem Ort mit 20 Jahren

Todesanzeige.



Am 1. August 1917 starb in treuer Pflichterfüllung den Heldentod unser lieber Sohn, Bruder und Neffe

Lehramtspraktikant Ernst Rude
Vizefeldwebel in einem Infanterie-Regiment.

Baden-Baden (Römerplatz 10), 8. Oktober 1917.

In tiefem Schmerze:
Frau Emma Rude Ww.
Paul Rude, z. Zt. im Felde.
Frida Scholderer.

3837

Abb. 7:
Todesanzeige für
Ernst Rude 1917.

5. Ein nicht auf der Gedenktafel erwähnter und vor dem Krieg am Gymnasium tätiger Lehrer namens R. Holdermann fiel am 24.04.1918 als Batterieführer, Ort und Alter unbekannt

Alle anderen zum Heeresdienst einberufenen Kollegen, Prof. Krauß, Dr. Hertle, Baitsch, Mai, Zeichenlehrer Mangold, die Lehramtspraktikanten Müller, Grimmig und Bruder konnte der Direktor Ende Oktober 1918 „zu unserer freudigen Genugtung wieder wohlbehalten in unserer Mitte begrüßen“. Mangold, der seit 1902 den Zeichenunterricht am Gymnasium leitete, wurde am 15.04.1925 an die Realschule versetzt.

Die gefallenen Gymnasiasten

**1. Bahr, Friedrich, *14.07.1896, katholisch;
Offenburg, Klosterstraße 15**

Vater Ferdinand Bahr (1868–1956), Metzgermeister und Viehhändler in Bohlsbach, verheiratet mit Margarete Fills (1868–1949, ev.). Friedrich war ihr einziges Kind.

Ab 1907 war er in der 29 Schüler starken Sexta zusammen mit Rolf Nüsse und Robert Veit Klassenkamerad von Hans Battiany. Sein außerordentliches Kriegsabitur war am 11./12.10. 1915, danach stud. theol., anschließend Militärdienst bei Inf.-Reg. 111. Erhält als Gefreiter das Eiserne Kreuz, wird Ende Oktober schwer verwundet und stirbt an einer nachfolgenden Lungenentzündung im Reservelazarett Heuberg. Er soll zusammen mit seinem Vetter, dem Karlsburgwirtssohn Josef, in einem gemeinsamen Grab beigesetzt werden. Bei der Beerdigung waren neben dem Oberbürgermeister Hermann Bahrs militärische Kameraden, die Jugendwehr und eine „Jünglingskongregation“ anwesend, im Zeitungsbericht heißt es: „Mit



Abb. 8:
Danksagung der
Familie Bahr
vom 25.10.1916.

großer Feierlichkeit ist der allbeliebte Fritz Bahr bestattet worden, der einst die Zierde des hiesigen Gymnasiums war.“

† *Friedrich Bahr war drei Jahre im Krieg, er starb nach seiner Verwundung im Lazarett am 18.10.1918 im Alter von 22 Jahren.*

**2. Battiany, Hans, *12.06.1897, katholisch;
Offenburg, Hauptstraße 69 (Battianyhaus)**

Vater Josef Battiany (22.07.1860–02.12.1950), Kaufmann, verheiratet mit Frieda Blässer (08.07.1874–26.06.1950). Hans war ihr einziges Kind.

Battiany war gleich nach der Mobilmachung im August 1914 aus der Unterprima mit acht weiteren Klassenkameraden, 12 Oberprimanern, 7 Obersekundanern und einem Schüler der Untersekunda (= 10. Klasse!) zu den Waffen geeilt und wurde zum späteren außerordentlichen Kriegsabitur am 19./20.05.1916 beurlaubt. Dreizehn dieser ersten Kriegsfreiwilligen sollten nicht mehr lebend zurückkehren.

Battiany beginnt die Offizierslaufbahn, wie einige seiner Schulkameraden auch, mit den Beförderungstufen Fähnrich (= Unteroffizier), Fähnrich (= Feldwebel) und Leutnant der Reserve. Er wird nach dem Besuch der Offiziersschule im Sennelager und in der Offenburger Garnison im Mai 1915 Unteroffizier, im Februar 1917 Leutnant der Reserve, bald schon wurde er ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz. Battiany diente in der 2. Maschinengewehrkompanie des 2. Bataillons im Offenburger Traditionsregiment 170 und machte alle äußerst verlustreichen Einsätze der Truppe zwischen den Hochvogesen und Flandern mit.

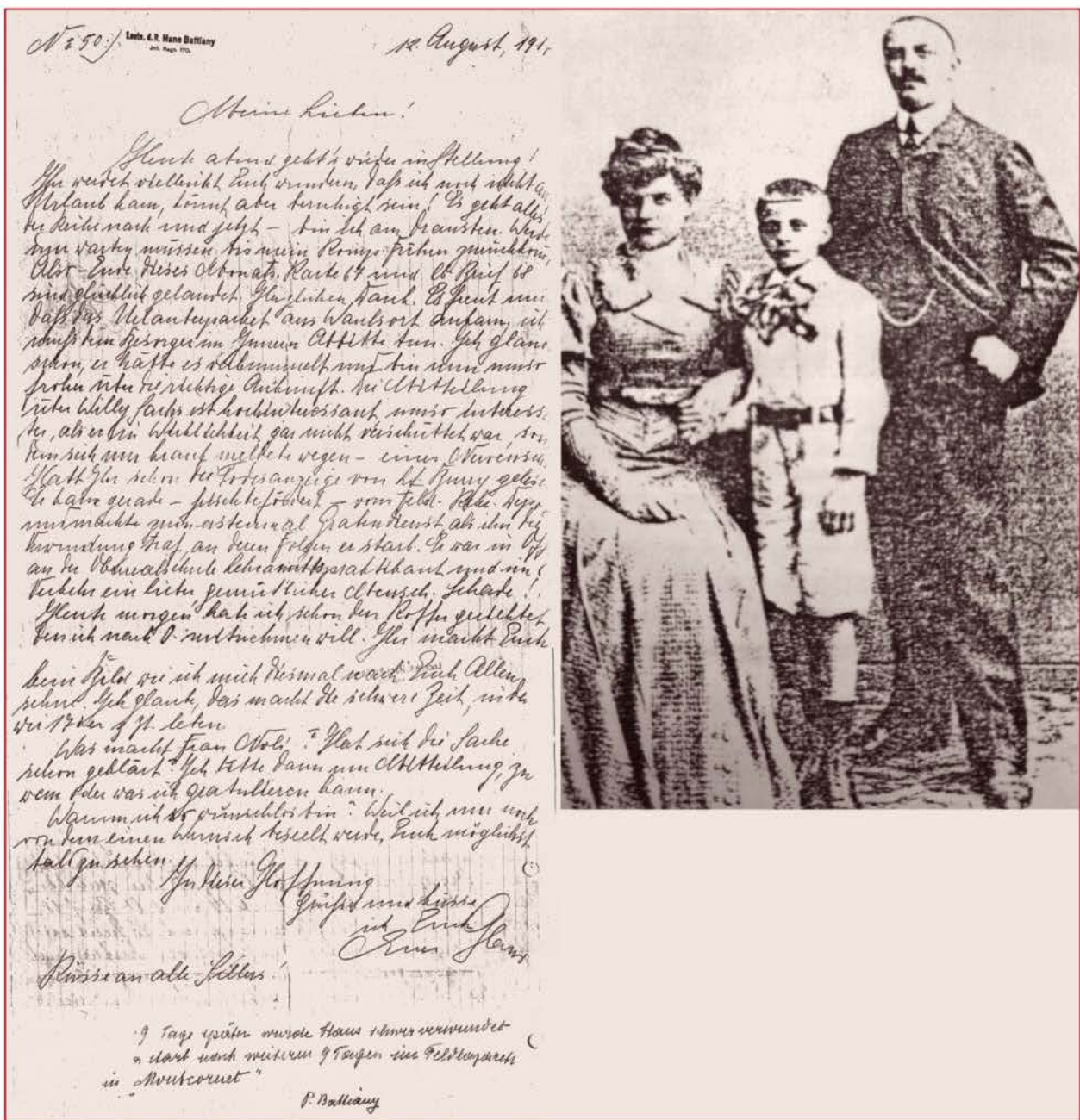
Am 12.08.1917 schreibt er vor seinem Urlaubsantritt voll Vorfreude auf das Wiedersehen einen Feldpostbrief an seine



Abb. 9:
Haus Battiany in der
Hauptstraße 69
mit dem
Kriegerdenkmal von
1870/71.

Eltern, die er aber nicht wiedersehen sollte: Er wurde durch eine feindliche Granate schwer verwundet und erlag seinen Verletzungen am 30.08.1917 im Feldlazarett 312 in Montcornet (Dep. Aisne) in Nordfrankreich. Seine Leiche traf während eines Fliegerangriffs in Offenburg ein, die Trauerrede hielt Oberbürgermeister Hermann, der den jungen Hans als Nachbarskind vom Rathaus aus aufwachsen sah. Battiany fand nach der Überführung von Frankreich sein Grab auf dem Alten Friedhof in Offenburg (Nr. 170). Er ist im Verzeichnis der gefallenen Krieger unter 51 (von 198) verzeichnet, ein Eintrag findet sich im Gedenkbuch der Heiligkreuzkirche. Mit Hans Battiany starben 1918 zwei weitere Battianys im Feld, damit war die Familie im Mannesstamm erloschen. Der Vater Battiany erhielt

Abb. 10:
Hans Battianys
letzter Feldpostbrief
mit Notiz des Vaters
und Foto.



als Dank für seine freiwilligen Hilfssendungen an die Front das badische Kriegshilfekreuz und starb hoch betagt mit 90 Jahren nach einem weiteren Weltkrieg erst 1950. Er war auch aktiver Förderer des Offenburger Pfadfindervereins von 1912. Seine Familie war vor über 100 Jahren von Ungarn über Italien nach Offenburg gekommen und hatte hier eines der renommiertesten Handelshäuser gegründet. Hans Battianys Stammregiment wurde an der Westfront völlig aufgerieben. Battiany erhielt einen Eintrag im Totenregister des Regimentsbuchs (Todesdatum dort 27.08.1917, „gest. an seinen Wunden“).

† *Hans Battiany war drei Jahre im Krieg und starb nach seiner Verwundung durch Granaten im Lazarett Montcornet/Aisne am 27.08.1917 mit 20 Jahren.*

3. Breinlinger, Egon, *19.06.1900, evangelisch; Offenburg, Friedrichstraße 51

Vater Leodegar B. (02.10.1866–05.07.1930), Fabrikant, verheiratet mit Luise Blatz (03.12.1863–10.05.1929): zwei Söhne

Schulabschluss unbekannt, da am 18.10.1915 verzogen nach Calw, nach kaufmännischer Lehre zum Militär. Dient in der 3. Komp. Ersatz-Bataillon Inf.-Regt. 170 als Musketier, zieht sich dort eine schwere Krankheit zu, an der er am 04.07.1918 im Offenburger Lazarett stirbt. Beerdigung am 08.07.1918 ebenda. Im Sterberegister der gefallenen Krieger unter Nr. 167 vom 04.07.1919 (!). Eintrag im Gedenkbuch der evangelischen Stadtkirche zum Jahr 1918, allerdings fälschlicherweise, wie auch

Abb. 11:
Todesanzeigen für
Hans Battiany
1917 vom
20.08.1917.



auf der Gedenktafel des Gymnasiums, mit dem Vornamen seines noch lebenden Vaters (†1930!)

† Egon Breinlinger war drei Jahre im Krieg und starb im Offenburger Lazarett am 04.07.1918 nach kriegsbedingter Krankheit mit 18 Jahren.

4. Engler, Theodor, *19.08.1895 in Obereggenen; evangelisch, stud. ing.; Offenburg, Brünnesweg 11

Vater Adolf E. (*25.06.1865 in Britzingen, †05.10.1940)
Hauptlehrer, verheiratet mit Marie Gremser (03.10.1872–25.12.1942): eine Tochter, zwei Söhne

Im 1914 Herbst aus der OI als Kriegsfreiwilliger, wie sein Bruder Odo (*17.08.1896 aus der UI) zum Heer, im Juni 1916 beide zum Kriegsabitur beurlaubt, Berufswunsch Ingenieur (der Bruder ist stud. rer. nat.). Beim Kampf seines Inf.-Regt. in vorderster Front befördert zum Vizefeldwebel als Offiziersaspirant, erhält das EKII, gefallen als Leutnant der Reserve am 17.04.1918, vs. während der großen deutschen „Michaelsoffensive“, der siegreichen Abwehr eines feindlichen Angriffs nach schwerer Verwundung, genauer Ort nicht bekannt. Der Bruder, der im Frühjahr 1918 ebenfalls schwer verwundet in ein Feldlazarett kam, überlebte und ist bis 1922 in Freiburg nachweisbar.

† Theodor Engler war vier Jahre im Krieg und starb mit 22 Jahren am 17.04.1918 nach schwerer Verwundung.



Abb. 12:
Todesanzeige der Eltern und des Regiments für Theodor Engler vom 26.04.1918.

**5. Fässler, Hermann, *25.03.1896, katholisch;
Offenburg, Schanzstraße 10**

Vater Karl F., Prokurist der Spinnerei und Weberei (07.11.1858–27.01.1929), verheiratet mit Elisa Maurer (02.07.1861–07.07.1938): eine Tochter und zwei Söhne. Der Vater war Förderer des Offenburger Pfadfindervereins.

Abitur im Juli 1915. Dient als Offiziersanwärter, nach seiner Einberufung erhält er in der 11. Kompanie im III. Bataillon des Regiments 170 im März 1916 nach einer mutigen Patrouille das Eiserne Kreuz zweiter und später auch erster Klasse, sein Bruder, Leutnant Willy F., wird verwundet und erhält als Kompanieführer ebenfalls das EK I. Im Mai 1917 wird Hermann als Sturmtruppführer seines Regiments, inzwischen auch Leutnant der Reserve, wegen außerordentlicher Tapferkeit mit dem Großherzoglich badischen Zähringer Löwenorden (Ritterkreuz 2. Klasse mit Schwertern) ausgezeichnet. Am 05.04.1918 fällt

Hermann, von einer Granate getroffen, zusammen mit vielen Offizieren und Mannschaften, bei einem blutigen Gefechtseinsatz seines Regiments unter starkem, französischem Artilleriefeuer bei Cantigny in der Picardie (Dep. Somme).

Nach der Todesanzeige im OT vom 13.04.1918 (mit Unterzeichnung des Bruders, der den Krieg überlebte) folgte erst am 15. Mai die Beerdigung auf dem Offenburger Ehrenfriedhof für die Soldaten in einem schlichten Reihengrab (Grabnummer 178). Sie stand ihm als Träger des Eisernen Kreuzes ebenso zu wie der Eintrag im Gedenkbuch seiner Heimatgemeinde (Heiligkreuz). Fässler ist auch im handschriftlichen Verzeichnis der gefallenen Krieger des Soldatenfindbuchs unter der Nummer 65 eingetragen.

† Hermann Fässler war drei Jahre im Krieg und starb im April 1918 durch einen Granatschuss mit 22 Jahren bei Cantigny.

Abb. 13:
Totentafel des
170er- Regiments
mit Eintrag für Ltn.
Hermann Fässler
(oben rechts) und
Todesanzeige vom
12.04.1918
mit Danksagung.



**6. Faißt, Fritz, *23.02.1894, katholisch;
Offenburg, Sophienstraße 9**

Vater Josef F. (26.08.1853–22.09.1930), Lokomotivführer, verheiratet mit Theresie Ruf (31.05.1863–23.02.1942, ab 1933 im Vinzentiushaus): eine Tochter und drei Söhne, die alle im Felde standen.

Abitur im Juli 1914, Berufswunsch Bankfach. Kriegsfreiwilliger im Ers.-Inf.-Reg. 29. Im Mai 1916 befördert zum Leutnant der Reserve erhält er im September das Eiserne Kreuz. Bruder Herrmann, Unterlehrer und jetzt Offiziersstellvertreter, stirbt 1915 in der Masurenschlacht (unter „rührender Anteilnahme der Schule“ beigesetzt; unter der Todesanzeige der Eltern und Brüder „im Felde“ vom 17.03. steht auch ein Gedicht von seinem Freund Max als Nachruf). Bruder Josef, Eisenbahnsekretär und als Leutnant d. R. Offiziersstellvertreter, erhält die Silberne Verdienstmedaille. Fritz F. gerät Ende 1916 in englische Gefangenschaft und kann sich befreien, wird dann aber nach einem Sperrfeuer verwundet aus einem Granatloch geborgen und stirbt im Württembergischen Feldlazarett Nr. 2 bei G.(uyencourt?) in der Nacht vom 25. November an seinen Verwundungen. Eintrag im Gefallenenverzeichnis unter 118, im Sterberegister unter 307 (als Student) und im Gedenkbuch der Dreifaltigkeitskirche.

† Fritz Faißt war zwei Jahre im Krieg und starb am 26.11.1916 durch feindliches Sperrfeuer im Feldlazarett bei Guyencourt mit 22 Jahren.

**7. Göppert, Fritz, *05.09.1894,
evangelisch; Offenburg**
Eltern ?, einziger Sohn

Abitur im Juli 1914, nach der OI im November mit 19 Jahren als Kriegsfreiwilliger zum Heer. Er diente in der 11. Kompanie des Garde-Infant.-Regmt. Nr. 115 und wurde schon 1915 am 12.01. auf einem gefährlichen Doppelposten an beiden Füßen getroffen („der linke grässlich zerschmettert“). Fritz G. starb vier Tage später im Feldlazarett von Omencourt (Dep. Somme). Kurz vorher hatte er noch



Abb. 14: Todesanzeige für Fritz Faißt vom 27.11.1916.



Abb. 15: Todesanzeige für Fritz Göppert vom 20.01.1915.

eine Feldpostkarte mit den Unterschriften von K. Noe, F. Herp und B. Geck nach Offenburg geschickt. Fritz wurde vor Ort neben einer Kapelle bestattet. Sein Name findet sich unter Nr. 81 im Gefallenenverzeichnis und im Sterbeverzeichnis unter Nr. 64.

† Fritz Göppert war ein Jahr im Krieg und starb am 16.01.1915 an seinen Schussverletzungen im Feldlazarett Omencourt mit 19 Jahren.

**8. Grüninger, Hans Burkhart,
*30.06.1898 (in Schopfheim), katholisch; Offenburg,
Weingartenstraße 8**

Vater Dr. Hans Grüninger (15.10.1862/Stühlingen, 1915 nach Freiburg), verheiratet mit Emma Liebemann (02.07.1870 in Donaueschingen): sieben Söhne und danach eine Tochter (nach elf Monaten 1909 gestorben)

B. Grüninger eilt von der UI als kriegsfreiwilliger Fahnenjunker-Oberjäger 1914 zum Mecklenburg. Jäger-Bataillon Nr. 14. Einsatz am Hartmannsweilerkopf und in Nordfrankreich. Sein ältester Bruder Konrad (*1892) geht als Leutnant nach seiner außerordentlichen Reifeprüfung (1912) zur Armee und stirbt bereits am 13.05.1915 auf dem Schlachtfeld. Bruder Eitelhans (*1897) ist nach seinem Abitur 1914 Kriegsteilnehmer im Regiment 170, liegt 1915 als Fähnrich schwer verwundet im Lazarett Billy, wird vier Wochen später zum Leutnant befördert und erhält im Juli das EK. Er überlebt (in Freiburg bis 1930 nachweisbar), wird aber versehentlich im Gefallenenverzeichnis unter Nr. 100 als Leutnant, im Sterberegister unter 282 ohne Datum aufgeführt. Hans Burkhart G. steht dagegen nicht im Gefallenenverzeichnis trotz seines nachweislichen

Abb. 16: Todesanzeigen für Konrad Adolf Grüninger vom 19.05.1915 und von Hans Burkhart Grüninger vom 19.06.1915.



Todes am 18.06.1915 „auf dem Schlachtfeld“. Er wäre in zwei Wochen siebzehn Jahre alt geworden! In der Todesanzeige mussten die Eltern schon einen zweiten im Krieg gefallenen Sohn beklagen. Hans Burkhart war mit seinen erst 16 Jahren der jüngste gefallene Schüler des Gymnasiums, der noch jüngere Emil Huber von der 8b der Offenburger Realschule war mit seinen 13 Jahren der jüngste deutsche Kriegsfreiwillige überhaupt und wurde zu Ostern 1915 in Uniform in der evangelischen Stadtkirche konfirmiert.

† *Hans Burkhart Grüniger war ein Jahr im Krieg und starb mit 16 Jahren am 13.05.1915 auf dem Schlachtfeld in Nordfrankreich.*

9. Herrmann, Ferdinand, *1899 in Schutterwald, jüngster Sohn, Neffe von Fritz Göppert (s. o.).

Vater Ferdinand H., Landwirt

1914 als Schüler in der Untersekunda nachweisbar, geht im Januar 1916 ohne Abitur als Einjähriger freiwillig zum Heer und kämpft im Feldartillerie-Regt 14. H. stirbt fast gleichzeitig mit Lehramtspraktikant E. Hoferer (†17.09.) am 20.09.1916 mit 17 Jahren.

† *Ferdinand Herrmann war neun Monate im Krieg und fiel mit 17 Jahren.*



Abb. 17: Todesanzeige der Familie und Schule für Ferdinand Herrmann vom 25.09.1916

10. Herp, Franz, *11.09.1894, katholisch; Offenburg, Friedenstraße 1

Vater Wilhelm H. (24.05.1866–24.09.1916) aus Ortenberg, Glasätzer, verheiratet mit Maria Anselment (*19.06.1864): ein Sohn und eine Tochter (†1910)

Abitur im Juli 1914, Berufswunsch Bankfach. 1915 Mitunterzeichner der Feldpostkarte von Fritz Göppert (s. o.), im Oktober 1916 Verwundung und Eisernes Kreuz. Kriegseinsatz in Nordfrankreich bei der letzten großen Schlacht an der Somme (01.07.–02.12.1918) mit britischen Tankeinsätzen und verlustreichen Grabenkämpfen. Gefallen am Ende des Krieges Ende August 1918 bei Bapaume (Dep. Pas-de-Calais). Keine Heereszugehörigkeit, Todesursache und -anzeige oder Bestattung bekannt.

† *Ferdinand Herrmann war vier Jahre im Krieg und fiel bei Bapaume (Nordfrankreich) am 21.08.1918 mit 23 Jahren.*

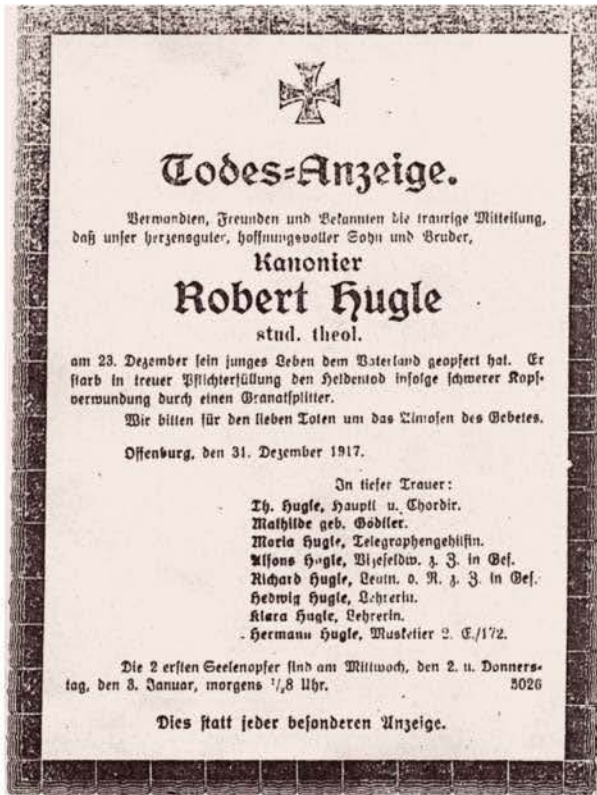


Abb. 18:
Todesanzeige für
Robert Hugle vom
31.12.1917.

und schickt, ständig heiter und zuversichtlich, zahlreiche Feldpostbriefe in die Heimat. Ende 1917 steht der deutsche Gegenangriff gegen einen alliierten Großangriff im Raum Arras bevor. Da trifft ihn kurz vor Urlaubsantritt zwei Tage vor Weihnachten 1918 ein tödlicher Granatsplitter. Er wird von seinen Kameraden an Weihnachten mit militärischen Ehren auf den Soldatenfriedhof in Dourges (Dep. Aisne) gebracht und ist dort neben 2987 weiteren Kriegstoten in einem Einzelgrab beigesetzt.

† Robert Hugle war ein Jahr im Krieg und starb am 23.12.1917 an einem Granatschuss im Alter von 19 Jahren bei Dourges (Nordfrankreich).

12. Königer, Walter, *31.12.1894, katholisch; Offenburg, Langestraße 29

Vater Andreas K. (30.11.1863/Obersasbach–20.01.1945/Bad Griesbach), Gastwirt „Zum Bären“, verheiratet mit Karolina Retzner (16.06.1870/Renchen): zwei Söhne und eine Tochter

Abitur im Juli 1914, Berufswunsch Bankfach, stud. rer. pol., Kriegsfreiwilliger, Ende April EK posthum nach schwerer tödlicher Verletzung und Tod am 18.11.1916. Eintrag im Gedenkbuch der Offenburger Dreifaltigkeitskirche.

† Walter Königer war zwei Jahre im Krieg und starb an seinen schweren Verletzungen am 18.11.1916 mit 21 Jahren (sieben Wochen vor seinem 22. Geburtstag).

11. Hugle, Robert, *28.06.1898 (Unzhurst), katholisch, stud. theol.; Offenburg, Prädikaturstraße 12

Vater Theodor H. (05.06.1858/Fessenbach–15.01.1927), Hauptlehrer, verheiratet mit Mathilde Gödler (11.08.1862/Ettlingen–14.10.1929): drei Töchter, vier Söhne, alle im Kriegseinsatz, Robert ist der zweitjüngste. Er erhält im Schuljahr 1913/14 als Untersekundaner „das erledigte Stipendium aus der Pfarrer-Ries-Stiftung im Betrage von 171 Mark und 43 Pfennigen, im Spätjahr 1916 macht er die fürsorgliche Reifeprüfung mit 18 Jahren. Bruder Richard wird 1916 als Leutnant d.R. Ritter des Zähringer Löwenordens im Regiment 172, Robert soll in seiner 13-monatigen Dienstzeit als Offiziersanwärter gerade Gefreiter werden. Er kämpft tapfer als Kanonier

13. Krieger, Otto, *1898/Renchen

Am 24. Oktober im Schuljahr 1914/15 meldet er sich aus der Obersekunda ohne Abitur als einjähriger Kriegsfreiwilliger zum Jägerregiment 14. Bereits nach zwei Monaten kommt zu Weihnachten die Meldung von seinem Tod durch Brustdurchschuss bei einem Sturmangriff zusammen mit seinem ebenfalls durch Streifschuss verletzten 16-jährigen Schulkamerad Brandel Geck. Dieser erhielt für diesen Einsatz im Wasgauwalde/Unterelsass das Eiserne Kreuz.

† Otto Krieger war zwei Monate im Kriegseinsatz und starb Weihnachten 1914 mit 16 Jahren durch Brustdurchschuss im Nordelsass.

14. Lackus, Heinrich, aus Fessenbach

1914/15 aus der Unterprima ausgetreten. Es waren keinerlei weitere Angaben zu finden!

15. Maier, Michael, *15.02.1889/Appenweier, katholisch; Offenburg, Okenstraße 62

Vater Alois Maier (27.09.1858/Freudenberg–02.04.1930), Stationsmeister und Eisenbahnsekretär, verheiratet mit Barbara Hupferer/Appenweier (13.06.1861–07.03.1928): ein Sohn, eine Tochter

Michael tritt aus der Obersekunda 16-jährig als freiwilliger Einjähriger 1914 ins Inf.-Regt 136 ein und erhält als Unteroffizier für erwiesene Tapferkeit im November 1916 das Eiserne Kreuz. Im August 1917 wird er zum Vizefeldwebel befördert.



Abb. 19:
Todesanzeige
für Michael
vom 27.07.1918.

Als Leutnant der Reserve wird er im Sommer 1918 bei heftigen Gefechten gegen die pausenlosen alliierten Vorstöße zwischen Torcy-sur-Quercq und Villers-Holon in der Picardie tödlich getroffen.

† *Michael Maier kämpfte vier Jahre an der Westfront und fiel am 18.07.1918 bei Villers-Holon (Dep. Aisne) mit 20 Jahren.*

16. Noe, Karl

Im August 1915 kehrt Karl als Vizefeldwebel vom Ausbildungskurs in Münsterlager in seine Garnison in Darmstadt zurück, im Januar 1915 war er Mitunterzeichner der Feldpost von F. Göppert. Ein Jahr später wird Noe zum Offizier befördert.

Ein Lehramtskandidat Alois Noe ist seit 26.06.1909 im Kollegium des Gymnasiums, er wird bald darauf an die RS in Überlingen versetzt und taucht 1924/25 als Professor und Beiratsmitglied wieder im Offenburger Gymnasium auf. Wegen des seltenen Namens könnte man auf ihn als den Vater Karls schließen. Sohn Karl wird ohne weitere Angaben auf der Gedenktafel der Schule erwähnt, ähnlich wie ein weiterer der folgenden, nicht weiter zu recherchierenden Namen. Stattdessen fehlen mindestens zehn weitere gefallene Gymnasiasten. Einsatzort, Dienstdauer, Todesart, Todesort und Beerdigung von Noe sind unbekannt.

17. Quirin, Heinrich, *23.09.1894/Hayingen in Lothringen

Aufgeführt in der UI des Schuljahres 1912/13, Abitur im Juli 1914, Berufswunsch Offizier

18. Ruscher, Ludwig, *04.09.1898, katholisch; Offenburg, Seestraße 8

Vater Karl R. (24.11.1870/Ebolsheim–23.04.1907/Triberg), Wagenwärter, „Badener durch Anstellung“, verheiratet mit Anna Männle (17.11.1869–13.12.1943): drei Töchter, ein Sohn.

Kein Abitur, im November 1916 aus der UI als 18-Jähriger zum Heer einberufen, erhält im August 1918 als tapferer Gefreiter der Artillerie das Eiserne Kreuz. Kurz vor Kriegsende kommt Anfang Oktober 1918 die Nachricht von seinem Tod. Er wurde auf der Rückreise zu seinem Abitur am Offenburger Gymnasium tödlich von einer Kugel getroffen und starb am 29.09.1918 in Escaudoeuvres/Cambrai, wo auch Ernst Jünger nach seiner letzten Verwundung im Lazarett lag. Der kriegsverpflichtete Unterprimaner Ludwig war das vorletzte Opfer des Gymnasiums im Ersten Weltkrieg. Am Tage seines Todes forderte der kriegsentscheidende General Deutschlands, General-



Abb. 20:
Todesanzeige der
Schule für Michael
Maier, Adolf Schnaider
und Ludwig Ruscher
1918/19.

quartiermeister von Ludendorff, nach Eingeständnis der eigenen Niederlage vom Kaiser Waffenstillstandsverhandlungen mit den USA auf der Basis der 14 Punkte Präsident Wilsons im deutschen Großen Hauptquartier in Spa/Belgien.

† Ludwig Ruscher war zwei Jahre an der Westfront und starb durch ein tödliches Geschoss am 29.09.1918 in Escaudoeuvres/Region Pas-de-Calais mit 20 Jahren.

19. Schäfer, Kamill, *13.04.1896/Randegg, katholisch

Vater Postsekretär a. D., Kamill ist einziger Sohn.

Kamill eilt aus der Oberprima zusammen mit elf Klassenkameraden, neun Unterprimanern, sieben Obersekundanern und einem Untersekundaner im August freiwillig zu den Waffen. Er wird im Mai 1915 zum Vizefeldwebel befördert, 1917 zum Fliegerleutnant in der Jagdstaffel von Richthofen. Anfang Januar trifft die Todesnachricht des Einundzwanzigjährigen in Offenburg ein, der allgemein als lebensfreudig und hoffnungsfroh beliebt war. Eintrag im Gedenkbuch der Dreifaltigkeitskirche, sein Grab liegt direkt neben dem seines gleichaltrigen Schulkameraden Leutnant Hermann Fässler auf dem Offenburger Soldatenfriedhof am Waldbach unter der Nummer 179.

† Kamill Schäfer war dreieinhalb Jahre als Fliegerleutnant der Jagdstaffel von Richthofen im Krieg und wird im Januar 1918 mit 21 Jahren abgeschossen

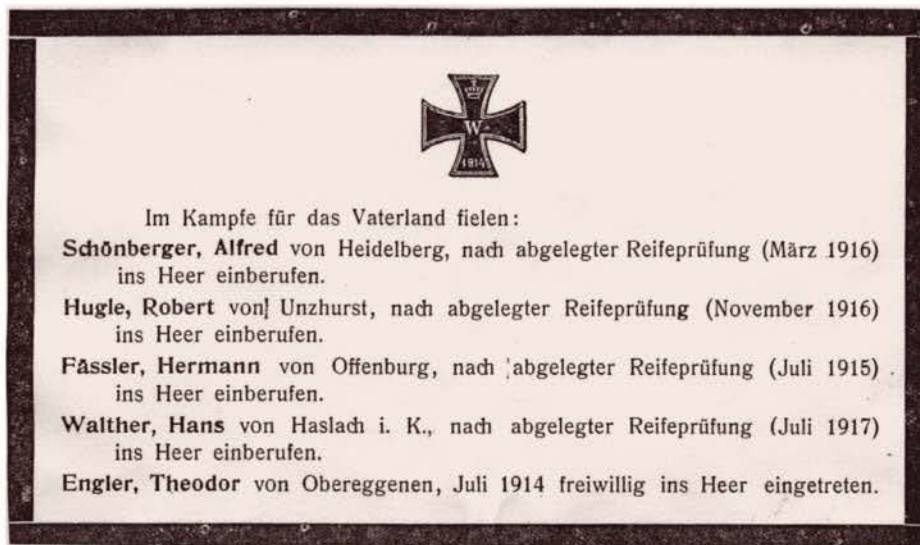
20. Schnaider, Adolf, *1898, Offenburg

Vater Küfermeister Adolf Sch.

Sohn Adolf, einziger Sohn der Familie, wird im November 1916 mit seinen achtzehn Jahren ohne Abitur als Infanterist zum Wehrdienst einberufen, im Sommer des letzten Kriegsjahres wird er „durch einen Volltreffer vernichtet“.

† Adolf Schnaider war zwei Jahre im Krieg und wurde am 29.07.1918 durch einen Volltreffer mit 19 Jahren getötet.

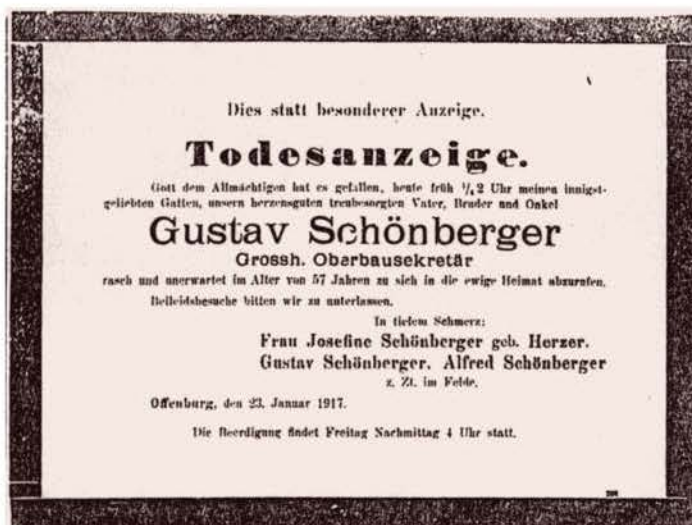
Abb. 21:
Todesanzeige der
Schule für
Alfred Schönberger,
Robert Hugle,
Herrman Fässler,
Hans Walther und
Theodor Engler
1917/18.



21. Schönberger, Alfred, *15.04.1897/Heidelberg, evangelisch; Offenburg, Nussbuckel 14

Vater Gustav Sch. (05.01.1860/Bötzingen–23.07.1917, fällt mit 57 Jahren als Landsturmmann im Krieg), Technischer Assistent und Oberbausekretär, verheiratet mit Josefine Herzen (*27.04.1866, zieht nach dem Kriegstod ihres Mannes und jüngsten Sohnes nach Malsch bei Karlsruhe, wo sie am 11.01.1950 verstirbt): zwei Söhne.

Abb. 22:
Todesanzeige der
Witwe für Gustav
Schönberger im OT
vom 23.01.1917
mit Nennung
der beiden Söhne
Gustav und Alfred
„z. Zt. im Felde“.



Alfred macht am 03./04. März 1916 sein Kriegsabitur und wird danach an der Westfront eingesetzt. Bruder Gustav erhält im Januar 1917 als Unteroffizier in der Maschinengewehr-Kompanie des Res.-Inf.-Regt. 264 das Eiserne Kreuz, der Vater fällt Ende Oktober. Sohn Alfred fällt zwei Wochen später Ende desselben Jahres nach schweren Kämpfen um den Chemin des Dames in Laffaux, der ältere Bruder Gustav war gerade in Gefangenschaft geraten.

Nachruf im Jahresbericht des Großherzoglichen Gymnasiums Offenburg zum Schuljahr 1917/18 zusammen mit vier weiteren gefallenen Gymnasiasten, Eintrag im Gedenkbuch der evangelischen Stadtkirche unter dem Jahr 1917 gemeinsam mit Lehramtspraktikant Ernst Rude.

† Alfred Schönberger war ein Jahr im Krieg und fiel am 24.10.1917 in Laffaux/Dep. Aisne mit 20 Jahren.

22. Streb, Otto, *25.11.1896, evangelisch;**Offenburg, Gaswerkstraße 19**

Vater Friedrich S. (05.11.1873/Neu-Isenburg–04.05.1948), Mechaniker und Fabrikant, „Staatsangehörigkeit Hessen, 1901 in den badischen Staatsverband aufgenommen“. Er erhält laut eines Erhebungsbogens der Freiburger Handwerkskammer zur Überprüfung von Ansprüchen vom 10.10.1915, weil er seinen Betrieb nicht kriegsbedingt einstellt, Kriegsfürsorgeunterstützung; verheiratet mit Katharina Arnoul (02.11.1875): eine Tochter, zwei Söhne.

Otto meldet sich im August 1914 aus der Unterprima ohne Abitur mit acht Klassenkameraden mit 17 Jahren freiwillig zu den Waffen und dient im Offenburger Traditionsregiment 170. Er wird im Jahresbericht seiner Schule für 1915/16 bereits zum 10.06.1915 als tot, aber dann bis Dezember 1915 als vermisst gemeldet.

Otto hatte am 04.02.1915 an seine Eltern einen eindrucksvollen Brief geschrieben, der hier stellvertretend für die Kriegssituation der anderen gefallenen Gymnasiasten an der Westfront abgedruckt sein soll (s. Folgeseite). Es sollte sein Abschiedsgruß werden, wie es „Otsch“ im letzten Satz, man solle mal auf der nächsten Verlustliste schauen, „ob ich auch darin stehe“, selbst schon vorausgeahnt hat. Ende September meldet ein Kamerad aus der Gefangenschaft in Le Havre den möglichen Tod seines Mitkämpfers. Gewissheit über seinen Tod vermittelte dann aber erst die Nr. 866 des „D'r alt Offeburger“ vom 19.12.1915. Dort lesen wir: „Die Hoffnung, die wir an dieser Stelle für die Wiederkehr des jungen Kriegsfreiwilligen Otto Streb äußerten, scheint ganz geschwunden zu sein. Die Eltern und Geschwister rechnen ihren Helden, der von der Prima des Gymnasiums hinweg in die Reihen der Vaterlandsverteidiger eilte, zu den Totenopfern des Krieges. Vater und Sohn standen am verhängnisvollen Tage in Feindesland, getrennt im Osten und im Westen. Es geht aus einer Beschreibung seiner Kameraden hervor, dass Otto Streb in seinem Schützengraben verschüttet worden ist. Auch dieser Heldenname glänzt auf der Offenburger Ehrentafel.“ Otto wurde schon in seinem ersten Kriegsjahr ein Opfer des Stellungskriegs von 1915 bei einem Sturmangriff seines Regiments unter verstärktem feindlichem Artilleriefeuer bei Auchy im Departement Nord-Pas-de-Calais. 120 Regimentskameraden geraten dabei in Gefangenschaft. Streb starb als viertes Opfer des Gymnasiums, ein Grab ist nicht bekannt und liegt wahrscheinlich in fremder Erde, es gibt keine Todesanzeige. Sein Name findet sich im Gedenkbuch der evangelischen Stadtkirche unter dem Jahre 1915.



† Otto Streb war ein Jahr im Stellungskrieg an der nordfranzösischen Westfront und erstickte durch Verschüttung im Schützengraben bei Auchy am 10.06.1915 mit 18 Jahren.

4. II. 15.

Meine Lieben,

Es ist mir endlich jetzt aus schließlich über den Sturmangriff berichtet. Am 26. I vertieften wir unsere alle Stellung & kamen an die der 3. Komp. Es hieß, wir sollten Reserve sein. Und das war auch so. Am 26. abends griff von unserem Regiment die 5. Komp. die 8. Komp. an. Wir selbst sollten nichts. Am anderen Morgen hieß es dann, die 5. Komp. & die 8. Komp. hätten einen Schützengraben genommen, es sollten jedoch noch zwei genommen werden. Und diese Aufgabe fiel der 1. ersten, dritten & vierten Kompanie zu. Am 27. abends kamen wir in den von den Franzosen genannten Schützengraben. Welche Bilder hat ich da gesehen! Ich werde sie nie vergessen. Vor den Deutschen lagen unsere braven Kerle dahingerafft von den feindlichen Kugeln. Auf dem Wege kamen wir noch an einem offenen Massengrab vorbei. Welche ein Bild. 20 Feldgranat lagen darin, alle an schweren Wunden erstarben. (Dem einen hing die Gedärme raus, der andere hatte kein Glied mehr n. so weiter). Jetzt bekam ich Mitteilung von dem Sturmangriff. Morgens am 28. sahen wir von der Morgensonne beleuchtet ganz vorn am französischen englischen Graben eine ganze Schützenlinie der Russen von dem englischen Maschinengewehr dahingemäht. Und eine Wut quoll in uns auf, was an Ihnen zu rächen. Wir kamen nun in eine Stellung, von wo der feindliche Graben nur 30m. entfernt war. Von dort aus sollten wir abmarschieren. Der erste Lauf - ich bin im ersten - zuerst. Der feindliche Graben war dicht besetzt.

Doch als unsere Minenwerfer begannen, da war der erste Graben so ziemlich verlassen. Hobst die Minen auf Kröten, da ging's los mit aufgezacktem Bajonett. Aber den ersten Graben ging's hinunter nach dem zweiten Graben hinüber. Dort legten wir uns vor die Dämme, die vor jedem Schützengraben sind u. schalteten hinein. Bald kam etwas zum Vorschein: nicht 50 Franzosen, natürlich nur von unserer Welle - krochen hervor mit: "Bon camarade". Es waren etwa 40 bis zu 48 Mann. Doch sollte er jetzt weiter vorgehen. Das war unser Verderben. Wir bekamen Flammenwerfer & viele meiner Kameraden fielen. Auch mein Unteroffizier, der einen Schuss & weiter stieg bekam. Und später setzte noch Granatfeuer ein, wobei ich auch mit einem Splitter verletzt wurde. Rieger u. der Postbote Warner, die im Morgenhader logierte sind gefallt. Weill nicht. Demnach, die Granat & Feldwebel u. ein Haufen Unteroffiziere. Wenn die Verlustliste ausgegeben wird, schau ich auch darin. Gell. Also auf Wiedersehen
Lover - Osk

Abb. 23: Foto von Otto Streb und sein Feldpostbrief vom 04.02.1915.



Abb. 24: Todesanzeige der Witwe für ihren Sohn Hans Walther vom 08.04.1918.

23. Walther, Hans, *10.08.1899/Haslach i. K., evangelisch; Offenburg, Wilhelmstraße 20

Vater Otto Walther, Weinhändler, verstorben, Mutter zieht 1918 von Haslach nach Freiburg. Der jüngere Bruder Paul, Untertertianer der Oberrealschule Offenburg, ist im September mit 13 Jahren von der Tenne zu Tode gestürzt. Kurz zuvor hatte Hans nach seinem Kriegsabitur vom 21. bis 25.07.1917 am 28.07.1917 die Einberufung als 18-jähriger Wehrpflichtiger zum Infanterie-Regiment nach Freiburg erhalten. In seiner Offizierslaufbahn fällt er als Fahnenjunker bei den Kämpfen seines Regiments, wahrscheinlich bei der letzten großen deutschen „Michaelsoffensive“ im April 1918, im gleichen Monat wie seine Schulkameraden Engler, Fässler und Schäfer.

† Hans Walther war ein Jahr an der Front und fiel im April 1918 mit 18 Jahren.

Zehn weitere, nicht auf der Gedenktafel erwähnte, 1914–1918 gefallene Gymnasiasten

Die 1924 im Haupteingang des Gymnasiums angebrachte Gedenktafel erfasst nur Schüler, „die unmittelbar von der Schule aus ins Feld zogen“, enthält aber auch Namen, über die nichts in Erfahrung gebracht werden konnte. Die Nachkriegsjahresberichte von 1919 bis 1924 waren „nur handschriftlich hergestellt“ worden, der erste gedruckte enthält jetzt erstmals die Gefallenenliste der Gedenktafel, welche von den Eltern der Gefallenen, Spenden und dem Reinerlös aus einer Schulaufführung der Antigone von Sophokles finanziert wurde. Hier soll

aber auch, in Fortführung der Listenzählung, das Schicksal der Schüler Erwähnung finden, die unerwähnt blieben oder vor 1914 ihr Abitur abgelegt haben und dann, wie ihre anderen Schulkameraden, im Weltkrieg ihr junges Leben lassen mussten.

24. Braun, Adolf, aus Kolbermoor/Obb., evangelisch

Vater Adolf B., Schriftsetzer, einziger Sohn

1915 von der OII freiwillig ins Heer eingetreten, Grenadier im hessischen Leibgarde-Inf.-Regt. 115, kämpft zusammen mit Klassenkamerad Robert Veit (bei Verdun verwundet).

† 24.02.1916 mit 18 Jahren an der Westfront. Todesanzeige im OT vom 02.03.1916 und im Jahresbericht des Gymnasiums 1915/16, Eintrag im Gedenkbuch der Dreifaltigkeitskirche.

25. Busam, Franz, aus Rammersweier

Er erhält als Untertertianer 1913 ein katholisch-theologisches Stipendium des Erzbischöflichen Ordinariats im Betrag von 10 Mark, zieht von der Unterprima in den Krieg

† 07.05.1917. Sein Name steht auf dem Kriegerdenkmal neben der Herz Jesu Kirche („264 zogen aus, 49 kehrten nicht wieder zurück“) unter den 1917 Gefallenen mit dem Zusatz „A.S.“



Abb. 25: Todesanzeige für Adolf Braun vom 03.03.1916

Abb. 26: Franz Busam am Rammersweierer Kriegerdenkmal. ▶



26. Dannecker, Alfred, *19.10.1893/Blumegg, katholisch

Vater Hauptlehrer in Waltersweier

Abitur im Juli 1913, Berufswunsch Volksschullehrer, vs. 1914 einberufen, fällt als Gefreiter. Todesanzeige, Beerdigung und Dankadresse erst im Januar 1919.

† Alfred Dannecker fällt im Juli 1916 mit 23 Jahren.

27. Geck, Brandl, *22.11.1893, konfessionslos; Offenburg, Zähringerstraße 13

Vater Adolf (09.02.1854–13.04.1942), Buchdruckereibesitzer, verheiratet mit Marie Moßmann (27.06.1865/Freiburg–13.08.1927): zwei Söhne, drei Töchter

Abitur im Juli 1912, stud. phil. et jur., eilt schon am zweiten Mobilmachungstag am 03. August 1914 zu den Waffen, wird im selben Monat noch durch einen Bajonettstich in der Brust verwundet, kämpft an der Westfront. Mitunterzeichner der oben erwähnten Feldpostkarte vom Januar 1915, wird „im Feuer der heißen Kämpfe vor Verdun“ im Frühjahr 1916 Leutnant der Reserve und Bataillonsadjutant im 2. Hessischen Inf.-Regt. 116, erhält das selten verliehene Eiserne Kreuz I. Klasse. 1917 rettet er Kulturgüter im französischen St. Quentin, fällt bei einem englischen Angriff durch einen Granatschuss als letzter Gymnasiast.

† 23.10.1918 bei Poix du Nord nach vier Jahren im Krieg mit 25 Jahren (beigesetzt auf dem Schlachtfeld)

28. Gönner, Emil, *1893 (?)

Vater Lehrer in Weier

Abitur 1912, stud. math., vs. einberufen 1914, Leutnant der Reserve im Inf.-Reg. 140 (115).

† 07.05.1916 nach zwei Kriegsjahren mit 22 Jahren (?).

Abb. 27:
Todesanzeigen von
Familie und Regiment
für Brandl Geck.



29. Grüninger, Konrad Adolf, *05.12.1892/Konstanz, katholisch; Personalien unter Nr. 8., ältester von drei Brüdern im Felde

Abitur im Juli 1913, Berufswunsch Militär, 1914 Kriegsfreiwilliger, im November erhält er, bereits Offiziersstellvertreter und Kompanieführer, das Eiserne Kreuz, im Februar 1915 Leutnant der Reserve. Gleichzeitig wird Bruder Eitelhans, Fahnenjunker im Regiment 170, schwer verwundet ins Feldlazarett von Billy eingeliefert. Im Mai fällt Konrad Adolf, er bekommt einen Eintrag im Gedenkbuch der Dreifaltigkeitskirche.

† 13.05.1915 fällt K. A. Grüninger nach einem Jahr im Krieg „auf dem Schlachtfeld“ mit 22 Jahren (einen Monat später fällt sein jüngerer Bruder Burkhart, siehe unter Nr. 8!).

30. Meyer, Franz, *29.09.1892, aus Endingen

Abitur im Juli 1913, Berufswunsch Jurist. 1914 einberufen, Offiziersanwärter im Inf.-Regt. 113, erhält als Leutnant der Reserve 1916 das Eiserne Kreuz und fällt im gleichen Jahr.

† Franz Meyer war zwei Jahre an der Front und fällt am 26.08.1916 mit 23 Jahren.

31. Sachs, Rudolf (Rudi), *27.04.1899, katholisch; Offenburg, Seestraße 18

Vater Dr. med. Wilhelm S. (30.11.1867/Freiburg–Juni 1949/Staufen), Arzt, verheiratet mit Elvira Johanna Wolff (20.10.1871–17.06.1920), zwei Söhne.

Meldet sich ohne Abitur, vs. aus der Untersekunda, mit 16 Jahren am 29.10.1914, zusammen mit seinem Schulkameraden Otto Krieger aus der Obersekunda, zum Jägerregiment 14 und ist im Elsass im Einsatz. Zu Weihnachten kommt die Nachricht von seiner Verwundung, einem Streifschuss am Rücken, sein Schul- und Kriegskamerad Otto fällt neben ihm mit durchschossener Brust. Rudi erhält das Eiserne Kreuz und wird als Leutnant der Reserve in den südlichen Hochvogesen eingesetzt. Bei den harten Kämpfen am Lingenkopf trifft ihn eine Mine, tags zuvor hatte er noch in einem Feldpostbrief an die Eltern die gefährvolle Lage mitgeteilt. Sein älterer Bruder Wilhelm kämpft als Leutnant der Reserve im Regiment 170, gerät noch im September 1918 in englische Gefangenschaft, überlebt aber den Krieg (bis 1920 in Adelsheim nachweisbar).

† Rudi Sachs war ein Jahr im Krieg und fiel am 10.09.1915 durch eine Mine am Lingenkopf in den Hochvogesen mit 17 Jahren.

**32. Schweizer, Arthur, *08.07.1895, katholisch;
Offenburg, Lindenplatz 9**

Vater Karl S. (10.02.1867/Au–19.12.1944/Durbach), Blechnermeister, verheiratet mit Maria Bendele (24.01.1872/Egisheim, französischer Nationalpass): ein Sohn, zwei Töchter.

Von der OI am 10.08.1914 als kriegsfreiwilliger Ingenieurstudent zum Regiment 170, am 25.11. mit den 84er Jägern in die heiß umkämpften Hochvogesen, Weihnachten 1914 Kriegsabitur. Arthur ist bis Ende 1916 an der Front und absolviert als Offiziersaspirant im Ers.-Inf.-Rgt. 29 einen Ausbildungskurs im Sennelager. Im Januar 1917 kommt er als Unteroffizier an die Westfront und stirbt im Mai 1917 im Stellungskrieg in der blutgetränkten Champagne durch Ersticken in einem verschütteten Schützengraben. Seine Leiche wird zu einer zweiten feierlichen Beisetzung nach Offenburg übergeführt und ruht unter einem granitenen Grabstein neben Hans Battiany auf dem Ehrenfriedhof am Waldbach (Grabnummer 169).

† Arthur Schweizer war drei Jahre im Krieg und stirbt am 04.05.1917 durch Verschütten in der Champagne mit 22 Jahren.

**33. Wiederkehr, Johannes (Hans), *15.08.1889 aus Kork,
evangelisch**

Abitur im Juli 1913, Berufswunsch Pharmazie. Er wird vs. 1914 einberufen und fällt als Beobachtungsoffizier einer Fliegerabteilung im Juni 1918 bei Kämpfen in Nordfrankreich.

† Hans Wiederkehr war vier Jahre im Einsatz und stirbt am 20.06.1918 an der Aisne mit 29 Jahren



Abb. 28:
Todesanzeige des
Offizierskorps für
Hans Wiederkehr
vom Juni 1918.

Zum Schluss soll auch der Gymnasiasten gedacht werden, über deren Kriegsschicksal nur Einzelheiten bekannt wurden:

Arthur Dannhauser aus der Stegermatt legte ein Kriegsabitur ab und wurde am 22.09.1918 als vermisst gemeldet.

Eitelhans Grüninger (*1897), Bruder von Konrad (*1892) und Burkard (*1898) G., trat nach seinem Abitur im Juli 1914 als Fahnenjunker in das Offenburger Regiment 170 ein, wurde im Februar 1915 schwer verwundet, nach der Genesung im Lazarett Billy im Frühjahr zum Leutnant ohne Patent befördert und erhält am 04.07.1915 das Eiserne Kreuz.

Otto Meiß (*18.01.1897). Otto glänzt 1912 in einer Theaterrolle am Gymnasium als Philoktet und holt sein Abitur Ende 1915 nach, nachdem er schon im August 1914 als Fahnenjunker freiwillig ins Regiment 170 eingetreten war. Als Fähnrich erhält er das Eiserne Kreuz, zum Leutnant befördert die Silberne Verdienstmedaille. Am 30.01.1915 wird er bei La Bassée schwer an Wange und Kiefer verwundet und wird von seinen Eltern, Studiendirektor P. Meiß (Berthold-Gymnasium) und Frau, im Lazarett in Hannover besucht. Bruder Karl (*1892) war schon am 10.10.1914 „auf dem Schlachtfeld gefallen“.

Rolf Nüßle, Vater Oberamtsrichter in Offenburg. 1914 Kriegsfreiwilliger, 1915 Leutnant der Reserve. Am 12.09.1915 verwundet, als Rudi Sachs am Lingenkopf stirbt. War zusammen in den Krieg gezogen mit

Anton Bumüller, der 1916 als Leutnant der Reserve mit dem EK I und anderen Orden ausgezeichnet wurde, und seinem Schulkameraden

Hermann Ruß aus Kenzingen, 1916 als Leutnant der Reserve mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, und

*Abb. 29:
Gefallenenliste
im Jahrbuch des
Gymnasiums von
1924/25.*

Lehrer: Adolf Brucker, Dr. Gottfried Dürrholder, Emil Hoferer, Ernst Rude;
Schüler: Friedrich Bahr, Hans Battiany, Adolf Braun, Leodegar Breinlinger, Theodor Engler, Hermann Fäßler, Fritz Faißt, Fritz Göppert, Burkhard Grüninger, Ferdinand Hermann, Franz Herp, Robert Hugle, Walter Königer, Otto Krieger, Heinrich Lackus, Michael Maier, Karl Noe, Heinrich Quirin, Ludwig Ruscher, Camill Schäfer, Adolf Schnaider, Alfred Schönberger, Otto Streb, Hans Walther.

Siegfried Tannhauser (*1895, israelitischer Konfession), Abitur im Juli 1914, Kriegsfreiwilliger, 1915 Unteroffizier beim Ersatz-Regiment 29, erhält das Eiserne Kreuz.

Robert Veit (*10.03.1896, israelitischer Konfession). Abitur im Juli 1914, Berufswunsch Chemie. Robert wird 1916 bei Verdun durch Schrapnellsplitter bei einem Patrouillengang zur Erforschung einer feindlichen Dorfbesetzung leicht am Bein verletzt und kommt zur Pflege nach Bingen. Die Familie wandert am 23.02.1939 nach Sao Paulo/Brasilien aus.

Nicht dabei sein konnte der Schulkamerad **Paul Nathan** (*1898, israelitischer Konfession), der ‚als schulnächster Gymnasiast‘ von der Hauptstraße 101, wahrscheinlich die dortige Praxis seines Vaters, Dr. Paul Nathan, übernehmen sollte und deshalb nach dem Abitur 1917 rasch sein Medizinstudium in Angriff nehmen musste.

Rudolf Weiner (*07.10.1898) aus Mannheim, Kadett-Asp. im k. und k. Inf.-Regt. 71, zeichnet sich im rumänischen Feldzug aus und erhält die Silberne Tapferkeitsmedaille 1. Klasse. Wird an seinem 19. Geburtstag im März 1917 schwer verwundet und kommt zur Erholung auf den Semmering, seine Schulkameraden machen gerade am Gymnasium in Offenburg ihr Abitur.

Abb. 30: Die Realität der Frontsoldaten im Stellungskrieg („Immer marschieren“)



Versuch einer Bilanz

Adolf Geck schreibt in seinen „Kriegsbildern aus Offenburg“ am 26.09.1915 einen Bericht vom Ausmarsch der frisch uniformierten Gymnasiasten in den Krieg:

„Aus dem Stadion des altklösterlichen Gymnasiums zogen die feldmarschmäßig ausgerüsteten Abiturienten unseres gut erzogenen Kriegsstudententums über die Hauptstraße zum Personenbahnhof. Die Regimentsmusik lockte mit ihren Märschen auch viele zum Geleit herbei, die nicht offiziell zu trauern hatten. Vor dem Stationsgebäude ein Halt mit musikalischen p.p.c., das klingen sollte wie: „Muß i denn zum Städele hinaus und du ...!“. Dann noch vier Choräle am Bahnsteig vor dem entführenden Zuge, und die kleine Soldatenwelle im großen rauschenden Truppenmeere schob sich ab, alsbald mit der philosophischen Troststimmung ausgestattet: „Andre Städtchen, andre Mädchen!““

Weiter unten finden sich schon die ersten Meldungen von der Front:

„Das Eiserne Kreuz erhielt Leutnant zur See Zentner auf U20, Sohn unseres Landgerichtsdirektors; befördert zum Leutnant d.R. wurde Unterlehrer Faißt; den Heldentod starben Feldwebelleutnant Fünner, Schwiegersohn des Zauberflötenwirts; Kriegsfreiwilliger Rudolf Hafner 16½ Jahre alt.“

In diesen Zeilen drückt sich schon die ganze Spannbreite des damaligen Geschehens aus, das für uns heute so schwer nachzuvollziehen ist und sich in seiner krassen Ambivalenz jeder angemessenen Bewertung entzieht. Der fröhliche Auszug zum opferbereiten Kampf für die als gerecht empfundene große Idee der Vaterlandsverteidigung schlug bald um in die grausame Realität mörderischer Kriegshandlungen von nie gekanntem Ausmaß, die nicht nur das Ende des kaum begonnenen Lebens einer ganzen Schülergeneration, sondern auch das Ende einer ganzen Epoche bedeuteten.

Aus ihrer bürgerlichen Welt heraus wurden die jungakademischen Rekruten des Gymnasiums nach ihrem harten Ausbildungsdrill auf den Kasernenhöfen und Übungsplätzen zunächst vertraut gemacht mit den ungewohnten Anforderungen und Erniedrigungen des auf Befehl und Gehorsam basierenden Soldatendaseins. Viele hatten vorzeitig ein außerordentliches Kriegsabitur abgelegt, einige holten es bei einem Fronturlaub nach. Als sog. kriegsfreiwillige Einjährige, d.h. Schüler mit mittlerer Reife, schlugen nach der Grundausbil-

ding die meisten von ihnen die Offizierslaufbahn bis zum Leutnant der Reserve ein. Ihre Ausbildung auf den Heeresoffiziersschulen und in Ausbildungslagern in Munster oder Senelager befähigte sie in kurzer Zeit zu Zug- oder, bei Bedarf, sogar Kompanieführern, wenn sie nicht zu Adjutanten in den Batallionstäben aufstiegen. Im zweiten Kriegsjahr 1915, nachdem infolge der gescheiterten Marneschlacht und einer Million Toten bereits Ende des Jahres 1914 der „Wettlauf zum Meer“ zwischen Deutschen, Franzosen und Engländern begann, mussten die jungen „feldgrauen Krieger“ als Führer in den Ersatzregimentern die ausgedünnten Bataillone an der Front auffüllen, da allzu viele Frontoffiziere schon verblutet waren. Gerade im Stellungskrieg der Westfront und den verlustreichen Großoffensiven in Flandern, wo unsere Schüler als Truppenführer zu ihrem Einsatz kamen, gab es alarmierende Verluste unter den Reserveleutnants.³ Bei Walter Flex, selbst Leutnant der Reserve im Westen, dann bis zu seinem frühen Tod 1917 im Baltikum, heißt es aus eigener Erfahrung: „Leutnantsdienst tun, heißt: seinen Leuten vorsterben“. Dieser Krieg im Nordosten Frankreichs mit seinem 700 km langen durchgehenden System von dreigestaffelten Stellungen, Unterständen und Verbindungsgräben in einer Linie von Düнкirchen bis zum Hartmannsweilerkopf in den Südvogesen, in einer – z. T. bis heute – total verwüsteten Landschaft, hatte inzwischen durch den massiven Einsatz von Vernichtungswaffen zu Land und in der Luft eine beängstigende Dimension angenommen. Er verstörte, zerrüttete oder vernichtete die Menschen in dem beklemmenden Szenario moderner Waffentechnik. In stundenlangem Sperrfeuer von Artillerie und Flammenwerfern über Minen, Granaten und pausenloses Maschinengewehrfeuer bis zum tödlichen Gaseinsatz, den die Truppen durch ihre Sturmangriffe aus den Schützengräben heraus für ein paar Handbreit Boden zu durchbrechen suchten, mussten auch die persönlichen Nöte der jungen Krieger tapfer durchgehalten werden. Unter ohrenbetäubendem Geschützdonner führten die Kommando gebenden Frontoffiziere ihre Mannschaften in ihren lehmverkrusteten Uniformen im zermürbenden Nahkampf über den Schlamm der trichterübersäten Schlachtfelder. Deren kameradschaftliche Schützengrabengemeinschaft konnte sie nicht immer hinwegtrösten über die Misere des soldatischen Alltags, der bestimmt war von endlosen Fußmärschen, permanenter Schlaflosigkeit, Hunger, Flöhen, Ratten, Leichengeruch und Dreck in den regendurchweichten lehmigen Landschaften zwischen der Champagne und dem Pas-de-Calais. Die individuelle Auswirkung dieser Materialschlachten auf die betroffe-

nen Soldaten war verheerend: Schwere Kopfverletzungen durch Schrapnellsplitter trotz des 1916 eingeführten modernen Stahlhelms statt der Pickelhaube, Brustdurchschüsse, Beinverletzungen und Ersticken durch Verschüttung im Schützengraben, wie es für die inzwischen sicher nicht mehr kriegsbegeisterten Soldaten oben im einzelnen vermerkt wurde, waren nur der körperliche Anteil des Leidens. Daneben gab es bei vielen den Grabenkoller, „Nervenzerrüttung“ mit lebenslanger Traumatisierung, den Gefechtsschock mit Angstattacken und Verzweiflung am Sinn eines Lebens als Invalide ohne Hoffnung, je wieder gesund und im späteren Zivilleben arbeitsfähig zu werden. Der oben abgedruckte Brief des 1915 mit achtzehn Jahren im Schützengraben erstickenen Gymnasiasten Otto Streb gibt uns einen anschaulichen und beklemmenden Einblick in das überaus brutale Schlachtgeschehen. Er soll hier ergänzt werden durch das exemplarische Beispiel seines Schulkameraden Fritz Göppert, der im gleichen Jahr mit neunzehn Jahren Opfer dieses mörderischen Krieges wurde, abgedruckt im „D'r alt Offenburger“ Nr. 819 vom 24.01.1915:

„Unter den Kriegsfreiwilligen ..., riss der Schlachtentod wieder einen guten Kameraden aus der Front. Am 21. November war der hiesige Gymnasiast Fritz Göppert mit etlichen seiner Altersgenossen aus der Vaterstadt zum Schlachtfeld ausgezogen; am 12. Januar setzte seinem Leben ein feindliches Geschoss das kurzfristige Ziel. Mit seinem Studienfreund Schulz aus Appenweier wachte Göppert auf einem gefahrvollen Doppelposten. Da kam vom Feind her eine Granate geflogen; sie riss den braven Fritz von seines Freundes Seite, der, selber unverletzt, seinen guten Kameraden zusammenbrechen sah. Beide Füße waren getroffen, der linke grässlich zerschmettert. Da erlosch am 16. Januar im Feldlazarett von Omencourt das junge Heldenleben. Neben der Kapelle bereiteten sie dem neusten Offenburger Kriegopfer unserer Stadt die letzte Ruhestätte. Kurz vor dem verhängnisvollen Tage ließ Göppert auf einer Karte an den ‚Alten‘ seine geliebte Heimat grüßen.“

Mit dem „Alten“ in diesem Bericht, der stellvertretend für viele andere stehen kann, ist natürlich „D'r alt Offenburger“ gemeint, in dem Adolf Geck aus seiner Redaktion in der Kesselstraße die Verbindung zwischen Kriegsfront und „Heimatfront“ durch seine wöchentlichen „Kriegsbilder“ wohlwollend, doch kritisch referierend aufrechterhielt.

Die jungen Leutnants der Reserve vom Offenburger Gymnasium, die an vorderster Front in Flandern kämpften, zeichne-

ten sich durch außerordentliche Tapferkeit aus und erhielten dafür das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Das verpflichtete zu besonderer Ehrerbietung ihnen gegenüber beim Grüßen und verschaffte ihnen hohes gesellschaftliches Ansehen, wenn sie in die Heimat zurückkehrten. Es schützte auch vor strengem Arrest. Für die allermeisten bedeutete es nur ein Kreuz auf den Todesanzeigen und ihren Grabsteinen. Sie hatten Anspruch auf ein ehrenvolles militärisches Begräbnis und den Eintrag in das Gedenkbuch ihrer kirchlichen Heimatgemeinden. Diese Hochschätzung ihres mutigen Einsatzes auf dem Schlachtfeld wird nicht dadurch geschmälert, dass das EK II fünf Millionen Mal, das EK I 218000 Mal unter den ca. 13 Millionen deutschen Soldaten des Ersten Weltkriegs verliehen wurde. Nicht alle Schüler wurden 1914–1918 auf die Ehrenfriedhöfe ihrer Heimat übergeführt, viele wurden auf den Friedhöfen vor Ort, wie der erwähnte Göppert, oder, den vorausgegangenen Umständen entsprechend, auf dem Schlachtfeld vergraben, von wo sie später teilweise auf die riesigen Soldatenfriedhöfe Nordfrankreichs umgebettet werden konnten. Die schockierte Bevölkerung des zerschossenen Landes in Frankreichs Nordosten, meist Frauen, Kinder und alte Männer, wurde evakuiert und



Abb. 31: Sockelinschrift auf einem zerstörten Kriegerdenkmal auf dem Donon.

„solamen miseris socios habuisse malorum“
 („Für die Elenden ist es ein Trost, Gefährten gehabt zu haben im Leiden“)

kam auf dem Weg nach Mittelfrankreich in vollen Zügen regelmäßig durch den von Fliegerbomben bedrohten Bahnhof von Offenburg, wo sie rührend versorgt wurde.⁴

Leidensgenossen

Die Schicksale der oben kurz skizzierten Gymnasiasten berühren sich oft mit anderen Kriegsteilnehmern, die uns im Jahrzehnt nach 1918 ihre Kriegserlebnisse auf verschiedene Weise überliefert haben. Überschneidungen ergeben sich zwangsläufig aus der ungeheuren räumlichen und zeitlichen Verdichtung des Kriegsgeschehens im Stellungskrieg und in den Großoffensiven an der Westfront, wo sich deutsche Truppen gegen englische und französische und am Ende auch gegen die US-Amerikaner behaupten mussten. Dadurch wurde nicht nur für unsere Gymnasiasten das Jahr 1918 in den nordöstlichen Departements Frankreichs das Kriegsjahr mit den gravierendsten Verlusten, sondern auch für Brandmayer, von Ihlenfeld, Jünger, Mend, Remarque und Renn bei ihren gleichzeitigen Einsätzen. Die versuchten Zuordnungen der offensichtlichen Gemeinsamkeiten werden unter anderem erschwert durch die damalige Zensur, die nicht nur für die Feldpostsendungen eine genaue Angabe der Orte im Feindesland verbot. Wir haben auch für nur ein gutes Dutzend der 44 oben behandelten Schüler einen Vermerk über ihren Einsatz-, Sterbe- und Begräbnisort oder Lazarettaufenthalt gefunden, zumal auch nicht alle Eltern eine Todesanzeige in die Zeitung setzen konnten.

Haupteinsatzorte der Schüler im französischen Nordosten waren die Departements Aisne, Somme und Pas-de-Calais. Besonders im letzteren konzentrieren sich die Schlachtfelder, auf denen sie ihr junges Leben „im Heldentod fürs Vaterland“ lassen mussten. Dabei konnten folgende Orte als Sterbeorte für einzelne Gymnasiasten namentlich identifiziert werden: Auchy, Bapaume, Billy, Cantigny, Escaudoeuvres, Guyencourt, Dourges, Laffaux, Montcornet, Omencourt und Villers-Holon. Nur Stanislau im Osten für E. Hoferer und die Vogesen für R. Sachs (Lingenkopf) und O. Krieger (Wasgenwald) fallen aus diesem geografischen Rahmen. Schnittpunkte mit den militärischen Aktionen der oben genannten Soldaten, die später ihre Tagebücher und Regimentsberichte veröffentlichten, gab es besonders im Raum Bapaume in der Mitte des Dreiecks, das von den 1918 stark umkämpften Städten Amiens, St. Quentin und Arras gebildet wird. Hier war auch einer der Hauptkampforde des Offenburger Traditionsregiments 170, in dem ja fünf

unserer gymnasialen Jungoffiziere ihre Mannschaften befehligen.

Das 170er-Regiment kam nach dem Vormarsch von 1914 in den folgenden Kriegsjahren nach kurzen Einsätzen in den Vogesen bei allen verlustreichen Manövern der Westfront zum Einsatz und wurde bis zum Rückzug am 12.11.1918 fast völlig aufgerieben: Nur 13 Offiziere und 150 Mann waren am Ende von 2670 Soldaten übriggeblieben. Zu den ersten Verlusten gehörte O. Streb, der seinen Eltern über einen Sturmangriff Anfang Februar berichtet hatte und bei Auchy bereits im Juni 1915 getötet wurde. Ab dem 13.07. übernahm Major von Ihlenfeld die Regimentsführung, am 02.08.1915 fand auf dem Friedhof von Bapaume in Anwesenheit des Großherzogs von Baden und des Prinzen August Wilhelm von Preußen die Einweihung eines Kriegerdenkmals statt. Sogar ein Kirchenkonzert des 170er-Musikkorps am Sonntag, den 05.09. mit einem klassischen Programm konnte mitten im Krieg in Bapaume und Achiet le Petit annonciert werden. Was mögen wohl die Soldaten empfunden haben, wenn sie beim Junikonzert Hauptmann Horschitz ein Andante cantabile aus der Cellosonate von Tartini oder vom Konzertmeister die Violinromanze von Campagnioli auf dem großen Platz vor der Kirche spielen hörten?

Abb. 32: Liste der Kriegsbücher bis 1929.

<u>Kriegsbücher (Stand 1929)</u>		
3. Jahrgang 1929		Der Ring (Berlin)
Verfasser und Titel	Auflagenhöhe	Seite 19
Remarque, „Im Westen nichts Neues“	910 000	
<u>Auslandsaufgaben:</u>		
Frankreich	330 000	
England	300 000	
Vereinigte Staaten	250 000	
Holland	60 000	
Dänemark-Norwegen	60 000	
Schweden	50 000	
Spanien	40 000	
Tschechoslowakei	35 000	
Ungarn	20 500	
Finnland	16 000	
Polen	10 000	
Rumänien	6 000	
Gesamtauflage		2 087 500
Arnold Zweig, „Der Streit um den Sergeanten Grieco“ mit Ausland	80 000	
Ludwig Renn, „Der Krieg“	300 000	
Werner Heumelburg, „Sperrfeuer um Deutschland“	125 000	
Ernst Jünger, „In Stahlgewittern“	70 000	
Hr. Schaumweder, „So war der Krieg“	45 000	
„Kriegsbriefe gefallener Studenten“	45 000	
W. Michael, „Infanterist Verhöfeler“	40 000	
H. Schaumweder, „Aufbruch der Nation“	32 000	
	30 000	
Franz Seidie, „M. G. R.“		30 000
Arnold Bronnen, „D. E.“		25 000
Karl Wille, „Prisonier Palm“		22 000
A. Fein, „Eine Kompanie Soldaten“		22 000
G. v. d. Bring, „Soldat Suhren“		20 000
A. M. Frey, „Die Plasterkästen“		20 000
Edwin Erich Zwinger, „Die Armee hinter Stacheldraht“		20 000
Karl Federn, „Hauptmann Latour“		20 000
Bröger, „Bunker 17“		20 000
Otto Riehide, „Kingen an der Somme“		20 000
J. Ringelnatz, „Als Mariner im Krieg“		15 000
Georg Grabenhorst, „Fähnleutnant Volkenborn“		14 000
Rudolf G. Binding, „Aus dem Krieg“		12 000
W. Schreiber, „Der Tod von Ypern“		12 000
Ernst Jünger, „Das Wäldchen 125“		12 000
G. Carotja, „Rumänisches Tagebuch“		10 000
Hr. Schaumweder, „Frontbuch“		10 000
Hr. Schaumweder, „Der feurige Weg“ (in England 5000)		10 000
Hr. Schaumweder, „So ist der Friede“		10 000
Gerhard Siegert, „Kriegstagebuch eines Nichtkanoniers“		9 000
A. Wharton, „U. E. U. an der Front“		9 000
Max Fein, „Voretto“		6 000
G. v. d. Bring, „Camp Lafayette“		5 000
M. Berabi, „Schipper an der Front“		4 000
Hans Henning Frhr. Grote, „Die Höhle von Beauregard“		4 000
Eduard Sachmann, „Dier Jahre“		3 000
W. Chemnitz, „Das schwarze Schicksal“		3 000
Kurt Gerlach, „Zwischen den Fronten“		2 000

Der Regimentsstab für drei Bataillone mit ihren elf Kompanien wurde 1916 nach Achiet le Petit und le Grand bei Bapaume verlegt. Auch bei der mörderischen Schlacht an der Somme vom 01.07. bis 18.11., die den Stellungskrieg genauso durchbrechen sollte wie die Schlacht von Verdun, war das Regiment beteiligt, sechs unserer Schüler verloren in diesem Jahr ihr Leben. Mend schreibt von schwerem, feindlichem Trommelfeuer aus allen schweren Geschützen und Minenwerfern. Hitler wird als Regimentsordonnanz am Ende der Offensive schwer am linken Bein verwundet und kommt ins Lazarett, wie sein anderer Regimentskamerad B. Brandmayer berichtet. Bei der Gegenwehr seines Regiments „List“ werden alle Australier und 1000 Engländer getötet, anfangs 1917 geht dann das Regiment an den Vimyhöhen und am Basséekanal in Stellung. Ernst Jünger erhält für seinen Einsatz an dieser Front das EK I und spricht von der verlustreichsten Materialschlacht der Geschichte, für die Engländer ist der 01.07. der blutigste Tag ihrer Militärgeschichte. In Zahlen bedeutet das Fazit der Sommeschlacht 1,5 Millionen Verluste für die Deutschen, 2,5 Millionen für die Franzosen und Engländer.

Noch schlimmer sollten die Zahlen für das letzte Kriegsjahr 1918 sein, wo mit vollem Einsatz von Mensch und Material um die Entscheidung über Sieg oder Niederlage bitter gekämpft wurde, jetzt unter vollem Einsatz amerikanischer Soldaten für die alliierten Armeen. Hierbei kamen zwölf

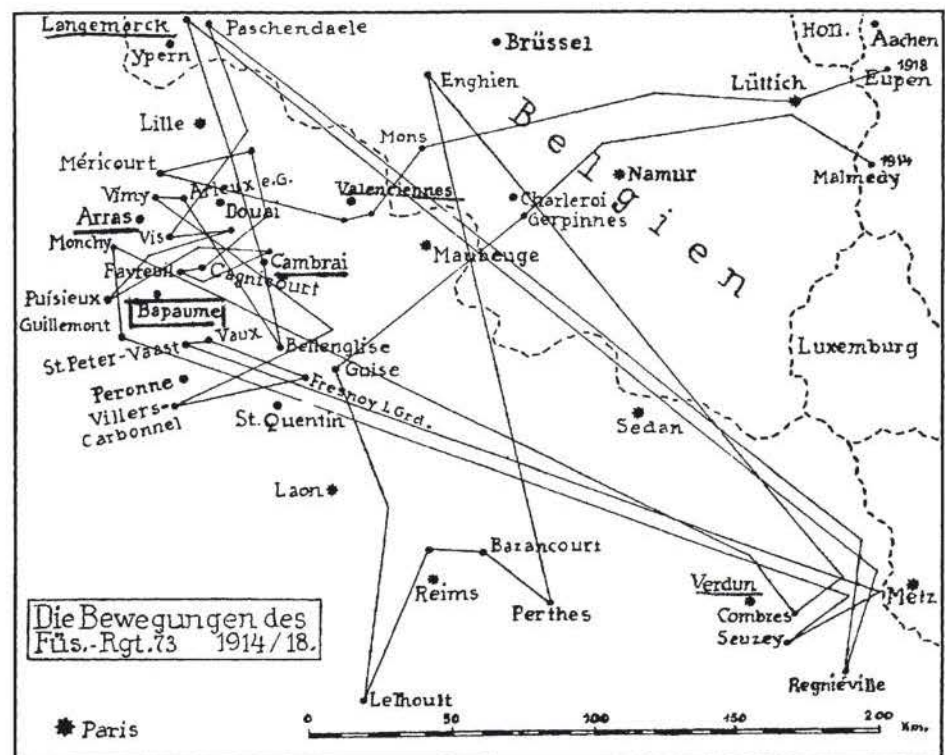


Abb. 33:
Die Westfront um
Bapaume 1917 und
1918 und E. Jüngers
Einsätze

Gymnasiasten ums Leben, dazu konnten vier Schlachtorte lokalisiert werden. Am Anfang starb Leutnant Fässler mit 22 Jahren am 05.04.1918 in Cantigny in der Picardie, Dep. Somme. Der Tagebericht des Regiments spricht eine deutliche Sprache: „Ein französischer Angriff wird vom Regiment blutig zurückgeschlagen. Starkes feindliches Artilleriefeuer schweren Kalibers liegt während der ganzen Zeit auf unserer Stellung und verursacht stärkere Verluste an Offizieren und Mannschaften.“ Drei Tage später fallen T. Engler im gleichen Alter und H. Walther mit 18, als letzter fällt Leutnant Brandl Geck mit 25 Jahren am 23.10. bei Poix du Nord schon ganz am Ende der gescheiterten deutschen Großoffensiven kurz vor dem Waffenstillstand. Für das Offenburger 170er-Regiment war es die „Große Schlacht“, die vom März bis zum November zwischen St. Quentin, Reims und wieder Bapaume tobte, wo Ende August der Schüler F. Herp fällt, vorher waren E. Breinlinger (18), A. Schnaider (19) und J. Wiederkehr (24) an der Aisne gefallen. Der Einsatz des Regiments fand statt im Rahmen der vier deutschen Großoffensiven unter General Ludendorff mit sechs Armeen gegen die alliierten Generäle Foch, Haig und Pershing und brachte nach dem erzwungenen Rückzug der deutschen Truppen auf die Siegfriedlinie für diese 47 800 Mann Verluste und 58 300 für ihre Gegner.

Den Schüler L. Ruscher traf am 29.09.1918 ein tödliches Geschoss in Escaudouevres bei Cambrai, wo Ernst Jünger einen Monat zuvor bei einem Vorstoß nach Bapaume seine letzte und schwerste Verwundung erlitt und mit einem Lungenschuss ins dortige Feldlazarett eingeliefert werden musste. Er hatte vorher für seine bisher sechs Verwundungen bereits das goldene Verwundetenabzeichen empfangen, jetzt kam der Pour le Mérite hinzu. Bei seinem Einsatz im Rahmen der Michaelsoffensive blieben von der Kompanie seines Hannoveraner Regiments von 150 Mann nur 63 übrig. Bei H. Mend in seinen Berichten vom 16. bayer. Res.-Ers.-Regt. „List“ fehlen Bezugspunkte für 1918, weil er als Meldereiter an die Ostfront versetzt wurde. Brandmayer vom gleichen Regiment beschreibt für seine Protagonisten das ganze Elend eines grauenvollen Rückmarschs mit Hunger, der den Ekel gegenüber Pferdekadavern überwindet, Durst, Dreck und endlosen Fußmärschen unter stundenlangem Trommelfeuer aus Geschützen, Maschinengewehren, Minenwerfern und Gewehren. Diese Lagebeschreibung der grauenvollen Materialschlachten findet bei Renn ihre Entsprechung aus der Sicht des gequälten Frontsoldaten, dem nur noch die Kriegskameradschaft in dieser menschenmordenden Hölle Halt gibt. Renn gibt insge-

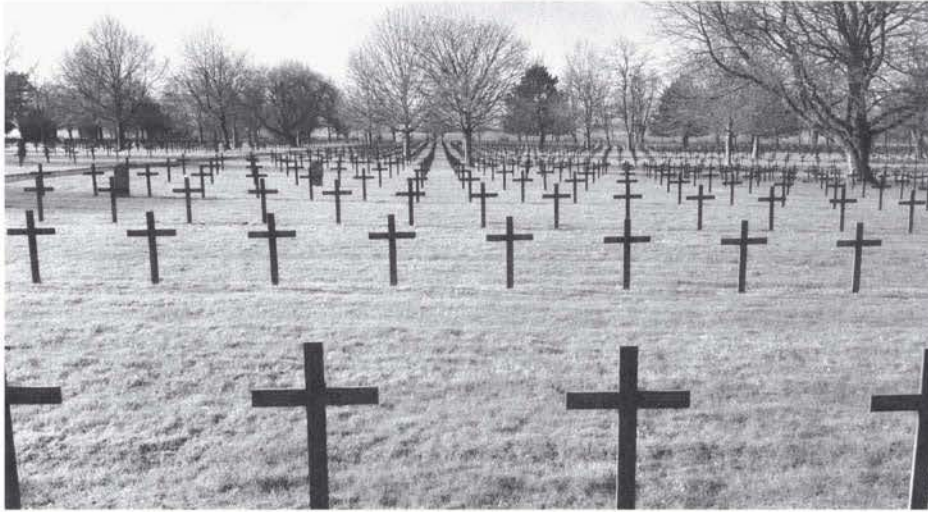
samt die wenigsten Berührungspunkte zu unseren Schülern, weil er kaum Lokalitäten für seine Berichte vom Stellungskrieg nennt, obwohl er bei allen großen Schlachten der Westfront von der Marne über die Somme und Aisne bis zur Märzoffensive 1918 dabei war. Das gleiche gilt leider auch für Remarques fiktional dokumentarische Kriegsberichterstattung, in der er, eindrucksvoll auch für unser Thema, das Szenario eines für alle Seiten sinnlosen Gemetzels aus der Sicht einer ehemaligen Gymnasialklasse über vier Jahre mitleidend ausbreitet. Die Darstellungen der gleichzeitigen anderen Leidensgenossen, die ebenfalls in ihren besten Jahren an der Westfront zum Einsatz kamen, ihn „für alle Zeiten gezeichnet“ überlebten und darüber berichteten, können nicht hinzugezogen werden, sollen hier aber zusammen mit den zitierten Autoren als Zeitgenossen mit ihren Geburtsdaten genannt werden, die denen unserer Schüler entsprechen: P. Bamm (*1897), B. Brecht (*1898), E. Jünger (*1895), W. Flex (*1887), A. Hitler (*1889), R. M. Remarque (*1898), L. Renn (*1889), C. Zuckmayer (*1896).

Bewahrtes und entsorgtes Gedenken und ein Rückblick

*„Ruhm und Ehre zu gewinnen
ziehn wir mutig in die Schlacht.
Einmal müssen wir von hinnen,
vorwärts drum bei Tag und Nacht!“*

(Aus einem alten Landsknechtslied, das in der Jugendbewegung und von den Soldaten beim Marschieren gesungen wurde.)

Ruhm und Ehre waren 1914 in der Motivation der blutjungen kriegsfreiwilligen Offiziersanwärter des Offenburger Gymnasiums, ihren Eisernen Kreuzen nach tapferen Einsätzen und den Todesanzeigen ihrer Familien, der Schule und ihrer Regimenter und auf ihren Grabsteinen gegenwärtig. Ist es aber, nach Horaz und Hölderlin, wirklich „süß und ehrenvoll“ gewesen, „fürs Vaterland zu sterben“? Die vielen Fragezeichen, die dieser unheilvolle Völkerkrieg noch heute aufwirft, stehen nicht nur hinter den abrupt abgebrochenen Biografien einer Generation, die durch das unmenschliche Vernichtungswerk mörderischer Materialschlachten um ihr Lebensglück gebracht wurde. Der Erste Weltkrieg zog auch einen blutigen Schlussstrich unter eine Epoche bürgerlichen Wohlergehens, hinter deren Fassade Selbstherrlichkeit, Großmachtdenken und Militarismus dominierten. Vielleicht waren diese desaströsen vier Kriegsjahre von



*Abb. 34:
Der deutsche
Soldatenfriedhof
von Arras ...*



*... und von
Offenburg.*

1914 bis 1918 nicht nur ein Zusammenbruch gesellschaftlicher, kultureller und politischer Systeme, sondern auch eine teuer erkaufte Basis, auf der nach einem weiteren, viel schlimmeren Weltkrieg nur 20 Jahre später eine Versöhnung und Einigung der europäischen Völker aufbauen musste.

Wo wird heute nach 100 Jahren die Erinnerung an die Opfer dieses unheilvollen Krieges aufbewahrt, in den man sicher nicht nur schlafwandlerisch hineingeschlittert ist, der vielmehr auch erwünscht und von vielen herbeigeseht wurde? Orte des Gedenkens sind zuerst einmal die riesigen Soldatenfriedhöfe in Nordfrankreich, von denen hier nur ein Beispiel abgebildet sein soll: der deutsche Soldatenfriedhof von Arras, auf dem allein 44833 deutsche Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg ruhen.

Dazu kommen ungezählte Ehrenfriedhöfe in anderen Ländern, über die der Krieg hinweggezogen ist, z. B. am Lingen-



Abb. 35: Das Löwendenkmal für das Offenburger Infanterieregiment 170.



Abb. 36: Kriegerdenkmal von Rammersweier.

kopf/Wettstein in den Hochvogesen oder am heiß umkämpften Hartmannsweilerkopf, an dessen Memorial sich im August 2014 der deutsche und französische Staatspräsident die Hand gereicht haben. Auf dem Offenburger Soldatenfriedhof am Waldbach liegen 227 Gefallene der Weltkriege, darunter mehrere Gymnasiasten, vor dem Denkmal eines Christus, der segnend eine Mutter und ihren Soldatensohn tröstet, mit der Unterschrift: „Seid opferbereit wie die Toten in Kraft und Liebe für Volk und Vaterland“. Außerdem gibt es östlich davon neben dem jüdischen Friedhof mit seinen Weltkriegstoten, z. B. den Brüdern Stern, ein großes anonymes Gräberfeld ohne Möglichkeit einer Identifizierung.⁴ Das Ehrendenkmal, das Regimentskommandant von Ihlenfeld 1926 am Stadtbuckel für das 170er-Regiment errichten ließ und das in der NS-Zeit wieder zu neuen Ehren kam, steht inzwischen, verkehrsberuhigt versetzt, etwas abseits im Park vor der südlichen Stadtmauer.

Das Denkmal für das 172er-Regiment wurde neben der Wentktreppe im Zwingerpark aufgestellt, seine Aufschriften 1947 von der französischen Besatzung einer kleinen „damnatio

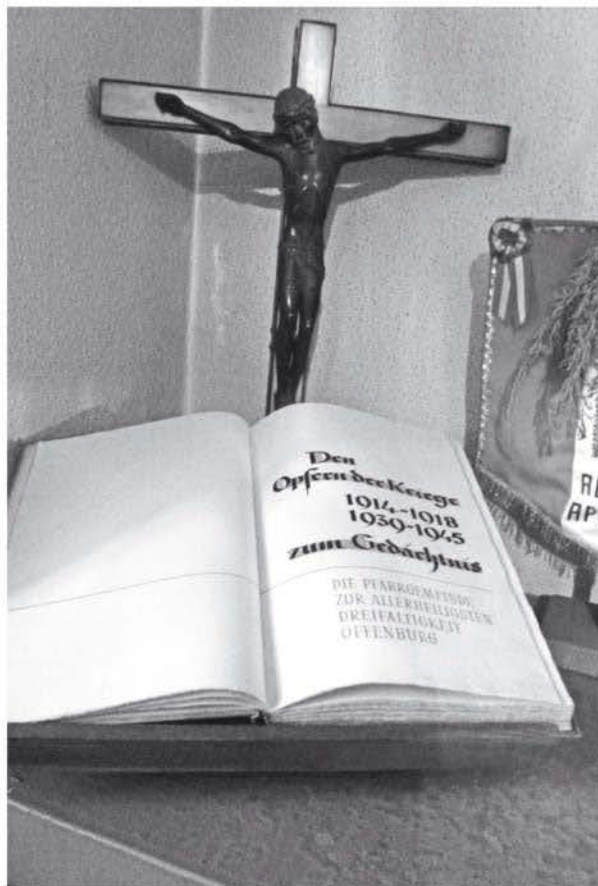


Abb. 37:
Die Gedenkbücher
der Offenburger
Kirchengemeinden.

memoriae“ (= Tilgen der Erinnerung) unterzogen. Bei beiden Denkmälern findet sich immer wieder frischer Blumenschmuck. Auch die Dörfer haben ihre steinernen Erinnerungsstätten, wie das hier abgebildete an der Herz-Jesu-Kirche von Rammersweier mit der Aufschrift „264 zogen aus – 49 kehrten nicht zurück“ (unter ihnen unser Gymnasiast Nr. 25: Franz Busam). Jährlich findet hier eine Trauerfeier zum Volkstrauertag, früher „Heldengedenktage“, statt.

Der Gedenkstein im Schulgarten des Schiller-Gymnasiums ist inzwischen verschwunden, der vom Grimmelshausen-Gymnasium steht zwar noch, die Buchstaben „non omnis moriar“ aber sind von Metalldieben herausgebrochen worden. Eine von den beiden Erinnerungstafeln der Schule ist spurlos verschwunden, die andere lagerte unter anderem auf dem Dachboden des alten Kapuzinerklosters. Ein besonders eindrucksvolles Andenken findet in den kunstvollen Gedenkbüchern der Offenburger Gemeinden statt: in der Heiligkreuzkirche links vor dem Josefschörlein auf einem verschlossenen Podest, in der evangelischen Stadtkirche offen vor einem bunten Kirchenfenster links vom Altar, bei der Dreifaltigkeitskirche auf dem hinteren Altar unten in der Krypta. Hier sind neben tröstlichen Worten aus der Bibel alle Namen der Gefallenen in würdiger künstlerischer Ausstattung aufgeführt. Das ehrende Gedenkbuch der Stadt Offenburg, in das laut Adolf Gecks wöchentlichen Kriegsbildern offiziell alle Gefallenen eingetragen wurden, konnte nicht ausfindig gemacht werden und wurde wahrscheinlich bei der häufigen Verlagerung städtischer Behörden entsorgt. Oder?⁶

Der Rückblick auf die letzten 100 Jahre deutscher Vergangenheit bedeutet für jede deutsche Familie immer zugleich auch eine Vergegenwärtigung von zwei leidvollen Weltkriegen im Rahmen deutscher Militärgeschichte. Dies trifft auch für den Autor und seine Familie über fünf Generationen zu: Der Großvater diente im Ersten Weltkrieg, der Vater im Zweiten, er selbst war Wehrpflichtiger der Bundeswehr, ebenso sein ältester Sohn; sein ältester Enkelsohn dient freiwillig bei den Gebirgssanitätern, für die drei anderen Enkelsohne ist nach Abschaffung der Wehrpflicht kein Bedarf mehr gegeben. Ähnlich dürfte es für eine anonyme Anzeige in der F.A.Z. vom vergangenen Dezember aussehen, in der ein Vater (*1939) an seinen vor 70 Jahren gefallenen Vater (†1943) erinnert und dann auch seinen Sohn (*1975) und Enkel (*2001) mit aufführt. Das Ganze stellt er unter die abgewandelte Horazmaxime: „acerbum et dolorosum est pro falso mori“ (bitter und schmerzreich ist es, für eine falsche Sache zu sterben).

Dies zu vertieftem Nachdenken anleitende Motto unserer Abhandlung hatte als Aufruf für einen hoch motivierten Teil unserer Weltkriegsgymnasiasten Gültigkeit. Für alle, die ihm folgten, führte es in die biografische Katastrophe eines grausamen und nutzlosen Krieges. Für die meisten endete er frühzeitig im Artilleriefeuer und Kugelhagel von Maschinengewehren, Granaten und Minen oder im trostlosen und ruhmlosen Elend dreckiger Schützengräben in einem aussichtslosen Stellungskrieg. Diese Diskrepanz zwischen begeistertem Kampfeswillen für ein geliebtes Vaterland bis zum aufopfernden Heldentod und der bitteren Realität eines frühen, qualvollen Todes auf den von Stahlgewittern aufgerissenen Schlachtfeldern fern der Heimat ist für uns Nachgeborene heute schwer zu beurteilen. Hellsichtige Zeitgenossen haben diesen Irrsinn einer durch falsche patriotische Parolen kollektiv verführten Generation schon frühzeitig erkannt. Während Kriegsleutnant Walter Flex, der 1917 auf Ösel im baltischen Meer gefallene „Wanderer zwischen beiden Welten“, 1905 in einer Abitursrede im Erfurter Gymnasium sein Thema „pro patria mori(re)“ (fürs Vaterland sterben) uneingeschränkt verteidigt, wäre Bertolt Brecht wegen einer gegenteiligen Meinung in seinem Aufsatz in der Unterprima seines Augsburger Gymnasiums 1916 beinahe von der Schule geflogen. Er schreibt: „Der Ausspruch, dass es süß und ehrenvoll sei, fürs Vaterland zu sterben, kann nur als Zweckpropaganda verstanden werden. Der Abschied vom Leben fällt immer schwer, im Bett wie auf dem Schlachtfeld, am meisten gewiss jungen Menschen in der Blüte der Jahre ... Es ist süß und würde mehr passen, für das Vaterland zu leben.“ Brecht besteht Ende März trotz des ihm bescheinigten „verwirrten Schülerhirns“ sein nur mündliches Kriegsabitur zusammen mit vier weiteren Primanern, die restlichen 16 sind bereits beim Militär, wo dann Brecht auch noch ein paar Monate im Augsburger Lazarett als Sanitätssoldat dient. Der große Humanist Erasmus von Rotterdam hatte schon 500 Jahre vor den verheerenden beiden Weltkriegen (sicher auch gegen Horaz!), konstatiert: „dulce bellum inexpertis“ (süß ist der Krieg nur für die, die ihn nicht erfahren mussten). Dieses weise Statement kann uns zu einer abschließenden Beurteilung für die hier behandelte gymnasiale Kriegsbegeisterung und den nachfolgenden vaterländischen Opfertod sicher genauso weiterhelfen wie das anschließend abgedruckte Gedicht von einem, der den Krieg selbst erfahren hatte und die antike Dichterweisheit vom süßen und ruhmvollen Opfertod für das Vaterland als alte Lüge brandmarkt. Der Autor war Teil der hier behandelten Generation:



DULCE ET DECORUM EST

BENT double, like old beggars under sacks,
 Knock-kneed, coughing like hags, we cursed through sludge,
 Till on the haunting flares we turned our backs,
 And towards our distant rest began to trudge.
 Men marched asleep. Many had lost their boots,
 But limped on, blood-shod. All went lame, all blind;
 Drunk with fatigue; deaf even to the hoots
 Of gas-shells dropping softly behind.

Gas! GAS! Quick, boys!—An ecstasy of fumbling
 Fitting the clumsy helmets just in time,
 But someone still was yelling out and stumbling
 And flound'ring like a man in fire or lime.—
 Dim through the misty panes and thick green light,
 As under a green sea, I saw him drowning.

In all my dreams before my helpless sight
 He plunges at me, guttering, choking, drowning.

If in some smothering dreams, you too could pace
 Behind the wagon that we flung him in,
 And watch the white eyes writhing in his face,
 His hanging face, like a devil's sick of sin,
 If you could hear, at every jolt, the blood
 Come gargling from the froth-corrupted lungs
 Bitten as the cud
 Of vile, incurable sores on innocent tongues,—
 My friend, you would not tell with such high zest
 To children ardent for some desperate glory,
 The old Lie: *Dulce et decorum est*
Pro patria mori.

Wilfried Owen wurde am 04.11.1918 mit 25 Jahren in Flandern getötet

Anmerkungen

- 1 Ein Dank für ihre freundliche Mithilfe bei den umfangreichen Recherchen geht an die Mitarbeiter des Offenburger Stadtarchivs Dr. Gall, Frau Brischle, Herrn Klettner und besonders an Herrn Boomers für seine stets zuvorkommende Bereitschaft, meine Arbeit durch seine bewundernswerte Findigkeit mit den nötigen Archivalien zu unterstützen. Auch Frau Müller von der Friedhofsverwaltung und die Messnerinnen der beiden katholischen Kirchen sowie Frau Knausenberger von der evangelischen Kirche haben meine Arbeit wohlwollend unterstützt. Die geduldige elektronische Realisierung der Abbildungen übernahm wieder dankenswerterweise Herr Klaus Strittmatter. Merci aussi à Monsieur Philippe Zingarelli d'Arras pour ses photographies impressionnantes de la cimètiere militaire de sa ville natale.
- 2 Dazu schreibt Ursula Flügler eindrucksvoll in ihrem Werk „Erstes Lateinbuch“: „so viele Wörter für töten, als gebe es nicht Lesbias Sperling und die tausendmal tausend Küsse Catulls!“
- 3 Nach Christian Stachelbeck in der Süddeutschen Zeitung vom 04.01.2014 fielen von den 51000 Berufsoffizieren 12600, davon 8000 Leutnants. Von den gefallenen 35500 Reserveoffizieren waren 33900 Reserveleutnants, darunter unsere zwölf gymnasialen Jungoffiziere. Insgesamt kamen im Ersten Weltkrieg (nach Gerhard Fritz) 2,932% der Gesamtbevölkerung um, 6,492% wurden verwundet. Der prozentuale Anteil der gefallenen Gymnasiasten gemessen an der durchschnittlichen Schülerzahl der viereinhalb Kriegsjahre beträgt 4,495%, der Anteil der gefallenen Schüler an der Gesamtzahl der gymnasialen Kriegsteilnehmer 75%!
- 4 Von den 42 erfassten Gymnasiasten waren 16 Reserveleutnants, 22 dienten bei der Infanterie, davon sechs beim 170er-Regiment, drei waren bei den Jägern, einer bei der Artillerie, einer bei der Luftwaffe. 13 erhielten das EK II, zwei das EK I und andere Orden. Von nur vier Schülern

kennen wir das Grab auf dem Offenburger Waldbachfriedhof, alle anderen wurden neben dem Schlachtfeld beerdigt, auf dem sie gefallen waren. Nur von 17 Schülern erschienen Todesanzeigen im Offenburger Tageblatt. Folgende Todesursachen konnten festgestellt werden: fünf Schussverletzungen, acht schwere andere Verwundungen, eine durch Minen, vier durch Granaten, zwei Verschüttungen, ein Bajonettstich.

- 5 Viele Grabinschriften von 1914 bis 1918 auf den verwitterten Granitsteinen des idyllischen Waldbachfriedhofs sind, neben anderen gut lesbaren, nicht mehr zu entziffern. Es wäre eine begrüßenswerte Initiative, wenn man im Laufe dieser vier Gedenkjahre Schüler und andere Jugendliche dafür gewinnen könnte, hier der Erinnerung wieder einen Namen zu geben. Dabei müssten die kurzen Angaben der Gräber wieder sichtbar ausgemalt werden, wobei vielleicht durch Nachforschungen sogar eine Art individueller Grabsteinpatenschaft entstehen könnte. Als Kooperationspartner bieten sich folgende Institutionen an: Schulen, Vereine, Friedhofsverwaltung, Friedhofsverein, Stadtarchiv, Baubehörde, Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge, Steinmetz- und Grabsteinbetriebe, zur Finanzierung auch die Bürgerstiftung St. Andreas.
- 6 Ein besonderes Gedenken wurde Ernst Rude (Lehrer Nr. 4) und Fritz Göppert (Schüler Nr. 7) als Mitglieder der „PV Arminia“ in deren gymnasialem Vereinslokal neben elf anderen Gefallenen zuteil. Dort Gedenktafel mit Wappen und dem Spruch: „fratres abierunt, non obierunt = Unsere Brüder gingen fort, sind aber nicht vergessen.

Unveröffentlichte Quellen

D'r alt Offenburger Nr. 789 vom 30.08.1914 bis Nr. 10222 vom 05.12.1918 in der ZGS. 1914–18 im StaO Jahresberichte des Großherzoglichen Gymnasiums Offenburg von 1913–1919; 1925 StaO 12/378–384
 Militär- und Kriegssachen Weltkrieg 1914–1918 StaO 5/6407
 Ober-Realschule Offenburg betr. Militär- und Kriegssachen, Kriegsanzuhen IV–IX StaO 33/1/117
 Offenburger Tageblatt/Ortenauer Bote vom 02.08.1914 bis 12.12.1918
 Pfadfinderverein Offenburg 1912–1922 StaO 5/10.910
 Soldatenfindbuch mit Sterberegistern StaO
 Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften 1914–1917 StaO 05/06263
 Unterstützung von Kriegerfamilien 1914–1918 StaO 05/06266
 Beiträge für Unterstützung von bedürftigen Angehörigen (Mannschaften) StaO/0567

Literatur

Batzer, Ernst: Festschrift zum 25-jährigen Bestehen der Oberrealschule Offenburg, Offenburg 1937
 Brandmayer, Balthasar: Meldegänger Hitler, München 1933
 Brecht, Bertolt: Gesammelte Werke, 10 Bände (bei Suhrkamp), Frankfurt 1982
 Clark, Christopher: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München 2012
 Dittler, Erwin: Adolf Geck (1854–1942). Von der „Roten Feldpost“ zum Arbeiterrat, in: Die Ortenauer 62 (1982), 212–301
 ders.: Georg Monsch XI. Einquartierungs- und kleine Kriegschronik 1916, Kehl 1992
 Flex, Walter: Im Felde zwischen Nacht und Tag. Gedichte, München 1935
 ders.: Wanderer zwischen beiden Welten, Kiel 1986
 Flügler, Ursula: Erstes Lateinbuch, Darmstadt 1977
 Flügler, Wilhelm u. a.: Weggefährten aus einem halben Jahrhundert. Eine Gedenkschrift des Schillergymnasiums, Offenburg 1965
 Friedmann, Michael: Offenburg im Wandel, Band 1. Photographien aus der Zeit vor der Jahrhundertwende, Offenburg o.J.
 ders.: Die Offenburger Innenstadt. Ein historischer Stadtrundgang, Offenburg 1978
 Geiss, Immanuel (Hrsg.): Juli 1914. Die europäische Krise und der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, München 1965
 Görlitz, Walter (Hrsg.): Regierte der Kaiser?, Göttingen 1959

- Grass, Günther: Beim Häuten der Zwiebel, Göttingen 2005
- Hölderlin, Friedrich: Werke. Ediert von Jürgen Bahnes/Günter Miet, München 1990
- Horaz: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Hans Färber, München 1960
- Ihlenfed, O. R. L. von: Das Badische Infanterie- Regiment Nr. 170 im Weltkriege, Berlin 1926
- Jünger, Ernst: In Stahlgewittern. Historisch-kritische Ausgabe von Helmuth Kiesel in zwei Bänden, Stuttgart 2013
- Ilies, Florian: 1913. Der Sommer des Jahrhunderts, Frankfurt 2012
- Kunstamt Kreuzberg, Berlin (Hrsg.): Weimarer Republik. Das Antlitz des Krieges, Berlin 1977
- Laak, Dirk van: Literatur, die Geschichte schrieb, Göttingen 2011
- Malouf, David: Fly away Peter, New York 1999
- Mann, Heinrich: Der Untertan, Frankfurt 2012
- Mend, Hans: Adolf Hitler im Felde 1914–1918, Gießen 1931
- Nath, Peter: Luftkriegsoperationen gegen die Stadt Offenburg im Ersten und Zweiten Weltkrieg, in: Die Ortenau 70 (1990), 574–659
- Owen, Wilfried: Poems, London 1920
- Rehm, Clemens: Raub oder Rettung? „Kulturschutz“ 1917 in St. Quentin durch einen deutschen Offizier, in: Die Ortenau 81 (2001), 435–442
- Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues, 37. Auflage, Köln 1998
- Renn, Ludwig: Krieg, Frankfurt 1928
- Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen, Offenburg 1998
- Singer, Lea: Konzert für die linke Hand, München 2012
- Schneider, Thomas F./Wagner, Hans: Von Richthofen bis Remarque. Deutschsprachige Prosa zum I. Weltkrieg, Amsterdam 2003
- Walzer, Oskar: Festschrift zum Jubiläum des Grimmelhäuser-Gymnasiums 1881–1956, Offenburg 1956
- Weber, Thomas: Hitlers erster Krieg. Der Gefreite Hitler im Weltkrieg – Mythos und Wahrheit, Berlin 2011
- Weiland, Theodor: Grundlinien zur Geschichte des Gymnasiums Offenburg, Offenburg 1901
- Zuckmayer, Carl: Als wär's ein Stück von mir, Wien 1966

Mit Kopfschuss und Uniform zur Konfirmation

Emil Huber (1900–1939) aus Offenburg, der „Knabe mit dem Eisernen Kreuz“, als jüngster deutscher Kriegsfreiwilliger des Ersten Weltkriegs

Manfred Merker

Eine erstaunliche Meldung aus dem ersten Kriegsjahr 1914

„Ein seltsames Fest geht in unserer Stadt anlässlich der Konfirmation vor sich; ein gleiches wird sich nirgend finden. Der *jüngste Kriegsfreiwillige*, der Sohn unseres Blechnermeisters Fritz Huber, weilt unter den *Konfirmanden*. Im tapferen Widerstand gegen den Feind ist der 170er (sic!) Infanterist Huber am Kopf verwundet worden und kam zur Pflege nach der Vaterstadt Offenburg. Mit der Familie und mit der evangelischen Gemeinde nimmt die gesamte Einwohnerschaft herzlichen Anteil an dieser erhebenden Feier, wie sie des Krieges wechselvolles Spiel zu einer geschichtlichen Seltsamkeit erhob. Auf die schreckliche, blutige Feuertaufe nun die friedliche Konfirmation des während der Kriegszeit 14 Jahre alt gewordenen, jugendlichen Kämpfers für's Vaterland. Ein glückliches Leben dem jungen Bürger!“ („Kriegsbilder aus Offenburg“ in D'r alt Offeburger Nr. 827 vom 21.03.1915). Eine Woche später findet sich, ebenfalls in den Kriegsbildern, die Meldung: „Aus der Volksschule (sic!) rückten folgende jugendlichen Recken zum Schutze des Vaterlandes in den Krieg: Emil Huber, Volksschüler der Klasse VIIIb, geb. am 7. Oktober 1900, verwundet in Nordfrankreich, hier zur Heilung“.

Eine weitere Erwähnung stand bereits im Frontbericht vom 29.11.1914: „Den Heldentod starb Ersatzreservist Otto Huber, Sohn des Blechnermeisters Huber, dessen Sohn als Benjamin mit auszog“. Der Verfasser dieser instruktiven Informationen war der berühmte Adolf Geck. Er gewährleistete durch all die viereinhalb Kriegsjahre mit seinen umfassenden Kontakten die Verbindung zwischen Kriegsfront und Heimatfront. In seinen wöchentlichen Kriegsbildern im Offenburger Tageblatt zeichnete er ein personenbezogenes lebendiges Bild vom Geschehen, wobei uns heutigen Lesern die unbefangene Berichterstattung im Falle Emil Hubers doch sehr erstaunt, der hier mit seinen 1914 erst 13 Jahren als kriegsfreiwilliger Kämpfer bewundert wird.

Wer war Emil Huber, wie kam es dazu, dass ein so junger Knabe, ein Pfadfinder, der noch kurze Hosen trug, schon im September 1914 mit seinen älteren Regimentskameraden an die gefährliche Westfront im flandrischen Nordfrankreich ging?



Das Elternhaus von Emil Huber in Offenburg.

Hellers (*06.08. 1873) aus Bergfelden/Amt Sulz geheiratet. Aus der Ehe stammten drei Söhne: Otto (*25.08.1900), Ludwig (*12.06.1899) und Emil (*07.10.1900), unser Benjamin. Otto zog am 27.06.1906 nach Renchen und ging 1914 als Kriegsfreiwilliger zum Heer. Er war als begeisterter Soldat seinen Brüdern ein großes Vorbild und ist bereits vier Monate später am 29.11.1914 in einem nordfranzösischen Feldlazarett an seiner Verwundung gestorben.

Über die Motive und Umstände seiner frühzeitigen freiwilligen Meldung zur kaiserlichen Armee berichtet Emil Huber in einem erhaltenen Selbstzeugnis, das hier wegen seiner Authentizität und unfreiwilligen Komik wörtlich wiedergegeben werden soll:

Huber Fritz

Nachname	Vorname	Ge- burt- ort	Wohnort (1900)	Wohn- ort des Sold.	Wohn- ort des Sold.	Bemerkungen
Huber	Fritz	Offenburg	Offenburg	Offenburg	Offenburg	22.6.1922
Heller	Simon	Bergfelden	Bergfelden	Bergfelden	Bergfelden	
Huber	Ludwig	Offenburg	Offenburg	Offenburg	Offenburg	
"	Luis	Offenburg	Offenburg	Offenburg	Offenburg	
"	Emil	Offenburg	Offenburg	Offenburg	Offenburg	

Einwohnermeldekarte der Familie Huber.

Hubers Elternhaus stand am Freiburger Platz, ganz in der Nähe des Offenburger Bahnhofs an der Bühler-, später Straßburger Straße Nr. 10. Hier hatte sein Vater Fritz Huber sein Wohnhaus, hier unterhielt er als Blechnermeister seine Klempnerwerkstatt (heute abgerissen). Dessen Vater wiederum war der Bäckermeister Johann Huber, dessen zweiter Sohn Emil, später Stadtrat und 1941 Soldat im Zweiten Weltkrieg (†1945), wahrscheinlich als Onkel der Namensgeber unseres Kriegshelden war. Sein Grabstein auf dem Waldbachfriedhof dürfte in etwa die Lage des späteren Ehrengrabes für seinen Neffen markieren. Der Vater Fritz Huber (*09.09.1858, Altkatholik, aber evangelisch getraut und beerdigt, †20.10.1923) hatte Christine

Heller (*06.08. 1873) aus Bergfelden/Amt Sulz geheiratet. Aus der Ehe stammten drei Söhne: Otto (*25.08.1900), Ludwig (*12.06.1899) und Emil (*07.10.1900), unser Benjamin. Otto zog am 27.06.1906 nach Renchen und ging 1914 als Kriegsfreiwilliger zum Heer. Er war als begeisterter Soldat seinen Brüdern ein großes Vorbild und ist bereits vier Monate später am 29.11.1914 in einem nordfranzösischen Feldlazarett an seiner Verwundung gestorben.

Über die Motive und Umstände seiner frühzeitigen freiwilligen Meldung zur kaiserlichen Armee berichtet Emil Huber in einem erhaltenen Selbstzeugnis, das hier wegen seiner Authentizität und unfreiwilligen Komik wörtlich wiedergegeben werden soll:

„Bei Ausbruch des grossen Krieges waren wir Realschüler, ich Untertertianer, mein Bruder eine Klasse höher ... Beide gehörten wir schon lange den Pfadfindern an, bei denen wir alles erleben durften, nach dem sich ein Bubenherz sehnt. Während des August 1914 mussten wir Pfadfinder bei der Verpflegung der Truppen tüchtig mit-

helfen und hatten das erhebende Erlebnis der ausrückenden Regimenter also unmittelbar. Wie alle so drängten auch wir uns trotz unserer Jugend zum Waffendienst, hatten aber zunächst keinen Erfolg. Für mich war dies umso bitterer, als ich robust und stark war und es mit meiner Größe von 1,78 m gut mit jedem aufnehmen konnte.“

Wie er es später dann doch noch schaffte, mit trickreicher Überzeugungskraft sein Ziel zu erreichen, hat er uns mit entwaffnender Offenheit ebenfalls selbst verraten:

„Auf dem Offenburger Rathaus ‚besorgte‘ ich mir einen zurückdatierten Geburtsschein. Auf die Frage des Hilfsbeamten, der mit seiner Arbeit noch nicht recht vertraut war, ‚wann sind Sie geboren?‘, sagte ich dann ganz frech: ‚Am 7.10.1897‘. Verwundert ob meines jugendlichen Aussehens wollte er dann doch die Akten durchsehen. ‚Lassen Sie man schon‘, sagte ich dann, ‚dass ich geboren bin, sehen Sie ja, und meine Größe spricht für sich!‘ Der Hilfsbeamte ließ sich täuschen, dabei streiften seine Blicke an meiner mir von meinem Vater gepumpten langen Hose entlang, und es mag ihm wohl eine Beruhigung gewesen sein, es mag auch der alte Hut meines Vaters dazu beigetragen haben. Ich erhielt meinen Geburtsschein, nun war ich fast 17 Jahre alt. Mit diesen ‚Hilfsmitteln‘ und der väterlichen Einwilligung wurde ich angenommen.“

Emils neun Monate älterer Bruder Ludwig meldete sich am nächsten Tag ebenfalls mit derselben gepumpten Hose. Auch er wurde angenommen, nachdem er sein Geburtsalter ebenfalls von 1899 auf 1897 zurückdatiert hatte und damit um ein Haar zum Zwillingenbruder von Emil geworden wäre. Das Rekrutendepot hatte am Tag der Vereidigung einen Ausflug zu einer nahe gelegenen Burg gemacht. In der Dorfwirtschaft gab es Freibier für die blutjungen Soldaten, die anschließend auf dem Heimmarsch große Mengen unreifer Pflaumen verspeisten, was böse Folgen hatte. War das der Zeitpunkt, zu dem der Kompanieführer Föhrenbach hinter das wahre Alter der beiden Huberbrüder kam?

Er sorgte aber dafür, dass sie trotzdem bleiben durften. Ludwig kam in dasselbe Rekrutendepot des 172er Regiments und überstand die Grabenkämpfe bei Ypern nicht.¹ Schon Ende 1914 zog er sich durch Nässe und Dreck bei den Grabenkämpfen eine Krankheit zu, kam nach Gent ins belgische Lazarett, war im April 1915 wieder bei seinem Bruder in der zweiten Kompanie und erkrankte erneut. Er ging dann in Of-

fenburg kurze Zeit weiter zur Schule, bis er am Kriegsende seinem Alter entsprechend gemustert und eingezogen wurde. Er diente bis zum Kriegsende bei einer Funkerstaffel in Gerolstein, zog dann nach Erfurt und kam auch noch im Zweiten Weltkrieg zum Einsatz. Ludwig war es auch, der 20 Jahre später beim Tod seines jüngeren Bruders in Zusammenarbeit mit seinem 172er Regiment für dessen posthume Ehrung in Ofenburg sorgte. Beim Abschied zum Ausrücken der beiden Huberbrüder an die Front hatte ihnen die Mutter verschwiegen, dass sie am selben Tag die Nachricht vom Tode des ältesten Bruders Otto empfangen hatte, „um ihren beiden ins Feld ziehenden Söhnen das Herz nicht schwer zu machen“. Otto war an seinen Verwundungen im Kampf vor Zandvoorde gestorben.

Über die Gründe von Emil Hubers Entscheidung für den Kriegsdienst können wir aus seiner Biografie und dem allgemeinen Zeitgeist nur Vermutungen anstellen. Einmal war es sicher der generelle euphorische Patriotismus der ersten Kriegsfreiwilligen, die opferbereite Begeisterung für einen heldenhaften Kampf zum Schutze eines von allen Seiten bedrohten und von bösen Feinden eingekreisten Vaterlandes. Der Dichter Hugo von Hoffmansthal hat sich auch als Österreicher von der allgemeinen Kriegsbegeisterung ergreifen lassen und es stellvertretend für diese Generation der Jahrhundertwende so formuliert: *„Was man jetzt erlebt, hat eine solche Größe, dass es beinahe über das Fassungsvermögen geht.“* Bei Emil Huber kamen sicher auch Vorstellungen von männlicher Bewährung auf dem Schlachtfeld in der Kriegskameradschaft der Frontsoldaten hinzu. Möglicherweise waren es auch pubertäre Wunschträume von einer höheren Sinnerfüllung, als sie das geregelte bürgerliche Normalleben in Schule und Elternhaus bot. Im Alter von 13 Jahren ist man nicht gerade begeistert von der Schule, wenn sich Alternativen anbieten, auch nicht von der Aussicht, einmal als Lehrling in der väterlichen Werkstatt stehen zu müssen. Die Jugend dieser wilhelminischen Gesellschaft zog es hinaus aus der Enge von Schule und Elternhaus mit den überlebten Zwängen dieser Zeit. Zwei große Aufbruchssignale sollen hierfür als Beispiel stehen. Die deutsche Jugendbewegung hatte 1913 bei ihrem legendären Wandervogeltreffen auf dem Hohen Meißner die viel beachtete Formel von dem Willen der Jugend nach „Selbstgestaltung des eigenen Lebens in eigener Verantwortung“ ausgegeben. Den die damalige Jugend bewegenden, wenn auch leicht vormilitärischen Geist hatte Emil bei den Pfadfindern begeistert selbst erleben können. Hier gab es Uniformen, Orden,

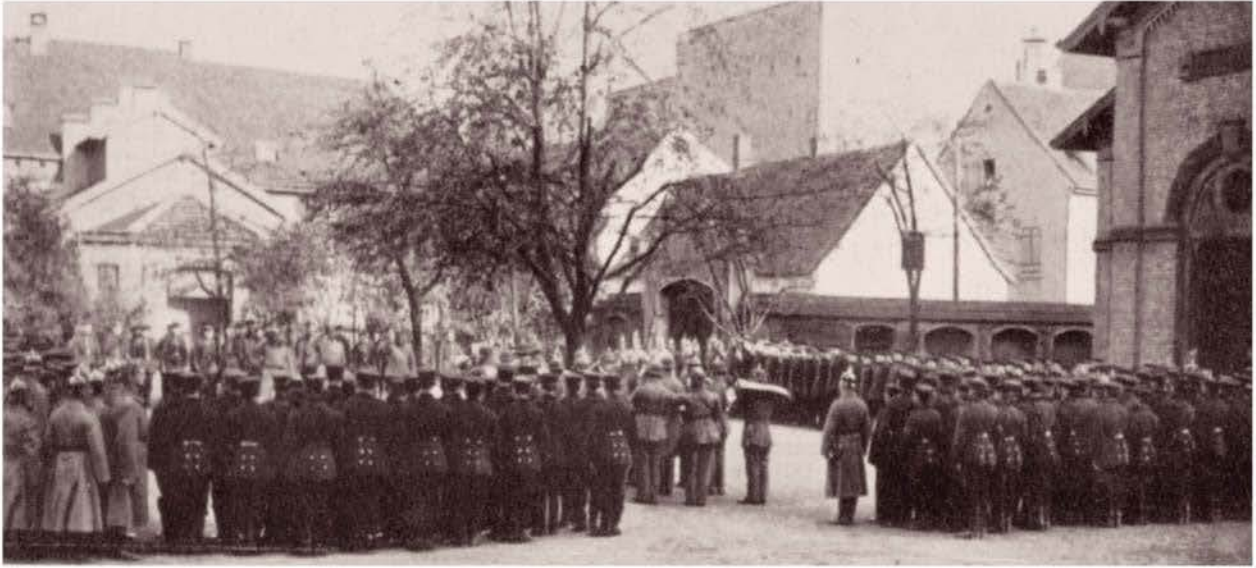
Grußpflicht und in jugendgemäßen hierarchischen Strukturen eingebettet ein Leben im Freien, Selbstdisziplin neben Führerverantwortung, Kameradschaft und Gruppengemeinschaft. Der Begründer der Pfadfinder, Lord Baden Powell, hatte schon vor dem Weltkrieg in seiner „Plauderei am Lagerfeuer Nr. 26“ Anweisungen darüber gegeben, „wie das Vaterland erhalten werden muss“, wenn dies auch vor der raschen und damit friedensstiftenden Internationalisierung der äußerst erfolgreichen Bewegung zunächst nur für Engländer galt. In Offenburg gab es seit 1912 einen von den Honoratioren der Stadt finanziell geförderten Pfadfinderverein. Emil Huber hatte als Pfadfinder ja, laut Selbstaussage, den Soldaten oft beim Felddienst geholfen und wäre allzu gern schon mit ihnen losgezogen.

Emil Huber wird 1914 mit 13 Jahren Soldat

Schon in den ersten Augusttagen 1914 meldete sich Emil Huber als Kriegsfreiwilliger bei der Offenburger Garnison. Er kam nicht in das traditionelle Offenburger Feldregiment 170 in der neuen Kaserne an der Weingartenstraße, sondern zum 3. Oberelsässischen Ersatz-Regiment Nr. 172, das nach seiner Begründung 1897 in der Straßburger Illtorkaserne dann 1912 in neue Kasernen in Neubreisach im deutschen Elsass verlegt wurde und 1914 schließlich nach Offenburg umsiedelte. Der Regimentsstab residierte im Notariat, dem ehemaligen Kapuzinerkloster, die Mannschaften der vier Kompanien wurden zunächst privat und im Gymnasium, das seinen Schulbetrieb deshalb erst im Oktober aufnehmen konnte, dann in den Messehallen, damals „Landwirtschaftliche Hallen“, untergebracht. Das 172er Regiment bestand aus eingezogenen und kriegsfreiwilligen Reservisten, wie Emil Huber, und ungedienten Landsturmeuten. Neben den drei Infanteriekompanien gab es eine Maschinengewehrkompanie und eine Genesungskompanie aus verwundeten, daher schonungsbedürftigen Soldaten des Feldregiments. Landsmannschaftlich gemischt war die Truppe aus Elsässern, Badenern, Westfalen, Hanseaten und Hannoveranern. Der Regimentsbericht über das Rekrutendepot bemerkt kritisch, dass „14-jährige Kriegsfreiwillige unter falscher Altersangabe mit durchgeschlüpft“ seien und jetzt neben „bärtigen, schon ergrauenden Landsturmmännern“ stünden. Das sei jedenfalls eine vortreffliche Mischung als Grundlage zu „größter Leistungsfähigkeit und tausendfach erprobter Kameradschaft in Not und Tod“.



*Emil Huber (13)
als Musketier im
3. Oberelsässischen
Infanterie-Regiment
172.*



*Rekrutenvereidigung
in Offenburg
im Herbst.*

Emil Huber begann seine Rekrutenausbildung am 02.09.1914. Sie dauerte nur sechs Wochen, weil nach dem Scheitern der Einkreisung von Paris durch den Schlieffenplan und dem folgenden „Wettlauf zum Meer“ in Flandern millionenfache Verluste an Gefallenen und Verwundeten zu beklagen waren und Ersatz an allen Fronten dringend gebraucht wurde. Die Rekruten wurden im „Rekrutendepot“ des Schulhofs des Gymnasiums gemustert, ältere Augenzeugen wunderten sich über die beiden kleinen Schuljungen, die sich besonders groß zu machen versuchten, um kriegstüchtig zu wirken, aber tatsächlich anderntags doch im Drillichanzug und einem Gewehr auf dem Rücken mit dabei waren. Emil Huber und sein Bruder überstanden den strengen Kasernendrill unter dem Hauptmann der Linie Föhrenbach offenbar gut. Bei den intensiven Marschübungen ins Kinzigtal und sogar bis zur Hornisgrinde stand die feldmäßige Ausbildung für den Fronteinsatz im Vordergrund. Die Ausrüstung war wegen der übereilten Mobilisierung noch nicht perfekt. Nur jeder sechste hatte anfangs ein Gewehr, es gab einfache Rucksäcke statt Tornister, und die militärische Kopfbedeckung war zwei Jahre vor der Konstruktion und Einführung des Stahlhelms nicht besonders schussicher.

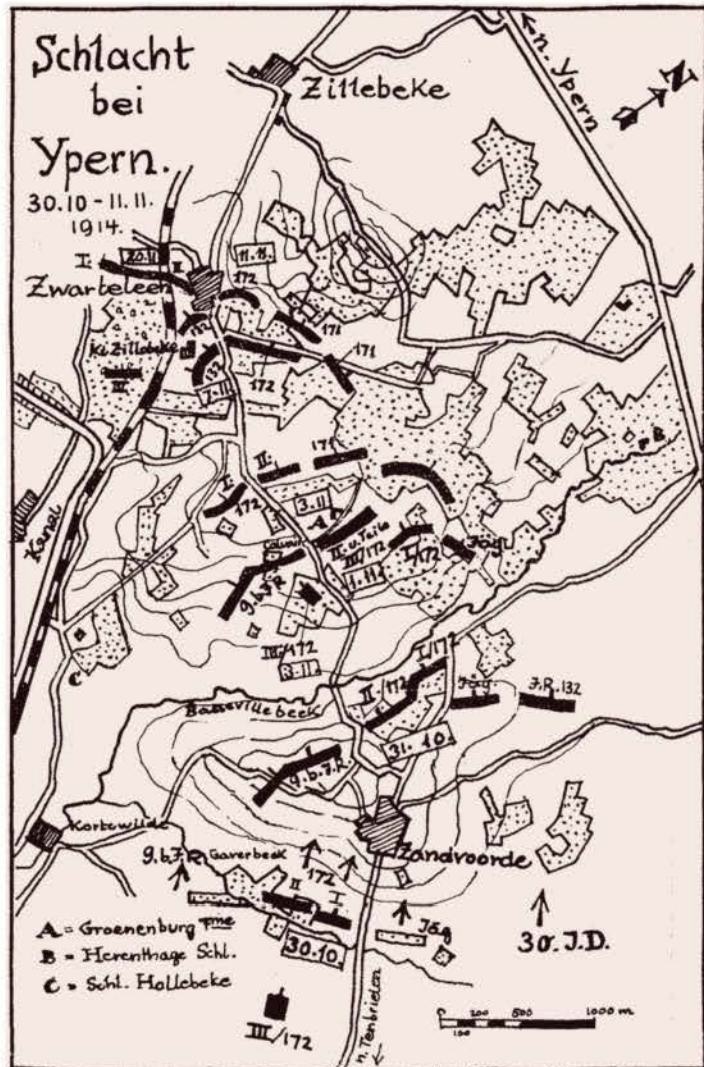
Emil Huber in der Schlacht von Ypern, seine erste Verwundung und Konfirmation 1915

Schon am 08.11.1914 wurde dann Emil zusammen mit seinem großen Bruder Ludwig tatsächlich der zweiten Kompanie des Feldregiments zugeteilt und kämpfte mit in der verlustreichen Flandernschlacht und den anschließenden aufreibenden Stel-

lungskämpfen vor Ypern. An Weihnachten lag er bei Gronenburg-Ferme in den lehmigen feuchten Stellungsgräben, zum Jahreswechsel den Engländern gegenüber bei Schloss Herenthage. Hierbei gab es bis Ende 1914 im Regiment bereits 392 Tote, 1503 Verwundete und 625 Vermisste, 15 Kameraden und zwei Offiziere gerieten in englische Kriegsgefangenschaft. Emil Huber wurde am 07.01.1915, wahrscheinlich bei Geluwe, wo das Regiment im Oktober 1918 erneut in schwere Rückzugsgefechte verwickelt wurde, durch einen Kopfschuss schwer verletzt. Er erlitt eine linksseitige Körperlähmung und musste vom Schlachtfeld ins Kriegslazarett nach Köln transportiert werden. Der schützende Stahlhelm wurde von der OHL unter von Falkenhayn erst ab Februar 1916, z. T. schon in Verdun, eingesetzt.

Eine Tabelle aus dem Regimentsbericht des Monats, in dem Huber verletzt wurde, listet die Verluste allein für seine 2. Kompanie im Kampfeinsatz einer Woche zum Zeitpunkt seiner Verletzung wie folgt auf: 42 Tote, 93 Verwundete, 12 Vermisste, 16 Kranke. Aus dieser Zeit stammt auch die abgebildete Feldpostkarte (s. Folgeseite), die einen kleinen Einblick in das damalige Frontgeschehen gibt.

Emil Huber konnte nach ein paar Wochen im März aus Köln zur Genesungskompanie in die Ortenau zurückkehren und feierte tatsächlich an Ostern in der evangelischen Stadtkirche in Offenburg mit seiner Familie und der Gemeinde Konfirmation. Er fiel dabei nicht nur durch seine Körpergröße von ca. 1,80m auf, sondern auch dadurch, dass er in seiner Frontuniform und mit Pickelhaube vor dem Altar stand. Ob das außer patriotischer Bewunderung auch noch andere Gefühle erregte, ist nicht bekannt. Nach seinem eigenen Zeugnis wurde Emil durch einen Batallionsbefehl zur Teilnahme am Konfirmandenunterricht gezwungen, als im Dienstzimmer seines Rekrutenoffiziers Hauptmann d. L. Föhrenbach eines



Die Schlacht des
172er-Regiments bei
Ypern 1914/15.



Eine Feldpostkarte
von der Front aus
dem Winter 1915.

Tages der Pfarrer auftauchte und ihn an seine Pflichten erinnerte. Er wollte sich nicht vor ihnen drücken, „in der Annahme, ihnen schon entwachsen zu sein“. Emil erzählt uns von diesem Fest:

„Am Tage der Konfirmation schritt ich als Soldat inmitten der Jungen und Mädels, es war mir eigenartig zumute, und ich wäre lieber im Graben gewesen. Ich ließ alles über mich ergehen. Von der Kanzel hörte ich die Worte ‚einer ist unter Euch, der schon sein Blut fürs Vaterland gegeben hat‘. Da war ich doch stolz auf mein badisches Musterländle, denn meinem und meines Bruders Beispiel folgte eine Reihe junger Freiwilliger, die bis auf wenige Monate Unterschied fast ebenso jung waren wie ich. Ja, einer ist sogar mit 15 Jahren gefallen.“²

Die Schlacht vor Verdun 1916, die zweite Verwundung und das Eiserne Kreuz

Schon im Mai 1915 drängte es Emil aber wieder an die Front, er wurde jetzt dem Ersatz-Bataillon des Landwehr-Infanterie-Regiments 99 in Kehl zugeteilt. Huber kam im Februar 1916 wieder im heiß umkämpften Nordflandern bei Stellungskämpfen an der vordersten Front zum Einsatz. Das Jahr 1916 sollte in der Planung der Generäle sowohl der Mittelmächte als auch der Alliierten das Ende des Stellungskrieges und damit eine Kriegsentscheidung durch massierte Großoffensiven bringen. Dazu wurde das 172er Regiment in langen Märschen und Güterwagentransporten in den Süden verlegt: Die Schlacht von Verdun stand bevor und damit der verlustreichste Einsatz nicht nur des

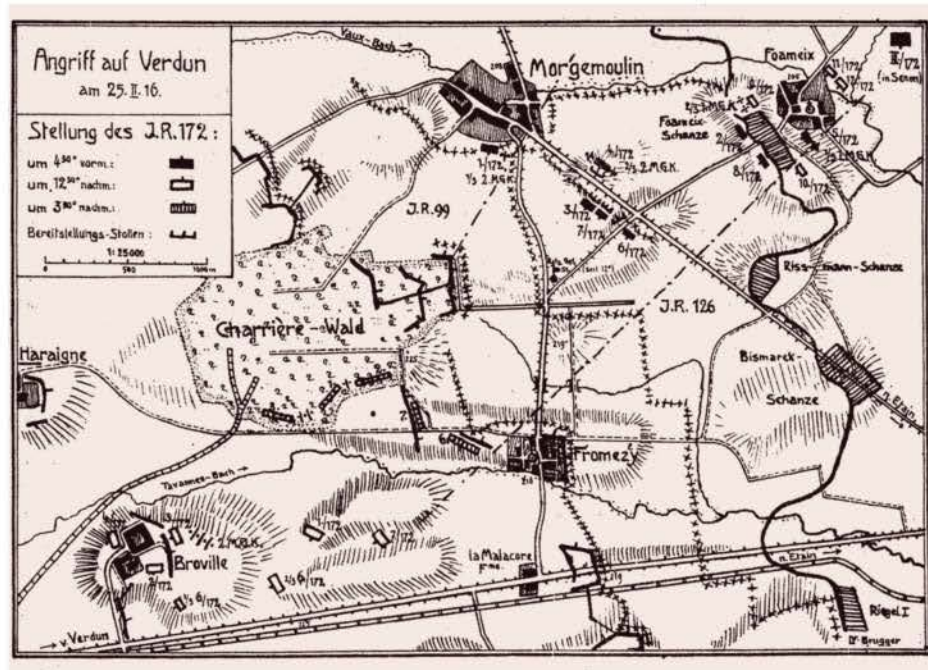


Regiments, sondern auch aller europäischen Nationen im Ersten Weltkrieg überhaupt.

Das Regiment hatte noch am 26.01.1916 den Geburtstag „S. M. des Kaisers“ mit Regimentsmusik und dem Großen Zapfenstreich gefeiert, dann begannen die aufregenden Vorbereitungen der großen Schlacht. Die Offenburger Truppe wurde der 9. Reserve-Division im sturmerprobten XV. Armeekorps unterstellt und zusammen mit der Pioniertruppe zum Stollen- und Schanzenbau nördlich Fromezey südwestlich des Angriffsziels, dem unheimlichen Charrièrewald, abkommandiert. Unweit entfernt in Blickweite lagen die später in mörderischen Materialschlachten immer wieder eroberten und dann wieder verlorenen Forts Douaumonts. Für Hubers zweite Kompanie sind im geheimen Regimentsbefehl die Arbeitsanweisungen für die Kampfvorbereitungen überliefert: „II./172 bildet Trägertrupps, 4 zum Nachschub von Verpflegung, 5 zum Transport von Material: I und II Handgranaten, III und IV Schnelldrahthindernisse, V Sandsäcke, Drahtscheren, Leuchtpistolen, Leuchtpatronen und Schanzzeug. Die Trägertrupps sind besonders energischen Führern zu unterstellen, die die Gewähr bieten, dass das ihnen anvertraute Material pp. nach vorne kommt.“

Auf den 12. Februar wurde der Angriff angesetzt, er wurde aber wegen starken Schneeregens dauernd wieder verschoben. Als am 18.02. in einem feindlichen Feuerüberfall Granaten in die deutschen Stellungen einschlugen, rücken zwei Kompanien vor, zum 21. kommt endlich gutes Wetter auf und prompt vom

*Der Marsch nach
Verdun 1916.*



Der Angriffsplan
des Regiments.

obersten Befehlshaber, dem Kronprinz Wilhelm von Preußen, auch der heiß ersehnte Angriffsbefehl:

„Seien wir von dem Bewusstsein durchdrungen, dass das Vaterland Großes von uns erwartet! Es gilt, unseren Feinden zu zeigen, dass der eiserne Wille zum Siege in Deutschlands Söhnen lebendig geblieben ist, und dass das deutsche Heer, wo es zum Angriff schreitet, jeden Widerstand überwindet! In fester Zuversicht, dass jeder an seiner Stelle sein Höchstes daran setzen wird, gebe ich den Befehl zum Angriff! Gott mit uns!“

Bei Emil Huber haben sich im Februar 1916 bei den irrsinnigen Strapazen und den bisher nie gekannten ununterbrochenem Trommelfeuern der schweren Artillerie die Folgen seiner Kopfverletzung vor Verdun erneut bemerkbar gemacht. Wie er selbst formulierte, bekam er einen „Tatterich“, gemeint ist wahrscheinlich das Nerven zerrüttende Kriegszittern, das später noch so viele andere Frontkämpfer erwischen sollte. Dabei konnten ihm auch sein Eisernes Kreuz und die Badische Verdienstmedaille nichts helfen, die er inzwischen wegen erwiesener Tapferkeit vor dem Feind verliehen bekommen hatte. Der Vater beantragte jetzt aber die Entlassung seines Sohnes aus der Armee und zog auch seine früher gegebene Einwilligung wieder zurück. Ob jetzt Emil die Schule abgeschlossen hat, ist nicht bekannt, wohl aber, dass er eine kaufmännische Lehre begonnen hat.



Materialtransport zum Stellungsbau.

Der Rückzug 1918

Flandrischer Totentanz

*Der Tod reitet auf einem kohlschwarzen Rappen.
Er hat ein undurchsichtige Kappen.
Wenn Landsknecht in das Feld marschieren,
lässt er sein Roß daneben galoppieren.
Flandern in Not, in Flandern reitet der Tod.
In Flandern reitet der Tod. Falalala, falalala.*

*Der Tod kann auch die Trommel rühren,
man kann den Wirbel im Herzen spüren!
Er trommelt hell, er trommelt laut.
Er schlägt auf eine Totenhaut.
Falalala, falalala.....*

*Der Tod kann Rappen und Schimmel reiten,
der Tod kann lächelnd im Tanze schreiten.
Er trommelt laut, er trommelt fein:
Gestorben, gestorben, gestorben muss sein.
Falalala, falalala ...*

(Soldatenlied nach einem rheinischen Tanzlied der Nonne Elsa Laura von Wolzogen/15. Jahrhundert, abgedruckt zuerst in der Frontzeitung des Wandervogels 1917)

Noch herrschte Krieg in Flandern, auch die Großoffensiven von Verdun und an der Somme hatten keine Entscheidung an den verhärteten Fronten des 700km langen Stellungssystems von Düнкirchen bis zum Hartmannsweilerkopf gebracht. In



*Die Eroberung
Bapaumes.*

der Einwohnerkartei ist für Emil erneut ein Militärverhältnis für den 25.07.1916 eingetragen und eine Zugehörigkeit zum Fuß-Artillerie-Regiment 23, die aber erst nach seiner jahrgangsgemäßen Musterung im letzten Kriegsjahr 1918 einen Sinn ergibt.

Für das 172er-Regiment begann jetzt nach aufreibenden Stellungskämpfen in der Champagne und in Flandern der Aufmarsch zur „Großen Schlacht in Frankreich“. Die schweren Kampftage bei Bapaume (März), Armentière (April), Arras (August) und Artois (September) 1918 brachten dem Regiment ungeheure Verluste.³ An der französischen Front hatten die Kriegsgegner alle verfügbaren Kräfte an Soldaten und waffentechnischem Material eingesetzt: Franzosen und Engländer mit ihren Kolonialtruppen, Inder, Australier, Kanadier und die kriegsentscheidenden frischen Soldaten der USA – insgesamt 34 Staaten waren in Stellung gegangen. Diese zahlenmäßig weit überlegenen alliierten Truppen machten Ludendorffs letzte Großoffensiven zunichte und warfen die deutschen Armeekorps wieder auf die Ausgangsstellung von 1914 zurück. Wegen der sich abzeichnenden Niederlage suchte die OHL um Waffenstillstandsverhandlungen auf der Basis von Wilsons 14 Punkten nach. Vom 11.11.1918 an erfolgten die Räumung aller besetzten Gebiete und der bittere und anstrengende Rückmarsch der Heeresformationen von der Front in die Heimat. Die 172er marschierten über Antwerpen, Aachen und Münster nach Osnabrück, wo ein Teil der Truppe am 16.12.1918 entlassen wurde. Den Rest transportierte man per Bahn in den abgelegenen Demobilmachungsort Weida in Thüringen, weil die Garnisonsstadt Offenburg in der jetzt neu geschaffenen entmilitarisierten Zone lag. Emil Huber erreichte über das inzwischen wieder französische Straßburg seine Heimatstadt. Die Verluste des Regiments von über 4000 Toten in den viereinhalb Kriegsjahren sprechen eine deutliche Sprache. Die Erinne-

rung daran sollte ein Denkmal wach halten, das 1927 in Offenburg eingeweiht wurde. 25 gefallene Infanteristen des Regiments 172 waren schon auf dem Ehrenfriedhof am Waldbach in Offenburg beigesetzt, die meisten anderen Gefallenen wahrscheinlich am Rande des Schlachtfelds, auf dem sie gestorben waren.

Ein militärhistorisches Zwischenspiel mit Nachspiel

Emil Huber beendete nach dem Krieg seine kaufmännische Lehre und arbeitete eine Zeit lang auf dem Offenburger Notariat an der Gymnasiumsstraße. Die Amtszimmer, in denen fünf Jahre vorher der Regimentsstab der 172er residiert hatte, boten einen umfassenden Blick auf den Schulhof des Gymnasiums, wo er im Sommer 1914 erfolgreich auf seine körperliche Tauglichkeit hin gemustert worden war. Unter der Berufsbezeichnung Kaufmann zog Emil Huber zum 01.07.1920 nach Ettlingen und heiratete Emma Julia Gret Goldbach (*14.11.1904) aus Velbert-Mettmann, die ihm am 24.06.1924 die Tochter Liselotte gebar.⁴ Von seinem weiteren Leben ist nichts bekannt. Emil Huber starb an den Folgen seiner Kopfverletzung, die er vor fast genau 15 Jahren bekommen hatte, am 17.01.1939. Frau Huber zog mit ihrer Tochter im Mai nach Offenburg zu den Schwiegereltern in die Straßburger Straße und im September dann schon wieder weiter nach Saalfeld/Saale. Damit wäre eigentlich alles über den jüngsten deutschen Kriegsfreiwilligen des Ersten Weltkriegs, Emil Huber aus Offenburg, den Knaben mit dem Eisernen Kreuz, erzählt, wenn es nicht ein Nachspiel um ihn zum Ersten und ein Vorspiel zum Zweiten Weltkrieg gegeben hätte.

Das Jahr 1918 war für die „im Felde unbesiegten deutschen Soldaten“ nach ihrer Rückkehr in die Heimat ein katastrophaler Schock gewesen, der sie nachhaltig traumatisierte und mit Verzweiflung, Bitterkeit und Hass erfüllte. Die sozialistische Novemberrevolution vom 09.11.1918, die einherging mit dem Waffenstillstand vom 11.11.1918, hatte die Herrschaft des Kaisers, der deutschen Könige und Großherzöge und die Macht des enteigneten Adels auf Druck der USA beendet und die erste

 EHREN-TAFEL	
<i>Gefallen sind:</i>	
Majore 3	Feldw.-Leutnants . . . 2
Hauptleute 11	San.-Offiziere 2
Oberleutnants . . . 7	Unteroffiziere 389
Leutnants 94	Mannschaften 3413
zusammen 3921	
<i>Namen der auf dem Ehrenfriedhof in Offenburg ruhenden 172er:</i>	
Leutnant d. R.	STEPHAN
Reservist	VALBER
Musketier	PLASECK
Landwehrmann	DORNER
Musketier	BERGHAUS
Reservist	BUCHER
Musketier	ULLRICH
Musketier	LANDWEHR
Musketier	SCHULZ
Landsturmmann	KOCH
Musketier	WEISS
Musketier	SAUER
Musketier	PARDOLLA
Landsturmmann	KENTZINGER
Landwehrmann	KOMPZ
Musketier	METTERNICH
Musketier	HARTZ
Musketier	MEYER
Musketier	BOMBE
Musketier	NICKEL
Musketier	RUDOLF
Musketier	ELSENHAST
Landsturmmann	FISCHER
Landsturmmann	HEUBERGER
Kriegsfreiw.	PFEFFERLE

Ehrentafel des
172er-Regiments.



*Denkmal am
Soldatenfriedhof.*

parlamentarische Republik in Deutschland mit einer sozialdemokratisch geführten Koalitionsregierung aus Zentrum und Liberalen hervorgebracht. Insgesamt fand in kürzester Zeit ein radikaler politischer und gesellschaftlicher Systemwechsel statt, der gerade für die Frontsoldaten schwer zu verkraften war. Durch die fast unerträgliche Bürde des demütigenden Friedensvertrages von Versailles musste Deutschland abrüsten und sein Heer auf 100000 Mann ohne schwere Waffen, Marine und Luftwaffe reduzieren, wodurch eine Unmenge von Soldaten vor dem Nichts stand. Gebietsabtretungen wichtiger Randgebiete und in den Kolonien, entmilitarisierte Zonen und die außenpolitische Isolierung Deutschlands bedeuteten einen erheblichen Souveränitätsverlust. Auch die ru-

nösen Reparationen, die durch die Kriegsschuldzuweisung an Deutschland als den Hauptschuldigen und -verantwortlichen als eine untragbare wirtschaftliche und moralische Hypothek auf einer ganzen Generation lastete, trieb die Weimarer Republik an den Rand ihrer Existenz. Eine der verheerendsten Geschichtslegenden, die Dolchstoßlüge Hindenburgs und Ludendorffs als den Hauptverantwortlichen für den Krieg und seine von der Zensur bis zum Schluss verschleierte Niederlage, schuf zwei innenpolitische Fronten, die sich bald in bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen bis aufs Messer bekämpften.

Nach der Inflation des Krisenjahres 1923 als Folge des kriegsanleihenfinanzierten Krieges, der französischen Ruhrgebietsbesetzung, dem Hitlerputsch und den kommunistischen Aufständen in Thüringen kam es durch den kreditträchtigen Dawesplan 1924 zu einer Beruhigung der Lage, ja sogar zu dem fünfjährigen Boom der Goldenen Zwanziger Jahre, in denen allmählich der Schock der fünf Nachkriegsjahre überwunden wurde. Jetzt kam die Zeit der Rückbesinnung auf den Krieg, die bedeutendsten Kriegsbücher aller Provenienzen erschienen in Massenaufgaben, die Regimenter veröffentlichten ihre Geschichte, Denkmäler wurden in den Städten aufgestellt.

Seit 1926 ragte am Stadtbuckel das mächtige Löwendenkmal des Offenburger Traditionsregiments der 170er-Infanteristen über der Einfahrt zur Altstadt empor. Ein Jahr zuvor schon

hatte ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem 172er Regiment und der Offenburger Stadtverwaltung stattgefunden. Federführend für den Traditionsverein des 3. Oberelsässischen Infanterie-Regiments Nr. 172 war niemand anderes als der ehemalige Rekrutenoffizier Emil Hubers, Hauptmann d.L. a.D. Föhrenbach, inzwischen Fabrikant. Es ging um einen würdigen Erinnerungsort für die über 4000 Gefallenen des Regiments. 1925 hatte man noch einen Standort auf dem Schlossberg von Altbreisach ins Auge gefasst, weil man von dort auf die ehemalige Garnison der 172er in Neufbrisach blicken konnte. Straßburg als Gründungsort des Regiments vor genau 30 Jahren schied wegen der neuerlichen Inbesitznahme durch die Franzosen von vorneherein aus. Schließlich zog man aber dann doch einen Standort in Offenburg vor, von wo das Regiment zu seinen verlustreichen Schlachten 1914 ausgezogen war und das man wegen der freundlichen Aufnahme durch die Bürger noch in bester Erinnerung hatte. Auch hier wollte man einen Höhenstandort mit Fernblick auf die Rheinebene und nach Straßburg, nämlich die Lindenhöhe. Nach mehreren Vorortinspektionen scheiterte diese Toplage allerdings an der banalen Tatsache, dass genau an der geplanten Stelle eine Erweiterung des Wasserreservoirs der Stadt vorgesehen war. Auch ein Platz am Nordende des Zwingerparks schied nach langen Debatten aus, schließlich schenkte die Stadt dem Regiment den heutigen Platz am Südenende des Parks. Am 22.01.1927 wurden schließlich die Pläne für die Öffentlichkeit zur Besichtigung am Wochenende im Bürgersaal ausgestellt und so für gut befunden.

Vom 06. bis 08. August 1927 fand in Offenburg nach langen Vorbereitungen und im besten Einvernehmen mit der Stadt die Denkmalsenthüllung in Verbindung mit einem großen Regimentstag statt. Der Oberbürgermeister hatte die Landwirtschaftlichen Hallen auf dem Messeplatz kostenlos zur Verfügung gestellt, hier waren gerade einmal 14 Jahre zuvor die Rekruten des Regiments untergebracht gewesen. Die Stadt ließ die Hallen, öffentlichen Plätze und Straßen beflaggen, die Festrede hielt im Auftrag des OBs Holler Stadtrat Martin, weil der vorgesehene Redner, Stadtrat Georg Monsch, der umsichtige und allgemein hoch geschätzte Einquartierungsmeister während des Krieges, dies zuvor kategorisch abgelehnt hatte. Das Fest begann am Samstag, dem 06. August, mit dem Empfang der Kameraden am Bahnhof, nachmittags war ein Festkonzert auf dem Marktplatz geboten, gefolgt von dem großen Festbankett auf der Messe mit der Weihe der neuen Traditionsfahne der 172er. Nach dem Wecken um 6:00 Uhr schritt man zur Gefallenenehrung auf dem Soldatenfriedhof, es folgten offene Feld-



Das am 7. 8. 1927 enthüllte Regts.-Denkmal

Das Kriegerdenkmal für die Gefallenen des 3. Oberelsässischen Infanterie-Regiments Nr. 172 im Offenburg-Zwingerpark.

gottesdienste beider Konfessionen vor der Dreifaltigkeitskirche mit anschließender Denkmalsenthüllung im Zwingerpark und einem Promenadenkonzert. Nach dem Mittagessen in allen angemieteten Lokalen der Stadt führte ein Festumzug zur Messe, der Tag endete mit dem großen Zapfenstreich. Der Montag bot ein Frühschoppenkonzert in der Michelhalle, nachmittags war „kameradschaftliches Beisammensein und Volksbelustigung“ in den Landwirtschaftlichen Hallen.

Emil Huber und sein Bruder müssen bei dem Traditionstreffen mit dabei gewesen sein, obwohl es keine Teilnehmerliste vorzuweisen gibt. Sie werden aber in der anschließend herausgegebenen Regimentszeitschrift zu dem Jahrestreffen erwähnt, genauso wie der verstorbene Bruder Otto. Dabei wird Emil als der jüngste, ein anderer Regimentskamerad, namens Marian von Wysotzky, mit seinen 48 Jahren als der älteste Kriegsfreiwillige mitsamt einer Abbildung aufgeführt.

Die Einweihung des 172er-Denkmal in Offenburg im Jahre 1927 hatte ein doppeltes Nachspiel, das allein schon eine eigene Darstellung verdient hätte. Es soll hier nur ganz kurz skizziert werden. Schon in der Woche nach dem Ende des Traditionstreffens stellte man fest, dass die von der Stadt an-

gebrachten republikanischen schwarz-rot-goldenen Fahnen der ungeliebten neuen Republik am Zwingerpark und in den Messehallen gegen preußische schwarz-weiß-rote ausgetauscht worden waren. Nun gab es langwierige Recherchen, um den Verantwortlichen und seine Handlanger herauszufinden. Ein Sturm am Vorabend soll eine Rolle gespielt haben, Regimentsvertreter und städtische Angehörige wurden vorgeladen und verhört, die Anklage eines Verbandsführers wegen des Verstoßes gegen das „Gesetz zum Schutz der Republik“ wurde schließlich fallengelassen, weil keinerlei Verbalinjurien nachzuweisen gewesen waren. Wesentlich kritischer ging die sozialdemokratische Presse mit der Veranstaltung um. *Der Volksfreund* Nr. 184 vom 10. August schreibt unter anderem:

„Im allgemeinen war es der übliche Verlauf derartiger Feiern. Im Mittelpunkt standen die allbekannten Redensarten: Vaterlandliebe, Kameradschaft, Treue und Einigkeit. Der Fahmennagelüberbringer wünschte, dass die neue Fahne wieder im Kampf des alten Regiments der 172er voran getragen werde. Der nötige Eindruck wird dann noch geschunden, wenn einige abgetackelte Offiziere in schmucker Uniform mit dem Klempnerladen an der deutschen Heldenbrust und dem Monokel ins Auge geklemmt, auftreten. Zu vorgerückter Stunde, nach 12 Uhr nachts, wurde von der Musikkapelle das berühmte Ehrhardtlied „Hakenkreuz am Stahlhelm“ gespielt, wobei kräftig mitgebrüllt wurde. Von der Decke hing eine schwarz-weiß-rote Fahne herunter.“

Die Stadtverwaltung übernahm trotz allem großzügig die zukünftigen Kosten für die Unterhaltung und Pflege des Denkmals, was auch zu Komplikationen führte, weil eines Tages ein symbolträchtiges Detail am Ehrenmal verschwunden war. Es stellte sich jedoch als Materialschaden heraus, der durch Ortenauer Steinmetzkunst behoben werden konnte.

Nach diesem Flaggenstreit vom August 1927 schloss sich 20 Jahre später ein zweites, weniger harmloses Nachspiel an. Die Deutschen hatten auch den Zweiten Weltkrieg verloren, Offenburg wurde nach 1945 von den Franzosen besetzt. Dabei entdeckte ein Besatzungssoldat an dem 172er-Denkmal an der Stadtmauer 1946 Details, die „einen sehr deutlichen Vergeltungsgedanken zum Ausdruck“ brächten. Der zuständige Gouverneur verlangte daraufhin die Entfernung des Denkmals. Er war aber nach zähen Verhandlungen im Sommer 1947 damit einverstanden, dass nach Entfernung des hoheitsvollen Adlers und anderer militärischer Details das Ehrenmal in ein Oken-denkmal verwandelt würde, das dann am Demokratentag, dem

13.09.1947, enthüllt werden sollte. Oberleutnant Brack von der Militärverwaltung machte daraufhin allerdings einen Vermittlungsvorschlag: Das Denkmal könne stehenbleiben, wenn folgende Inschriften entfernt werden: die acht Schlachtnamen, die Standortbezeichnung Straßburg und Neubreisach, der Adler des Schrägbalkens auf der rechten Seite, die Tafel in der Mitte, die danach nur „einen Passus des Andenkens“ enthalten dürfe. Erst am 11. März des Folgejahres erfolgte eine Mitteilung darüber, dass der Militärregierung in allen Punkten Genüge geleistet worden sei. Ob damit auch der heutige Zustand des Denkmals beschrieben ist, ließ sich nicht eruieren. Noch 1967 allerdings beschwerte sich ein ehemaliger 172er über die Änderungen und bat um Auskunft darüber, „aus welchen Gründen unser heutiger Nato-Verbündeter den Reliefdruck auf unserem Ehrenmal entfernen ließ“. Der Oberbürgermeister antwortete ihm salomonisch, dass die heutige französische Standortverwaltung sicher nichts gegen eine ursprüngliche Wiederherstellung einzuwenden hätte und sie sicher auch nicht verhindern könne. Er halte es aber nicht für zweckmäßig, „diese gewiss schmerzliche Erinnerung an die auch in unserer Stadt sehr wenig schöne Zeiten der militärischen Besatzung und Verwaltung hochzuspielen“.

Emil Hubers posthume Heldenverehrung zu Beginn eines neuen Weltkrieges

Am 17.01.1939 starb Emil Huber, fast auf den Tag genau 24 Jahre nach seiner schweren Kopfverletzung in der ersten großen Flandernschlacht vor Ypern, der wenige Monate später seine ungewöhnliche Konfirmation in der evangelischen Stadtkirche folgen sollte. In seinem verletzungsbedingten Tod waren die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges noch einmal spürbar geworden. Doch schon bahnten sich in den europäischen Diktaturen der Zwischenkriegszeit neue kriegerische Auseinandersetzungen in der Welt an. Hitler hatte den Anschluss Österreichs erreicht, das Appeasement des Münchner Abkommens konnte den Krieg in Europa noch einmal um ein Jahr hinauszögern, die Aufrüstung hierfür lief aber seit der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht bereits wieder auf vollen Touren. Hitler brauchte Soldaten, er brauchte zu deren Motivation aber auch vorzeigbare Helden. Niemand eignete sich dafür vielleicht besser als Emil Huber, den sein überlebender Bruder jetzt nach dessen Tod 1939 gegenüber seinem ehemaligen Regiment und seiner Heimatstadt ins Spiel brachte. Ludwig Huber diente bereits wieder in der Wehrmacht und war ausbildender

Feldwebel in der 3. Kraftfahrer Ersatz Abteilung 15 in Rudolfstadt/Thüringen. In seinem Schreiben an den Offenburger NS-Oberbürgermeister weist er auf die vielen Zeitungsdiskussionen zum jüngsten deutschen Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkriegs und einen Vorschlag General Reinhardts hin, der das Andenken des jüngsten deutschen Kriegsfreiwilligen Emil Huber durch Anbringen einer Gedenktafel, z.B. am 172er-Denkmal, wachhalten wolle.⁵ Bruder Emil, schreibt Ludwig, sei in Offenburg beigesetzt, seine Mutter würde noch dort leben, auch der Onkel, Stadtrat Emil Huber, und er hoffe, nach Kriegsende auch wieder dorthin zurückzukehren. Die Angelegenheit zog sich hin und weitete sich aus. Der Beauftragte des Traditionsverbandes des 172er Regiments im inzwischen Nationalsozialistischen Reichskriegerbund, Pickelmann, stellte am 29.08.1941 an die Stadt Offenburg den Antrag, einen Platz, eine Straße oder ein Heim der Hitlerjugend nach Emil Huber zu benennen, auch an eine Gedenktafel am Geburtshaus wurde gedacht. Auch Bruder Ludwig ließ nicht locker, wendet sich allerdings gegen eine Straßenbenennung, da inzwischen der gleichnamige Onkel Emil Huber 1941 „zur großen Armee abberufen worden sei“ und es so zu Verwechslungen kommen könne. In seiner Entgegnung bringt NS-Oberbürgermeister Dr. Rombach, mit Durchschlag an die N.S.D.A.P. Kreisleitung, eine besondere Kennzeichnung seines Grabes auf dem Ehrenfriedhof zur Sprache, dem sich auch der Traditionsverband ehemaliger 172er anschließen vermochte. Man berief sich dabei auf die Worte des Führers, ebenfalls freiwilliger Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkriegs, die dann auch am Grabe wieder zitiert wurden:

„Mögen Jahrtausende vergehen, so wird man nie von Heldentum reden und sagen dürfen, ohne des deutschen Heeres des Weltkrieges zu gedenken. Dann wird aus dem grauen Schleier der Vergangenheit die eiserne Front des grauen Stahlhelms sichtbar werden. Solange aber Deutsche leben, werden sie bedenken, dass dies einst Söhne ihres Volkes waren.“

Der Regimentsbeauftragte findet eine Ehrung Hubers mehr als angebracht, Huber marschiere in den Reihen der tapferen Krieger im gemeinsamen Kampf um unser Lebensrecht mit, er sei der Stolz der jetzigen deutschen Jugend, die mit dem Schwert in der Hand die Ehre des deutschen Volkes verteidigt, wie es Emil Huber getan habe.

Dieser massive Versuch einer posthumen Heroisierung und ideologischen Vereinnahmung zu Beginn eines neuen, noch



Detailaufnahme des Gedenksteins.

Der Text der Tafel lautete:
 EMIL HUBER
 GEFR. EHEM. I. R. 172
 geb. 7.10.1900 gest. 17.1.1939
 JÜNGSTER KRIEGSFREIWILLIGER
 DES ERSTEN WELTKRIEGES. 1914-1918
 GEW. VOM NS. REICHSKRIEGERBUND

viel schlimmeren Krieges trug reichliche Früchte. Man beriet über verschiedene Entwürfe, Materialien und Aufschriften und verschickte bereits Einladungen, wobei der oben zitierte Traditionsführer vom 172er Regiment Pickelmann federführend war.

Am 12. Oktober 1941 wurde in einer schlichten Feierstunde auf dem Offenburger Waldbachfriedhof ein Gedenkstein für Emil Huber enthüllt, von dem die Tageszeitung am 13.10. 1941 wie folgt berichtete:

„Gestern Vormittag wurde im Rahmen einer schlichten Feierstunde der Gedenkstein auf dem Grabe Emil Hubers, des jüngsten Kriegsfreiwilligen des Ersten Weltkrieges 1914-1918, auf unserem Friedhof enthüllt. Der Gedenkstein wurde auf Anordnung des Reichskriegerführers angebracht. Die Kriegerkameradschaft der ehemaligen 172er war mit ihrer Fahnen angetreten. Unter den Gästen sah man Vertreter der Partei und Stadtverwaltung, die Familienangehörigen des im Jahre 1939 verstorbenen Emil Huber.

Nachdem das weihevollere „Sanctus“ von Schubert, gespielt von den Mitgliedern der Stadtkapelle, verklungen war, sprach Kamerad Pickelmann, Düsseldorf, im Auftrage des Traditionsverbandsführers Inf. Reg. 172. Der Redner betonte, dass in Emil Huber, als er mit 13½ Jahren unter die Fahnen trat, der Geist von Lange-marck gelebt habe. Dem jüngsten Soldaten sei genau wie den anderen die Kameradschaft tiefstes Erleben gewesen. Wie damals so sei auch heute wieder, getreu dem Erbe der Väter, die Jugend Deutschlands zum großen Kampf um das Vaterland angetreten, zu Kampf und zu neuen großen Siegen, wie sie die Geschichte noch nicht gesehen hat. Anschließend enthüllte Kamerad Pickelmann den Gedenkstein, um ihn dann in die Obhut der Offenburger Kriegerkameradschaft zu übergeben.

Kreiskriegerführer Freiherr Roeder von Diersburg dankte im Namen der Kreiskriegerkameradschaft dem Traditionsverband des 3. Els. Inf. Regt. 172 und brachte den Dank aller Offenburger Kameraden an den Reichskriegerführer zum Ausdruck, dass er mit diesem Gedenkstein einen Sohn Offenburgs geehrt hat und

damit zugleich auch das Heldentum des Weltkrieges 1914/19. Der Kreiskriegerführer verlas dann Worte aus einer Rede des Führers über die Größe dieses Heldentums. Während das Lied vom guten Kameraden erklang, legten der Kreiskriegerführer im Namen der Kreiskriegerkameradschaft, Ortsgruppenführer Hutzler im Namen des Kreisleiters, Oberbürgermeister Dr. Rombach für die Stadt Offenburg und Kameradschaftsführer Appell für die Kameradschaft der ehemaligen 172er Kränze am Grabe Emil Hubers nieder. Des Abschluss der würdigen Feier bildeten die von der Kapelle intonierten Lieder der Deutschen.“⁶

Diese nationalsozialistische „Verheldung“ aus deren angemessener Deutungshoheit heraus und der damit eng verknüpfte instrumentalisierende Missbrauch der Leistung eines jugendlichen Draufgängers im Kriege soll uns nicht die angemessene Bedeutung und Bewertung Emil Hubers verstellen. Hier hat ein Junge am Ende seiner Kindheit den Spaß am Pfadfindertum fortsetzen wollen im „männlichen“ Kampf bei einem anfangs begeisternden Kriegserlebnis und hat trotz schwerer Verletzung voll seinen Mann an der brutalen Front der Schlachten und Stellungskämpfe gestanden, wie seine Kameraden im Graben und im Sperrfeuer. Welch eine Selbstdisziplin und Selbstüberwindung, welche soldatische Mut, wie viel Todesverachtung und Entbehrung in den mörderischen Materialschlachten von Ypern 1914/15 und Verdun 1916, die er beide durchstehen musste, aufzubringen waren, können wir nur mit höchstem Respekt für seine menschliche und militärische Tapferkeit betrachten. Nie hat er sich dessen irgendwo gerühmt. Das haben nachträglich andere für ihn gemacht. Und selbst wenn er unbändigen Spaß am gefährlichen Risiko, todbringenden Kampfeinsatz und zermürbenden Grabenkrieg gehabt haben sollte – einen Ernst Jünger hat man für die heroisch ästhetisierende Feier seiner draufgängerischen Kampfeinsätze in den „Stahlgewittern“ jahrelang und landesweit allgemein bewundert.

Dazu ein kleiner relativierender Nachtrag. Aus einem geheimen Ratsprotokoll vom 20. Oktober 1941, kurz nach der Ein-



Oberbürgermeister Dr. Rombach und Major Freiherr Roeder von Diersburg am Grabe Emil Hubers.



*Militärmuseale
Kuriositäten mit den
Huberbrüdern.*

weihung des Ehrengrabes, geht hervor, dass man einem peinlichen Verdacht nachgegangen war. Emil Huber soll 1920, laut Vortrag des referierenden Rats Herrn Ettwein, zwei Jahre nach Kriegsende nach staatsanwaltlicher Feststellung als Angestellter des Offenburger Notariats im alten Kapuzinerkloster eine Schreibmaschine entwendet haben. Die Ratsherrensitzung beschloss auf Vorschlag des Oberbürgermeisters daraufhin außer einer Zurkenntnisnahme lediglich, „dass es nicht vertretbar sei, eine weitere Ehrung Emil Hubers vorzunehmen“. Emil Hubers Ehrengrab auf dem Soldatenfriedhof am Waldbach wurde 1993 auf Beschluss des damaligen Gemeinderats von der Friedhofsverwaltung abgeräumt. Erhalten von Emil Huber ist dagegen ein kurioses Foto aus dem Armeemuseum in Karlsruhe, das hier zum Abschluss präsentiert werden soll. Es zeigt die jüngsten und ältesten neben dem größten und den kleinsten Soldaten der kaiserlichen Armee im ersten Kriegsjahr 1914. Sein Abdruck in der Regimentszeitung schließt nach Hinweis auf die Fälschung des Geburtsjahres durch Emil Huber und seinen Bruder Ludwig mit folgendem Kommentar:

„Diese ‚Vorspiegelung falscher Tatsachen‘ soll jetzt ihre Sühne finden. Die beiden Brüder werden im Armeemuseum Karlsruhe an die Wand gehängt – wenigstens im Bilde, zusammen mit den beiden ältesten Kriegsfreiwilligen, dem größten und den beiden kleinsten Rekruten ...“

Anmerkungen

- 1 Der Winter 1914/15 war in Flandern einer der feuchtesten und strengsten und machte mit häufigem Regen und frostigem Nebel den Huberbrüdern und ihren Kameraden mehr zu schaffen als der britische Feind. In Flandern, das etymologisch „überflutetes Land“ bedeutet, waren durch den Krieg die Vorfluter und Drainagegräben zerstört worden, wodurch das flache Land in einen schlammigen Morast verwandelt wurde. Die Soldaten waren ständig durchgefroren und durchnässt, Mäntel, Decken und sogar das Brot triefen vor Nässe. Die Soldaten standen tagelang knietief in ihren Stellungsräben, die immer wieder einbrachen. Die Folge waren Krankheiten wie Typhus, Rheuma, Frostbeulen und Darmkatarrhe, mit denen sich die Lazarette füllten und viele Mannschaften für den Rest des strapaziösen Winterfeldzuges untauglich machte, wie Ludwig Huber.
- 2 Der jüngste gefallene Kriegsfreiwillige des Krieges war Paul Mack aus Waldkirch, der am 07.06.1915 bei Liévin im Alter von 14 Jahren und 10½ Monaten fiel. Kurz darauf fiel mit 15,4 Jahren in Russland Karl Muemscher aus Koburg, mit 15,5 Franz Pommé aus Aachen bei Tahure. Die jüngsten gefallenen Offenburger Gymnasiasten waren Hans Burkhart Grüninger mit 16 Jahren, Otto Krieger ebenfalls mit 16, Rudi Sacks mit 17½ und Ferdinand Hermann mit 17¾ Jahren (siehe dazu den Aufsatz „Gymnasiale Kriegsbegeisterung ...“ in dieser Ortenau-Ausgabe)
- 3 Vergleiche dazu im erwähnten Aufsatz die Verlustliste der Offenburger Gymnasiasten, die im gleichen Einsatzgebiet zur gleichen Zeit ihr Leben lassen mussten, z. T. als Angehörige des Offenburger Traditionsregiments 170.
- 4 Im August 2014 meldete sich Emil Hubers Tochter, die jetzt 90-jährige Lieselotte Heinecke aus Braunschweig, bei uns. Sie wird wahrscheinlich im Herbst zur Eröffnung der Weltkriegsausstellung Offenburg besuchen.
- 5 Neu aufgeworfen wurde die Frage nach dem jüngsten deutschen Kriegsfreiwilligen 2012 von Andreas Felmeden (siehe die Literaturliste). Er nennt ohne genauere weitere Angaben die beiden Österreicher Josef Kaswurm (13) und Otto Krahanek (13) neben Bar Mitzwa Joseph Zippes (13), dem im Krieg beide Beine abgeschossen wurden, und den überlebenden Dr. Horst Berkowitz (16), von denen die beiden letzten aber als Angehörige jüdischen Glaubens bei einer nationalsozialistischen Glorifizierung des Ersten Weltkrieges nicht infrage kamen. Eine Stellungnahme dazu folgte vier Monate später durch Ludger Syré im gleichen Kontext.
- 6 Auf den Bericht über die „Heldenehrung für Emil Huber“ folgte 14 Tage später im Offenburger Tageblatt eine Meldung, die darauf hinwies, dass mit Carl Wedekind aus der Villa Held in Offenburgs Ortenberger Straße auch der jüngste Kriegsfreiwillige des Krieges von 1870/71 aus Offenburg stammte, wo er 1914 im Alter von 59 verstarb.

Unveröffentlichte Quellen

D'r alt Offeburger Nr. 827 vom 21.03.1915, StaO ZGS. 1914–1918

Ehrung des jüngsten Kriegsfreiwilligen des Ersten Weltkrieges 1914–18 Emil Huber aus Offenburg, StaO 5/6407

Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Infanterie-Regiments 172, StaO 05-Bestand 05

Offenburger Tageblatt vom 13.10. und 24.10.1941

Pfadfinderverein Offenburg, StaO 5/10.910

Literatur

Baden Powell, Lord of Gilwell: Pfadfinder. Ein Handbuch der Erziehung, Zürich 1953¹³

Felmeden, Andreas: Der jüngste Kriegsfreiwillige des Ersten Weltkrieges. In: Orden und Ehrenzeichen 77, o.O. 2012

Ihlenfeld, O.R.L. von: Das Badische Infanterie Regiment 170 im Weltkrieg, Berlin 1926

- Jünger, Ernst: In Stahlgewittern. Historisch-kritische Ausgabe von Helmuth Kiesel, Stuttgart 2013
Müller-Loebnitz: Die Badener im Weltkrieg 1914/18, Karlsruhe 1935
Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen, Offenburg 1998
Syré, Ludger: Emil Huber als jüngster deutscher Kriegsfreiwilliger 1914 und seine Ehrung durch die Offenburger Nationalsozialisten 1941. In: Orden und Ehrenzeichen, 79 o.O. 2012
Weber, Thomas: Hitlers erster Krieg. Der Gefreite Hitler im Weltkrieg – Mythos und Wahrheit, Berlin 2011
Wegner, Hans: Die Geschichte des 3. Oberelsässischen Infanterie-Regiments Nr. 172, Zeulenroda 1934

Schriftsteller im Elsass und in Lothringen 1914–18

Stefan Woltersdorff

Wetterleuchten über den Vogesen

„Aufgestanden ist er, welcher lange schlief / Aufgestanden unten aus Gewölben tief“. Mit diesen Worten beginnt das Gedicht „Der Krieg“ von **Georg Heym** (1887–1912). Es entstand nicht etwa 1914, sondern 1910, und macht deutlich, dass der Erste Weltkrieg lange schon in den Köpfen begonnen hatte, noch bevor der erste Schuss fiel, und dass Schriftsteller einen großen Anteil daran hatten.

Der aus dem östlichen Grenzland Schlesien stammende Heym war weder kriegslüstern noch Pazifist, er fing schlicht die Stimmung seiner Zeit ein. Als er obiges Gedicht verfasste, studierte er auf Wunsch seines Vaters gerade Jura, ein „Sauzeug“, das er „zum Kotzen“ und „zum Scheißen“ fand (Tagebuch vom 29.11.1910). Nachdem 1911 seine Dissertation abgelehnt worden und sein juristischer Vorbereitungsdienst auch im zweiten Anlauf gescheitert war, begann er sich nach alternativen Brotberufen umzusehen und fuhr zu diesem Zweck Anfang Januar 1912 in das östliche Grenzland Elsass-Lothringen, genauer gesagt: nach Metz, wo er sich bei einem lothringischen Infanterieregiment als Fahnenjunker bewarb. Während der Zugreise verfasste er ein Gedicht voll dunkler Vorahnungen:

*Die Höfe luden uns ein, mit den Armen schmächtig,
Faßten unserer Seelchen zipfeliges Kleid.
Wir entglitten durch Tore nächtig
In toter Gärten verwunschene Zeit.*

*Von Regenrohren fiel Wasser bleiern,
Ewig, Wolken flogen so trübe.
Und über der Starre der frostigen Weiher
Rosen hingen in Dürre vom Triebe.*

*Und wir gingen auf herbstlichen Pfaden, geringern,
Gläserne Kugeln zerrissen unser Gesicht,
Jemand hielt sie uns vor auf den spitzigen Fingern.
Unsere Qualen machten uns Feuerlicht.*

*Und wir schwanden so schwach in die gläsernen Räume.
Riefen voll Wehmut, da dünne das Glas zerbrach.
Wir sitzen nun ewig, in weißlichen Wolken zu träumen
Spärlichem Fluge der Falter im Abendrot nach.*

(Heym, S. 1017)

Metz war Bezirkshauptstadt des deutschen Teils von Lothringen, der zusammen mit dem damals ebenfalls deutschen Elsass das Reichsland Elsass-Lothringen bildete. Seit der Angliederung an das neu geschaffene Deutsche Reich im Jahr 1871 war das Land zwar wirtschaftlich und kulturell aufgeblüht, zugleich aber in eine Militärlandschaft verwandelt worden: mit Denkmälern, die an den letzten Krieg erinnerten, sowie Kasernen und Festungen, die den nächsten vorbereiteten. Selbst die Eisenbahn, mit der Heym von Berlin nach Metz fuhr, war ein Teil davon: Es war die „Kanonenstraße“, über die im Konfliktfall innerhalb weniger Tage dreieinhalb Millionen Mann nebst Pferden, Munition und Verpflegung nach Westen verlegt werden sollten. Um Metz gegen einen Angriff zu schützen, war ein uralter Weinberg zerstört und in eine Festung verwandelt worden: der Mont Saint-Quentin (357 m). In seinem Roman *Colette Baudoche* (1908/09) beklagt der lothringische Dichter **Maurice Barrès** (1862–1923) diese Verwandlung einer Kultur- in eine Kriegslandschaft:

Von der Esplanade aus erahnt man unter einem wolkigen Himmel zwölf Winzerdörfer, gebadet oder gespiegelt in der Mosel, die uns wie diese mit der milden Süße ihrer Namen umschmeicheln: Scy, woher der beste unserer Weine kommt, Rozérieulles, wo jedes Haus seinen eigenen Weinberg besitzt, das Erdbeerland von Woippy, das an Mirabellen reiche Lorry: alle sind mit fruchttragenden Bäumen gesegnet, die sie zu beschützen und zu lieben scheinen. Aber die Gipfel der Hügel, auf denen sie liegen, sind eingeebnet: Daraus wurden die Festungen von Plappeville, Saint-Quentin, Saint-Blaise und Sommy gemacht. (Barrès: Bd. 2, S. 311; Ü: S. W.)

Noch größer war die „Feste Kaiser Wilhelm II.“, die etwa zur gleichen Zeit im Elsass zur Verteidigung Straßburgs errichtet wurde. Auch hier musste ein alter Weinberg weichen, der teilweise den Großeltern des elsässischen Schriftstellers **René Schickele** (1883–1940) gehörte. Im Vorwort seines Essaybuches *Schreie auf dem Boulevard* (1913) berichtet er davon:

In unserm Rebberg war eine Festung eingewühlt, unterirdische Stadt voll dunkler Drohung. Ihre unsichtbaren Geschütze spielten in den Manövern dem Städtchen unten zum Bärenanzug auf. Um diese Hölle zu bauen, hatten sie unseren Kastanienwald enteignet und in drei Tagen umgeschlagen. Jeder Weg führte vor ein mächtiges Gitter, vor dem ein finsterner Soldat mit geschultertem Gewehr stand. Zum Trost sagten sie uns, daß dies die

stärkste Festung der Welt sei, und deshalb hieße sie Feste Kaiser Wilhelm II. Die Kornfelder in der Ebene bargen zahllose Forts, von denen wir Kinder wußten, daß uns der schwarze Mann holen werde, wenn wir ihnen zu nahe kämen, denn in den großen rechteckigen Maulwurfshügeln, da wohnte er (...). Wieviel Fremde für uns, schwindelnde Ferne und nächste Feindschaft! (Schickele, Bd. 3, S. 277f.)

Schickele und der 21 Jahre ältere Barrès standen sich bis 1900 sehr nahe: Beide waren französischsprachig aufgewachsen und katholisch erzogen worden. Beide liebten ihre Region und empörten sich über deren Militarisierung. Dann aber entwickelten sie sich in gegensätzliche Richtungen weiter: Der Franzose Barrès wurde zum Wortführer des nationalistischen Lagers, Schickele dagegen, bis 1918 dem Papier nach Deutscher, wurde ein Mahner für Frieden und internationale Verständigung. Ob er daran überhaupt noch geglaubt hat? In seinem Roman *Benkal der Frauentröster* (1913) jedenfalls erzählt er vom Krieg in einem fiktiven Land, das unverkennbar an Elsass-Lothringen erinnert.

Die wachsende Militärpräsenz entging selbst Kindern nicht, eines davon hieß **Jean-Paul Sartre** (1905–80). Wie jedes Jahr verbrachte der damals Achtjährige den letzten Friedenssommer 1913 bei seiner Familie mütterlicherseits im elsässischen Pfaffenhofen. Vom Haus seiner Großtante Caroline aus sah er deutsche Soldaten, die die Dorfstraße entlang zogen. In seinem Kriegstagebuch vom 22.12.1939 schreibt er viele Jahre später:

Ich erinnere mich vage an das silberne Glänzen eines deutschen Regiments, das unter schrillen und schneidenden Flötentönen unter unserem Fenster vorbeimarschierte. (Sartre: Carnets, S. 374, Ü: S. W.)

Vielleicht waren die Soldaten gerade auf dem Weg ins Sommermanöver, das 1913 im Nordelsass stattfand. Einer von ihnen sollte dort eine Staatsaffäre auslösen, die das Land dem Krieg wieder ein Stück näher brachte: der damals 20-jährige Leutnant **Günther von Forstner** (1893–1915). Ein Redakteur der *Straßburger Post* schildert den weiteren Hergang:

Der Leutnant Freiherr von Forstner, frisch von der Kadettenschule in das Zaberner Infanterie-Regiment 99 entlassen, war im Manöver in Hatten dem von seinem Quartierwirt reichlich gespendeten Elsässer Wein zum Opfer gefallen und hatte im Rausch sein Bett verunreinigt, wie sonst nur Säuglinge mit ihren Windeln

tun. – Nur war das bei dem immerhin schon etwas erwachsenen Leutnant quantitativ nicht so leicht zu nehmen und menschlich nicht so entschuldbar. Das Dienstmädchen des Quartierhauses, dem die peinliche Wäsche der Leintücher zufiel und dem der verkaterte Leutnant beim Abschied nicht einmal durch ein Trinkgeld die Arbeit angenehmer gemacht hatte, stammte aus Zabern, hatte die Regimentsnummer natürlich sofort erkannt und ließ ihr Plappermaul nach Herzenslust spazieren gehen (...) Weil „Messti“ war, hörten die Geschichte alle, die da tanzten und tranken. Von da an liefen die Gassenbuben dem Leutnant auf der Straße nach, riefen – weil sie eben Gassenbuben und in diesen Dingen der umschreibenden Redeweise nicht kundig sind – ihm „Bettschisser“ nach und rannten davon. Das war die einfache, in ein Wort kondensierte Beschreibung des Tatbestandes, wurde aber vom Regimentskommandeur als Beleidigung – nicht etwa der Hattener Familie und ihres Gastbettes, sondern des Leutnants gedeutet. (Fröba, S. 16f.)

Von Forstner wagte sich von nun an nur noch mit bewaffneter Eskorte auf die Straße und versprach sogar jedem eine Mark, der einen „Dreckwackes zusammensticht“. Tags darauf waren diese Worte im *Zaberner Anzeiger* nachzulesen, woraufhin sich wütende Bürger vor Forstners Wohnung und in seinem Stammlokal, dem Gasthof zum Karpfen versammelten (heute La Carpe d’Or). Am 28. November 1913 eskalierte die Situation. Im Dezember-Heft seiner Zeitschrift *Kain. Zeitschrift für Menschlichkeit* schildert **Erich Mühsam** (1878–1934) die Ereignisse:

Das Zaberner Straßenbild muß einen recht angenehmen Eindruck gemacht haben. Ein Rudel Leutnants geht spazieren, darunter Herr von Forstner. Spielende Kinder bemerken ihn und eins ruft „Bettschisser“. Das Rudel Leutnants zieht die Plempen und jagt hinter den Kindern her, – ein wahrhaft kriegerischer Anblick (...). Da erscheinen auf der Bildfläche 50 Mann Füsiliere, stellen sich in zwei Gliedern auf, das vordere kniet nieder, die Leute legen auf die Schüler an, und unter Trommelwirbel ertönt die Aufforderung, sich zu zerstreuen. Wer nicht sofort verschwindet, wird festgenommen – im ganzen 27 Personen, darunter zwei Landgerichtsräte und ein Staatsanwalt, die gerade einen Übeltäter gegen die bürgerliche Ordnung verknallt haben.

Die Verhafteten werden im ausgeräumten Kohlenverlies der Regimentskaserne, dem sogenannten Pandurenkeller, untergebracht, einem stinkenden, dunklen Loch, von dessen Bestimmung zur Menschenbehausung sein Erbauer sich nichts hätte träumen las-

sen (...). Hier wurden die Sünder eine ganze Nacht hindurch festgehalten. Leider hatte man die Juristen vorher freigelassen. Gerade für sie, denen das Verhängen von Freiheitsstrafen Lebensberuf ist, wäre die Erfahrung am eigenen Leibe vielleicht sehr nützlich gewesen (...).

Die kollerig gewordene Soldateska hatte damit noch nicht ausgetobt. Sie setzte ihre Jagd auf lachende Kinder fort, drang in Häuser ein, verhaftete einen neunjährigen Jungen und ein vierzehnjähriges Mädchen, und der erste Held, Herr von Forstner, schlug bei einer Säbelattacke auf spielende Kinder in einem benachbarten Dorfe einem lahmen Schustergesellen eine tiefe Wunde in den Kopf (Fröba, S. 9f.)

Mühsams Text ist nur eine von vielen literarischen Reaktionen auf die „Revolution von Zawere“. Joseph Roth und Carl von Ossietzky, natürlich auch René Schickele und Maurice Barrès, nahmen ebenfalls Stellung. Die Empörung war einhellig, und doch wurden im Januar 1914 die verantwortlichen Offiziere in Straßburg freigesprochen. Nur drei elsässische Rekruten, die die Presse über Forstners „Stechprämie“ informiert und damit alles ausgelöst hatten, wurden mit Arrest bestraft. Spätestens seit diesem Tag war Elsass-Lothringen für Deutschland verloren, dabei war der erste Schuss noch gar nicht gefallen.

Der Totentanz beginnt

Ein Krieg brach aus, fast hinter unserm Rücken (...). Die Tür flog auf, jemand schrie: „Krieg!“ Wir saßen erstarrt, den Schmerz wie ein Messer im Herzen, und dann – dann hob es uns auf, wir standen, ganz verkehrt innen und außen, und während draußen vor den Fenstern unsere Brüder, unsere Kinder, unsere Freunde ihr Blut vorbeitruhen, nahmen wir die Teller unseres gemeinsamen Mahles, die halbgeleerten Gläser, schmetterten sie uns vor die Füße, warfen die Arme hoch und schrien einander mit rotem Gesicht Beschimpfungen zu. (Schickele, Bd. 3, S. 11)

Im Vorwort zu seinem Kriegsdrama *Hans im Schnakenloch*, entstanden im Sommer 1914, beschreibt René Schickele, wie der Krieg die europäische Familie auseinanderriss. Bezogen auf Elsass-Lothringen war dies nicht nur eine Metapher, sondern Alltag: Während Schickeles Neffen zu den französischen Fahnen gerufen wurden, zog sein Bruder Gustav als deutscher Soldat ins Feld. In seinem Roman *Blick auf die Vogesen* (1924) porträtiert er ihn unter dem Namen Ernst Breuschheim.

Auch einige Schriftsteller bekannten sich als kaisertreue Untertanen, darunter der Elsässer **Friedrich Lienhard** (1865–1929). Von seinem thüringischen Wohnort aus feierte er *Deutschlands europäische Sendung* (1914). Titel wie *Heldentum und Liebe* (1915) und *Weltkrieg und Elsaß-Lothringen* (1916) sollten folgen. Und auch aus Lothringen kamen nationale Töne: Die deutschstämmige Autorin **Ilse Jacobs** arbeitete dort an ihren *Lothringischen Geschichten* (1930), ein buntes Sammelsurium von Skizzen, Novellen und Gedichten. Da die Autorin, wie der Klappentext vermerkt, als „Opfer ihres vaterländischen Pflichtgefühls“ gefallen ist, entstammen alle Texte der Zeit vor 1918 und vermitteln so ein authentisches Stimmungsbild des deutschnationalen Milieus von Metz während des Krieges. Neben gut gemeintem Kitsch finden sich zahlreiche, den Krieg verklärende Passagen, darunter das Gedicht „Auf dem Festungsbahnhof/Nachtbild“. Hier ein Auszug:

Der Bahnhof nachts.

*Am letzten Schienenweg, weit hinten,
Der dunkle Schatten dort, der Posten, kennt den Krieg,
Obgleich er nie ins Angesicht ihm sah.
Dicht vor ihm liegt die Eisenader bloß,
Die Blut dem Krieg zum Feuerherzen trägt,
Und die es matt und langsam rückwärts fährt.*

*Des Krieges Antlitz sieht der Posten nicht.
Er hört den Herzschlag nur, der dumpf und schwer
Von jenen Bergen, die in Nacht versunken,
Herüber dröhnt. Des Ungeheuers Mantel
Fühlt lasten er auf dieser Bahnhofshalle (...).*

(Jacobs, S. 7)

Wer französisch dachte oder fühlte, emigrierte oft nach Frankreich, darunter drei bekannte elsässische Publizisten: **Emile Wettolé** aus Colmar, **Léon Boll** aus Straßburg und **Pierre Bucher** (1869–1921) aus Gebwiller. In Deutschland wegen Verrats zum Tode verurteilt, arbeitete Letzterer während des Krieges im französisch besetzten Oberelsass bzw. bei Belfort für den Service de renseignement. Andere flüchteten in die innere Emigration, so der elsässische Schriftsteller **Gustave Stoskopf** (1869–1944) oder dessen Landsmann, der Politiker und Publizist **Camille Dahlet** (1883–1963), ein Schulfreund Schickeles. In seinem Roman *Blick auf die Vogesen* (1927) porträtiert er ihn unter dem Namen François Kern.

Neben Nationalisten beider Lager gab es noch die Gruppe der Pazifisten. Für sie war weder in Deutschland noch in Frankreich Platz, ihr gelobtes Land war die Schweiz. Bereits seit 1909 lebte dort der Straßburger Künstler und Schriftsteller **Jean** bzw. **Hans Arp** (1886–1966), während des Krieges zählte er zu den Mitbegründern des Dadaismus. Im Sommer 1914 folgten ihm zwei jüdische Landsleute nach: der Elsässer **Salomon Grumbach** (1884–1952) und der Lothringer **Yvan Goll** (eigtl. Isaac Lang: 1891–1950). Grumbach arbeitete während des Krieges als politischer Journalist, Goll verfasste hier sein *Requiem. Für die Gefallenen von Europa* (1917). Sie alle waren mit **René Schickele** befreundet, der bei Kriegsausbruch in Mecklenburg wohnte. Im Januar 1915 übernahm er in Berlin die Leitung der *weißen Blätter*, die er auf einen kriegskritischen Kurs brachte. Im Sommer 1915 bewirkte der mit Schickele befreundete Politiker Friedrich Naumann dessen Ausreise in die Schweiz. Nach einer erfolgreichen Therapie leitete er von dort aus seine Zeitschrift bis zum Ende des Krieges weiter und bemühte sich bis zuletzt um eine friedliche Lösung des Konflikts.

Wer in Elsass-Lothringen geblieben war, wurde Teil der deutschen Kriegsmaschine. Doch das vorherrschende Gefühl war nicht nationale Begeisterung, sondern Angst: In seinem Kriegstagebuch vom 3. August 1914 berichtet der in Colmar geborene, deutschstämmige Dichter **Ernst Stadler** (1883–1914) von „weinenden Frauen und Mädchen“, die er in in einem elsässischen Dorf angetroffen habe. Von Tränen überströmt habe die Wirtstochter ihm den Kaffee gebracht, und selbst sein Hauptmann habe „das Schreckliche, die Tragik des Krieges“ betont. Keine Spur von Hass auf Frankreich, im Gegenteil: Als Stadler am 10. August erstmals die Grenze überschritt, notierte er in sein Tagebuch: „Ich grüße Dich, süße Erde von Frankreich!“ Als Reserveleutnant zog er in diesen Krieg, doch er war ein überzeugter Europäer. Zusammen mit René Schickele hatte er 1903 in Straßburg die Literaturzeitschrift *Der Stürmer* herausgebracht, die für ein kulturell geeintes Europa der offenen Grenzen eintrat. In den folgenden Jahren machte er sich als expressionistischer Lyriker und Leiter des weltweit ersten Instituts für Komparatistik in Brüssel einen Namen. Im Herbst 1914 sollte er einen Lehrstuhl in Toronto übernehmen, doch der Krieg warf alle Pläne über den Haufen ...

Im lothringischen Landesteil war die Stimmung ähnlich. In ihrem Antikriegs-Roman *Die Katrin wird Soldat. Ein Roman aus Elsass-Lothringen* (1930), der in sechzehn Sprachen übersetzt wurde, kommt die lothringische Autorin **Adrienne Thomas** (eigtl. Herta Strauch: 1897–1980) darauf zu sprechen. Sie war

die zweisprachige Tochter einer Lothringerin und eines jüdischen Geschäftsmannes aus Preußen. 1908 zog sie mit ihren Eltern von Sankt Avold nach Metz, wo sie während des Ersten Weltkriegs als Rotkreuz-Helferin arbeitete. Die Atmosphäre in der Metzger Synagoge kurz nach Kriegsausbruch schildert sie folgendermaßen:

Ich war mit den Eltern in der Synagoge. Schrecklich, die vielen weinenden Frauen, deren Männer und Söhne nicht wie sonst auf sie warteten. Unten war die Hälfte der Betenden feldgrau, auch Österreicher waren darunter. Als die Thorarollen herumgetragen wurden, drängten sich die Feldgrauen, die zehn Gebote mit dem Gebettuch zu führen. Auch euer Gott wird euch nicht helfen. Für viele unter euch ist es zum letzten Mal. Du sollst nicht töten!

Die Metzger Gemeinde genoß – weil sie dumm ist – die Sensation, unter ihren Andächtigen das erste Mal Juden in Offiziersuniform zu haben.

Heute Vormittag predigte nicht unser Oberrabbiner, sondern ein Feldgeistlicher. Er sagte, vielleicht seien unsere Soldaten zu Hohem ausersehen, vielleicht sollten sie das alte, böswillige Vorurteil beseitigen, das des Juden Treue und Hingabe an sein Vaterland nicht wahr haben wolle. Er sprach von der treuen Pflichterfüllung der jüdischen Soldaten im Felde, und wie sie zu Ruhm und Sieg ihr Teil beitragen ... Als dann die Orgel spielte und unsere schönen alten Gesänge ertönten, sprach das stärker und wärmer zu mir als irgendwelche Worte. (Thomas, S. 203)

Die Schlacht in Lothringen

Während die deutschen Truppen gemäß des Schlieffen-Plans ins neutrale Belgien und von dort in Nordfrankreich einfielen, stießen französische Verbände im Südsass, den mittleren Vogesen (Breuschtal) und in Nordlothringen auf damals deutsches Gebiet vor. So wurde Elsass-Lothringen bereits in den ersten Kriegstagen zum Schlachtfeld, die Gräber vom August und September 1914 auf dem deutsch-französischen Soldatenfriedhof von Strasbourg-Cronenbourg zeugen noch heute davon.

Bereits am 11. August 1914 kam es südlich von Metz bei dem deutsch-lothringischen Dorf Lagarde (während des Krieges umbenannt in Gerden) zu einer ersten Schlacht auf elsässisch-lothringischem Boden, einem Kavalleriegefecht. Es war eines der ersten und zugleich letzten seiner Art an der Westfront. Unter den vorstürmenden bayerischen Ulanen befand sich der

jüdische Soldat Fischel, der dabei die erste feindliche Fahne erbeutete. Bald darauf erschien im Dortmunder Generalanzeiger folgendes Gedicht von **Max Frank**:

Die erste Fahne!

*Und wißt ihr, wer bei Lagarde in der Schlacht
Die erste Fahne hat heimgebracht?
Die erste Fahne beim ersten Siege,
Die erste Fahne im ganzen Kriege?
Der Jude Fischel ist es gewesen,
So stand es in den Blättern zu lesen.*

*Groß rühmen wil ich den Juden drum nicht,
Er ist Soldat und er tat seine Pflicht;
Wie tausend Juden, Millionen Christen,
Die zu kämpfen versteh'n und zu sterben wüßten.
Er soll nicht Dithyramben hier lesen,
Weil er ein Mann unter Männern gewesen.*

*Doch wünscht' ich, daß jene läsen die Mär,
Die feind den Juden seit alters her
Sie niemals neben sich haben gelitten,
Ihnen Deutschtum und Mannesmut abgestritten.
Von denen wird mancher sich doch nun bequemen,
Sich ganz, ganz heimlich ein wenig zu schämen.*

(Militärgeschichtliches Forschungsamt, S. 23)

Am 20. August 1914 kam es bei Saarbürg in Lothringen zu einer weiteren Feldschlacht, die auch im nahen Elsass Panik auslöste. In seiner Erzählung *Momente* (1915) beschreibt der in Metz geborene und damals in Straßburg lebende Schriftsteller **Otto Flake** (1880–1963) die Angst vor einem drohenden Einbruch der Front in die elsässische Ebene:

Wie, wenn plötzlich fliehende Reiter auftauchten, Deutsche, und hinter ihnen die wilde Jagd der Zerstörung? Man glaubte es nicht, aber es war ja auch nicht unmöglich. (Flake: Oberrhein, S. 157)

Flake verfolgte das Geschehen nur aus der Ferne, der jüdisch-elsässische Schriftsteller **Nathan Katz** (1892–1981) war als deutscher Soldat daran beteiligt und wurde dabei am rechten Arm verwundet. Nach seiner Genesung wurde er an die Ostfront geschickt, wo er in russische Kriegsgefangenschaft geriet. Dort verfasste er seinen ersten Gedichtband *Galgenbüchlein*

(1920). Bekannt wurde er später mit seinen in jiddisch-elsässischer Mundart verfassten Gedichten, Theaterstücken und Novellen. In seinen *Gschichte üs em Sundgäu* kommt er auch auf seine Erlebnisse im Sommer 1914 zu sprechen:

A isch Chrieg worde. Dur d'erschi verschosseni elsässischi Därfer sin mr marschiärt. Im zittige Chornfäll hai mr glageret. Das scheene schwäre Chorn, do isch's niederträtte worde; d Wälder ewäg ghäue. Het eim des wehdo im Härz!

An der Schlacht nahm auch der expressionistische Lyriker **Alfred Lichtenstein** (1889–1914) teil. Wenige Wochen später, am 25. September 1914, fiel er bei Vermandovillers an der Somme, kurz nach Niederschrift des Gedichts *Die Schlacht bei Saarburg*. Es ist der verzweifelte Versuch, das erlebte Grauen in Worte zu fassen und dabei einen Rest von Haltung zu wahren:

*Die Erde verschimmelt im Nebel.
Der Abend drückt wie Blei,
Rings reißt elektrisches Krachen
Und wimmernd bricht alles entzwei.*

*Wie schlechte Lumpen qualmen
Die Dörfer am Horizont.
Ich liege gottverlassen
In der knatternden Schützenfront.*

*Viel kupferne feindliche Vögeleien
Surren um Herz und Hirn.
Und stemme mich steil in das Graue
Und biete dem Tode die Stirn.*

(Harig/Heckmann/Oberhauser, S. 138)

Vom 19. bis 22. August 1914 kampierte **Ernst Stadler** am Dabofelsen in der Nähe von Saarburg und wurde zum Ohrenzeugen der Schlacht. Tags darauf sah er das Schlachtfeld und hielt die erschütternden Eindrücke in seinem Kriegstagebuch fest. Wenige Wochen später, am 30. Oktober 1914, fiel auch er, bei Ypern, und wurde im Straßburger Ortsteil Robertsau auf dem Friedhof Saint-Louis beigesetzt:

*Samstag, d. 22. Aug.
Zum ersten Mal zeigt der Krieg s. ganzes Grauen. Ein Trümmerhaufe. Kein Haus ist verschont. Löcher in den Wänden, oder zu Gerippen niedergebrannt. Im Glockenstuhl der ganz eingäscher-*

ten Kirche hängt noch die Glocke. Verbogene Dachsparren ragen heraus. Schon auf d. Weg sind Pferdekadaver, aufgedunsen, mit vorgestreckten Hinterbeinen.

Auf der Straße riesige Krater und Trichter, die die schweren Fußartilleriegeschosse ausgeworfen haben. Tote in Massen. Tornister, Hemden, Wäsche, Fleisch. Die Toten im Dorf meist den Kopf mit e. Tuch verhüllt. Nachher auch das nicht mehr. Im Chausséegraben einer neben dem anderen. Fürchterlich zugerichtet durch die Artilleriegeschosse. Einem das ganze Unterkinn weggerissen. Ein ganzer Schützengraben voll gefallener Franzosen. Dann tote Deutsche, die ihn gestürmt haben. Ein ganz junger Leutnant. An den Leichen sind schon die Fliegen. Die Bewohner größtenteils geflohen. In den Ställen steht noch Vieh, soweit es nicht erschossen ist. Eine Katze schleicht vorsichtig über die Schwelle des zu Trümmern geschossenen Hauses. Hühner. In einer Jauchelache ein stinkender, ersäufter Hund. Ein Kramladen. Die Soldaten wühlen in den Sachen. (Stadler, S. 545)

Nach der Schlacht von Saarburg drangen die Deutschen im französischen Teil Lothringens bis an die Mosel vor, wo ihr Vormarsch jedoch gestoppt wurde. Bei den Kämpfen wurden das Dorf Charmes und der benachbarte Wald ausradiert. Nur wenige Häuser blieben stehen, darunter die am Ortsrand gelegene Villa des Dichters **Maurice Barrès**. Die Schlacht glorifizierte er in seiner 14-bändigen *Chronique de la Grande Guerre*, was selbst unter französischen Schriftstellern auf geteiltes Echos stieß. Sein Kollege **Romain Rolland** (1866–1944) etwa verspottete ihn als „Nachtigall des Massenmords“.

Bis Ende September 1914 wurden die Deutschen in Lothringen wieder fast bis zur Reichsgrenze zurückgedrängt. An den Kämpfen waren zwei französische Schriftsteller beteiligt: Péguy und Alain-Fournier: Am 15. August 1914 trat **Charles Péguy** (1873–1914) in dem Dorf Loupmont zum katholischen Glauben über. Ihm schwebte ein von sozialistischen Idealen geprägtes Christentum vor, was ihn sowohl in den Augen seiner sozialistischen Freunde wie in denen der katholischen Amtskirche zum Verräter stempelte. Viel Zeit, seine Ideale umzusetzen, blieb ihm ohnehin nicht. Nur drei Wochen später, am 5. September 1914, traf ihn während der Schlacht an der Marne eine Kugel mitten in die Stirn.

Zwei Wochen später, am 22. September 1914, fiel auch Péguy's Freund und Berufskollege **Henri Alain-Fournier** (1886–1914) im Wald von Saint-Rémy-la-Calonne, wenige Kilometer westlich von Loupmont. 1913 war sein Roman *Le Grand Meaulnes* erschienen, den Péguy in seiner Zeitschrift *La Quinzaine*

Littéraire besprach. Erst 1992 wurden Alain-Fourniers sterbliche Überreste in einem Massengrab entdeckt. Offenbar hatte sein Trupp einen deutschen Lazarett-Zug angegriffen, ein Krankenträger und ein Kriegsfreiwilliger wurden dabei getötet. Die Überlebenden erwiderten das Feuer, töteten 15 Franzosen und exekutierten sechs Schwerverletzte. Die Regeln der Genfer Konvention galten schon in den ersten Kriegswochen auf beiden Seiten nicht mehr viel ...

An der Heimatfront

Bei Kriegsausbruch war über Elsass-Lothringen der Belagerungszustand verhängt worden, doch der Krieg war ohnehin allgegenwärtig. Zu den freiwilligen Helfern, die die Verwundeten und oft grauenhaft Verstümmelten am Straßburger Bahnhof empfangen und notdürftig versorgten, gehörte **Hans Pfitzner** (1869–1949). Der berühmte Komponist war damals Leiter des Straßburger Konservatoriums und Direktor der Rheinoper. Doch lange ertrug er den Anblick nicht. Am 10. September 1914 schrieb er seiner Freundin Alma Mahler, er habe sich „nun doch ganz auf seine Arbeit zurückgezogen“. In Metz hatte sich **Adrienne Thomas** zum Bahnhofsdiens gemeldet. In ihrem Roman *Die Katrin wird Soldat* (1930) schildert sie ihre Erlebnisse:

19. September 1914. Immer dasselbe, doppelseitige Bild: Oben auf dem Bahnsteig ausziehende, singende, nichtsahnende junge Menschen – unten in der Baracke die Zurückgekehrten mit blutleeren Gesichtern, zerschmetterten Gliedern. Die ausziehenden werden neuerdings mit Musik zur Bahn gebracht, fahren mit Musikbegleitung aus der Halle. Wiederkommen tun sie geräuschlos. Und wir gehen auf Zehenspitzen. Wenn einmal einer sagt: „Ach, Fräulein, Sie waren damals droben, wie ich ausgerückt bin – gelt, da hab ich anders ausgeschaut – – –“ dann fühlt man sich mitschuldig am Elend dieser Menschen. (Thomas, S. 202)

22. Februar 1915. Ich ging zum Dienst, und es erwartete mich eine Hölle. Ein Lazarettzug von zweiundvierzig Waggons lief ein. Die kriegführenden Länder tauschen ihre Schwerverwundeten aus. In zweiundvierzig Waggons konnte man das sehen, was nicht mehr kriegsverwendungsfähig war und der Mühe nicht wert, von Deutschland bis zum Friedensschluß aufbewahrt zu werden. Menschenrestchen (...). Zweiundvierzig Waggons voll vernichteten Lebens. Und ein ganz, ganz geringer Prozentsatz von dem, was – über ganz Europa verteilt – zum Himmel schreit, zum Himmel stinkt. (Thomas, S. 252f.)

Nicht nur in den großen Städten gab es Feldlazarette, auch in den kleinen wie Saargemünd. Von 1915 bis 1917 war der Schriftsteller **Alfred Döblin** (1878–1957) hier als Arzt tätig. Ende 1914 hatte er sich freiwillig gemeldet und noch im Dezember in der Frankfurter Rundschau ein übles Kriegs-Pamphlet veröffentlicht. Am zweiten Weihnachtsfeiertag erhielt er seinen Gestellungsbefehl. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er aus dem Hôtel Royal an seinen Verleger Herwarth Walden (03.01.1915):

Nun sitze ich in diesem lothringischen Nest. Ich sehe keine Autos, keine Droschke; ab und zu einen Handwagen, bäurische Leute mit schiefen schwarzen Filzhüten, den langen Shawl halbtalienisch um Hals und Schulter. Kapläne mit dem breiten Jesuitenhut und langem faltigen Rock. Rotbäckige Kinder auf den Plätzen; der breite tonvolle Dialekt, der sich viel Zeit läßt. Ich wohne in einem der drei Hotels an der Bahn; fünfzehn Minuten gradeaus von hier ist das Städtchen ganz durchschritten; draußen liegt unser Lazarett.

(...) Wer soll diese Gesellschaft in der Nähe aushalten. Sie ist grausig: Kleinbürger, die sich gegenseitig beklatschen, Geschwätz unter einander her tragen. Du weißt, dass das Furchtbarste die Gesinnungsschnüffelei ist; das findet man hier aufs Schönste rechts und links; wie soll ich mit meiner Frivolität und Leichtigkeit in diesen Sachen da aushalten. (Schock, S. 15 f.)

Des Hotellebens überdrüssig, bezog Döblin am 26. Januar 1915 eine Drei-Zimmer-Wohnung in der Marktstraße 7 (heute: Rue de la Paix), eine „verflucht stillose“ Wohnung (23.03.1915 an Walden). Hier verfasste er das expressionistische „Schauermärchen“ *Das Gespenst vom Ritthof*, eine düstere Geschichte, die im Oktober 1915 in Waldens Zeitschrift *Der Sturm* erschien. Doch sein Blick auf Elsass-Lothringen änderte sich kaum. Am 31. Januar 1915 beschwerte er sich in einem Brief an Walden über das „sonderbare Mischmasch von Volk“, das er in Elsass-Lothringen vorgefunden habe, und fuhr fort:

Ich habe danach überhaupt den Animus, dass wir viel zu anständig von den Franzosen denken. Sonderbar berührt dabei in diesem Nest hier, wie viele französische Namen, Vornamen es noch gibt; ich habe Ansichtskarten gekauft, auf denen 1914 noch steht „Vue de Saarguémines“ (!), ebenso Porzellan mit Saarguémines signiert. Eine dolle Komödie für uns Preußen. Erst jetzt wird energisch auf Schildern verdeutscht, es scheint mit polizeilicher Nachhilfe ... (Schock, S. 27)

Die Frontsoldaten waren da einen Schritt weiter: Am 11. November 1914 schrieb der Maler und bayerische Unteroffizier **Franz Marc** (1880–1916) aus dem westlich von Metz, gleich hinter der Grenze gelegenen Dorf Hagéville an seine aus dem Elsass stammende Mutter einen Brief voller dunkler Vorahnungen:

Nun tobt dieser fürchterliche Krieg auch bald über ganz Asien, Persien, China werden unrettbar hineingerissen, und ich glaube nicht, daß Amerika sich bis zum Ende dem Kamp entziehen kann. Dieser Weltbrand ist der wohl grausigste Moment der ganzen Weltgeschichte. (Endzeit113 f.)

Als es Weihnachten wurde, kam es an der Front vielfach zu Verbrüderungen, doch diese Versuche, den Krieg vorzeitig zu beenden, wurden rasch niedergeschlagen. Die meisten Soldaten erfuhren davon nichts, so auch **Franz Hessel** (1880–1941), der damals in Straßburg seinen Fronturlaub verbrachte. Der deutsch-jüdische Schriftsteller war ein großer Verehrer französischer Kultur, den Krieg zwischen beiden Ländern empfand er als völlig unerträglich. Seine Kriegsmüdigkeit spricht auch aus folgenden Zeilen:

Gestern hatte ich Stadturlaub. Ich freute mich so, ein paar Stunden beim Münster und in alten Gassen zu verbringen. (...) Gestern aber stand ich fremd mit meinen Soldatenstiefeln auf den Steinen vorm Münster und sah in das Lächeln der klugen Jungfrauen des Portals voll Heimweh hinein. Und als ich endlich mit einem Drachentiere mich emporkrümmte und Anteil bekam an Nische, Mauer, Bau, wurde ich von einem Leutnant angefahren, den ich nicht begrüßt hatte, obwohl er dicht vor mir aus dem Tor trat. Da musste ich fortgehen von Engel und Kirchmauer. (Hessel, Bd. 1, S. 199 f.)

Walter Flex (1887–1917) hingegen musste den Heiligen Abend an der Front verbringen. Der promovierte Germanist und Schriftsteller war von der Wandervogel-Bewegung und ihrem schwärmerischen Natur- und Nationalgefühl geprägt. Nach seinem Studium arbeitete er als Hauslehrer, unter anderem in der Familie Ottos von Bismarck. Im Sommer 1914 meldete er sich freiwillig. Am Heiligabend des Jahres 1914 las er in einer lothringischen Dorfkirche seinen Kameraden aus seiner Erzählung *Das Weihnachtsmärchen des fünfzigsten Regiments* vor. 1915 wurde er an die Ostfront versetzt, wo er am 16. Oktober 1917 fiel.

Im gleichen Jahr wurde seine Erzählung *Der Wanderer zwischen beiden Welten* (1917) veröffentlicht, die bis 1945 zu den erfolgreichsten Büchern deutscher Sprache zählte. Ein Schau-

platz der Handlung ist der „Bois des Chevaliers“ in Lothringen. Der Ich-Erzähler berichtet darin, wie er in einer stürmischen Nacht das Gedicht *Wildgänse rauschen durch die Nacht* verfasste. Dem melancholischen Text unterlegte Robert Götz später eine schmissige Melodie, die von den Wandervögeln und der sozialistischen Jugend ebenso gerne geträllert wurde wie von der Wehrmacht und der SS. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Lied unter dem Titel *Les oies sauvages* ins Gesangsbuch der französischen Fallschirmspringer und eine zweisprachige Fassung in das der Fremdenlegion aufgenommen:

Eine stürmische Vorfrühlingsnacht ging durch die kriegswunden Laubwälder Welsch-Lothringens, wo monatelang Eisenhagel jeden Stamm gezeichnet und zerschroten hatte. ich lag als Kriegsfreiwilliger wie hundert Nächte zuvor auf der granatenerpflügten Waldblöße als Horchposten und sah mit windheißen Augen in das flackernde Helldunkel der Sturmnacht, durch die ruhlose Scheinwerfer über deutsche und französische Schützengräben wanderten. Der Braus des Nachtsturms schwoll anbrandend über mich hin. Fremde Stimmen füllten die zuckende Luft. Über Helmspitze und Gewehrlauf hin sang und pfiff es schneidend, schrill und klagend, und hoch über den feindlichen Heerhaufen, die sich lauern im Dunkel gegenüberlagen, zogen mit messerscharfem Schrei wandernden Graugänse nach Norden (...). Ohne im Dunkel die ineinanderlaufenden Zeilen zu sehen, schrieb ich auf einen Fetzen Papier ein paar Verse:

*Wildgänse rauschen durch die Nacht
Mit schrillum Schrei nach Norden –
Unstäte Fahrt! Habt acht, habt acht!
Die Welt ist voller Morden.*
(Harig/Heckmann/Oberhauser, S. 133 f.)

Beginn des Stellungskriegs

Am letzten Tag des Jahres 1914 waren im Süden der Front Kämpfe rund um den Hartmannsweilerkopf entbrannt. Das ganze Jahr 1915 zog sich die Schlacht hin, ohne dass einer Seite nennenswerte Gebietsgewinne gelangen. Bis zum Ende des Krieges sollte der Berg nicht zur Ruhe kommen, insgesamt starben hier etwa 60000 Menschen. Einer davon war der elsässische Schriftsteller **Paul Acker** (1874–1915): 1874 war er in Zabern zur Welt gekommen, eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus erinnert daran (Grand-Rue Nr. 56). Da sich seine Eltern für Frankreich entschieden, wuchs er in Paris auf und be-

gann dort, französische Romane zu verfassen. Neben Maurice Barrès und René Bazin gilt er als Hauptvertreter des französisch-elsässischen Romans. Der Konflikt um das Elsass kostete ihn schließlich selbst das Leben: Am 27. Juni 1915 kam er als französischer Soldat nahe der Front bei Thann bei einem Auto-unfall ums Leben. Nach Kriegsende wurde er auf dem Friedhof seiner Geburtsstadt beigesetzt.

Zu jener Zeit besuchte **René Schickele** mit seiner französischen Verwandtschaft die vom Krieg verwüsteten Orte im Oberelsass. Dabei entstand der dreiteilige Essay *Blick vom Hartmannsweilerkopf*, den er in den Band *Wir wollen nicht sterben!* (1922) aufnahm. Das einstige Schlachtfeld ist für ihn ein völkerverbindender Ort grenzenloser Trauer, der sich jeder nationalen Vereinnahmung widersetzt:

*In meiner Erinnerung starren tausend von Granaten geschälte Bäume in die Bläue eines Sommertages. Sie stehen wie Marterhölzer um den Gipfel des Hartmannsweilerkopfes, der Gipfel aber ist ein durcheinander geworfener Haufen rötlichen Gesteins, überblüht von Weiderosen. In meiner Erinnerung ist der Hartmannsweilerkopf ein Golgatha, wo in vier Jahren 60000 schuldlose Männer von Explosionen an Pfähle genagelt wurden, von wo Granaten sie in Fetzen herabholten (...). Den Unterschied zwischen Freund und Feind hatten diese selbst verwischt, wie sie ineinander eingedrungen waren, sich miteinander durchsetzt hatten, sie lagen, wo sie gefallen waren, unlöslich verstrickt und Schicht um Schicht übereinander geworfen und zugedeckt vom jahrelangen Ausbruch dieses Gipfels. Sie trennen? Gerade so leicht hätte man den Berg gespalten. (Schickele: *Wir wollen nicht sterben!*, S. 196f.)*

Auch in Lothringen nahmen die Kämpfe ab dem Frühjahr 1915 wieder an Heftigkeit zu, die Stadt Pont-à-Mousson wurde dabei zerstört. Als Soldat eines bayerischen Artillerie-Regiments wurde der deutsche Dichter **Ernst Toller** (1893–1939) Augenzeuge ihres Untergangs. Als Freiwilliger war er in den Krieg gezogen, als psychisch Gebrochener und überzeugter Pazifist kehrte er zurück. In seinem autobiografischen Bericht *Eine Jugend in Deutschland* (1933), den er zu Beginn seines Exils in den USA verfasste, erzählt er von seinen Erlebnissen im Priesterwald (Bois-le-Prêtre) bei Pont-à-Mousson im Jahr 1915:

Unsere Geschütze stehen auf halber Höhe vor Pont à Mousson. Wir kommen morgens an, mit Kaffeekesseln und Brot für die Mannschaft beladen, die Soldaten sitzen mit nacktem Oberkörper

vor den Unterständen, die Hemden auf ihre Knie gebreitet, und knacken Läuse, die in den Nähten sich eingenistet haben.

Auf dem Weg zum Geschütz höre ich das Surren eines Flugzeuges. Neugierig bleibe ich stehen, erkenne auf der unteren Tragfläche des Apparates den Kreis der Trikolore.

Hinschmeißen! ruft unser Führer.

Vielstimmiges Pfeifen, der Flieger hat zwei Bündel kleiner stählerner Pfeile auf unsere Gruppe geworfen. Niemand ist verletzt.

Net amal a kloaner Heimatschuß, sagt unser Führer, Dei Vorgänger hat mehr Schwein ghabt, wendet er sich zu mir, als er grad auf der Latrin gessen is, hat eahm a Schrapnell dawischt, jetzt hat er sei Ruah im Lazarett.

Der Beobachterstand liegt in der Talmulde vor der Kuppe des Berges. Ich sehe durchs Scherenfernrohr, sehe die Schützengräben der Franzosen, dahinter Pont à Mousson, die zerschossene Stadt, die Mosel, die durch die Landschaft des Vorfrühlings weich und träge sich schlängelt ... (Toller, S. 43 f.)

Etwas weiter westlich liegt Les Eparges. In einer engen Schlucht, an einem Frontabschnitt von gerade mal 1200 Metern Länge, starben ca. 20000 Deutsche und Franzosen. Ein französischer und ein deutscher Schriftsteller waren 1915 dabei und wurden am gleichen Tag verwundet: **Maurice Genevoix** (1890–1980) und **Ernst Jünger** (1895–1998). 1923 veröffentlichte Genevoix unter dem Titel *Eparges* einen fünfbandigen Bericht über die Kämpfe, und auch Jünger widmete der Schlacht ein langes Kapitel in dem Roman *In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers* (1920).

Grundlage des Romans war Jüngers Kriegstagebuch, das er von Januar 1915 bis August 1918 führte. Erst 2010 wurde es veröffentlicht, 90 Jahre nach dem Roman. Es ist ein noch un bearbeiteter und daher ungeschöner Bericht, in dem, anders als im Roman, auch von Saufereien, Raufereien, Plünderungen und sexuellen Exzessen die Rede ist. In einem besonders langen Eintrag berichtet Jünger von seiner „Feuertaufe“ bei Les Eparges am 24. April 1915, hier einige Auszüge:

Zwischen dem alten deutschen und dem alten franz. Graben lag eine Unmenge deutscher Toter, vom Reg. 78, die heut morgen erst gestürmt hatten. Sie lagen da, stumm und steif, wenig auffallend, weil sie sich nicht abhoben vom Boden und doch grauenhaft anzusehen. Fast alle waren mit dem Gesicht auf den Boden gefallen und kehrten das Kopfende dem franz. Graben zu, einige aber zeigten dem Himmel ihre erstarrten, blutbesudelten Gesichter. Vorn am Wege wälzte sich apathisch ein schwer verwundeter,

blutüberlaufen, und das Todeszeichen schon auf der Stirn, er zog sich seine Decke über den Kopf, als ob er nichts mehr von der Welt wissen wollte (...).

Ich sah noch ein Bündel Lumpen im Stacheldraht hängen, fasste hin, und merkte zu meiner unangenehmen Überraschung, dass der Stoff mit einer klebrigen, stinkenden Masse überzogen war (...). In die zerfetzten Lumpen war eine feuchte Mumie eingehüllt (...). Der Kopf war nicht zu sehen, man sah nur so etwas wie einen Klumpen Kalk. Am Knie sah man die Kniescheibe aus zerrissenen Fetzen hervorschauen, das umgebende Fleisch war weiß wie von Schellfischen, eine Sehne zog sich wie ein Band durch das verweste Fleisch. Mein Blick wandte sich nach rechts. Da lag ja noch alles voll! Einige waren halb verscharrt, viele lagen noch so wie sie vor Wochen oder Monaten das tödliche Blei dahingerafft hatte. Einer lag ohne Jacke mit dem Körper über seine Beine geklappt, das lange Haar noch ganz spärlich auf einem seltsam gebräunten Schädel; ein anderer lehnte feldmarschmäÙig mit dem eigentümlichen franz. Lederzeug an einem Baume, so daß man fast erschrak beim Hinblicken. Mit einem Wort, es war ein unheimlicher, schauerlicher Totentanz, wie ihn schlimmer keine mittelalterliche Phantasie hätte erfinden können. (Jünger: Kriegstagebuch, S. 30–33)

Bald nach diesem Erlebnis wurde Jünger von einem Granatsplitter am Oberschenkel getroffen. Es gelang ihm, sich aus dem Graben heraus und zum nächsten Verbandsplatz zu schleppen. Als er im Herbst 1918 zum siebten Mal wegen einer Kriegsverletzung im Lazarett lag, erreichte ihn die Nachricht, dass ihn der deutsche Kaiser mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet hatte. Kurz darauf dankte er ab.

Ab 1915 wurde auch der Argonnerwald im Westen Lothringens zum Schauplatz blutiger Grabenkämpfe. So manche „Landser-Lyrik“ nimmt darauf Bezug, darunter das Lied „Argonnerwald um Mitternacht“. Es wurde 1915 von **Hermann Albert von Gordon** (1878–1939) verfasst und erzählt die Geschichte eines deutschen Pioniers, der eine französische Stellung erstürmt. Wie viele Soldatenlieder schwankt der Text zwischen Kitsch, falschem Patriotismus und echter Friedenssehnsucht hin und her:

*Argonnerwald, um Mitternacht
Ein Pionier stand auf der Wacht
Ein Sternlein hoch am Himmel stand
Bringt ihm 'nen Gruß aus fernem Heimatland
(...)*

*Argonnerwald, Argonnerwald,
Ein stiller Friedhof wirst du bald!
In deiner kühlen Erde ruht
So manches tapfere Soldatenblut.*

Kriegsromantik, Kriegsbegeisterung, Kriegsmüdigkeit ... Der Text bedient viele Gefühle. Vielleicht war dies auch der Grund seines Erfolgs. Nach dem Waffenstillstand lebte das Argonnerwald-Lied in verschiedenen Variationen weiter: als kommunistisches Kampflied (An Rhein und Ruhr marschieren wir, für Rätedeutschland kämpfen wir ...), als nationalsozialistisches Propagandalied (Durchs Ruhrgebiet marschieren wir, für Adolf Hitler kämpfen wir ...) und als Widerstandslied der Edelweißpiraten (An Rhein und Ruhr marschieren wir, für unsre Freiheit kämpfen wir ...).

Zwei weitere Autoren erlebten die Kämpfe im Argonnerwald: **Max Bartel** (1893–1975) und **Theodor Haubach** (1896–1945). Bartel war ein sächsischer Maurersohn, der sich vor dem Krieg als Tappelbruder und Bohémien durchschlug, sich früh der sozialistischen Jugendbewegung anschloss und seit 1910 Gedichte schrieb. Während des Krieges kämpfte er an der Westfront und veröffentlichte gleichzeitig zwei Bände mit pazifistischen Gedichten. Der erste trägt den Titel *Verse aus den Argonnen* (1916). Nach dem Krieg nahm er am Spartakus-Aufstand teil und lebte als „Arbeiterdichter“ in Berlin. Ab 1933 bekannte er sich zum Nationalsozialismus, schrieb zahlreiche Reise- und Trivialromane und geriet schließlich in Vergessenheit.

Ganz anders Haubach: Nach 1918 wurde er Journalist und SPD-Politiker, 1933 ging er in den Widerstand. 1945 wurde er zusammen mit Helmuth James Graf von Moltke in Plötzensee erhängt. An seinen drei Jahrzehnte zuvor verfassten Kriegsbriefen fasziniert das Zusammenspiel romantischer Natur- und realistischer Kriegsschilderungen:

*Ein weites, süßes Land, Berge und Wälder wie geballte Wolken,
Täler und Tälchen eng und grundlos tief, von verzauberter Stille
überdeckt, von dunklem, traurigem Licht durchschwommen. Ein
betäubender Wald! Der Himmel ist immer von weißer Seide ge-
waschen, die Sonne glänzt leise in dem sanften Blau, ihr Schein
fällt durchlöchert in großen Scheiben durch die dämmernden
Dickichte.*

*Die Nacht, ob Mondschein oder Regen, ist beherrscht von den
runden Konturen der Berge, die wie Pferde in endlos galoppieren-
den Linien um die Horizonte rennen, ist beherrscht von dem
sausenden Klang der Wälder, von dem Glockenton des allmäch-*

tigen Wassers, das den Bergen wie Blut entströmt, man mag stoßen, wo man will. (...)

Der Krieg! Eine schleichende, schleimige Gefahr! Das wilde Gesicht der vergangenen Stürme hat er abgeworfen. Er ist still geworden, gemein ohne Größe, gehässig ohne Haß, wütend ohne die eherne Wut der großen Offensiven. Wie Schlangen ringeln sich die Schrappnellwolken um die zersplitterten Reste der Bäume, mit kurzem, gellenden Pfiff einem erstaunten Arbeitertrupp in den Rücken fallend, dessen Leichen dann schweigend mit der tragischen Gebärde geknickter Marionetten über die Felsen stürzten. (Harig/Heckmann/Oberhauser, S. 135)

Die Hölle von Verdun

Wie ein Trupp Pferde, die ihre Hälse trinkend in den Fluß senken, traten die Maashöhen rechts und links an das in Windungen strömende Gewässer. Sie entstammten als Ausläufer den Argonnen, diese Maashöhen, runde Kuppen oder Hochflächen von Westen nach Osten. Grün war das Land, grün und reich an Bächen, die die Täler mit Sumpfwald füllten: zwischen hochstämmigen Buchen, Erlen und Eschen, im Unterholz aus allen blühenden Sträuchern und Dornen wühlte das Wildschwein, nistete die Ente. An den paar Verkehrswegen im gerodeten Hochland hatten sich Dörfer angesiedelt, waren Mühlen entstanden an den Bächen, die lothringischen Bauern, tätig und geschult, zogen Obst und Getreide, züchteten Vieh und Pferde. (A. Zweig, S. 97)

Die Landschaft auf den Maashöhen, die **Arnold Zweig** (1887–1968) in seinem Roman *Erziehung vor Verdun* (1935) schildert, gehört der Vergangenheit an. Die alten Laubwälder sind verbrannt, die Dörfer und Felder verschwunden. Als **Paul Ettighoffer** (1896–1975) 1917 hierher kam, sah er „ein einziges, großes Entsetzen, von der vorderen Linie bis an den Rand der Etappe, ein ununterbrochenes Trichterfeld, in dem die Ratten herrschen“. Auch Jahre nach dem Krieg waren die Maashöhen kahl wie ein Totenschädel, das Giftgas hatte die einst fruchtbare Erde steril werden lassen. Als **Kurt Tucholsky** (1890–1935) das Gebiet 1924 besuchte, bot sich ihm folgender Anblick:

Es ist eine weite, hügelige Gegend, mit viel Buschwerk und gar keinem Wald. Immer, wenn man auf eine Anhöhe kommt, kann man weit ins Land hineinsehen. Hier ist eine Million Menschen gestorben (...). Die Gegend sieht aus wie eine mit Gras bewach-

sene Mondlandschaft, die Felder sind fast gar nicht bebaut, überall liegen Gruben und Vertiefungen, das sind die Einschläge. An den Wegen verbogene Eisenteile, zertrümmerte Unterstände, Löcher, in denen einst Menschen gehaust haben. Menschen? Es waren kaum noch welche. (Tucholsky: Bd.1, S. 1206)

Auf dem bis zum heutigen Tag mit Gräben, Granattrichtern und Grabkreuzen übersäten Gelände wurde später ein Mischwald gepflanzt, der das Schlachtfeld wie ein großes, grünes Leichentuch überzieht. Selbst 70 Jahre nach der Schlacht glaubte **Ludwig Harig** (*1927) die Blätter dieser Bäume leise miteinander flüstern zu hören: „Kein Wunder, sie sind ja mit Menschenfleisch gedüngt“, schrieb er in dem Roman *Ordnung ist das ganze Leben* (1986).

Am Weihnachtsabend des Jahres 1915 erteilte Wilhelm II. den Befehl zum Angriff auf Verdun. Geistiger Vater der Schlacht war jedoch Erich von Falkenhayn (1861–1922). Da der Gegner in offener Feldschlacht nicht zu besiegen sei, forderte er einen Vernichtungskampf neuen Typs: Statt den Durchbruch an einer Schwachstelle der Front zu versuchen, sollte Verdun, die stärkste Festung des Landes, angegriffen werden. Ihre Eroberung war nicht vorrangiges Ziel, vielmehr hoffte Falkenhayn, Frankreichs Führung werde zur Verteidigung „den letzten Mann einsetzen. Tut sie es, würden sich Frankreichs Kräfte verbluten.“ Ein zynisches Kalkül, formuliert nicht in der Sprache eines Soldaten, sondern der eines Metzgers.

Der Angriff begann am 21. Februar 1916, blieb jedoch nach ersten Erfolgen stecken. Im Sommer starteten die Alliierten verschiedene Gegenoffensiven bei Verdun und an der Somme. Nach achtmonatigem gegenseitigem Abschlachten (Mitte Februar bis Ende Oktober 1916) und dem Verschießen von 60 Millionen Granaten verlief die Front vor Verdun Ende 1916 wieder fast genau an der gleichen Stelle wie zuvor. Hunderttausende waren dafür gestorben, 46 Dörfer völlig vernichtet worden. Elf konnten nie wieder aufgebaut werden, an jedes davon erinnert heute eine Gedenkkapelle. Eines dieser verschwundenen Dörfer ist Fleury-devant-Douaumont (1913: 422 Einw.). Im Juni 1916 wurde es zum ersten Mal von deutschen Truppen erobert und wechselte im gleichen Jahr viermal den Besitzer (nach anderen Quellen 28-mal). Am Ende gab es nichts mehr, das zu erobern gewesen wäre.

Zu den Franzosen, die dies miterlebten, gehörte **Jean Giono** (1895–1970). Im Alter von 19 Jahren wurde er eingezogen und, weil er den Dienst an der Waffe ablehnte, mit einem unbrauchbar gemachten Gewehr in die Schützengräben vor Verdun ge-

schickt. 1931 verfasste er den Anti-Kriegsroman *Le grand troupeau*, der ihn bekannt machte. Die Handlung spielt während des Ersten Weltkriegs, in Südfrankreich und an der Westfront. An beiden Orten hinterlässt der Krieg eine blutige Spur: Im Süden werden die in den Bergen der Provence lebenden Viehherden in mörderischen Gewaltmärschen in Schlachthöfe geführt, um die Armee zu ernähren. Im Norden wird eben diese Armee wie eine Viehherde ins feindliche Feuer geschickt.

Auch **Arnold Zweig** (1887–1968) kam bei Fleury zum Einsatz, allerdings auf der anderen Seite: Seine Kriegserlebnisse brachten ihn an den Rand eines Nervenzusammenbruchs, erst nach einer Psychoanalyse stabilisierte sich sein Zustand. Seine Erfahrungen verarbeitete er in dem Antibildungsroman *Erziehung vor Verdun* (1935), der unter schwierigsten Bedingungen entstand: 1933 musste Zweig Deutschland verlassen und ging nach Frankreich, später nach Palästina. Erst dort konnte er seinen Roman fertigstellen. Er erschien 1935 in den Niederlanden, 1950 in der DDR und 1964 in der Bundesrepublik. Hier ein Auszug:

Seit Mitte Mai stand die Schlacht. Jetzt, Mitte Juli, zerstampften die Geschütze noch immer die Senke zwischen dem Dorf Fleury und dem Fort Souville. Hin und her rollte dort eine Walze von Explosionen; Rauchschwaden, giftig zu atmen, Staubwolken, pulverisierte Erde und herumfliegende Brocken von Steinen und Mauerwerk verdunkelten die Luft. Legionen von Spitzkugeln durchpfliffen sie, große und kleine Stahlsplitter durchsiebten sie unermüdlich. Nachts flammte und gellte das Hinterland der Front vom Einschlag der Geschosse; tags fieberte die Bläue vom Schnattern der Maschinengewehre, vom Bersten der Handgranaten, vom Heulen und Winseln verlorener Menschen. Immer wieder verwehte dort der Sommerwind den Staub der Sturmangriffe, trocknete den Schweiß der Stürmenden, die mit starren Augen und Kiefern aus ihren Deckungen kletterten, entführte höhnisch das Stöhnen der Verwundeten, den letzten Atem der Sterbenden. (A. Zweig, S. 11)

Auch Frauen spielten in der Kriegsliteratur eine wichtige Rolle, auffallend viele im nationalen Lager. Ein Beispiel hierfür ist **Polly Maria Höfler** (1907–52). Sie war später NSDAP-Mitglied, hat sich aber nach 1945 bei ihren Lesern entschuldigt. Ihr Roman *André und Ursula* (1937) war im Dritten Reich ein großer Erfolg und wurde auch danach weiter aufgelegt, allerdings in einer „bereinigten“ Fassung. Die Romanhandlung beginnt damit, dass die Ich-Erzählerin Ursula, eine deutsche Französischlehrerin, von einem verwundeten, deutschen Soldaten

das Kriegstagebuch eines bei Fleury gefallenen, französischen Soldaten geschenkt bekommt. Er heißt André und schildert seine Fronteinsätze bei Verdun:

Wir liegen im Fort Douaumont. In den Kasematten stolpert einer über den anderen, mehrere Bataillone sind hier untergebracht. – Todmüde und vor Kälte fast erstarrt sind wir gestern Abend hier angelangt. Wir hauen uns hin und schlafen. Vorher hat es Kaffee, Essen und Rauchzeug gegeben. Wir haben nichts angerührt, außer dem heißen Getränk, das uns wieder etwas Leben in die starren Körper jagte (...).

Finstere Nebel lagerten über den Maashöhen, an den Hängen lag pappiger Schnee, der Lehm Boden, über den wir stampften, hängte sich in dicken Klumpen an unsere Füße. Grauverhangen war der Himmel über uns, Regen mit Schnee vermischt fiel nieder, peitschte im wütenden Nordwind unsere Gesichter. Nur mühsam bewegten wir uns vorwärts, eine endlos lange Schlange, deren einzelne Glieder aus grauem Lehm gebildet schienen.

Das Fort begrüßten wir wie ein Paradies. Nur schlafen, schlafen, nicht mehr marschieren müssen, nicht mehr diesem schrecklichen Wind ausgesetzt sein und dem nassen Unbehagen, das uns bis in die Seele frieren ließ. (Höfler: André, S. 43 f.)

Fort de Douaumont (1885–1913) war die größte und stärkste von 34 Festungen, die Verdun in zwei Ringen umgaben. Da der französische Generalstab ihnen zunächst keine strategische Bedeutung beimaß, waren sie 1915 teilweise entwaffnet worden und Anfang 1916 nur schwach besetzt. Als am 25. Februar 1916 deutsche Soldaten in die Gänge vordrangen, fanden sie nur 57 französische Verteidiger vor. Doch in den folgenden Monaten hielten sich hier bis zu 3500 Menschen auf. Obwohl jeden Tag mehr als tausend Granaten auf das Fort prasselten, blieb es ein Ort, an dem die völlig erschöpfte Truppe zumindest einigermaßen sicher war. Freilich waren die Uniformen, die tagelang nicht gewechselt werden konnten, von Läusen und Flöhen übersät. Da es weder fließendes Wasser noch Toiletten gab, herrschte in den Gängen ein unerträglicher Gestank. Doch es kam noch schlimmer: Am 8. Mai 1916 explodierte im Fort ein Munitionslager und setzte ein Flammenwerferdepot in Brand. Fast 900 Soldaten kamen auf einen Schlag ums Leben. 679 wurden, da es wegen des Dauerbeschusses unmöglich war, die Toten außerhalb des Forts zu bestatten, in zwei Kasematten aufgestapelt und an Ort und Stelle eingemauert, wo sie bis heute ruhen. Doch alle Opfer waren umsonst. Am 24. Oktober wurde das Fort von einem marokkanischen Kolonialregiment zurückerobert.

Zwei im gleichen Jahr geborene Schriftsteller werden diesen Ort wohl nie vergessen: ein Deutscher und ein Franzose. **Jules Romains** (1885–1972) war Lehrer und Schriftsteller. Anfang 1916 erlebte er als Soldat den Angriff auf Douaumont und verarbeitete seine Eindrücke in dem Romanzyklus *Les hommes de bonne volonté* (1932–47). Dessen 15. Band heißt *Prélude à Verdun* (Vorspiel zu Verdun) und hat die Monate vor der Schlacht zum Gegenstand, der 16. heißt *Sous Verdun* (Unter Verdun) und schildert die ersten Monate der Schlacht. In beiden Bänden geht Romains scharf mit den Verantwortlichen ins Gericht, prangert das Versagen der militärischen Führung und die Verlogenheit der Kriegspropaganda an. Nach dem Krieg engagierte er sich für die deutsch-französische Aussöhnung.

Bei dem Sturm auf das Fort wäre beinahe auch **Fritz von Unruh** (1885–1970) zum Einsatz gekommen. Im Februar 1916 hatte er seinen Roman *Opfergang* (1919) verfasst, aus dem er dem deutschen Kronprinzen und dessen Generalstab zwei Monate lang vorlesen musste. General von Knobelsdorf missfielen einige Stellen so sehr, dass er Unruh zu einem Jägerbataillon kommandierte, das zur Eroberung von Douaumont vorgesehen war. Doch kurz vor dem Abmarsch soll der Kronprinz den Marschbefehl zerrissen und Unruh dadurch vielleicht vor dem Tod gerettet haben. Erscheinen durfte das Werk dennoch erst nach dem Krieg. Dabei war Unruh damals kein Pazifist. Hier eine Kostprobe:

Dorfentlang wurde gekämpft. Von Haus zu Haus. Hillbrand lief, letzte Sonne im Haar, durch Glutwellen brennender Straßen. Blutschreie und Gewehrgeknalle ballten sich zu dunklen Qualmwolken.

(...) Blau über dem Graben erschien der Feind. Mit ruhiger Hand bediente der Vikar ein Maschinengewehr und führte den Lauf die Kopfreihe des Angriffs entlang. Einer nach dem andern klappte um. Kox sprengte seine Mine. Abgerissene Menschenglieder flogen über die Kompagnie. „Weiß der Kuckkuck, können die Schufte nicht ihre Gliedmaßen beieinander behalten“, fluchte der Trommler, als ihm ein Oberarm an die Nase schlug. Rote Stiele der Handgranaten züngelten wie Flämmchen zwischen den Gräben. „Sie heben die Arme hoch“, Werner sprang. Auf ihn zu kam langsam eine weiße, gespenstische Wand, daß er zurückschauderte: „Gasmasken!“ Alle hüllten die Köpfe ein; Augen und nichts als Augen. Über sie pfiff der Hauptmann, dass es ins Wirbelmark fuhr und die Kompagnie vorstöhnte, bis ihr der Feind in die Bajonette fiel. (Harig/Heckmann/Oberhauser, S. 144f.)

Auch das südöstlich von Douaumont gelegene Fort Vaux (1881–84) war Monate lang schwer umkämpft: Am 1. Juni 1916 gelang deutschen Truppen zwar der Vorstoß ins Innere. Doch anders als in Douaumont gaben die Verteidiger nicht auf. Sechs Tage währte ihr verzweifelter Kampf in den engen, feuchten Gängen. Am vierten Tag sandte Kommandant Raynal eine Brieftaube aus, ein letzter Hilfeschrei. Das arme Tier kämpfte sich durch Kugelhagel und Giftgas und starb, als es in der Zitadelle von Verdun ankam. Es wurde ausgestopft, bekam einen Ehrennamen (Die Tapfere), eine Ehrentafel (Gefallen für Frankreich) und das Kreuz der Ehrenlegion. Doch den Verteidigern des Forts war damit auch nicht geholfen.

Bereits 1916 wurde der Kampf von **Henry Bordeaux** (1870–1963) literarisch verklärt. In seinem dokumentarischen Roman *Les derniers jours du Fort de Vaux* preist er die angeblichen Werte des Soldatentums, die sich hier gezeigt hätten. 1940 schloss er sich der faschistischen Vichy-Regierung an, nach dem Krieg geriet er in Vergessenheit. Bordeaux war Vorbild für den deutschen Autor **Josef Magnus Wehner** (1891–1973). Der streng religiös erzogene Lehrersohn war bei Kriegsausbruch als Freiwilliger dem Heer beigetreten und verbrachte zwei Jahre nahezu ununterbrochen an der Front. Am 12. Juli 1916 wurde er bei Fleury schwer verwundet. Nach dem Krieg arbeitete er als Journalist, bis ihm mit seinem Kriegsroman *Sieben vor Verdun* (1930) der literarische Durchbruch gelang. Er schildert darin die Schlacht aus der Sicht von sieben Soldaten, von denen nur fünf überleben. Die letzte Nacht vor der Kapitulation im Fort de Vaux beschreibt er folgendermaßen:

Alle französischen Angriffe wurden abgeschlagen. Wieder glich der Vauxberg einem rauchenden Vulkan. Erstickende Gase drangen in die Hohlräume. Die Mauern krachten und die Verwundeten schrien (...).

Raynal besichtigte die Posten. Sie hingen niedergeschlagen an den Fenstern und rührten sich nicht mehr, als er sie ansprach. Sie konnten nicht mehr. Er ging in seine Kasematte. Dort stand der Unterleutnant Roy. Er erkannte seinen Kommandanten kaum. Er wusste nichts zu sagen.

Die Tür öffnete sich. Ein Verwundeter, den nackten Oberkörper mit blutigen Linnen umwunden, stand da wie ein Geist, die Hand an der Klinke. Er setzte einen Fuß vor, kniete nieder und rief:

„Mein Kommandant ... trinken!“

Es wurde Nacht. Raynal bat die Offiziere zu sich. Er fragte sie um Rat. Sie wussten nichts mehr. Draußen rollte die französische Kanone. Ei neuer Angriff? Der Kommandant versprach seinen

Offizieren, er werde sich ergeben, wenn auch dieser letzte Sturm scheitere. Die Artillerie schwieg. Handgranatengekrach, dann Stille ohne Ende.

Noch einmal ging Raynal die Gänge ab. Leute übergaben sich vor seinen Augen; sie hatten Urin getrunken. Andere waren ohnmächtig. In der großen Galerie leckte ein Mann an einer kleinen Strähne Feuchtigkeit, die über die Mauer schlitterte.

Der Tag graute. Sie sahen ihn nicht. Raynal sammelte seine Leute um sich:

„Das ist das Ende, meine Freunde. Ihr habt eure Pflicht getan, ich danke euch.“ (Wehner, S. 174f.)

Am 7. Juni 1916 mussten die 250 Überlebenden aus Wassermangel kapitulieren. Allein auf deutscher Seite waren 2700 Mann gestorben. Ein schwer erkämpfter und doch völlig sinnloser Sieg, denn nur fünf Monate später wurde das Fort aufgegeben und kampflos von französischen Truppen eingenommen. 1924 besuchte **Kurt Tucholsky** den Ort. Anders als Bordeaux und Wehner erschien ihm die Ruine nicht als Symbol soldatischer Tugenden, sondern als Gleichnis für die Sinnlosigkeit des Krieges:

Der Wagen hält. Diese kleine Hügelgruppe: das ist das Fort Vaux. (...). Um diesen Kohlenkeller haben sich zwei Nationen vier Jahre lang geschlagen. Da war der tote Punkt, wo es nicht weiter ging, auf der einen Seite nicht und auf der andern auch nicht. Hier hat es haltgemacht. Ausgemauerte Galerien, mit Beton ausgelegt, die Wände sind feucht und nassen. In diesem Holzgang lagen einst die Deutschen; gegenüber, einen Meter von ihnen, die Franzosen. Hier mordeten sie, Mann gegen Mann, Handgranate gegen Handgranate. Im Dunkeln, bei Tag und bei Nacht. Da ist die Telefonkabine. Da ist ein kleiner Raum, in dem wurde wegen der Übergabe parliert. Am 8. Juni 1916 fiel das Fort. Fiel? Die Leute mußten truppweise herausgehackt werden, mit den Bajonetten, mit Flammenwerfern, mit Handgranaten und mit Gas. Sie waren die letzten zwei Tage ohne Wasser. (Tucholsky: Bd. 1, S. 1207)

Rund um die Festungen von Douaumont und Vaux ist die Erde noch heute von Schützengräben zerfurcht. Einer davon wurde zu einem makabren Denkmal umgestaltet: der sogenannte Bajonettgraben. Nach dem Krieg war hier ein ehemaliger Schützengraben entdeckt worden, aus dem die Spitzen aufgeplanzter Bajonette herausragten. Der Legende nach sollen im Jahr 1916 hier sieben französische Soldaten aufrecht stehend verschüttet worden sein.

Zahllos sind die Geschichten, die es über diese Grabenkämpfe zu erzählen gäbe. Stellvertretend für viele sollen auch hier ein deutscher und ein französischer Verdun-Veteran erwähnt werden, **Georges Duhamel** (1884–1966) und **Ernst Toller** (1893–1939): Duhamel war wie Jules Romains ein Anhänger des Unanimismus, demzufolge bestimmte Menschen eine gemeinsame, kollektive Seele besitzen. Krieg war für ihn daher nicht nur moralisch verwerflich, sondern seelischer Selbstmord. Dennoch ging er als Feldchirurg an die Front, zunächst in die Champagne, dann nach Verdun. Noch während des Krieges veröffentlichte er die beiden Novellenbände *Vie de martyrs* (1917) und *Civilisation* (1918). In beiden Büchern schildert er den Kriegsalltag in seiner unheroischen Erbärmlichkeit. Nach dem Krieg schloss sich Duhamel der pazifistischen Intellektuellen-Bewegung „Clarté“ an.

Auch Toller hatte die Kriegslazarette kennengelernt, allerdings nicht aus der Perspektive des Arztes, sondern der des Patienten. Von April 1915 bis Mai 1916 kämpfte er bei Verdun an vorderster Front, erlebte den Beginn der großen Schlacht und den Fall von Douaumont, wurde wegen Tapferkeit ausgezeichnet und zum Unteroffizier befördert. Gleichzeitig verfasste er seine ersten Anti-Kriegs-Gedichte und erlitt schließlich einen physischen und psychischen Zusammenbruch, von dem er sich nie wieder erholte. Nach verschiedenen Lazarett-Aufenthalten wurde er 1917 als nicht mehr „k.v.“ (kriegsverwendungsfähig) eingestuft und entlassen. 1933 emigrierte er in die USA, wo er seine Autobiografie *Eine Jugend in Deutschland* (1933) verfasste. Darin widmet er Verdun ein ganzes Kapitel, dem folgender Text entnommen ist:

Eines Nachts hören wir Schreie, so, als wenn ein Mensch furchtbare Schmerzen leidet, dann ist es still. Wird einer zu Tode getroffen sein, denken wir. Nach einer Stunde kommen die Schreie wieder. Nun hört es nicht mehr auf. Diese Nacht nicht. Die nächste Nacht nicht. Nackt und wortlos wimmert der Schrei, wir wissen nicht, dringt er aus der Kehle eines Deutschen oder eines Franzosen. Der Schrei lebt für sich, er klagt die Erde an und den Himmel. Wir pressen die Fäuste an unsere Ohren, um das Gewimmer nicht zu hören, es hilft nichts, der Schrei dreht sich wie ein Kreisel in unsern Köpfen, er zerdehnt die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Jahren. Wir vertrocknen und vergreisen zwischen Ton und Ton.

Wir haben erfahren, wer schreit, einer der Unsern, er hängt im Drahtverhau, niemand kann ihn retten, zwei haben's versucht, sie wurden erschossen, irgendeiner Mutter Sohn wehrt sich ver-

*zweifelt gegen seinen Tod, zum Teufel, er macht soviel Aufhebens davon, wir werden verrückt, wenn er noch lange schreit.
Der Tod stopft ihm den Mund am dritten Tag. (Toller, S. 51)*

Straßen an die Front

Die lothringische Stadt Bar-le-Duc ist berühmt für die Skulptur „Le transi“ (1547) des Bildhauers Ligier Richier. Sie zeigt den halbverwesten Leichnam von René de Chalon, Prinz von Oranje, der 1544 vor Saint-Dizier fiel. Von hier führt eine Straße zum Toten Mann, eine Verteidigungsstellung vor Verdun. An beiden Enden dieser Straße wartete demnach der Tod. **Maurice Barrès** verlieh ihr den Namen „Voie Sacrée“, vermutlich in Anlehnung an die „Via Sacra“, über die einst siegreiche Feldherrn in das antike Rom einzogen. In dem Text *Pendant la bataille de Verdun* über seine Reise an die Front vom 14. April 1916 erwähnt er den Namen zum ersten Mal:

Das ist die heilige Straße. Sie wird legendär werden ... In dieser lang gezogenen Maas-Ebene, die schon so viele Invasionen erlebt hat, wird sie auf ewig sprechen. (Caffier: Ecrivains, S. 11; Ü: S. W.)

Die Voie Sacrée war eine kurvenreiche, nur spärlich geschotterte Schlamm-Piste, über die Verdun während des Kriegs mit Nachschub versorgt wurde. Im Sommer 1916 passierten täglich zwischen 3000 und 8000 Laster die 75 Kilometer lange Straße, durchschnittlich ein Fahrzeug alle 14 Sekunden. Sie schafften Nachschub an die nahe Front: 50000 Tonnen Kriegsmaterial und 90000 Männer pro Woche. Wer auf dem Weg umkam, wurde einfach am Wegesrand beigesetzt. So säumte schon bald ein Wald weißer Holzkreuze die gesamte Strecke. In seinem Anti-Kriegsroman *Les croix de bois* (1919) hat der französische Schriftsteller **Roland Dorgelès** (1885–1973) dieses Motiv literarisch gestaltet. In jüngerer Zeit hat **Peter Sloterdijk** (*1947) das Thema in seinem Roman *Der Zauberbaum* (1985) aufgegriffen:

Bald stieß er auf ein Tal, das in die nordöstliche Richtung zeigte. Durch die Talkerbe zog sich eine endlose Straße, auf der sich eine seltsame Prozession bewegte. In träger unaufhörlicher Folge krochen unzählige braune Fahrzeuge in beiden Richtungen über die Straße dahin. Es waren Militärlastwagen, auf denen schlafende Soldaten hockten. Nach Südwesten rollten Sanitätswagen, beladen mit zerschossenen Leibern, und leere Munitionstransporter, während nach Nordosten große Lastwagen mit intakten Solda-

tenkörpern fuhren – dazwischen auf beiden Seiten Verpflegungszüge, Panzerwagen und schwere Feldkanonen. Es war eine ununterbrochene, wimmelnde Kette, die sich über unsichtbare Triebräder im Norden und Süden umzuwälzen schien – Gerät und Mannschaften hinauf, Krüppel und Trümmer hinuntertransportierend. (Sloterdijk, S. 313)

Zu den Soldaten, die den Einsatz an der Voie Sacrée überlebten, gehörte **Henri Barbusse** (1873–1935). Er war vor Verdun als Krankenträger eingesetzt und im April 1916 schwer verletzt worden. Die Monate September bis November 1916 verbrachte er im lothringischen Badeort Plombières-les-Bains. Mitten im Krieg fand er hier die nötige Ruhe, um an seinem Kriegsroman *Le Feu. Journal d'une escouade* zu arbeiten. Am Ende fiel Barbusse der Abschied von der lothringischen Idylle schwer, wie folgender Brief an seine Frau verdeutlicht:

Plombières-les-Bains, 12. November 1916

Heute war mein letzter Sonntag in Plombières. Ich unternahm einen hübschen Spaziergang durch den Wald und das etwas kühle, entblößte und feuchte Tal, aber dennoch bei einem Strahl Sonne, der nicht vor 3 Uhr verlosch.

Am Abend nun sitzen wir vereint um den Tisch in unserem Saal, erleuchtet von einem störrischen Gaslicht, das auf eine regelmäßige und aufreizende Weise heller und dunkler wird ... (Barbusse, S. 219)

Auch die Deutschen hatten ihre Nachschubrouten nach Verdun. An einer davon lag das Dorf Gussainville. Anfang 1916 kampierte hier, in den Ruinen eines verwüsteten Herrnsitzes, der Maler **Franz Marc**. Als Bett diente ihm ein umgelegter und mit Heu gefüllter Hasenstall. Die Feldpostbriefe, die er an seine Mutter und seine zweite Frau Maria Franck schickte, zeugen von seiner wachsenden Desillusionierung. Dennoch versuchte er noch wenige Tage vor seinem Tod seiner Frau und sich selbst Mut zuzusprechen:

Nun sind wir mittendrin in diesem ungeheuerlichsten aller Kriegstage (...). Von der wahnsinnigen Wut und Gewalt des deutschen Vorsturmes kann sich kein Mensch einen Begriff machen, der das nicht mitgemacht hat. Wir sind im Wesentlichen Verfolgungstruppen. Die armen Pferde! Aber einmal musste dieser Moment ja kommen, in dem alles eingesetzt wird; aber es gelang (und es wird sicher noch weiter gelingen) und zwar gerade am stärksten Punkt der franz. Front: Verdun, – das hätte niemand gehnt, das ist das

Unglaubliche (...). Wir sind heraufßen wohl genau wie ihr gespannt auf den Ausgang dieses riesigen Kampfes, den Worte nie werden schildern können. Ich zweifle keine Minute an dem Fall von Verdun und dem darauffolgenden Einbruch in das Herz des Landes ... (Briefe vom 27.02. und 02.03.1916 in Marc, S. 151, 153)

Am 4. März 1916 schrieb Marc einen letzten Brief. Am Nachmittag des gleichen Tages ritt er durch den nahen Laubwald Richtung Front, wo ihn ein Granatsplitter in den Kopf traf. Er wurde in Gussainville beigesetzt und ein Jahr später nach Kochel am See überführt, wo sein Grab noch heute besucht werden kann.

Für manchen deutschen Soldaten endete der Weg aus Verdun im Spital von Saargemünd. Von der einstigen Kriegsbegeisterung des hier praktizierenden Arztes und Dichters **Alfred Döblin** war nichts geblieben. Bereits am 20. November 1915 hatte er an Walden geschrieben, die Schlachten wachsen ihm „zum Halse heraus“. Um das Wesen des Krieges zu verstehen, nutzte er dienstfreie Stunden zu historischen Studien. Aus der Straßburger Universitätsbibliothek ließ er sich Bücher über die Kreuzzüge, den 30-jährigen (1618–48), den deutsch-dänischen (1866) und den deutsch-französischen Krieg (1870) schicken. 1916 begann er mit den Arbeiten am *Wallenstein*. Am 29. März 1916 schrieb er an Walden:

Mit den Ohren haben wir die Schlachten um Verdun hier mitgekämpft; orientiere Dich auf der Karte, wie weit wir von Verdun sind, und so stark war die Kanonade tags und nachts, daß bei uns die Scheiben zitterten, daß wir Trommelfeuer unterschieden, ganze Lagen, Explosionen; ein ewiges Dröhnen, Bullern, Pauken am westl. Himmel (...). Die Eroberer von Douaumont sind hier in Ruhestellung, sie ist aber bald zu Ende. Sie erzählen von den ungeheuren, von uns kaum ausdenkbaren Strapazen der Lagerung in nassen Wäldern, des Hungerns und Dürstens beim Vorrücken, weil keine Küchen nachkommen (tagelang!), Wassertrinken aus Granatlöchern, in denen Grundwasser erscheint, Schneeeessen. (Schock, S. 56f.)

1917 verschlimmerte sich die Lage weiter. Viele Kollegen Döblins waren tot oder verwundet. Dass er selbst nicht an die Front geschickt wurde, verdankte er nur seiner chronischen „Magenaffektion“. Am 12. Januar 1917 nannte er den Krieg „schlimm, schrecklich, entsetzlich“ und am 3. Juni 1917 fügte er hinzu: „Ich spucke auf ein Kohlenbergwerk, wenn man es mit 100000 Leichen und ebenso vielen andern Werten zu bezahlen hat“.

Da die Stadt unter fast täglichen Fliegerangriffen litt, spielte sich das Leben zunehmend im Keller ab.: Döblins dritter Sohn Klaus wurde am 20. Mai 1917 während eines Fliegerangriffs im Keller seines Wohnhauses geboren.

Im Juni 1917 kam es zu einem folgenschweren Streit zwischen Döblin und seinem Vorgesetzten, dem königlich-bayerischen Oberstabsarzt Friedrich Ott, der im August seine Versetzung nach Hagenau zur Folge hatte. Noch im Jahr 1917 begann Döblin mit der Niederschrift seiner fantastischen Erzählung *Das verwerfliche Schwein*, in der er die Umstände seines Abschiedes verarbeitet.

Zusammenbruch und Waffenstillstand

1913, im Jahr der Zaberner Affäre, hatte der elsässische Arzt und Pastor **Albert Schweitzer** (1875–1965) in der französischen Kolonie Äquatorialafrika (heute Gabun) mit dem Aufbau eines Urwaldspitals begonnen. Als deutsche Staatsbürger waren er und seine Frau Helene bei Kriegsbeginn unter Hausarrest gestellt worden. 1917 wurden sie nach Frankreich deportiert und bei Bordeaux, später bei Saint-Remy-de-Provence, interniert. In diesen Kriegstagen formulierte Schweitzer seine Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben.

Im Sommer 1918 wurden er und seine kranke Frau entlassen. Über Konstanz reisten die beiden nach Straßburg, wo Schweitzer eine Anstellung als Assistenzarzt und Vikar zu St. Nicolai fand. Außerdem besuchte er seinen Vater, der Pastor im oberelsässischen Günsbach war. Der kleine Ort liegt am Ausgang des Münstertals, zu Füßen des Lingenkopfs, wo seit Jahren ein Grabenkampf tobte. In seinem Buch *Aus meinem Leben und Denken* (1931) erinnert er sich:

Da Günsbach im militärischen Operationsgebiet lag, bedurfte es vieler Gänge und vieler Gesuche, bis ich die Erlaubnis erhielt, meinen Vater aufzusuchen. Die Bahn ging nur noch bis Colmar. Die fünfzehn Kilometer von dort gegen die Vogesen mußten zu Fuß zurückgelegt werden.

Die also war das friedliche Tal, von dem ich am Karfreitag 1913 Abschied genommen hatte! Dumpf dröhnten Kanonenschüsse von den Bergen. Auf den Straßen wandelte man zwischen mit Stroh belegten Drahtgittern wie zwischen hohen Mauern einher. Sie sollten den feindlichen Batterien auf dem Kamme der Vogesen den im Tale stattfindenden Verkehr verbergen. Überall ausgemauerte Stellungen für Maschinengewehre! Zerschossene Häuser! Berge, die ich als bewaldet in Erinnerung hatte, standen kahl da.

Nur einige Stämme hier und da hatte das Granatfeuer übriggelassen. In den Dörfern war der Befehl angeschlagen, daß jedermann stets die Gasmasken mit sich tragen müsse. (Schweitzer, S. 203 f.)

Wie nah das Ende bereits war, ahnten damals nur wenige: Am Morgen des 10. November 1918 ging eine alte Hagenauerin wie immer zum Wasserturmplatz (heute Place Robert Schuman), um Pferdeäpfel zu sammeln. Dabei bemerkte sie etwas Unglaubliches: Die Schildwache vor der benachbarten Schule, damals Kaserne, war nicht auf dem Posten:

Die Frau ging wirklich gerade über den Wasserturmplatz (...). In der langen niedrigen Schule an der Straßenkreuzung lagen Rekruten. Das große Tor zum Schulhof war verschlossen. Man hörte schreien, laute Männerrufe. Die Frau, die gerade das Trottoir vor der Schule verließ, horchte hin. Sie runzelte mißbilligend die Stirn, aber hielt sich nicht auf. Sie war auf dem Sprung. Da saßen schon die Raben, den ganzen Damm vor der Schule bedeckten sie und hackten und krächzten, und dazwischen flatterten die grauen Sperlinge, und alle hielten sich an ihre Beute, als wenn es ein Gerstenfeld wäre. Es war der Pferdewurm, den sie für ihr Gemüsehärtchen brauchte (...). Wie sie mit dem vollen Eimer auf das Schilderhaus zuzuging, neben der breiten Schultreppe, staunte sie. Sie suchte. Sie wollte ihren Eimer wie jeden Morgen der jungen Schildwache zur Aufbewahrung geben, bis Mittag, wenn sie von der Arbeit kam. Der Bursche war nicht da. Drin schrien sie hinter dem geschlossenen Tor unentwegt weiter, es war schon ein Gebrüll. Die Alte, ihren Eimer in der Hand, war drauf und dran, an das Tor zu klopfen und Ruhe zu fordern. (Döblin: Bd.1, S. 5 f.)

So beginnt der Roman *November 1918* von **Alfred Döblin**. In der 1939 abgeschlossenen Trilogie lässt er die alte Dame Weltgeschichte erleben: An jenem 10. November hatte der deutsche Kaiser abgedankt, der Erste Weltkrieg war zu Ende, die Soldaten verließen die Kasernen. Auf den Straßen tauchten deutsche Soldatenräte mit roter Armbinde (der Farbe der Revolution), elsässische Bürgerwehren mit rot-weißer Binde (den Farben des Elsass) und Vertreter des lokalen Empfangskomitees mit blau-weiß-roten Kokarden auf (den Farben Frankreichs).

Döblin hatte die Ereignisse selbst miterlebt. Seit August 1917 lebte er mit seiner Familie in der Schanzenstr. 2 (heute 30 Rue de la Redoute) in Hagenau und arbeitete in den Spitälern von Bischweiler und Mariantal. Teile des Romans *Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine* (1918) und des Anti-Kriegsromans *Wallen-*

stein (1920) dürften hier entstanden sein. Vielleicht war er auch beim Sturz des Kaiserdenkmals in Straßburg beteiligt, jedenfalls schildert er den Vorgang sehr lebendig:

... da bemächtigten sie sich, wie es stiller geworden war, eines gewaltigen Seils (...). Ein paar Mann sprangen auf das Pjederal, und jetzt wurde die Rolle des Schiffstaus klar: man legte es der bronzenen Kaiserfigur dreimal um den Rumpf. Und dann, während sie von oben heruntersprangen und ein großer Kreis freige-macht wurde, begann ein regelrechtes Tauziehen unter aktiver und anfeuernder Beteiligung des ganzen versammelten Volkes. Ihr „Ho hü“ tönte regelmäßig über den Platz. Ein Zittern oben, ein Nachgeben, ein sichtbares Schwanken, und nun ein gelles allgemeines „Ho hü“, ein Schrei, und knackend beugte sich die Bronzefigur vor und schmetterte krachend, splitternd vornüber auf die Steinquader hin. Der Jubel, das Getümmel. Und nun trat das Handwerkszeug in Funktion. Sie waren auf alles eingerichtet, man hatte alles vorbedacht. Sie hockten zu drei und vier auf der zerschmetterten Figur, meißelten, hämmerten, drückten. Mit einem Knirschen brach der Bronzekopf ab. Die Arbeit war beendet. (Döblin: Bd. 1, 284f.)

Im gleichen Jahr wie Döblins Trilogie erschien der Roman *Der Zauberer Muzot* (1939) von **Ernst Moritz Mungenast** (1898–1964). Die Unterschiede freilich sind eklatant: Döblins Text wurde in einem Exilverlag veröffentlicht und spielt vor allem im Elsass, Mungenasts Text wurde in einem reichsdeutschen Verlag veröffentlicht und spielt in Lothringen. Das Eintreffen revoltierender Matrosen am Metzter Bahnhof wird so beschrieben:

Plötzlich aber verstummten alle in der Halle und in den Gängen Anwesenden und lauschten auf einen eigentümlichen Lärm, der vom Bahnsteig in die Unterführung drang. Ein wildes Gepfeiffe und Gejohle erfüllte alle Räume. Muzot, der in die Nähe der Sperre gegangen war, traute seinen Augen und Ohren nicht. „Hoch lebe die Revolution in ganz Deutschland! Nieder mit den Kriegsverlängerern!“ So schrie es aus dem Tumult heraus, der von der Unterführung zur Sperre drängt. In der Mitte wurde eine rote Fahne geschwenkt. Männer in Matrosenuniformen trugen sie, stießen die Militärposten an der Sperre beiseite, traten in die Mitte der Halle und schrien, daß es durch alle Räume gellte: „Re-volution in ganz Deutschland! Alle Macht liegt in den Händen der Soldatenräte! Nur die Soldatenräte befehlen! Wir befehlen! Waffen weg, Waffen ablegen, alle Waffen hier auf einen Haufen

werfen!“ Nach diesen Worten entstand ein erbittertes Handgemenge. Männer in Feldgrau mit roten Kokarden halfen den fünf Matrosen, die eben mit dem Schnellzug von Köln in Metz eingetroffen waren. (Mungenast: Muzot, S. 745)

Mungenasts Mutter war eine lothringische Handwerkerstocher, sein Vater ein deutscher Architekt, der an der Bauhütte der Metzter Kathedrale tätig war. Den Ersten Weltkrieg erlebte er als deutscher Soldat an der Westfront, 1918 erlitt er in Flandern eine schwere Gesichtsverletzung. Seinen ursprünglichen Plan, die Mediziner-Laufbahn einzuschlagen, gab er daraufhin auf und ließ sich stattdessen als freier Autor in Stuttgart nieder. Ab 1933 arbeitete er für die württembergische NS-Presse und veröffentlichte voluminöse Romane, in denen er lothringische Familienschicksale der Reichslandzeit schildert. Die neuerliche Annexion seiner einstigen Heimat durch das Dritte Reich im Jahr 1940 feierte er als „Vereinigung mit dem endlich machtvoll rollenden Blutstrom des großen Reiches“. Hier seine Schilderung des Einzugs französischer Truppen im Metz, mit denen die kurzlebige Räterepublik endete:

Fahnenmasten waren aufgestellt, Girlanden gezogen, die öffentlichen Gebäude geschmückt und verziert worden. Poilus zogen Arm in Arm mit Frauen und Mädchen durch die Straßen, sangen französische Lieder, tanzten und schrieten und bereiteten den bekannten Protestlern stürmische Ovationen. Alle bei Kriegsausbruch über die Grenze Geflohenen waren zurückgekehrt. In den Schaufenstern vieler Geschäfte waren flugs aus Nancy herbeigeschaffte Bilder der führenden Staatsmänner und Generale Frankreichs und seiner Alliierten zu sehen (...). Am 26. November hielt Marschall Foch seinen feierlichen Einzug in Metz. Nach einem Besuch in der Kathedrale, wo er vom Domherrn Florion begrüßt wurde, empfingen ihn Mirman und Prevel im Stadthaus am Paradeplatz. Der Marschall beantwortete die Ansprache der beiden Männer mit einer vor Rührung zitternden Stimme. Die Gewißheit, die Festung Metz kampfflos erhalten zu haben, mochte ihn tief bewegen. (Mungenast: Muzot, S. 750, 770)

Mit den französischen Soldaten kamen auch manche Schriftsteller ins Land, darunter **André Maurois** (1885–1967). Der aus einer elsässischen Familie stammende und in der Normandie aufgewachsene Schriftsteller zog 1918 als siegreicher Soldat in Haguenau ein, wo er von Freunden aus der Vorkriegszeit empfangen wurde. Die herzliche Begegnung schildert er in dem Roman *Les bourgeois de Witzheim* (1920). Noch angenehmer

sind die Erinnerungen von **Louis Aragon** (1897–1982) an den Nachbarort Bischwiller, die er den Lesern seines Romans *La mise à mort* anvertraut:

Die Leutnants haben eine tägliche Ablenkung erfunden: Bei Einbruch der Dunkelheit, gegen halb fünf, sechs Uhr gehen sie zur Straße Richtung Bischwiller, von wo die Mädchen die Milch holen und wo wir sind. Man fasst sich am Arm, man ziert sich. Diese Fräuleins sind nicht schüchtern. Auf dem Hinweg, wenn ihre Töpfe leer sind, lassen sie sich gerne küssen. Unter verschiedenen Vorwänden gehen wir bis zur Stadt mit: Man braucht ja immer etwas für die Kantine ... (Aragon, S. 298; Ü: S. W.)

Der lange Weg zum Frieden

Am 10. September 1873 hatte eine Pilgerfahrt auf den Sion-Vaudémont stattgefunden, Lothringens „Heiliger Berg“. Vertreter des von Deutschland annektierten Elsass-Lothringen legten „seiner“ Jungfrau von Sion eine schwarze Marmorplatte zu Füßen. In sie war ein zersprungenes Lothringer Kreuz eingraviert, Symbol der Spaltung der Region, sowie eine Inschrift in Lothringer „Patois“: „Ce name po tojo“ (Es ist nicht für immer). Im Juni 1920, nach der Rückkehr Elsass-Lothringens zu Frankreich, wurde im Rahmen einer feierlichen Zeremonie, an der ca. 30000 Menschen teilnahmen, eine weitere Inschrift enthüllt: „Ce n’ato me po tojo“ (Es war nicht für immer). Der greise Schriftsteller **Maurice Barrès** brachte auf dem Lothringer Kreuz eine goldene Palme an, die den nun geheilten Riss verdeckte. Aus dem Altar der Revanche war der des Sieges geworden. Doch der Friede war noch nicht gesichert:

In einer Sommernacht des Jahres 1936 nahm der Schriftsteller **Paul Ettighoffer** (1896–1975) an einem Treffen von Verdun-Kämpfern aller Nationen teil. Er war ein Bauersohn aus Colmar, der zunächst in einem Waisenhaus und dann einem belgischen Jesuitenseminar aufwuchs. 1914 meldete er sich freiwillig zur deutschen Armee und kämpfte bis Mai 1916 in Frankreich. Nach mehreren Monaten an der Ostfront kehrte er Anfang 1917 an die Westfront zurück: nach Verdun. Seine Eindrücke verarbeitete er in mehreren Romanen, darunter *Verdun. Das Große Gericht* (1936). Im Schlusskapitel kommt er auf das Veteranentreffen zu sprechen:

Fast gespensterhaft wirkt dieser Nachtmarsch der Hunderttausend über das Trichterfeld. Neben mir gehen zwei Franzosen, ein Handwerker aus Sedan und ein Winzer aus Burgund, wie ich

später feststellen kann. Vor mir bilden zwei Kanadier einträchtig mit drei Deutschen, zwei Belgiern und einem Franzosen die Achterreihe. Dann kommen Amerikaner, Deutsche, Franzosen, alle zufällig nebeneinander. In dieser Riesenkolonne marschiert der Frontsoldat zwischen hunderttausend Kameraden, einstmals seine Brüder in Leid und Todesgefahr. Unser Ziel ist der große Friedhof vor dem Gebeinhaus. Wir stellen uns vorne auf, eine Flamme der Erinnerung flackert, am Grabmal des Unbekannten Soldaten entzündet und durch Frontkämpferstafetten von Paris bis hierher gebracht.

Langsam schlägt die Glocke vom Turm des Gebeinhauses, und dann schüttert ein Kanonenschuß über das Schlachtfeld hin. Hunderttausend Frontkämpfer legen vor den Gebeinen der Toten den Schwur ab, den Weltfrieden zu halten und zu schützen. Und in drei Sprachen hallt es nacheinander weithin durch die Nacht: „Wir schwören es!“ (Ettighoffer, 307 f.)

Der Schwur sollte gerade mal vier Jahre halten. Erst nach einem weiteren Weltkrieg fanden die Länder Europas zueinander. 1966 fand in Verdun ein deutsch-französisches Jugendtreffen statt, das mit einer nächtlichen Feierstunde am Douaumont endete. Der Verdun-Veteran und Staatspräsident **Charles de Gaulle** zog damals folgende Bilanz:

Aus dieser Schlacht können die Franzosen und die Deutschen nur einen Schluss ziehen, dass die Früchte ihrer Kämpfe nichts als Schmerzen waren. Heute sehen die beiden großen Nachbarländer, die geschaffen sind, einander zu ergänzen, den Weg gemeinsamen Handelns vor sich. (Anhäuser, S. 108)

Auch sein Nachfolger **François Mitterrand** war bei Verdun verwundet worden, allerdings im Zweiten Weltkrieg. 1984 traf er sich hier mit Helmut Kohl. Die beiden Staatschefs besuchten einen deutschen und einen französischen Soldatenfriedhof, bevor sie sich am Douaumont vor einem mit einer französischen und einer deutschen Fahne bedeckten Katafalk die Hände reichten. Eine französische Kapelle spielte das Lied der Deutschen, eine deutsche Kapelle die Marseillaise. Bereits am Morgen hatten die beiden eine Erklärung unterzeichnet, in der es heißt:

Wir haben uns versöhnt. Wir haben uns verständigt. Wir sind Freunde geworden. Heute, am 22. September 1984, sind der Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland und der Präsident der Französischen Republik in Verdun zusammengekommen, um

sich vor den Gräbern der gefallenen Söhne Frankreichs und Deutschlands zu verneigen. Mit ihrer gemeinsamen Ehrung der Toten vergangener Kämpfe setzen sie an historischer Stätte ein Zeichen dafür, dass beide Völker unwiderruflich den Weg des Friedens, der Vernunft und freundschaftlichen Zusammenarbeit eingeschlagen haben. Die Einigung Europas ist unser gemeinsames Ziel – dafür arbeiten wir – im Geist der Brüderlichkeit.

Dass diese Erinnerungsarbeit jedoch nie abgeschlossen und von jeder Generation neu geleistet werden muss, zeigt das Werk des Lothringers **Philippe Claudel** (*1962): Bekannt wurde er mit seinem Roman *Les âmes grises* (2003), in dem er die bedrückende Atmosphäre in einem lothringischen Dorf während des Ersten Weltkriegs beschreibt. 2008 verfasste er mit dem Zeichner Philippe Delestre das Jugendbuch *La guerre est finie*, in dem er sich zu seiner lothringischen Identität äußert:

Obwohl ich lange Zeit nach dem letzten Verstummen der Waffen geboren wurde, habe ich merkwürdigerweise eine Kriegskindheit verbracht. Dies liegt vermutlich daran, dass ich in Lothringen zur Welt kam, einem Land, dessen Leib Jahrhunderte lang von Armeen aufgeschlitzt wurde, solchen, die durchzogen, und solchen, die blieben. Die Landschaften hier sind immer noch erfüllt vom Kampflärm, und die Wiesen, die Wälder, die Hügel, die Weizen- und Weinfeldern tauchen ihre Wurzeln in blutgetränkten Lehmböden (...).

Der Tod ist ebenso wenig französisch wie deutsch. Weder Schmerz noch Leid gehören einzelnen Völkern. Töten ist nicht menschlich, so einfach ist das, aber Überleben ist es, mehr als alles andere. Und sich Erinnern ist es auch, aber nicht in Form einer säuerlichen, sich stets wiederholenden Litanei: Wir müssen nur einfach da sein, damit nichts wirklich stirbt, auf dass aus einer befriedeten Erinnerung eine verheißungsvolle Zukunft erwachsen möge. (Claudel, S. 9/21; Ü: S. W.)

Bibliographie

- Aragon, Louis: *La mise à mort*, Paris: Gallimard 1965
 Barbusse, Henri: *Briefe von der Front*, Leipzig: Reclam junior 1987
 Barrès, Maurice: *Romans et voyages*, 2 Bände, Paris: Robert Laffont 1994
 Claudel, Philippe: *La guerre est finie*, Nancy, éd. Place Stanislas 2008
 Döblin, Alfred: *November 1918. Eine deutsche Revolution*, 4 Bände, München: DTV 1995 Paul Ettig-
 hoffer: *Verdun. Das Große Gericht*, Wiesbaden und München: Limes-Verlag 1976
 Flake, Otto: *Ein Leben am Oberrhein. Essays und Reiseskizzen aus dem Elsaß und Baden*, Frankfurt/
 Main: Fischer 1987

- Fröba, Gudrun/Nitsche, Rainer (Hrsg.): Durchfall in Zabern. Eine Militärdemontage, Berlin: Transit Buchverlag 1982
- Harig, Ludwig; Heckmann, Herbert; Oberhauser, Fred (Hrsg.): Französisch heitres Tageslicht. Deutsche Schriftsteller reisen nach Frankreich, o. O.: Verlag K. F. Geißler 2001
- Heym, Georg: Werk, Frankfurt am Main: Zweitausendundeins o. J.
- Hessel, Franz: Sämtliche Werke, 5 Bände, Frankfurt/Main: Igel-Verlag 1999
- Höfler, Polly Maria: André und Ursula, Frankfurt am Main: Umschau Verlag 1948
- Jacobs, Ilse: Lothringische Geschichten, Frankfurt am Main: Englert & Schlosser 1930
- Jünger, Ernst: Kriegstagebuch 1914–1918 (Hrsg. Helmuth Kiesel), Stuttgart: Klett Cotta 2010
- Marc, Franz: Briefe aus dem Feld (Hrsg. Klaus Lankheit/Uwe Steffen), Berlin: Rembrandt Verlag 1956
- Maurois, André: Les bourgeois de Witzheim, Paris: Grasset 1920
- Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.): Deutsche jüdische Soldaten 1914–45. Wanderausstellung, Freiburg 1982
- Mungenast, Ernst Moritz: Der Zauberer Muzot, Dresden: Wilhelm Heyne Verlag 1939
- Sartre, Jean-Paul: Carnets de la drôle de guerre, Paris: Gallimard 1995
- Schickele, René: Werke in drei Bänden, Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1959–61
- Ders: Wir wollen nicht sterben!, München: Kurt Wolf Verlag 1922
- Schock, Ralph (Hrsg.): Alfred Döblin. Meine Adresse ist: Saargemünd. Spurensuche in einer Grenzregion, Merzig: Gollenstein 2009 (Reihe: Spuren)
- Sloterdijk, Peter: Der Zauberbaum. Die Entstehung der Psychoanalyse im Jahr 1785, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1985
- Stadler, Ernst: Dichtungen, Schriften, Briefe. Kritische Ausgabe (Hrsg. Klaus Hurlebach/Karl Ludwig Schneider), München: C. H. Beck 1983
- Thomas, Adrienne: Die Kathrin wird Soldat, Berlin: Ullstein 1930
- Toller, Ernst: Eine Jugend in Deutschland, Reinbeck: Rowohlt 1963
- Tucholsky, Kurt: Ausgewählte Werke, 3 Bände, Reinbeck: Rowohlt 1965
- Wehner, Josef Magnus: Sieben vor Verdun. Ein Kriegsroman, München: Georg Müller 1930
- Zweig, Arnold: Erziehung vor Verdun, Berlin: Aufbau 2001

Im erhabenen Licht des Münsters:

Deutsche Freimaurerlogen in Straßburg 1871–1919

Ralf Bernd Herden

Am Abend des 27. März 1872¹ versammelten sich in der Weinhandlung Spener (später Schrempp, Fasanengasse 4)² in Straßburg 22 (reichsdeutsche) Freimaurerbrüder, welche das Schicksal als zivile oder militärische Beamte nach der Rückeroberung des Elsass und damit auch Straßburgs durch deutsche Truppen³ zusammengebracht hatte. Ihr Ziel war es, ein freimaurerisches Kränzchen zu gründen in der Stadt, welche bereits der Freimaurerbruder Friedrich der Große im Jahre 1740 inkognito aufgesucht hatte.⁴ Und in welcher die Freimaurerei, hier in ihren französischen Ursprüngen, eine sehr alte und reiche Tradition, aber auch lebendige Gegenwart hat.

Zuerst nur zwangloses Maurerkränzchen

Man wollte, wenn auch nicht zu rituellen Arbeiten, so doch freimaurerisch zusammenkommen, um sich austauschen zu können. Die Zusammenkünfte sollten in der Form eines „Kränzchens“ stattfinden, wollte man doch der traditionsreichen Loge Straßburgs, „Les Frères Réunis“, zu Anfang keinesfalls Konkurrenz machen.

Die deutschen Freimaurerbrüder gaben sich der Hoffnung hin, mit der zum „Grand Orient de France“ gehörenden Loge Verständigungsmöglichkeiten zu finden. Damals gab es die Regularitätsfrage unter Freimaurern in der heutigen Form noch nicht,⁵ man sah lediglich „nationale Grenzen“, erinnerte sich dabei aber sicher auch wohlwollend an das Engagement französischer Brüder für die deutsche Freimaurerei, vor allem im benachbarten Baden: Infolge des Erwinsfestes in Steinbach 1845, organisiert von französischen Brüdern, war in Baden das Freimaurerverbot aufgehoben worden. In Baden war die Freimaurerei bekanntlich seit 1813 verboten gewesen.⁶

Möglichst gemeinsam mit den einheimischen Brüdern ...

Die (reichsdeutschen) Straßburger Brüder strebten ursprünglich eine Vereinigung mit den (nunmehr zwangsweise „reichsländischen“) Brüdern der Loge „Les Frères Réunis“ an, ging man doch davon aus, „dass eine Animosität der elsässischen Brüder entweder gar nicht vorhanden, oder nur politischer Natur sei“. Ferner hatte man im Reichsland Elsass-Lothringen Befürchtun-

gen im Hinblick auf das Sprengelrecht, wie es dies in Preußen zum Schutz der altpreußischen Logen damals noch galt.

Zwar galt diese Regelung für Elsass-Lothringen nicht, und nicht nur der Nichtfreimaurer Fürst Bismarck strebte die Gründung einer eigenen, elsässischen Großloge an. Diese Politik verfolgte auch der für Elsass-Lothringen zuständige Oberpräsident Eduard von Moeller, der zuvor ab 1866 als Oberpräsident das preußisch gewordene Hessen-Nassau verwaltet hatte.

Die Kontakte, welche man mit der Loge „Les Frères Réunis“ anknüpfte, waren beidseitig von brüderlichem Geist geprägt. Allerdings stellten die Straßburger Brüder, die sich sonst zu jedem Entgegenkommen bereit erklärten, unmissverständlich fest, dass man nicht von ihnen verlangen könne, die durch Eid besiegelten Beziehungen zum „Grand Orient de France“ abzubrechen. Die Loge des „Les Frères Réunis“ gehört seit der Gründung 1811 dem „Grand Orient de France“ an und existiert auch heute noch. Ihrem 220-jährigen Jubiläum widmete das Historische Museum der Stadt Straßburg 2011 eine Ausstellung.⁷

So wurden von deutscher Seite die Gespräche abgebrochen – man war wohl nicht nur durch Logenbruder Meyer, der als deutscher Polizeidirektor in Straßburg amtierte, über politische Überlegungen der deutschen Regierung nicht ganz ahnungslos. Trotzdem vereinbarte man gegenseitige Besuche, und die deutschen Brüder berichten, dass sie bei den Brüdern der Loge „Les Frères Réunis“ im Café Spiegel stets gut aufgenommen worden sind.

Zuerst der Kaisergeburtstag

Selbstverständlich feierten die deutschen Freimaurerbrüder, die sich trotz ihrer internationalen Offenheit als vaterländisch fest verwurzelte und verbundene Deutsche sahen, die treu zu ihrem Kaiser standen, am 21. März 1872 in freimaurerischer Form den „Geburtstag unseres erhabenen Protektors Kaiser Wilhelm“. Man kam dazu im Hotel „Zur Stadt Basel“ zusammen, wo man sich ab diesem Zeitpunkt an jedem Freitagabend zur Zusammenkunft traf. So trafen sich z. B. am 19. April 1872 32 „altdeutsche“ (also „reichsdeutsche“) und vier „elsässische“ (also „reichsländische“) Brüder. Gerne wurden die benachbarten Logen in Freiburg, Lahr und Karlsruhe, besonders gern aber auch die Loge „Erwin“ im benachbarten Kehl besucht.

1872: Das Nationalitätenproblem

Am 3. April 1872 war in Metz unter dem Vorsitz des (Regierungs- und Baurates) Br. Brandenburg eine deutsche Freimau-

rerloge gegründet worden. Dies war, nachdem mit der Loge „Les Frères Réunis“ keine offiziellen Gespräche mehr in Gang kamen, für zwölf deutsche Freimaurerbrüder der Anlass, am 6. Mai 1872 zur Gründung einer deutschen Freimaurerloge in Straßburg aufzurufen. 21 Freimaurerbrüder erklärten ihren Beitritt. Hierdurch kam das bisherige Kränzchen, das sehr zurückhaltend gewesen war, zur Auflösung.

Am 21. Mai wurde ein neues Kränzchen im „Englischen Hof“ gegründet. Diese richtete nochmals ein Schreiben an die Freimaurerbrüder der Loge „Les Frères Réunis“: „Wir sind bereit, mit den (*Brüdern der Loge, Anm. des Verf.*) „Les Frères Réunis“ zusammen eine Loge zu bilden, falls dieselben folgenden Vorschlägen zustimmen:

1. Die Loge schließt sich an eine deutsche Großloge an, welche jedem gebildeten Manne von gutem Rufe ohne Unterschied der Konfession die Aufnahme in den Orden gestattet.
2. Auf Verlangen der F. R. werden die Arbeiten alternierend in deutscher und französischer Sprache abgehalten.

Wir empfinden vollkommen das Gewicht dieses Augenblickes, wo wir Ihnen zur Begründung eines folgenreichen Werkes, zur Aussöhnung der beiden Nationalitäten, die Bruderhand bieten. Schlagen Sie ein, und der Segen des Allmächtigen Baumeisters aller Welten wird bei unserem Beginnen sein.“⁸

Die Brüder der Loge „Les Frères Réunis“ sollen nur kurz hierauf geantwortet haben, bei ihrem bisherigen Beschluss und dem Dach des „Grand Orient de France“ bleiben zu wollen.

Nicht lange danach löste die deutsche, kaiserliche Regierung alle Freimaurerlogen, welche unter dem Dach einer französischen Großloge in Elsass-Lothringen arbeiteten, auf. Die Logen übergaben ihre Siegel und Archive dem „Grand Orient“ in Paris, ihre Bibliotheken an angrenzende Logen im französischen Mutterland – und verkauften ihr Mobiliar. Es ist erfreulich, dass so viele dieser zwangsaufgelösten Logen später wieder in strahlendem Licht erstehen und ihre großen Traditionen wieder zum Leben erwecken konnten. Das Ganze war, bei allen gegenseitigen Vorbehalten – Regularitätsprobleme im heutigen Sinne gab es damals noch nicht –, sicherlich mehr ein nationalistisches als ein freimaurerisches Problem.

Bei einer Zusammenkunft am 4. Juli 1872 wurde hierauf beschlossen, aus dem neu gegründeten Kränzchen eine Freimaurerloge zu gründen. Einig waren sich die Brüder darin, dass man als Großloge nur eine der beiden freisinnigsten, deutschen Großlogen wählen könnte. Es waren dies die (mehr

norddeutsche) Großloge „Royal York zur Freundschaft“ in Berlin oder die (mehr süddeutsche) Großloge „Zur Sonne“ in Bayreuth. Am 18. Juli 1872 stimmten sechzehn Brüder für die Großloge „Zur Sonne“, vierzehn Brüder für die Großloge „Royal York“. Zur Großloge „Zur Sonne“ gehörten damals auch die nächst gelegenen Freimaurerlogen „Allvater zum freien Gedanken“ in Lahr und „Erwin“ in Kehl.

1873: „Zum treuen Herzen“

Am 5. Januar 1873 fand die Einweihung der Loge „Zum treuen Herzen“ in Straßburg statt. 39 Brüder gründeten die Loge. Der ehrwürdigste Großmeister Johann Caspar Bluntschli (Professor in Heidelberg) brachte das Licht in den Tempel ein, der übrigens in einem ehemaligen Betsaal der ausgewiesenen Jesuiten in der Judengasse seinen Platz fand. Den Namen „Zum treuen Herzen“ hatte man in bewusster Anlehnung an die Loge „Au Cœur Fidèle“ gewählt.

Diese 1820 gegründete Loge hatte sich 1841 mit der Loge „Les Frères Réunis“ vereinigt. Damit wollte man ein positives Signal an die elsässischen Brüder senden. Diese kam auch an: Die Brüder der Loge „Les Frères Réunis“ schenkten der neuen Loge einige freimaurerische Utensilien, vor allem aber ihren Meisterstuhl. Allerdings schlossen sich auch elsässische Brüder der in Paris gegründeten Exilloge „Alsace-Lorraine“ an, was ebenfalls nicht verschwiegen werden soll.

Brüder zahlreicher Oriente waren bei der Lichteinbringung vertreten, u. a. Basel, Bernburg, Freiburg, Karlsruhe, Krefeld, Lahr, Metz und Stuttgart. Auch offiziell erhielt die Loge „Allerhöchste Anerkennung“: „Noch während der Tafel kam von Seiner Majestät dem Kaiser ein Telegramm: Ich danke herzlichst den versammelten Brüdern der deutschen Logen für den festlichen Gruß vom heutigen Tage und grüße Sie *[es folgt eine besondere, freimaurerische Grußformel, Anm. des Verf.]*.“⁴⁹

1876: Systemwechsel

Nur wenige Jahre nach der Gründung entschied sich die Bruderschaft für einen „Systemwechsel“ von der Großloge „Zur Sonne“ zur Großloge „Royal York“. Die Großloge „Zur Sonne“ war bereit, diesen einvernehmlichen Wechsel einzuleiten. Der Grund lag wohl allein darin, dass eine größere Zahl von Brüdern „das norddeutsche System“ bevorzugte – weil man eben von dorthier stammte. Am 5. Januar 1876 erfolgte der feierliche Wechsel, zu dem der Großmeister der Großloge „Royal York“,

der ehrwürdigste Br. Herrig, eigens nach Straßburg kam. Der Tempel befand sich damals in der „Schmiedstube“ in der Langstraße 138.¹⁰

1879: Audienz beim „Allerhöchsten Protektor“

Im Jahre 1879, Meister vom Stuhl war zwischenzeitlich (Regierungs- und Baurat) Br. Brandenburg, der frühere Meister vom Stuhl und Gründer der Loge „Zum Tempel des Friedens“ in Metz geworden, besuchte Kaiser Wilhelm I. Straßburg. Bei „allerhöchstseiner Anwesenheit unseres allerdurchlauchtigsten Protektors“ geruhte dieser, eine Deputation der Loge zu empfangen. Neben dem Wunsch, eine eigene Provinzialgroßloge für Elsass-Lothringen zu errichten, klagte die Deputation auch über die räumlichen Verhältnisse (wörtliches Zitat): „Das schlimmste Hindernis gedeihlicher Entwicklung liege in der unwürdigen äußeren Gestaltung unseres Logenlokales, welches sich in einem Wirtshause befinde. Ohne Erbauung einer auch äußerlich würdigen Bauhütte werde es schwer halten, hier für die Freimaurerei Propaganda zu machen.“¹¹

Kaiser Wilhelm I., Protektor der deutschen Freimaurer, soll der Logendelegation wie folgt geantwortet haben:

„Ich stimme mit dem überein, was Sie Mir früher schon gesagt und jetzt wiederholt haben, und wünsche, dass Sie bei den geäußerten Bestrebungen verharren. Ich billige es auch, dass Sie im Interesse der Versöhnung nach einer größeren Selbständigkeit in Form einer Provinzial-Großloge streben. Dass das Äußere dem Inneren entsprechen muss, ist selbstverständlich, und bin auch Ich der Ansicht, dass ein Wirtshaus für solche Versammlungen nicht geeignet ist. Streben Sie daher, ein würdiges Lokal zu bekommen, und berichten Sie Mir über den Fortschritt Ihrer Bestrebungen. Sie sind freilich in einer schwierigen Lage, aber verlieren Sie nicht den Mut; lassen Sie die da draußen nur raissonieren, und halten Sie fest an Ihren Bestrebungen! Grüßen Sie die Brüder von Mir.“¹²

Die Brüder folgerten daraus:

„Aus dieser Audienz ging dreierlei hervor:

1. Seine Majestät legte großen Wert darauf, dass ein brüderliches Zusammengehen mit den Eingeborenen erzielt werde.
2. Dass als Mittel dazu eine gewisse, den örtlichen Verhältnissen Rechnung tragende Selbständigkeit der reichsländischen Logen angestrebt werde, und
3. Dass die Straßburger Loge danach trachten müsse, ein würdiges Logenlokal zu bekommen.“¹³

Die Loge „Zum treuen Herzen“ nutzte die Gelegenheit und richtete ein „Immediatgesuch an Seine Majestät“, worin um ein Darlehen zur Erbauung eines Logenhauses gebeten wurde – und erhielt hierauf die Zusage, für den Fall der Notwendigkeit ein Darlehen bis zur Summe von 40000 Mark aus dem „Königlichen Fideicommißfonds“ (allerdings zu üblichen Zinsen) zu erhalten. Das Projekt wurde jedoch wieder aufgegeben, nachdem sich im Jahre 1880 sowohl das Kränzchen in Schlettstatt als auch die Loge „An Erwins Dom“ aus der Gemeinschaft „Zum treuen Herzen“ herauslösten, es also zu einem deutlichen Mitgliederschwund kam.

1881: Kränzchen „An Erwins Dom“

Das erste Schriftstück der Loge „An Erwins Dom“¹⁴ stammt aus dem Jahre 1881. Es ist ein Rundschreiben der „Freien Vereinigung maurerisch isolierter Brüder“ vom 24. Februar 1881. Wobei zu bemerken ist, dass einige der Brüder zuvor eben Mitglieder der Loge „Zum treuen Herzen“ waren, es dort aber wohl Spannungen gegeben hatte und diese deshalb im Dezember 1880 aus ihrer Loge ausgetreten waren. Die Spannungen räumen beide Logen ein – über die genauen Details schweigen sich beide Logen aus.

Bereits am 17. Februar 1881 hatten die Brüder die Polizeidirektion von „unseren regelmäßigen Zusammenkünften unter Angabe des Zweckes derselben“ unterrichtet sowie davon, dass man sich den Vereinsgesetzen und den entsprechenden polizeilichen Bestimmungen unterwerfen wolle. Man wolle nun offiziell ein maurerisches „Kränzchen“ (die Vorstufe für eine Loge) bilden und sich einer noch zu bestimmenden Großloge unterstellen. Probleme mit dem königlich preußischen Edikt vom 20. Oktober 1798 (u. a. Sprengelrecht der Logen in Preußen) sehe man nicht. Man habe der Polizeibehörde die Zusammenkünfte angezeigt, welche stets im Café Zur Meise, Saal im Hof, Eingang „Kleine Kirchgasse“, stattfinden. Zudem habe man bisher weder die Rechte einer Loge in Anspruch genommen noch Ansprüche auf die Anerkennung als maurerisches Kränzchen erhoben.

Am 28. Februar wurden „Gutscheine“ zur Finanzierung der freimaurerischen Tätigkeit an die Brüder verkauft. Sie wurden später ausgelost und der Wert von fünf Mark ohne Verzinsung an die Brüder zurückerstattet.

1881: Unter dem Protektorat der „Einigkeit“ in Frankfurt

Nach Verhandlungen und Gesprächen erhielt das Kränzchen im Mai 1881 die Nachricht, dass die Loge „Zur Einigkeit“ in Frank-

furt am Main bereit war, das Protektorat über das Kränzchen zu übernehmen. Die bereits 1742 gegründete, traditionsreiche Loge – sie besteht noch heute – gehörte damals zur Großloge des Eklektischen Bundes, heute zur Großloge der „Alten freien und angenommenen Maurer von Deutschland“. Im Tempel der Loge „Einigkeit“ in Frankfurt fand dann auch die offizielle Installationsfeier des Kränzchens am 21. Mai 1881 statt.

Dem ersten Beamtenrat (Vorstand) des Kränzchens „An Erwins Dom“ gehörten an: Gustav Wilhelm Epsig (Meister vom Stuhl), Caspar Wasmuth (zugeordneter Meister vom Stuhl), Christian Wagner (I. Aufseher), Julius Widemann (II. Aufseher), Schatzmeister Wilhelm Crémer, Schriftführer und Archivar Peter Krieger, Redner und Krankenbesucher Karl Braune, Zeremonienmeister Johann Schmid, Intendant der Loge August Rassmann, Intendant der Harmonie Karl Theodor Kluge und Regens Chori Theodor Klingler.

Das Kränzchen arbeitete eifrig und emsig. Zahlreiche Zusammenkünfte, auch Schwesternfeste und leider auch Abschiedsfeiern für abreisende Brüder, stärkten die Gemeinsamkeit des Bruderbundes. Letztendlich arbeitete man auf das Ziel hin, selbst den Status einer Loge zu erlangen.

1882: Loge „An Erwins Dom“

Am 26. Januar 1882 konnte die „Gerechte und vollkommene St. Johannis-Loge An Erwin's Dom im Orient Straßburg im Elsass“ nicht ohne Stolz bekanntgeben:

„Die Ehrwürdigste Große Mutterloge des Eklektischen Freimaurerbundes, Groß-Orient Frankfurt am Main, hat am 23. d. M. beschlossen, das bisher unter dem Patronat der althehrwürdigen St. Johannis-Loge ‚Zur Einigkeit‘ im Orient Frankfurt am Main hier bestandene Freimaurerkränzchen ‚An Erwin's Dom‘ zu einer selbständigen Loge zu erheben, diese in die Reihe ihrer Tochterlogen aufzunehmen und die neue eklektische Bauhütte in Verleihung der Konstitutionsurkunde unter dem Namen ‚An Erwin's Dom‘ am Sonntag, den 12. Februar punkt 3 Uhr nachmittags feierlich zu installieren. Die Werkstätte der jüngsten, eklektischen Tochterloge ist hier, Schifflautstaden Nr. 9, Eingang Ankerhäuschen. 1. Stiege (in südlicher Nähe des Münsters) bereitet.“

Die Brüder sollten sich bereits um 2 Uhr pünktlich einfinden, um 3/4 3 Uhr sollte der Einzug in den Tempel erfolgen. Die Großloge war nicht nur durch den Großmeister vertreten – (fast) das gesamte Großbeamtenkollegium war komplett nach Straßburg gekommen: I. und II. Groß-Aufseher, Großredner, Großzeremonienmeister und Großsekretär gaben der neuen

Loge die Ehre. Der etwa hundert Brüder fassende Tempel war bis auf den letzten Platz gefüllt, ein Teil der Brüder musste sogar mit Plätzen in der Vorhalle des Tempels vorlieb nehmen.¹⁵

Im Hinblick auf das Verhältnis zur Loge „Zum treuen Herzen“ betonte Stuhlmeister (Kaiserlicher Ober-Post-Sekretär) Gustav Wilhelm Epsig: „Nicht eine Konkurrenzloge wollen wir Ihnen bereiten, wie ich im Laufe der Woche aus dem Munde eines Ihrer Brüder hörte! – Ein hässliches, profanes Wort! – Ja, meine lieben Brüder, einen Wettstreit wollen wir mit Ihnen beginnen, aber einen Wettstreit in maurerischen Tugenden, im Dienste der Humanität und der königlichen Kunst überhaupt. Neidlos, sogar mit aufrichtiger Freude werden wir unsere Nachbarloge „Zum treuen Herzen“ wachsen, blühen und gedeihen sehen.“¹⁶

Der Installationsfeierlichkeit im Tempel schloss sich eine rituelle Tafelloge im „Hotel zur Stadt Paris“ (Meißengasse, nahe Am Broglie) an, welche ebenfalls musikalisch herausragend gestaltet war. Bei der Tafelloge, zu welcher sich siebzig Brüder vereinten, dankte der „sehr ehrwürdige Meister vom Stuhl der Nachbarloge ‚Erwin‘ in Kehl, Schwarzmann, zugleich namens aller anwesenden, besuchenden Brüder“ für die liebevolle Aufnahme.¹⁷ Wohl nicht ahnend, dass gerade seine Loge so viele Mitglieder verlieren werde, dass sie 1885 zum Ruhen kam.

1882: Logenhaus „An Erwins Dom“

Die Räumlichkeiten der Loge „An Erwins Dom“, untergebracht „Schiffleutstaden Nr. 9, Eingang Ankergrässchen. 1. Stiege (in südlicher Nähe des Münsters)“ waren für das Jahr 1882 geradezu hochmodern ausgestattet.¹⁸ Über dem im Hof befindlichen Zugang zu den Logenräumen befand sich eine beleuchtete Laterne mit der sichtbaren Aufschrift „A. E. D.“. Die Trepentür ließ sich nur durch „Schellen“ in einer bestimmten, jedem Freimaurer bekannten Art und Weise hin öffnen, sodass Uneingeweihten der Zugang bereits verschlossen blieb.

Im Tempel selbst waren die dominierenden Lichter nicht nur aus Bronze gegossen und rund zwei Meter hoch, sondern sogar für Gasbeleuchtung eingerichtet. Gleiches galt für die Lichter an den Beamtenplätzen, welche ebenfalls dreiarmige Gasleuchter trugen. Die Gasleitungen waren verdeckt angebracht, sodass sie nicht sichtbar waren. Der Tempel war sogar mit einer hinter einer kuppelähnlichen Hohlkehle verborgenen Ventilationsanlage ausgestattet.

Das Buffet war mit einem Speisenaufzug mit der darunterliegenden Restauration verbunden. Durch elektrisches Klingelzeichen konnten die „dienenden Brüder“ darauf aufmerksam

machen, dass sie mittels des eingebauten Sprachrohres Bestellungen abzugeben wünschten. Bei den sog. „dienenden Brüdern“ – diese Funktion gibt es heute nicht mehr – handelte es sich damals um voll aufgenommene Freimaurerbrüder, welche jedoch beitragsfrei gestellt waren und dafür das Herrichten der Räume, das Vorbereiten der anfallenden Arbeiten und die gastronomische Versorgung der Brüder übernahmen.

1884: Logenhaus „Zum treuen Herzen“

Am 13. März 1884 beschloss die Logenversammlung der Loge „Zum treuen Herzen“ den Bau eines Logenhauses. Das erforderliche Kapital von 90000 Mark sollte durch Schenkungen und mittels (durch Hypotheken gesicherte) Darlehen aufgebracht werden. Die Verzinsungen sollten durch Beitragserhöhungen, aber auch durch Vermietung und Verpachtung im neuen Hause aufgebracht werden. Aus eigenen Mitteln kamen 75000 Mark zusammen, und 25000 Mark schoss der ehrwürdigste Großmeister (gesichert durch zweitrangige Hypothek) vor.

Kaiser Wilhelm I. spendet 5000 Mark

Und „5000 Mark machte unser allerdurchlauchtigster Protektor, Seine Majestät der Kaiser uns zum Geschenk. Nicht die Größe diese Summe ist es, die uns so sehr erfreute, sondern der moralische Effekt, dass uns das Oberhaupt des Deutschen Reiches, die höchste Autorität im Land, hoheitsvoll ... vor aller Welt bekanntgab: Auch Ich bin einer der vielgeschmähten Freimaurer, und Ich will, dass Ihr Respekt habt vor meinen Brüdern!“¹⁹ Kaiser Wilhelm I., Protektor der deutschen Freimaurer, regierte bis zu seinem Tode 1888. Für 99 Tage wurde sein Sohn, Kaiser Friedrich I., sein Nachfolger als Deutscher Kaiser und König von Preußen, aber auch als Protektor der Deutschen Freimaurerei. Vom Prinzen Wilhelm von Preußen, dem späteren Wilhelm II., Deutschen Kaiser und König von Preußen, war damals noch nicht einmal die Rede.

Kaiser Wilhelm II. spendet nichts

Womit das bisher unbewiesene Gerücht, Kaiser Wilhelm II. habe das Logenhaus in der Moellerstraße (heute Avenue Joffre) bezahlt, vom Tisch sein dürfte, es sei denn, es tauchen neue Belege oder Beweise auf. Es ist jedoch kaum vorstellbar, dass Wilhelm II. nach seinem Regierungsantritt der Loge noch einen Baukostenzuschuss gewährt hat. Nochmals: Kaiser Wil-

helm II. kam erst 1888, nach dem Tode seines Großvaters Wilhelm I. und seines Vaters Friedrich I. (beide Protektoren der deutschen Freimaurerei) auf den preußischen Königs- und den deutschen Kaiserthron. Wilhelm II. war alles andere als ein Freimaurerfreund. Als er den Thron der Hohenzollern bestieg, brach er mit einer großen Tradition und übernahm nicht das Protektorat über die Altpreußischen Großlogen, sondern (vielleicht nicht stattdessen, aber er fühlte sich dabei wohl moderner) das Protektorat über den „Kaiserlichen Automobilclub“.²⁰ Schuld am Ersten Weltkrieg war nach Ansicht Kaiser Wilhelms übrigens die internationale „Großorientloge“.

Im Detail wertete dies der Kaiser so: „Die deutschen Großlogen aber hätten mit zwei Ausnahmen, in denen die nichtdeutsche Finanz herrscht und die im Geheimen mit dem ‚Großorient‘ in Paris in Verbindung stehen, mit dem Großorient keinen Zusammenhang. Sie seien (...) durchaus loyal und treu gewesen. Im Laufe des Jahres 1917 habe in Paris eine internationale Tagung der Logen des ‚Großorient‘ stattgefunden, der später noch eine Besprechung in der Schweiz gefolgt sei. Auf dieser Tagung sei nachstehendes Programm festgesetzt worden: Zerstückelung von Österreich-Ungarn, Demokratisierung Deutschlands, Beseitigung des Hauses Habsburg, Abdankung des Deutschen Kaisers, Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich, Vereinigung Galiziens mit Polen, Beseitigung des Papstes und der katholischen Kirche, wie überhaupt jeder Staatskirche.“²¹

1886: Einweihung des Logenhauses

Am 3. Januar 1886 konnte die Loge „Zum treuen Herzen“ endlich ihr neues Logenhaus in der Möllerstraße 11 einweihen (der heutigen Rue Roffre 11, wo heute nunmehr die Brüder der Loge „Les Frères Réunis“ des „Grand Orient de France“ zusammenkommen). Das Haus hat sich bis heute in seiner Ansicht nicht wesentlich, in seiner Nutzung demnach gar nicht verändert. Der rituellen Feier schloss sich eine Festtafel an. Bald nach der Einweihung des Logenhauses stand dann bekanntlich der Kaiserbesuch durch Wilhelm I. an, welcher letztendlich zu einem Besuch des Kronprinzen Friedrich wurde.²²

Freimaurerische Friedensbemühungen und I. Weltkrieg

Die Loge „Zum treuen Herzen“ wuchs beständig und sollte im Jahre 1904 rund 140 Brüder zählen: 80 ordentliche Mitglieder, 45 außerordentliche Mitglieder und 14 besuchende Brüder.²³ Die Kontakte zu den benachbarten Logen wurden eifrig gepflegt.

Am 26. August 1914 versammelte man sich anlässlich des Ausbruches des Ersten Weltkrieges zu einer besonderen Tempelfeier, zu deren Eröffnung Br. Christian Schmitt eigens ein Gebet verfasst hatte. Und auch der „Im Felde weilenden Brüder“ wurde zu Weihnachten 1914 mit einem besonderen Gedicht durch Br. Christian Schmitt gedacht. Die Loge und ihre Brüder fühlten deutsch-vaterländisch, auch wenn sich insbesondere die Freimaurerlogen Straßburgs im Rahmen des „Oberrheinischen Stuhlmeistertages“ für Frieden und Ausgleich eingesetzt hatten.

Zu dieser „Freien Vereinigung Oberrheinischer Stuhlmeister“, fanden sich vor dem Ersten Weltkrieg die Stuhlmeister aus dem Elsass und Baden, teilweise aber auch Freimaurer aus Stuttgart und Basel zusammen. „Der Wahrheit und der vorurteilsfreien Bruderliebe eine Gasse“, lautete das Motto einer dieser Zusammenkünfte 1906 – bei der man sich intensiv mit Fragen der Zusammenarbeit mit dem „Grand Orient de France“ befasste.

Nach dem Ersten Weltkrieg – die Deutschen mussten Elsass-Lothringen verlassen – gingen die meisten deutschen Logen nach Deutschland in die Emigration, wo sie dem Nationalsozialismus zum Opfer fielen.

Man fühlte und dachte deutsch, vaterländisch und treu – doch trotzdem international, offen und brüderlich.

Nachdem man sich im Geiste internationaler Verständigung bereits 1907 auf der Schlucht (Col de la Schlucht), 1908 in Basel, 1909 in Baden-Baden, 1911 in Paris, 1912 in Luxemburg und 1913 in Den Haag getroffen hatte, sollte vom 15. bis 17. August 1914 in Frankfurt am Main die „VII. Internationale Freimaurer-Zusammenkunft“ stattfinden, die wie ihre Vorgänger unter dem Motto „Im Namen des Friedens und der weltumspannenden Brüderlichkeit“ einberufen worden war.

Der Kriegsausbruch verhinderte dieses Treffen. Noch im Mai 1914 hatten übrigens Kontakte zwischen der Bayreuther Großloge „Zur Sonne“ (der die meisten der badischen und württembergischen Logen angehörten) und der englischen „United Grand Lodge“ in London stattgefunden.

Es waren vor allem deutsche und französische Logenbrüder, unterstützt von Schweizern und Luxemburgern, welche die Initiatoren dieser sieben internationalen Freimaurertreffen waren. Diese Treffen haben übrigens eine lange Tradition und stehen wohl in der Nachfolge der nach dem Erwinsfest 1845 stattgefundenen deutsch-französischen Freimaurertagungen in Straßburg, über welche in einer zweisprachigen „Handschrift für Brüder Freimaurer“, gedruckt bei Silbermann in Straßburg, die Freimaurerbrüder beiderseits des Rheins informiert wurden.

Dass diese internationalen Treffen oft nicht wohl gelitten waren, zeigt uns ein Satz aus einem Bericht der Zusammenkunft in Paris 1911: „Ein fanatischer Abbé hatte durch Maueranschläge den Straßenpöbel aufgeboten, vor dem Gebäude des Grand Orient (wo die Zusammenkunft stattfinden sollte) Straßentumulte in Szene zu setzen.“

Weil Freimaurer zur besonderen Treue ihrem Vaterland und seinen Gesetzen gegenüber verpflichtet sind, endeten durch den Kriegsausbruch jeweils die Beziehungen der Großlogen und Logen untereinander – nicht jedoch die persönliche Achtung gegenüber einem Bruder, der auf der anderen Seite der Front ebenfalls seine vaterländische Pflicht erfüllte.

Das Ende der (deutschen) Logen von Straßburg

Mit dem Zeitpunkt, als das Elsass wieder französisch wurde, mussten nicht nur die nach 1870 eigenwanderten Deutschen das Land verlassen, sondern es wurden auch die deutschen Freimaurerlogen geschlossen. Die jüngste Loge „Zur Bruderverliebe im Wasgau“, gegründet 1913 unter der „Großen Landesloge von Deutschland“, musste im November 1919 ihre Arbeit auf Anordnung der französischen Behörden einstellen. Die Loge „Zum treuen Herzen“ wurde als Straßburger Loge ins Exil nach Karlsruhe verlegt. Sie erlosch durch die Verfolgungen der Nazis am 16. Juli 1935. Die Loge „An Erwins Dom“ wurde als Straßburger Loge ins Exil zuerst (1919) nach Frankfurt, dann (1921) nach Hanau verlegt. Ruhend ab dem 20. März 1933, wurde sie 1950 als Vereinigung wiederbelebt. Sie soll 1968 erloschen sein.²⁴ Durch Dekret vom 23. Februar 2002 erklärten die „Vereinigten Großlogen von Deutschland“, nach Zustimmung des Großmeisters der Großloge AFAM, Bruder Klaus Horneffer, die Loge mit Wirkung vom gleichen Tage für ruhend. „An Erwins Dom“ trug die Matrikel-Nummer 981. „An Erwins Dom“ war nicht mehr in der Lage, ihren Arbeiten nachzugehen.²⁵

Baden-Baden – nach dem Zweiten Weltkrieg bekanntlich Sitz der französischen „Zonen-Regierung“ und des Hauptquartiers der französischen Streitkräfte in Deutschland – war übrigens in den Jahren 1947 bis 1949 der Sitz der damaligen Großloge „Einigkeit“, deren freimaurerische Jurisdiktion sich auf den gesamten Bereich der französischen Besatzungszone bezog.

Nach dem Zusammenbruch des dutzendjährigen Reiches 1945 waren es französische Offiziere und Beamte, die den deutschen Freimaurern dazu verhalfen, sich wieder in ihren Logen vereinigen zu können. Vielerorts war es so, dass bereits im

Sommer 1945 wieder die ersten Zusammenkünfte stattfanden, unter dem Schutz der französischen Brüder.

Sie halfen auch, so gut es ging, das nationalsozialistische Unrecht der Zwangsaufösungen und Enteignungen wiedergutzumachen. Vieles aber war unwiederbringlich verloren, zerstört von menschenverachtendem Zeitgeist, der Geist der Brüderlichkeit hatte aber den Ungeist des Schattenreiches überlebt. In nicht wenigen Fällen waren es deutsche und französische, britische oder amerikanische Freimaurer, welche nach dem Krieg führend den Weg zu Versöhnung und Verständigung geöffnet haben. Oft im Kleinen, immer in aller Stille.

In der sowjetischen Besatzungszone setzte man Verbot und Verfolgung der Freimaurerei aus der Nazizeit übrigens ungebrochen fort.

Als schönes Beispiel freimaurerischer Eintracht heute sei das Logenhaus der 1868 gegründeten Lahrer Freimaurerloge erwähnt. Dort treffen sich heute nicht nur die Brüder der traditionsreichen Lahrer Loge „Allvater zum freien Gedanken“, sondern auch die Logen „Black Forest“ (englischsprachig) und „Douze Étoiles“ (französischsprachig). Vereint in jenem Logenhaus, das 1913 erworben, 1914 als Freimaurertempel installiert, 1933 enteignet worden war – und um dessen Rückerstattung die Loge viele Jahre unermüdlich kämpfen musste. Weder die Loge noch die „Zwischeneigentümerin“ sind für das erlittene Unrecht jemals entschädigt worden.

Literaturverzeichnis:

- „Antiker Schutt und Merksteine“ (1892): Geschichte der Loge „An Erwins Dom“ i.Or. Straßburg 1882–1892. Straßburg 1892, Manuskript. Zitiert: „Antiker Schutt und Merksteine“ (1892)
- Bartholdy (Altstuhlmeister): Aus der Jugendzeit der Loge „Zum treuen Herzen i.O. Straßburg i.El., Erinnerungen in gebundener und ungebundener Rede. Gedruckt mit Genehmigung der Großloge vom 19. November 1903 zur Verbreitung unter Brüder Freimaurern. Straßburg im Elsaß 1904, Verlag von Br. Fr. Engelhardt. Zitiert: Bartholdy (1904).
- „Entstehung und Einsetzung“ (o. J.): Entstehung und Einsetzung der jüngsten ekl. Tochterloge „An Erwins Dom“ Or. Straßburg, Elsaß. Ohne Autor, ohne Jahresangabe. Druck von J. G. Findel in Leipzig. Vermutlich 1882/83. Zitiert: „Entstehung und Einsetzung“ (o. J.):
- Francke, Karl Heinz/Geppert, Dr. Ernst-Günther: Die Freimaurer-Logen Deutschlands und deren Großlogen 1737–1985. Matrikel und Stammbuch. Nachschlagewerk über 248 Jahre Freimaurerei in Deutschland. Forschungsloge Quatuor Coronati Bayreuth 1988. Zitiert: Francke/Geppert (1988)
- Herden, Ralf Bernd: Friedrich der Große und Prinz Wilhelm von Preußen besuchen 1740 die Städte und Festungen Kehl und Strasbourg. In: Die Ortenau (2004), 507–512. Zitiert: Herden (2004)
- Herden, Ralf Bernd: Straßburg Belagerung 1870. Europas Hauptstadt und das Elsass im Spannungsfeld der deutsch-französischen Auseinandersetzungen. Mit einem persönlichen Gruß S. K. u. K. Hoheit Dr. Otto von Habsburg. BoD Norderstedt März 2007. Zitiert: Herden (2007).

Herden, Ralf Bernd: Das Kaiserfest in Straßburg 1886. In: TAU 2/2012, 49–61. Zitiert: Herden (2012).
 Herden, Ralf Bernd: Großorient von Baden und Badischer Landeslogenverein von der Gründung 1806 bis zum Freimaurerverbot 1813. In: TAU 1/2013, 84–95. Zitiert: Herden (2013).
 Wilhelm II.: Ereignisse und Gestalten 1878–1918“, Koehler, Berlin und Leipzig 1922, 36. Zitiert: Wilhelm II. (1922).
 Mein Dank gilt dem ungenannt bleiben wollenden Herrn C. F. L., der mir wieder großzügig und vertrauensvoll Einsicht in seine Bibliothek und seine Sammlung gewährt hat.

Anmerkungen

- 1 Hierzu auch im Folgenden: Bartholdy (1904).
- 2 Das Haus Rue du Faisan 4 beherbergt heute eine Galerie, die Fassade des Anwesens hat wohl noch die Gestalt wie in der Zeit der freimaurerischen Zusammenkünfte. Die Rue du Faisan mündet in die Rue Brûlée, in deren Haus Nummer 8 die „Les Frères Réunis“ um 1830 ihr Logenlokal hatten. Beide Straßen liegen in unmittelbarer Nähe des altehrwürdigen Münsters.
- 3 Zur Belagerung Straßburgs 1870: Herden (2007).
- 4 Zum Besuch Friedrichs des Großen in Straßburg: Herden (2004).
- 5 Die United Grand Lodge of England, die Großlogen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, von Luxemburg, Belgien und den Niederlanden haben bis vor wenigen Jahren nur eine der französischen Großlogen, die „Grand Loge National Francaise“ (gegründet 1913) als regulär anerkannt. Der Kontakt mit dieser Großloge ist jedoch momentan „suspendiert“, d. h. die Regularität weiter anerkannt, es finden jedoch keine offiziellen Kontakte statt. Damit will man sich international von innerfranzösischen, freimaurerischen Problemen distanzieren und diese ausdrücklich nicht kommentieren.
- 6 Zum Großorient von Baden und dem Verbot der badischen Freimaurerei: Herden (2013).
- 7 LES LES FRÈRES RÉUNIS À STRASBOURG, UNE LOGE MAÇONNIQUE ENGAGÉE; MUSÉE HISTORIQUE DE LA VILLE DE STRASBOURG, 15 OCTOBRE 2011 / 5 FÉVRIER 2012.
- 8 Bartholdy (1904) 12.
- 9 Bartholdy (1904) 16.
- 10 Bartholdy (1904) 20/21.
- 11 Bartholdy (1904) 26.
- 12 Bartholdy (1904) 26.
- 13 Bartholdy (1904) 26/27.
- 14 Hierzu und im Folgenden: „Antiker Schutt und Merksteine“ (1892).
- 15 Hierzu: „Entstehung und Einsetzung“, 6.
- 16 So in „Entstehung und Einsetzung“, 42
- 17 „Entstehung und Einsetzung“, 43
- 18 „Entstehung und Einsetzung“, 50 ff.
- 19 Bartholdy, 36
- 20 Wilhelm II. : Ereignisse und Gestalten 1878–1918“, Koehler, Berlin und Leipzig 1922, 36.
- 21 Wilhelm II. : Ereignisse und Gestalten 1878–1918“, a. a. O. , 219.
- 22 Hierzu: Herden (2012).
- 23 Bartholdy, 16.
- 24 Francke/Geppert, 218.
- 25 Auskunft des Verwaltungsreferates der Großkanzlei der der Großloge AFAM vom 15. August 2013 an den Verfasser.

Johannes Schroth – Architekt des Späthistorismus und des Jugendstils

Ulrich Coenen

Der Erste Weltkrieg stellt auch in der Architekturgeschichte eine Zäsur dar. Die Zeit seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde durch verschiedene Stilrichtungen geprägt, die die Formensprache früherer europäischer Epochen aufgriffen und zum Teil kombinierten. Mit dem Jugendstil und später der vor allem vom Deutschen Werkbund getragenen Reformarchitektur gab es bereits Ansätze zu einer modernen Baukunst, doch blieben die historisierenden Stile bis 1914 prägend. Das „lange 19. Jahrhundert“ dauerte auch in der Architektur bis zum Ersten Weltkrieg, jener Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts.¹ Nach 1918 konnten die Architekten nicht dort weitermachen, wo sie fünf Jahre zuvor aufgehört hatten. Der als überladen empfundene Stilpluralismus wurde durch eine sachliche Architektursprache ersetzt. Johannes Schroth ist ein hervorragendes Beispiel für eine Architektengeneration, deren Karriere abrupt mit dem Ersten Weltkrieg endete.

Schroth war Vorstand des Erzbischöflichen Bauamtes in Karlsruhe. Er starb bereits 1923 und konnte seine erfolgreiche Arbeit nach Kriegsende nicht fortsetzen. Zwar blieb er nach 1918 Leiter der Karlsruher Behörde, aufgrund der wirtschaftlichen Probleme der Nachkriegszeit fand der ungeheure Bauboom im Sakralbereich, der die Jahrzehnte bis 1914 prägte, zunächst keine Nachfolge. Das Werk Schroths wird deshalb durch den Späthistorismus gekennzeichnet, sein Spätwerk zeigt auch deutliche Einflüsse des Jugendstils. In jedem Fall steht der Kirchenbaumeister für eine Architektur, die mit dem Krieg ihren Abschluss fand. In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre gab es in der Sakralarchitektur Badens eine völlige Neuorientierung.²

Forschungsstand

Schroth ist einer der wichtigsten Kirchenbaumeister der Zeit um 1900 in Baden. Vor allem in der mittelbadischen Region entstanden zahlreiche Kirchen nach seinen Plänen. Trotz seiner Bedeutung gibt es bisher keine wissenschaftliche Veröffentlichung, die sich ausführlich mit dem Leben und Werk des Architekten auseinandersetzt. Dies bedauert Egon Grund bereits



*Johannes Schroth,
aus: St. Lioba-Blatt 42
(21. Jg.), 19.10.1913.*

2005 mit Recht.³ Sein Buch ist eine der wenigen umfangreicheren Monografien über eines der Werke Schroths, in diesem Fall das Gebäude des katholischen Oberstiftungsrates in Karlsruhe, das 1906 bis 1909 entstand und heute als Polizeigebäude dient. „Der hochbegabte Architekt Johannes Schroth ist bis heute nicht genügend gewürdigt worden“, bemängelt Grund dieses Desiderat der Forschung.⁴ Zu erwähnen ist ebenfalls das Buch, das ich 2000 gemeinsam mit meinem Kollegen Wilfried Lienhard über die Sinzheimer Pfarrkirche geschrieben habe, die Schroth gemeinsam mit seinem Vorgesetzten Max Meckel errichtet hat.⁵ Eine wichtige Monografie zu einem Einzelwerk des Kirchenbaumeisters ist die kunsthistorische Bachelorarbeit von Wolfgang Weismann, die 2013 von der Universität Freiburg angenommen wurde und sich mit der Pfarrkirche in Ottersweier beschäftigt.⁶ Auch in Michel Bringmanns Dissertation über die Neuromanik in Deutschland, die Grundlagenarbeit geleistet hat, wird Schroth erwähnt.⁷ Daneben gibt es eine Reihe Festschriften und Bauführer zu Schroths Kirchen, die in den Anmerkungen dieses Aufsatzes erwähnt sind. Überraschend wenig ergiebig ist, angesichts der Bedeutung Schroths, der Eintrag im Thieme-Becker Künstlerlexikon.⁸

Hinweise zum Œuvre Schroths finden sich außerdem in Denkmalführern und Aufsätzen. Einen leider nicht annähernd vollständigen Überblick der Bauten Schroths geben in knapper Form die beiden aktuellen Bände des von Georg Dehio begründeten Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler für das Land Baden-Württemberg.⁹ Mithilfe des Registers lassen sich die beschriebenen Werke Schroths leicht finden. Natürlich ersetzt diese Recherche, die aber ein guter Einstieg ist, keine umfangreiche Archivarbeit, die notwendig ist, um das Gesamtwerk des Architekten zu erfassen. Dies wäre ein hervorragendes Thema für eine Dissertation, die das Wissen um die Sakralarchitektur der Zeit um 1900 in Nord- und Mittelbaden deutlich erweitern würde.

Im Zusammenhang mit diesem Aufsatz sind insbesondere die wenigen Denkmalführer und Aufsätze zu nennen, die sich mit den Bauten Schroths in Mittelbaden beschäftigen. Mein Buch „Die Baukunst der nördlichen Ortenau“ enthält Beschreibungen einer ganzen Reihe von Kirchen des Architekten in Bühl und den Nachbargemeinden.¹⁰ Ähnliches gilt für einen Denkmalführer für den Landkreis Rastatt und den Stadtkreis Baden-Baden, den Mitarbeiter der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg verfasst haben.¹¹ Den Friedrichsbau in Bühl plante Schroth für die „Unitas“, einen katholischen Verein. Mit diesem Projekt habe ich mich in einem Aufsatz 2004 beschäftigt.¹²

Es ist unmöglich, im Rahmen dieses kurzen Beitrags das umfangreiche Werk von Johannes Schroth komplett vorzustellen und angemessen zu würdigen. Dies bleibt einer wünschenswerten Monografie über den früheren Leiter des Erzbischöflichen Bauamtes in Karlsruhe vorbehalten, wie es sie über Schroths Kollegen im Dienst der erzbischöflichen Bauverwaltung Max Meckel, Ludwig Maier und Adolf Williard bereits gibt.¹³

Zur Biografie von Johannes Schroth

Schroth wurde am 18. Dezember 1859 in Jöhlingen, heute ein Ortsteil der Gemeinde Walzbachtal im nördlichen Landkreis Karlsruhe, geboren. Sein Vater war Zimmermeister.¹⁴ Schroth studierte zunächst Architektur an der Technischen Hochschule Karlsruhe (heute Karlsruher Institut für Technologie) und wechselte dann für ein Semester an die Technische Hochschule Charlottenburg (heute Technische Universität Berlin). Er verließ die Hochschule ohne Abschluss.

1884 trat er eine Stelle als Architekt im Erzbischöflichen Bauamt Heidelberg an, das damals gerade nach Mosbach verlegt worden war. Leiter der Behörde war Bauinspektor Ludwig Maier. Sabine Bruss, die Biografin Maiers, berichtet in ihrer Dissertation von einer Freundschaft zwischen Maier und Schroth und dessen Besuchen im Hause der Familie Maier.¹⁵ Das hielt Schroth im Zusammenhang mit dem Bau der Liebfrauenkirche in Mannheim (1900–1903) aber nicht davon ab, ein Konkurrent seines ehemaligen Chefs zu werden und ihm den Auftrag wegzunehmen.

Eine kirchliche Baubehörde gibt es in der Erzdiözese Freiburg seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie orientiert sich am Vorbild der staatlichen Bauverwaltung des Großherzogtums. 1863 wurden die Erzbischöflichen Bauämter in Karlsruhe und Freiburg gegründet, zehn Jahre später folgte das Erzbischöfliche Bauamt Heidelberg, 1884 als jüngste Einrichtung das Bauamt Konstanz.¹⁶ Ab 1894 bis zu seiner Entlassung 1900 war der in der Kölner Dombauhütte ausgebildete Max Meckel, der Chef der Baubehörde in Freiburg, als Erzbischöflicher Baudirektor Vorgesetzter aller vier Bauämter.¹⁷ Das Modell bewährte sich nicht, weil es regelmäßig zum Streit mit den Vorständen der drei anderen Bauämter kam. Angesichts der neuen Strömungen in der Architektur um die Jahrhundertwende hatte sich das zentralistische System auch in der staatlichen Bauverwaltung des Landes Baden überlebt. Nach langen Auseinandersetzungen mit dem doktrinären Historisten Josef Durm wurde die von ihm geleitete Badische Baudirektion in Karls-

ruhe 1902 ebenfalls aufgelöst, Durm damit entmachtet.¹⁸ Den führenden Architekten des Staates ereilte damit nur zwei Jahre nach Meckel dasselbe Schicksal.

Johannes Schroth arbeitete bis 1887 im Erzbischöflichen Bauamt Mosbach. Dann wechselte er nach Berlin ins Büro von August Orth. Diese Zeit war für den jungen Architekten prägend. „In der pulsierenden Metropole lernte er die neuen künstlerischen Tendenzen in der Architektur des ausgehenden 19. Jahrhunderts kennen“, urteilt Werner Wolf-Holzäpfel. „Andererseits als im etwas biederen Baden waren damals in Berlin die gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen schon in vollem Gange und die Architekturszene war von einer großen Vielfalt geprägt, welche im Nebeneinander der unterschiedlichsten Stilrichtungen zum Ausdruck kam.“¹⁹

August Orth, der Arbeitgeber Schroths, gehörte zu den angesehensten freien Architekten (damals Privat-Architekt genannt) in der Reichshauptstadt. „Heute stellt er sich uns als vielseitiger, in mancher Hinsicht genialer Architekt im Übergang zwischen Kompromiss und Moderne dar, dem Berlin vieles zu verdanken hat“, meint Angela Nickel.²⁰ Bei Orth erwarb Schroth wichtige Voraussetzungen für seine zweieinhalb Jahrzehnte währende erfolgreiche Tätigkeit als Kirchenbaumeister in Baden. Während der Badener in dessen Berliner Büro tätig war, arbeitete Orth an den Plänen für die Friedenskirche in der Ruppiner Straße (1888–1891) und an der Ausschmückung der Schlossbrücke für die Begräbnisfeierlichkeiten Kaiser Wilhelms I. am 16. März 1888.

Schroth kehrte bereits 1888 in den kirchlichen Dienst zurück. Er wechselte ins Erzbischöfliche Bauamt Karlsruhe, das damals von Adolf Williard geleitet wurde, und wurde dort dessen Erster technischer Gehilfe. 1892 bemühte sich Schroth um eine Festanstellung, vermutlich im Hinblick auf die Nachfolge des gesundheitlich angeschlagenen Williard. Schroth erhielt zwar ein gutes Zeugnis vom Präsidenten des Oberstiftungsrates, in dem ihm Tüchtigkeit und Fleiß bescheinigt wurden, allerdings wurde ihm der fehlende Studienabschluss zum Vorwurf gemacht.²¹ Zur „selbstständigen Verwendung in höheren Bausachen“ sei er noch nicht geeignet.²² 1893 unternahm Schroth eine mehrwöchige Studienreise nach Italien. Als Williard 1893 in den Ruhestand ging, wurde der 34-jährige Schroth zunächst nur kommissarischer Leiter der Baubehörde, bevor er 1897 offiziell zum Vorstand berufen wurde. Das Verhältnis zwischen Schroth und seinem Vorgesetzten war nach Forschungsergebnissen von Simone Engleder kollegial und korrekt, aber nicht freundschaftlich.²³

Der Meckel-Biograf Werner Wolf-Holzäpfel vermutet, dass der gesundheitlich angeschlagene Williard hauptsächlich wegen der Differenzen mit Meckel vorzeitig in den Ruhestand ging. Auch Schroth schätzte der Freiburger Baudirektor nicht. Nach Ansicht von Wolf-Holzäpfel wurde er auf dessen Betreiben hin lediglich zum kommissarischen Leiter ernannt und blieb in dieser wenig glücklichen Position vier lange Jahre.²⁴ Meckel warf Schroth 1892 eine mangelhafte Ausbildung vor und vermisste bei ihm „den tüchtigen Meister, bei welchem er sich seine Ausbildung in unserem speziellen Fach hätte holen können“. Er wolle nicht, dass mit „Herrn Schroth eine neue zu den vielen auf dem Gebiet der kirchlichen und speziell gotischen Baukunst wenig geschulten Kräfte“ eingestellt werde.²⁵ Für Meckel war es ein Vorteil, dass Schroth nur kommissarischer Bauamtsleiter in Karlsruhe war. Dieser Schwebezustand garantierte ihm einen größeren Einfluss. Der selbstbewusste Schroth keilte in seinen Stellungnahmen aber trotzdem gegen Meckel. Für den Kirchenneubau in Ottersweier hatten beide Architekten 1896 erste Entwürfe geliefert. Für Meckels Variante hat Schroth nur Kritik übrig: „Diese Hauptlängsansicht wird offenbar durch Stellung des Turmes – fast in der Mitte dieser Fassade – zerstückelt werden.“²⁶ 1897 wird er in Zusammenhang mit dem Kirchenbau in Sinzheim in einem zehneitigen Brief an den Oberstiftungsrat noch deutlicher. Die von Meckel postulierte Zentralisierung des kirchlichen Bauwesens habe negative Folgen. Nur eigenständige Bauämter förderten die „kirchliche Kunst im Lande Baden in äußerst vielfältiger und erfreulicher Weise“. Die von Meckel favorisierte Alternative sei eine „Einförmigkeit von Konstanz bis Pforzheim“.²⁷

Schroth orientierte sich stilistisch bis zum Ende des ersten Jahrzehnts der 20. Jahrhunderts an der Sakralbaukunst des Mittelalters. Dann wandte er sich dem Jugendstil zu. Die mittelalterlichen Formen waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im deutschen Sakralbau fast alternativlos. „Neue Kirchen sind in der Regel nur in romanischen oder gotischen beziehungsweise so genannten Übergangsformen zu bauen“, verfügte der Kölner Erzbischof Antonius Fischer noch am 15. Februar 1912 im Kirchlichen Anzeiger Nr. 31. „Für unsere Gegenden empfiehlt sich durchgängig am meisten der gotische Stil. In letzter Zeit geht das Bestreben mancher Baumeister dahin, spätere Stilarten zu wählen. In Zukunft wird dazu keine Genehmigung erteilt werden.“²⁸

Dass der Kölner Erzbischof, dessen gotische Kathedrale erst 1880 im neugotischen Stil vollendet worden war, gotische Formen favorisierte, verwundert nicht. Auch der in Köln ausgebil-

dete Baudirektor Max Meckel bevorzugte diesen. Johannes Schroth hatte als Leiter des Bauamtes Karlsruhe außerdem eine Vorliebe für neuromanische Formen. Nicht nur deshalb kam es wiederholt zum Konflikt mit dem autoritären Meckel. Schroth war in beruflichen Dingen kompromisslos und versuchte seine eigenen Entwürfe – auch gegen die Interessen von Kollegen – durchzudrücken.

Schroth wurde für seine Verdienste um die Sakralarchitektur in Baden mehrfach geehrt. Das vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten herausgegebene „Zentralblatt der Bauverwaltung“ berichtet am 24. September 1910, dass Schroth mit dem Ritterkreuz I. Klasse vom Orden vom Zähringer Löwen ausgezeichnet wurde.²⁹ Am 5. Januar 1918 meldet das Zentralblatt, dass der badische Großherzog den bereits 1911 zum Oberbauinspektor aufgestiegenen Schroth zum Baurat ernannt habe.³⁰ Schroth starb am 23. November 1923. Er wurde bei einer Dienstreise in der Nähe von Offenburg vom Schlag getroffen. Der Architekt wurde in Karlsruhe beigesetzt.³¹

„Ein architektonisches, mit vielen Erfolgen gekennzeichneter Leben hat am letzten Freitag seinen Abschluss gefunden“, schreibt der Acher- und Bühler Bote in seinem Nachruf.³² „Diese Nachricht wird im weiteren Mittelbaden, das heißt von Mannheim bis Offenburg, innige Teilnahme wecken. Hat doch Herr Schroth in diesem Landesteile nicht weniger als 56 Kirchen gebaut, eine schöner als die andere, dabei hat er die Errungenschaften der modernen Baukunst so glücklich verwertet, dass er hervorragend schöne und in jeder Hinsicht praktische Bauwerke erzielte und dabei regelmäßig mit den nöthigsten Mitteln auskam.“ Der anonyme Autor weist ausdrücklich auf die zahlreichen Auseinandersetzungen hin, die der streitbare Schroth im Laufe seines langen Berufslebens für seine Projekte geführt hat: „Welche Unsumme von geistiger Arbeit und von materiel-ler Sorge mögen diese Bauten und Restaurationen verursacht haben, wie manche Widerwärtigkeit mag es dabei zu ertragen gegeben haben! Wie vielen Dank hat sich Herr Schroth durch seine Kirchen bei den Gläubigen verdient! Gewiss wird der liebe Gott ihm in des Himmels selbigen Räumen reichlich lohnen, was er auf Erden durch seinen Eifer für die Zierde der Gezelte Gottes unter den Menschen vollbracht hat.“

Der Acher- und Bühler Bote listet in seinem Nachruf allerdings nur 36 Kirchen auf, die Schroth gebaut hat. Dieses Zitat ist wichtig, weil es bislang kein Inventar seiner Werke gibt. Deshalb wird die umfangreiche Auflistung, die bereits wegen der fehlenden Profanbauten nicht vollständig ist und die neben kompletten Neubauten auch Erweiterungen durch

Schroth enthält, in der folgenden Anmerkung wörtlich wiedergegeben werden.³³

Von Schroth blieb nach meinem Kenntnisstand nur ein Foto erhalten, das 1913 in dem von der Erzdiözese herausgegebenen St. Lioba-Blatt, einer katholischen Sonntagszeitung, abgedruckt wurde.³⁴ Es zeigt einen Mann mit scharfkantigen Gesichtszügen und einem modischen Zwirbelbart nach Vorbild von Kaiser Wilhelm II., der ebenso entschlossen wie aufmerksam in die Kamera blickt.

Frühwerk

Der Historismus dauerte von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Gab es in früheren Epochen, also Romanik, Gotik, Renaissance oder Barock, einen einheitlichen Stil, so orientierten sich die Architekten nun an den verschiedensten früheren Formensprachen. Für die Architektengeneration von Johannes Schroth bekam die Frage, die der spätere Großherzogliche badische Baudirektor Heinrich Hübsch bereits 1828 in seiner berühmten Publikation „In welchem Style sollen wir bauen?“ formuliert hat, im Laufe des 19. Jahrhunderts eine immer größere Bedeutung und Bandbreite.³⁵ Während in den 1870er und 1880er Jahren für öffentliche Gebäude beispielsweise vornehmlich die Neurenaissance verwendet wurde, setzten sich im Sakralbau die Neugotik und im geringeren Umfang auch die Neuromanik als bevorzugte Stilrichtungen durch. Bauherren und Architekten knüpften damit im sakralen Bereich ganz bewusst an das Mittelalter an. Die Glaubensstreue der Menschen in dieser Zeit und damit ihre Kirchenbauten erschienen ihnen vorbildlich.

Egon Grund vermutet wirtschaftliche Gründe für Schroths Vorliebe für die Neuromanik. „Der romanische Stil hatte gegenüber dem gotischen den Vorzug, mit einfacheren und damit auch kostengünstigeren Formen monumentale Wirkungen erzielen zu können“, schreibt er.³⁶ Es ist zweifellos richtig, dass die gotische Architektur mit ihren zahlreichen von Steinmetzen zu bearbeitenden Baugliedern wie Maßwerk, Fialen oder Wimpergen für die Bauhandwerker mit erheblich größerem Zeitaufwand und damit auch mit höheren Kosten verbunden ist. Wirtschaftliche Gründe waren aber für Schroth kaum ausschlaggebend für den neuromanischen Baustil. Immerhin hat er ebenfalls eine große Zahl neugotischer Bauten errichtet. Vielmehr grenzte sich Schroth mit der Neuromanik gegen seinen Vorgesetzten Max Meckel, der als Schüler der Kölner Dombauhütte ein starker Vertreter der Neugotik war, ab und



*Pfarrkirche
St. Johannes der
Täufer in Achern-
Wagshurst (Abb.
rechts: Innenansicht).
Fotos: Coenen*

orientierte sich stattdessen am Vorbild badischer Architekten. Schließlich baute Heinrich Hübsch mit dem Westbau des Speyerer Doms (1854–58) eines der frühesten Werke der Neuromanik in Deutschland.

In Schroths Frühwerk, also in den ersten Jahren nach seiner Ernennung zum Leiter des Erzbischöflichen Bauamtes in Karlsruhe, überwiegen gotische Formen. Zu seinen ersten Werken gehört die Kirche St. Michael in Weingarten (heute Landkreis Karlsruhe), die 1896/97 erbaut wurde. Die dreischiffige neugotische Basilika mit flach gedecktem Mittelschiff und niedrigerem Querhaus besitzt einen seitlichen Turm neben der Eingangsfassade und wurde offensichtlich von Max Meckel beeinflusst. Dieser fertigte bereits 1894 einen Vorentwurf für die Kirche, den das Karlsruhe Bauamt unter der Leitung seines kommissarischen Leiters Schroth ausführen sollte.³⁷ Daraus entwickelte sich ein Streit, in dem sich Schroth weitgehend durchsetzte und einen eigenen Entwurf vorlegte. Werner Wolf-Holzäpfel vermutet aber dennoch zu Recht, dass das gesamte Frühwerk Schroths unter Kontrolle und Einfluss Meckels gestanden hat.³⁸

Doch es gibt bereits in Schroths Frühwerk neuromanische Kirchen. St. Johannes der Täufer in Wagshurst (1898–1901, heute Stadtteil von Achern) orientiert sich am Vorbild der spätromanischen Benediktiner-Abteikirche in Schwarzach (Gemeinde Rheinmünster), die zu Beginn des 13. Jahrhunderts als spätestes Beispiel der Hirsauer Bauschule errichtet wurde. Allerdings hat die Pfarrkirche in Wagshurst deutlich geringere Dimensionen als ihr Vorbild, außerdem ruht der Obergaden dort auf mächtigen Rechteckpfeilern und nicht auf schlanken Rundpfeilern wie in Schwarzach. Im Grund- und Aufriss sind beide Sakralbauten aber weitgehend identisch. Typisch für die Hirsauer Bauschule, die der cluniazensischen Reform folg-



te, sind ein klarer Grundriss, der Verzicht auf Gewölbe, Krypta und Westturm und eine flächige Behandlung der Wand. St. Johannes ist eine dreischiffige flach gedeckte Pfeilerbasilika mit einschiffigem Querhaus und Apsis. Über der Vierung erhebt sich ein Vierungsturm. Im Detail gibt es Unterschiede zu Schwarzach, beispielsweise das Flankierungstürmchen an der Südseite der Westfassade. Übrigens sorgten auch Meckels Gutachten zu Schroths Entwurf für Wagshurst und seine übliche harte Kritik für erhebliche Spannungen zwischen den beiden Architekten.³⁹

Eine weitere neuromanische Kirche im Frühwerk Schroths ist St. Josef in Gaggenau (1899–1901). Die verputzte dreischiffige Basilika mit Querhaus, Apsis und Einturmfassade ist sehr schlicht. Die Kirche besitzt eine Holzbalkendecke, die Arkaden des Mittelschiffs ruhen auf mächtigen Rundpfeilern mit Würfelkapitellen.⁴⁰

Offiziell wurde Schroth, wie bereits oben dargestellt, erst 1897 Leiter der Baubehörde in Karlsruhe. Obwohl er noch keine großen Projekte vorweisen konnte, agierte er von Beginn an sehr selbstbewusst. Beim Bau der Sinzheimer Pfarrkirche St. Martinus (1898–1900) kam es erneut zum öffentlich ausgetragenen Streit mit Max Meckel,⁴¹ der erst mit dessen Entlassung als oberster Chef der erzbischöflichen Baubehörde 1900 beendet wurde. Die Sinzheimer Pfarrgemeinde wandte sich nach der Grundsatzentscheidung für den Bau einer größeren Kirche 1895 an den renommierten Meckel, was Schroth umgehend zum Protest veranlasste. Schließlich lag Sinzheim im Einzugsgebiet der Karlsruher Behörde. Meckel plante eine Kirche nach dem Vorbild von St. Jakob in Neustadt im Schwarzwald, die nach seinem Entwurf 1897 bis 1901 in neugotischen Formen entstand. Meckel entwickelte für Sinzheim den Typus der lang gestreckten dreischiffigen Basilika mit Einturmfassade

*Pfarrkirche
St. Martinus in
Sinzheim
(Abb. links:
Innenansicht).
Fotos: Coenen*

in Neustadt weiter. Beide Kirchen orientieren sich mit ihren Flachdecken im Mittelschiff und der einfachen Formensprache an gotischen Bettelordenskirchen.

Der Freiburger Baudirektor sah sich in seinem autoritären Führungsstil in der Tradition der badischen Baudirektion, die im Laufe des 19. Jahrhunderts von den Karlsruher Vorständen Friedrich Weinbrenner, Heinrich Hübsch, Friedrich Theodor Fischer und Josef Durm zentral geleitet wurde und die den mehr als einem Dutzend regionalen Bauinspektionen, beispielsweise in Baden-Baden und Rastatt, wenig Spielraum ließ. Alle wichtigen Projekte zog die Zentrale an sich. Im Bauwesen der Erzdiözese ließ sich dieses System gegen Ende des 19. Jahrhunderts nicht etablieren, wohl auch weil Architektur und Gesellschaft inzwischen pluralistischer geworden waren. Nach dem Tod seines Mentors, Erzbischof Christian Roos, 1896 verlor Meckel bald seinen Rückhalt. Ab 1898 war sein Einflussbereich im Wesentlichen auf das Gebiet des Freiburger Bauamtes und des Filialbauamtes Konstanz beschränkt.⁴² Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er praktisch zu jedem Entwurf der Bauämter Karlsruhe, Heidelberg und Konstanz ein Gutachten abgegeben und dieses oft mit einem eigenen Entwurf verbunden. Weil Meckel durch die Mehrfachbelastung als Baudirektor für die gesamte Erzdiözese, als Leiter des Bauamtes Freiburg und zusätzlich als gut beschäftigter freiberuflicher Architekt ständig unter einem immensen Zeitdruck stand, waren seine „Gegentwürfe“ in der zeichnerischen Ausführung meist relativ einfach gehalten und in gewisser Weise auch stereotyp. Dass er die jeweiligen Baugrundstücke immer besucht hat, darf bezweifelt werden. Schroth und die anderen Bauamtsleiter bemühten sich stattdessen mit großem Aufwand um eine dem jeweiligen Ort angemessene Lösung und gingen mit viel Engagement auf die Bedürfnisse der Pfarrgemeinden ein. Unabhängig vom Konflikt mit dem Baudirektor scheint das Verhältnis der übrigen Bauamtsleiter untereinander aber ebenfalls nicht besonders gut gewesen zu sein. Sie sahen sich offensichtlich mehr als Konkurrenten denn als Kollegen. Dies ist der Grund für eine vielfältige Sakralarchitektur in der Erzdiözese.

Unter anderem weil Meckel durch zahlreiche andere Aufträge überlastet war, gelangte das Projekt in Sinzheim zunächst nicht zur Ausführung. Meckel und Schroth stritten über die Ausführung der Werkplanung, weil Meckel dem jüngeren Kollegen lediglich die Bauüberwachung zugestehen wollte. Dabei erntete Schroth für sein Verhalten gegenüber dem Vorgesetzten Meckel auch Kritik. „Es ist gar zu viel Selbstgefühl darin, das einem jungen Architekten doch nicht gut zusteht gegenüber

einem Architekten wie Meckel“, stellte Domkapitular Rudolf 1897 fest.⁴³ Mit Unterstützung der Pfarrgemeinde Sinzheim durfte Schroth die Pläne Meckels 1897 überarbeiten, allerdings blieb der Entwurf des Baudirektors im Wesentlichen bestehen. Schroth scheint sich vor allem auf eine Verringerung der Baukosten konzentriert zu haben, reduzierte unter anderem die Mittelschiffhöhe von 18,5 auf 17,5 Meter und verzichtete auf das zweite Geschoss der Sakristei.

Zwar reagierte Schroth empfindlich, wenn andere Bauamtsleiter Kirchen im Einzugsgebiet seiner Behörde planten, selbst hatte er aber keine Skrupel, solche Aufträge anzunehmen. Ein Beispiel ist die Liebfrauenkirche in Mannheim (1900–1903), deren Pläne Schroth in den Jahren 1898 und 1899 fertigte. Er geriet dabei in Konflikt mit seinem früheren Chef Ludwig Maier, dem Leiter des Erzbischöflichen Bauamtes in Heidelberg, der 1897 drei Vorentwürfe vorlegte. Mannheim lag im Zuständigkeitsbereich seiner Behörde. Weil es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen dem als schwierig geltenden Maier und dem Stiftungsrat kam, erhielt schließlich Schroth den Auftrag und wich dann in mehreren Punkten von den Vorgaben der Bauherrschaft ab. Statt der gewünschten romanischen plante er eine gotische Kirche und überzog den ursprünglichen Kostenrahmen kräftig.⁴⁴ Die dreischiffige Basilika mit Dreikönchenchor orientiert sich hinsichtlich ihres östlichen Abschlusses am Vorbild von St. Elisabeth in Marburg (1235 als zweite gotische Kirche in Deutschland erbaut), die Formensprache ist aber spätgotisch. Der Turm steht in Mannheim nicht in der Achse des Chores, sondern erhebt sich links neben einer übergiebelten Eingangsfassade mit Fensterrose. Die Liebfrauenkirche unterscheidet sich grundsätzlich von Meckels und Schroths gemeinsamem Kirchenbau in Sinzheim. Werner Wolf-Holzäpfel nennt Meckels Bernharduskirche in Karlsruhe als wichtigstes Vorbild für Mannheim.⁴⁵ Er hebt auch die Anbindung des Pfarrhauses an die Kirche hervor, womit Schroth einen städtebaulichen Akzent setzte. Rund ein Jahrzehnt später schuf Schroth in Ottersweier in völlig anderer Form ebenfalls ein wirkungsvolles Ensemble. Kirche und Pfarrhaus sind dort durch einen Arkadengang verbunden.

1898 entstand nach Plänen von Schroth die Pfarrkirche St. Mauritius im heutigen Gernsbacher Ortsteil Reichental, ebenfalls im Stil der Neugotik. Die Dorfkirche ist wesentlich kleiner als die großen Sakralbauten in Sinzheim und Mannheim und unterscheidet sich auch im Grund- und Aufriss völlig. St. Mauritius ist eine dreischiffige Halle mit Polygonchor und seitlichem Turm. Der weiß verputzte Außenbau mit Archi-



*Friedrichsbau in Bühl
(Abb. rechts: Innen-
ansicht der Festhalle).
Fotos: Coenen*

tekturgliederung aus rotem Sandstein entstand in Hanglage und prägt das Tal des Reichenbachs. Eine weitere schlichte Dorfkirche ist St. Anna in Bischweier, ebenfalls in neugotischen Formen 1899/1900 als Staffelhalle mit Frontturm und Polygonchor aus rotem Sandstein erbaut. Die schlichte Kirche besitzt im Inneren eine Holzstützenkonstruktion. Das 1956 erneuerte Glockengeschoss bestand ursprünglich aus Fachwerk.

Als Leiter des Erzbischöflichen Bauamtes in Karlsruhe war Schroth in erster Linie ein Kirchenbaumeister. Seine wenigen Profanbauten standen nach meiner Kenntnis fast immer in Zusammenhang mit der katholischen Kirche.⁴⁶ Ein frühes Profangebäude Schroths ist der Friedrichsbau in Bühl, der 1898 in neugotischen Formen errichtet wurde.⁴⁷ Schroth plante den Friedrichsbau im Auftrag der „Unitas“, die durch den Zusammenschluss mehrerer katholischer Vereine entstand. Die Gesellschaft beschloss, auf dem Grundstück hinter der Gaststätte „Hirschen“ in der Hauptstraße (heute Gebäude des Acher- und Bühler Boten) ein repräsentatives Vereinshaus zu bauen. Der zweigeschossige neugotische Putzbau mit Ziergiebel über den beiden nördlichen Achsen und dreiteiligen Fenstern mit Sandsteingewänden erhielt zu Ehren Großherzog Friedrichs von Baden den Namen Friedrichsbau. An die Rückseite des Hauses schließt die Festhalle an, die heute Ratssaal der Stadt ist. Die Funktion des Hauses als katholisches Vereinshaus erklärt den aus dem Kirchenbau übernommenen Typus der Basilika. Die Festhalle besteht bis auf die Außenwände der Seitenschiffe aus Fachwerk, die hölzernen Stützen des Mittelschiffs tragen einen offenen Dachstuhl. Anlagen dieser Art waren im 19. Jahrhundert vor allem in Schützenkreisen als Festsäle verbreitet.⁴⁸

In der Nachfolge des Friedrichsbaus baute Schroth 1903 in der Nachbarschaft das neugotische Pfarrhaus, das formal verwandt ist. Über der südlichen Achse der Hauptfassade des zwei-

geschossigen Putzbaus erhebt sich ein ähnlicher, allerdings aufwendigerer Ziergiebel. Außerdem besitzt das Pfarrhaus Fenster nach dem Vorbild des Friedrichsbaus.

Hauptschaffensperiode

Nach der Entlassung Meckels wandte sich Schroth verstärkt der Neuromanik zu. Der unfreiwillige Abschied des ungeliebten Baudirektors in Freiburg scheint geradezu eine Befreiung für ihn gewesen zu sein. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts entfaltete Schroth, völlig unabhängig von den Weisungen der vorgesetzten Dienststelle in Freiburg, ein ungeheuer fruchtbares und vielfältiges Schaffen. Raimund Jeblinger, der Meckel 1901 als Chef des Freiburger Bauamtes folgte, war ausschließlich für seinen Dienstbezirk zuständig und den anderen Erzbischöflichen Bauämtern nicht mehr weisungsberechtigt. Der Zentralismus im Bauwesen der Erzdiözese war damit beendet. Es gibt in Schroths Schaffen auch nach 1900 noch zahlreiche neugotische Bauten, vor allem in den ersten Jahren nach dem Ausscheiden Meckels, aber auch später (z. B. in Ottersweier).

St. Martin in Großweier (1900–02, heute Stadtteil von Achern) ist eine dreischiffige neugotische Basilika, die noch unter dem Einfluss Meckels steht. Von ihm gibt es im Rahmen seines Gutachtens zu Schroths erstem Entwurf von 1896 einen Gegenentwurf aus dem Jahr 1898, der eine dreischiffige gewölbte Staffelhalle zeigt.⁴⁹ Schroth legte im selben Jahr einen zweiten Entwurf vor, der sich am Vorbild Sinzheim orientiert. Die Mittelschiffe sind in beiden Fällen flach gedeckt, die Hochschiffwände ruhen auf oktogonalen Sandsteinpfeilern. Beide Sakralbauten sind verputzt. Ein entscheidender Unterschied ist der seitliche Turm, der sich in Großweier neben der repräsentativen übergiebelten Eingangsfassade mit hohem Maßwerkwfenster über dem spitzbogigen Portal erhebt. St. Martin in Sinzheim besitzt stattdessen einen Frontturm in der Achse des polygonalen Chores.

Vergleichbar ist St. Nikolaus in Kappelrodeck (1903–07), ebenfalls eine dreischiffige neugotische Basilia mit einem 76 Meter hohen Turm neben der Eingangsfassade. Der Innenraum ist schlicht mit flach gedecktem Mittelschiff nach Sinzheimer Vorbild. Die Hochwände ruhen allerdings auf Rundpfeilern. Diese tragen mächtige Kämpfer, die ansatzlos in die Spitzbögen



*Pfarrhaus in Bühl.
Foto: Coenen*



Pfarrkirche St. Martinus in Achern-Großweier (Abb. unten: Innenansicht).

Pfarrkirche St. Nikolaus in Kappelrodeck (Abb. unten: Innenansicht). Fotos: Coenen

der Arkaden übergehen. Durch diese differenzierte Gestaltung der Stützen wirkt der Aufriss der Mittelschiffwände plastischer als in Sinzheim und Großweier. Das repräsentative Äußere von St. Nikolaus ist nicht verputzt, sondern mit roten Sandsteinquadern verblendet, was wesentlich zur volkstümlichen Bezeichnung „Achertäler Dom“ beigetragen hat.

Schroth realisierte auch aufwendigere neugotische Sakralbauten. Maria Königin der Engel in Muggensturm (1902–04) ist eine dreischiffige neugotische Basilika mit Querhaus, polygonalem Chor und Flankierungsturm neben der Eingangsfassade. Mit ihren beachtlichen Dimensionen (Gesamtlänge fast 58 m, Langhausbreite 24 m, Querhausbreite 32 m, Turmhöhe 63,5 m) sprengt der Sakralbau den historischen Ortskern mit seiner kleinteiligen Bebauung beinahe. Die repräsentative Kirche aus gelben Sandsteinquadern ist im Gegensatz zu Sinzheim und Großweier komplett mit Kreuzrippengewölben ge-



deckt und unterscheidet sich von den dortigen Pfarrkirchen auch im Außenbau durch die Einfügung des Querhauses deutlich.

Die neugotische Stadtkirche St. Sebastian in Kuppenheim wurde fast gleichzeitig, nämlich 1902–05, nach Plänen von Schroth errichtet. Schroth kam dort zum Zuge, weil die Pfarrgemeinde mit zwei Entwürfen Meckels, zunächst für eine vier- und dann für eine dreischiffige Hallenkirche (beide 1896), nicht einverstanden war.⁵⁰ St. Sebastian weist deshalb nicht nur zufällig Gemeinsamkeiten mit dem Sakralbau im nur sieben Kilometer entfernten Muggensturm auf. Auch in Kuppenheim handelt sich um eine große dreischiffige Basilika mit Querhaus und Polygonchor, die mit Quadern aus gelbem Sandstein verblendet wurde. Eine auffällige Abweichung im Grund- und Aufriss stellt die Einturmfassade in der Chorachse dar, die sich grundsätzlich vom Flankierungsturm und der stattlichen Eingangsfassade mit Giebel unterscheidet. Auch die Querhausfassaden sind anders gegliedert. Sie besitzen in Muggensturm jeweils zwei hohe dreibahnige Maßwerkfenster und in Kuppenheim Fensterrosen. Im Innenraum sind die Unterschiede noch größer. St. Sebastian ist aufwendiger gestaltet. Die Mittelschiffarkaden ruhen auf mächtigen Rundpfeilern, in die Dienste, die die Netzgewölbe in spätgotischen Formen tragen, sind Heiligenfiguren integriert. Im Gegensatz zum steinmetzmäßig gearbeiteten Mauerwerk aus roten Sandsteinquadern steht der verputzte Innenraum in Muggensturm, der sich mehr an frühgotischen Vorbildern orientiert.

Neben diesen großen Landpfarrkirchen schuf Schroth auch nach 1900 eine Reihe kleinerer Dorfpfarrkirchen, wie er sie vor der Jahrhundertwende bereits in Reichental und Bischweier realisiert hatte. Ein Beispiel ist St. Jodok in Ottenau (1904–06, heute Stadtteil von Gaggenau). Es handelt sich um eine dreischiffige Staffelhalle mit dreiseitig geschlossenem Chor und

*Pfarrkirche Maria
Königin der Engel
in Muggensturm
(Abb. rechts:
Innenansicht).
Fotos: Coenen*



*Pfarrkirche St. Sebastian in Kuppenheim
(Abb. unten: Innenansicht).*



Pfarrkirche St. Jakobus in Baden-Baden-Steinbach (Innenansicht). Fotos: Coenen

Chorflankierungsturm. Vor die Eingangsfassade tritt eine offene dreischiffige Vorhalle. Interessant ist der Innenraum der Kirche mit einem ungewöhnlich breiten Langhaus, das von Schroth aus Kostengründen und technisch innovativ mit Netzgewölben aus Spannbeton überfangen wurde. „Hier konnte eine reizvolle Synthese von mittelalterlicher Formensprache und moderner Bautechnik erzielt werden“, urteilt Clemens Kieser.⁵¹ Die Seitenschiffe sind sehr schmal mit längsrechteckigen Kreuzrippengewölben. Die Rundpfeiler, die die Hochwand tragen, sind so nahe an die Außenwände gerückt, dass der Raumeindruck fast an eine Wandpfeilerkirche erinnert.

St. Jakobus in Steinbach (1906/07, heute Stadtteil Baden-Baden) ist ein Beispiel für die Erweiterung einer bestehenden Kirche. Der gotische Polygonchor von 1463 blieb erhalten, der barocke Turm und das Langhaus aus dem frühen 18. Jahrhundert wurden abgerissen. Stattdessen errichtete Schroth eine dreischiffige neugotische Staffelhalle mit viergeschossigem Westturm, deren Inneres mit Holzdecken auf schlanken Rundpfeilern sehr schlicht ist.

St. Stefan in Oberachern (1903–05, heute Stadtteil von Achern) steht am Anfang einer ganzen Reihe bedeutender neuromanischer Bauten.⁵² Der Sakralbau entstand als Nachfolger des in der Ortenau weit verbreiteten Typus der Chorturmkirchen. Der mittelalterliche Chorturm blieb als Flankierungsturm neben der neuromanischen übergiebel-

ten Eingangsfassade erhalten. Das barocke Langhaus, das westlich an den Chorturm anschloss, wurde abgerissen. Der Neubau des wesentlich größeren Langhauses schloss östlich an den bestehenden Chorturm an, sodass westlich der Kirche ein großer, städtebaulich bedeutender Platz entstand. Dieses Konzept für Oberachern hatte das Erzbischöfliche Bauamt Karlsruhe bereits 1893 formuliert (damals kam die geplante neugotische



Kirche aber nicht zur Ausführung). St. Stefan ist eine dreischiffige gewölbte Basilika mit niedriger Apsis. Die Rundpfeiler werden von schön gearbeiteten Kapitellen bekrönt. Der Innenraum ist wesentlich aufwendiger gestaltet als der der Wagshurster Kirche, die wenige Jahre zuvor entstanden ist. Die von Schroth geplante Turmerhöhung mit Eckwarten im Glockengeschoss wurde aus Kostengründen nicht realisiert. So bekrönt das barocke Glockengeschoss nach wie vor die beiden romanischen Untergeschosse des gedrungen wirkenden Turms.

In Ettlingen kam es einmal mehr zum Konflikt mit Meckel, der im Bereich des Karlsruher Bauamtes tätig wurde. 1897 plante der Freiburger Baudirektor die Pfarrkirche Herz Jesu, wobei er sein Konzept für Neustadt und Sinzheim weiterentwickelte. Dem Stiftungsrat missfiel sein neugotischer Entwurf „sowohl in der Anlage als auch in der architektonischen Ausbildung“.⁵³ Stattdessen kam Schroth mit seinem Plan für eine Kirche in neuromanischen Formen zum Zuge. Der unterschied sich, so Wolf-Holzäpfel, „nicht nur durch den Baustil, sondern vor allem durch die reichere Anwendung architektonischer Details und die Anlage eines Querschiffs, das für einen repräsentativen Kirchenneubau, wie ihn sich die Ettlinger vorstellten, offensichtlich als unverzichtbar galt“.⁵⁴ 1902 bis 1906 wurde die mächtige dreischiffige Emporenbasilika mit Querhaus, Staffelchor mit Apsiden und viergeschossigem Frontturm gebaut. Das Mittelschiff erstreckt sich über drei quadratische Joche und ist rippengewölbt, die Seitenschiffe haben Kreuzgratgewölbe.

Zu den bedeutendsten Werken Schroths zählt die Dreifaltigkeitskirche in Offenburg (1906–08), die eine städtebaulich wichtige Funktion hat und mit ihrer mehr als 50 Meter hohen Doppelturmfassade die nach einem großen Brand um 1900 wieder aufgebaute Oststadt überragt. Es handelt sich um eine dreischiffige Basilika mit Querhaus, die Vierung wird von

*Pfarrkirche St. Stefan
in Achern-Oberachern
(Abb. rechts: Innen-
ansicht).*

Fotos: Coenen



*Dreifaltigkeitskirche
in Offenburg.
Foto: Rupprecht*

einem niedrigen Turm überragt. Lang- und Querhaus sind flach gedeckt. Die Decke erinnert formal an die der Sinzheimer Kirche und wird wie diese durch Gemälde von Augustin Kolb geschmückt. Die Seitenschiffe, der mit einer Apsis geschlossene Chor und die Orgelempore über dem Eingang sind gewölbt. Der monumentale Außenbau ist verputzt, die Architekturglieder aus Sandstein. Das Innere ist wesentlich weniger aufwendig als in Ettlingen mit einem lediglich zweizonigen Wandaufriss im Mittelschiff, der ursprünglich durch üppige, nicht erhaltene Wandbilder geschmückt war.

Auch wenn der Schwerpunkt dieses Aufsatzes auf Mittelbaden liegt, soll die neuromanische Pfarrkirche St. Bonifatius in der Karlsruher Weststadt, die

fast gleichzeitig mit der Offenburger Kirche 1905 bis 1908 entstand, kurz erwähnt werden.⁵⁵ Die dreischiffige mit Kuppeln gewölbte Emporenbasilika im gebundenen System mit Stützenwechsel (Rechteckpfeiler und Zwillingsssäulen) und Querhaus besitzt einen mächtigen Westbau, über dem ein quadratischer Mittelurm erwächst. Wie in Ettlingen erfährt auch dort der Innenraum eine reiche architektonische Gliederung.

Die Filialkirche Maria Hilf in Kartung (Ortsteil von Sinzheim) ist ein Beispiel für eine kleine Dorfkirche in neuromanischen Formen. Sie wurde 1901 bis 1904 errichtet. Die Kirche ist ein kleiner mit Lisenen und Rundbogenfries gegliederter Saalbau, an den ein Westturm anschließt. Im Innenraum tragen Lisenen einen offenen Dachstuhl mit aufwendig gearbeiteten Details, der formal an den Dachstuhl des profanen Friedrichsbaus in Bühl erinnert. Einen ersten Plan für eine mehr als doppelt so große Kirche mit Querhaus und anschließender Apsis hatte Schroth bereits 1898 entworfen.⁵⁶ Das Erzbischöfliche Ordinariat und das Pfarramt Sinzheim hatten Zweifel an der Notwendigkeit einer so großen Filialkirche.

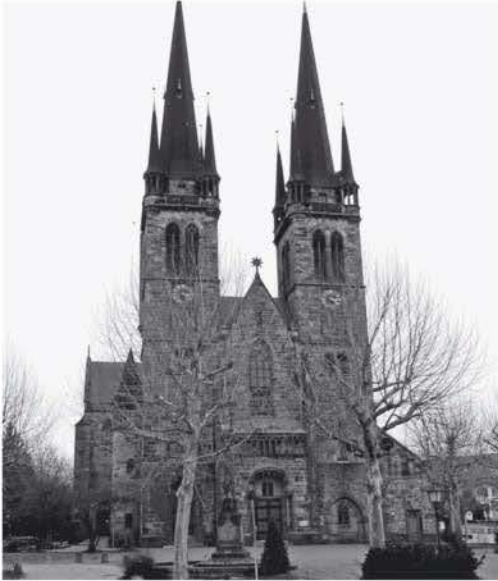
Schroths wichtigster Profanbau ist das 1906 bis 1909 entstandene ehemalige Verwaltungsgebäude des Katholischen Oberstiftungsrats in der Beiertheimer Allee 16 in Karlsruhe, das heute als Polizeigebäude dient. Der Oberstiftungsrat wurde 1862 gegründet, um das Vermögen der Kirche gemeinsam mit



dem badischen Staat zu verwalten. Sitz dieser Einrichtung war die Landeshauptstadt Karlsruhe. Der neuromanische Neubau sollte Finanzverwaltung und Bauamt in einem Gebäude vereinen. Das monumentale viergeschossige Eckgebäude war wegen des spitzwinkligen Grundstücks und des daraus resultierenden winkelförmigen Grundrisses eine schwierige Aufgabe für den Planer. Schroths Vorbild ist in gewisser Weise das neuromanische Gebäude des Erzbischöflichen Ordinariats in Freiburg, das Raimund Jeblinger als Leiter des dortigen Bauamtes 1903 bis 1906 erbaut hatte. Zwar unterscheiden sich die beiden Bauten in Grund- und Aufriss völlig, allerdings war das viel beachtete erzbischöfliche Repräsentationsgebäude in Freiburg für Schroth ein besonderer Ansporn.

Eine der wichtigsten neugotischen Kirchen steht am Ende der Hauptschaffensperiode des Architekten, als dieser sich bereits dem Jugendstil zugewandt hatte. Schroths Entscheidung für gotische Formen erscheint zu diesem Zeitpunkt ungewöhnlich, die großen Projekte der vorherigen Jahre waren, nachdem er sich vom Einfluss Meckels befreit hatte, im neuromanischen Stil entstanden. Die Pfarrgemeinde Ottersweier schuf bereits 1895 die räumlichen Voraussetzungen für einen großen Kirchenneubau, doch es gab Probleme. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich in Deutschland ein neues Bewusstsein für die Pflege und den Erhalt historischer Gebäude. In Ottersweier forderten die zuständigen großherzoglichen Behörden, aber auch das Erzbischöfliche Bauamt Karlsruhe unter Leitung Schroths, den Erhalt der mittelalterlichen Teile der alten Kirche. Die Pfarrgemeinde wünschte den Totalabriss. Zähe Verhandlungen waren die Folge.

Pfarrkirche St. Bonifatius in Karlsruhe (Abb. rechts: Innenansicht). Fotos: Maier



Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Ottersweier (Abb. rechts: Innenansicht). Fotos: Coenen

Wolfgang Weismann hat gezeigt, dass der Neubau von St. Johannes eine lange Planungsgeschichte hat. 1896 gab es bereits Entwürfe von Schroth für eine dreischiffige Kirche und von Meckel für eine eigentümliche Mischung aus Basilika und Halle, denen Schroth nach den üblichen Streitigkeiten mit Meckel 1898 Pläne für eine vierschiffige Kirche und eine Saalkirche nachreichte. Schließlich folgte 1902 ein Entwurf von Jeblinger.⁵⁷

Die neugotische Kirche in Ottersweier wurde schließlich 1906 bis 1912 nach Plänen von Schroth erbaut. Die Idee für den Neubau, der östlich an den bisherigen Chor anschließt, stammt aber vermutlich von Jeblinger.⁵⁸ Das Langhaus des 16. bis 18. Jahrhunderts wurde abgerissen, an seiner Stelle entstand der repräsentative Platz vor dem neuen Gotteshaus. Der romanische Chorturm und der gotische Chor wurden in die mächtige Doppelturmfassade des Neubaus integriert. Der spätgotische Chor bildet die Eingangshalle, sein dreiseitiger Schluss ragt in das Langhaus des neugotischen Gotteshauses aus roten Sandsteinquadern. Dieses ist eine für die dörfliche Umgebung ungewöhnlich große kreuzrippengewölbte Basilika mit Querhaus. Der Chor hat einen fünfseitigen Abschluss. Die Mittelschiffwände ruhen auf Rundpfeilern. Die Pfarrkirche in Ottersweier ist Schroths einzige neugotische Kirche mit Doppelturmfassade und entspricht damit dem Typus einer „Dorfkathedrale“, die in ihrer Gestalt und in ihren Dimensionen bewusst an die Kathedralgotik des 12. bis 14. Jahrhunderts anschließt.

Schroth war auf mittelalterliche Stile festgelegt. Nur wenn es um die Erweiterung nachmittelalterlicher Kirchen ging, löste er sich von den mittelalterlichen Vorbildern. Wichtige Beispiele sind die barocken Pfarrkirchen St. Laurentius in El-



chesheim-Illingen (1997 profaniert und seitdem Bürgersaal), St. Dionys in Moos und St. Maria in Kappelwindeck, die alle vom markgräflichen Bauinspektor Franz Ignatz Krohmer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erbaut wurden. 1905 erweiterte Schroth in Elchesheim-Illingen die Kirche St. Laurentius im heutigen Ortsteil Elchesheim. Schroth verlängerte die Kirche und baute den Chor und die Sakristei getreu dem spätbarocken Vorbild ein Stück weiter wieder auf. Ähnlich verfuhr er in Moos (heute Stadtteil von Bühl), wo er 1910 bis 1912 das Langhaus durch eine Verdopplung des bestehenden Schiffs verlängerte und einen Chor in den Proportionen des Vorgängers anfügte.⁵⁹

Eine schwierigere Aufgabe stellte sich dem Bauamtsleiter 1910 bis 1912 bei der Erweiterung der Kirche in Kappelwindeck (heute Stadtteil von Bühl).⁶⁰ Nach dem Abriss des barocken Chores schob er ein durch vier Säulen geteiltes Querhaus ein. „Schroth bemühte sich, den Geist und die Formen des Baus zu erhalten. Sogar die barocken Stuckkartuschen, die sich an dem alten Apsis- und Chorbogen befunden hatten, wurden übertragen“, urteilt Martina Kitzing-Bretz, die Biografin von Franz Ignatz Krohmer in ihrer Heidelberger Dissertation. „An die Stelle des Krohmerschen Chorrechtecks trat ein verbreiteter Chor. Zwischen den Querschiffarmen und dem Hauptraum wurden dreifache Säulenarkaden eingefügt.“⁶¹ Obwohl Langhaus und Turm unverändert erhalten blieben, veränderte sich das Erscheinungsbild der Kirche durch die Erweiterung vor allem im Inneren, aber auch im Hinblick auf die Ansicht von Osten gründlich. Der dreiseitige Chor wurde zwar nach altem Vorbild wieder aufgebaut, jedoch enthält er nicht mehr – wie ursprünglich – die querovale Sakristei, sondern den halbrun-

*Pfarrkirche St. Maria
in Bühl-Kappel-
windeck (Chor und
Querhaus) (Abb.
links: Innenansicht).
Fotos: Coenen*

den Altarraum. Kitzing-Bretz attestiert Schroth bei der Gestaltung des Kappelwindecker Innenraums „Einfühlungsvermögen für den historischen Bau“. „Das äußert sich in der Aufnahme allgemeiner barocker Formen und spezieller Motive, die er in der Kirche vorfand, wie das dreiteilige Arkadenmotiv, das er auch in der Architektur des neuen Querhauses aufnahm“, meint sie.⁶²

Ein ähnliches Beispiel ist St. Arbogast in Haslach im Kinzigtal. Die spätbarocke Kirche von 1781 bis 1783 mit spätgotischem Westturm von 1481 wurde 1906/07 von Schroth in ähnlicher Form wie Kappelwindeck in östlicher Richtung erweitert. Schroth fügte ein Querhaus und einen neuen Chor mit Chorflankenturm an, die sich dem spätbarocken Langhaus stilistisch anpassen.

Spätwerk

Karlsruhe war um 1900 eines der Zentren des Jugendstils in Deutschland. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass Johannes Schroth die modernen Formen für den katholischen Sakralbau entdeckte. Avantgarde waren in Karlsruhe freilich andere. Neben Hermann Billing (1867–1946) sind dies Robert Curjel (1859–1925) und Karl Moser (1860–1936)⁶³, doch auch Max Laeuger (1864–1952), der hauptsächlich als Keramiker und Maler, aber auch als Architekt tätig war.⁶⁴ Um die Auswirkungen auf den Kirchenbaumeister Schroth zu verstehen, ist ein kurzer Blick auf das Jugendstilzentrum Karlsruhe hilfreich.

Stefanie Lieb beschreibt Jugendstil als eine extrem kurzlebige Formensprache in der Zeit um 1900. Dabei unterscheidet sie zwischen reinen Jugendstilbauten, die selten sind und vor allem in den Zentren entstanden, und historistischen Bauten mit Jugendstilornamenten, die sehr viel häufiger sind. Die verspielte florale Richtung des Jugendstils ebte bereits gegen 1905 ab, während die zeitgleich entstandene abstrakte-geometrische Richtung in der Folgezeit zur Schlichtheit der Moderne überleitete.⁶⁵

Seit 1890 machte sich Hermann Billing mit seinen innovativen Werken als Architekt und Kunstgewerbler einen Namen. Gerhard Kabierske beschreibt Billings Biografie in seiner Dissertation.⁶⁶ Der Architekt gehört nicht nur zu den wichtigsten Akteuren der Kunstszene der Jahrhundertwende in Baden, sondern auch zu den Protagonisten der deutschen Architektur seiner Zeit. Das Architekturstudium an der Technischen Hochschule Karlsruhe brach Billing 1888 nach nur vier Semestern

ab, um in den folgenden Jahren in Architekturbüros in Berlin und Aachen den Beruf in der Praxis zu lernen. (Dies ist wohl die einzige Parallele zur Biografie von Johannes Schroth.) 1892 wurde Billing „Privatarchitekt“ in Karlsruhe. Er sah sich dabei in bewusstem Gegensatz zu beamteten Architekten im Staats- oder Kirchendienst und betonte ausdrücklich seine künstlerische Unabhängigkeit.⁶⁷ Billing konnte sich dies dank des Wohlstands seiner ersten (von insgesamt drei) Ehefrau und seiner damit verbundenen finanziellen Unabhängigkeit leisten, während sich Curjel und Moser, die seit 1888 ein Büro in Karlsruhe unterhielten, zunächst mit kleineren Projekten bescheiden mussten und weniger innovativ in Erscheinung traten.

Die Veränderungen in Baden verliefen rasant. Zu Beginn der 1890er Jahre hatte Oberbaudirektor Josef Durm als erster Architekt im Staat und Chef der Bauverwaltung den Höhepunkt seines Einflusses erreicht, der auch die Architekturausbildung an der Technischen Hochschule, wo er als Professor lehrte, einschloss. Nur ein Jahrzehnt später, im Jahr 1902, hatte dieser führende Vertreter des Historismus seine Macht und sein Amt verloren. Die modernen Tendenzen der Architektur und dadurch ausgelöste Streitigkeiten waren Anlass seiner Entlassung.

Für diese neue Architekturauffassung stand in Karlsruhe vor allem Hermann Billing. Kabierske beschreibt sein Bekenntnis zum subjektiven künstlerischen Schaffen, die Vorstellung von der Architektur als sinnlichem Erlebnis, seine Ablehnung jeden Dogmas und die Bejahung des ständigen Wandels der Stilformen.⁶⁸ Damit stand er in deutlichem Gegensatz zu einer puren Nachahmung der historischen Stile. Billings Umgang mit den historischen und dabei vor allem den mittelalterlichen Bauformen war, wie Kabierske zeigt, individuell und künstlerisch geprägt. Sehr früh sind florale Elemente des Jugendstils in seinen Entwürfen zu finden. Billing entwickelte sein Werk in seiner Hauptschaffenszeit 1900 bis 1911 zur Meisterschaft. Die bisher vorherrschende Orientierung an mittelalterlichen Formen tritt, wie Kabierske nachgewiesen hat, seit der Jahrhundertwende zugunsten einer noch eigenständigeren Formensprache zurück, wobei es typisch für die persönliche Handschrift des Architekten ist, niemals völlig auf historische Bezüge, nun vor allem auf Elemente des 16. Jahrhunderts und des Barock, zu verzichten.

Zu seinen Hauptwerken zählen die Kunsthalle in Mannheim (1905–07), die Kunsthalle in Baden-Baden (1908/09), das Kollegiengebäude der Universität in Freiburg (1907–11) und das Rathaus in Kiel (1907–11). Dabei kam es immer wieder zu Skandalen. Dem konservativen Bürgertum gefiel die avantgardisti-

sche Formensprache Billings nämlich gar nicht. Bei der Eröffnung der ersten Ausstellung in der Kunsthalle Baden-Baden am 3. April 1909 gab es erhebliche Kritik an deren Architektur, die in ihrer Schlichtheit nicht zum repräsentativen Charakter der in Kurstädten üblichen Bauwerke passte. Die Kunsthalle wurde als „ärmlich“ bezeichnet. Noch neun Jahre nach ihrer Eröffnung nannte ein Landtagsabgeordneter das Gebäude in öffentlicher Sitzung einen „Stall“.⁶⁹

Robert Curjel und Karl Moser bauten bis 1915, als sie ihre Bürogemeinschaft in Karlsruhe beendeten, insgesamt 21 Kirchen. Vor allem deshalb gaben sie der Sakralarchitektur und damit auch dem kirchlichen Bauamt mit Johannes Schroth an der Spitze wichtige Impulse. Die katholische Kirche um die Wende zum 20. Jahrhundert war im Hinblick auf die Sakralarchitektur konservativ. Die zahlreichen Gotteshäuser, die in dieser Zeit für die ständig wachsenden Gemeinden entstanden, zeigen nur sehr selten moderne Tendenzen. Der Jugendstil war bei den Bischöfen verpönt. Die mittelalterlichen Formen waren für sie im Sakralbau fast alternativlos.

Sabine Bruss sieht den Jugendstil als eine Antwort auf die Nachahmung historischer Stilformen. Er löste sich von jeglicher Tradition und stellte deren Autorität in Frage. Für die katholische Kirche, die an ihre Größe und Bedeutung an das Mittelalter anknüpfen wollte, war der Jugendstil damit zunächst kein Thema.⁷⁰ Die evangelische Kirche hatte weniger Berührungspunkte. Im Gegenteil bot der moderne Jugendstil ihr die Gelegenheit, sich von der katholischen Kirche und deren Sakralarchitektur abzugrenzen. Bereits 1898 bis 1901 bauten Robert Curjel und Karl Moser in Basel die neuromanische Pauluskirche mit einer Außenfassade mit Flachreliefs im Jugendstil. Die Christuskirche in Karlsruhe (1896–1900) wird von der Neugotik geprägt und weist ebenfalls nur Jugendstildetails auf, während die Lutherkirche in Karlsruhe (1905–07) vom Jugendstil mit Reminiszenzen an die Neuromanik geprägt wird.

Ein wichtiges Beispiel in Mittelbaden ist die evangelische Lutherkirche in Baden-Baden-Lichtental, die 1907/08 nach Plänen von Martin Elsässer (1884–1957) entstand. Elisabeth Spitzbart hat sich in ihrer Dissertation an der Universität Stuttgart 1989 mit den Kirchenbauten Elsässers beschäftigt.⁷¹ Der verputzte Saalbau ist das Erstlingswerk des Architekten, der 1905 als Architekturstudent den Wettbewerb gewann. Elsässer, der bereits 1913 zum Professor an der Technischen Hochschule Stuttgart berufen wurde, zählt zu den bedeutendsten Vertretern des protestantischen Kirchenbaus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Die Lutherkirche zeigt Stil-

merkmale des Jugendstils und der Neuromanik und nimmt in ihren schlichten Formen bereits Tendenzen des modernen Kirchenbaus der Zeit nach 1918 vorweg. Das Erscheinungsbild der Kirche wird durch die monumentale Doppelturmfassade bestimmt, die an romanische Westwerke erinnert. Der Innenraum ist mit weiten Korbogengewölben ohne Gliederung gedeckt. Nischen an den Seitenwänden des Langhauses deuten eine dreischiffige Basilika an.

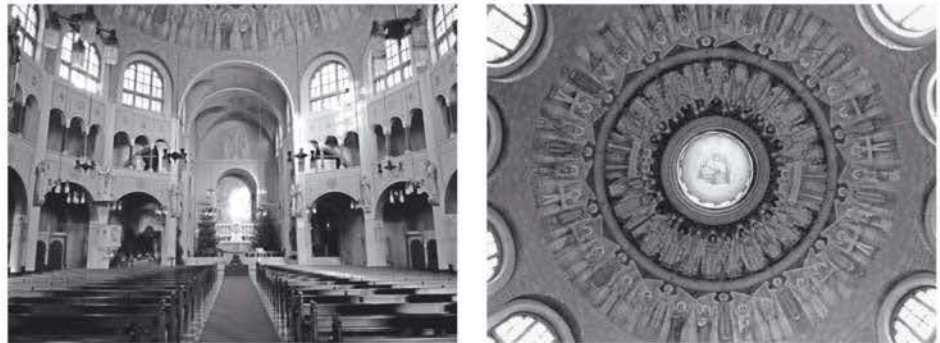
Kontroverse Diskussionen in Fachzeitschriften und Fachbüchern führten vor 1910 dazu, dass der Jugendstil für die katholische Kirche zumindest akzeptabel wurde. Grundsätzlich könne jeder Stil kirchlich sein, wurde argumentiert.⁷² Unumstritten war die neue Formensprache aber damit in der Erzdiözese Freiburg keineswegs.

Dort wurde der Jugendstil erst ein Thema, als er seinen Höhepunkt fast überschritten hatte. Johannes Schroth griff die modernen Tendenzen erstmals beim Bau der Pfarrkirche St. Georg in Hockenheim (1909–11) auf. Damit stand er nicht alleine. Auch der Heidelberger Bauamtsleiter Ludwig Maier schwankte in dieser Zeit zwischen konservativen und modernen Tendenzen. Zwei seiner Hauptwerke seien als Beispiele genannt. St. Bonifatius in Mannheim-Neckarstadt-Ost (1912–14) ist ein Spätwerk des Jugendstils in geometrischen und tektonisch begründeten Formen mit reduzierter Ornamentik,⁷³ St. Martin in Tauberbischofsheim (1910–14) orientiert sich hingegen immer noch an der Neugotik. Auch Schroth schuf in seiner Spätphase in Ottersweier eine große Landkirche im neugotischen Stil, die zweifellos zu seinen Hauptwerken zählt. Die beiden Baubeamten im Kirchendienst waren mit ihren Entwürfen nicht allein von den reaktionären Vorstellungen des Ordinariats in Freiburg, sondern vor allem von den örtlichen Bauherren in den jeweiligen Pfarrgemeinden abhängig. Ein Pfarrer und Gremien mit einem moderneren Architekturverständnis waren Voraussetzung für die Verwirklichung zeitgemäßer Ideen. Schroth scheint in jedem Fall progressiver gewesen zu sein als Maier und hat sich offensichtlich bereits früher mit dem Jugendstil auseinandergesetzt. Außerdem war er im Hinblick auf seinen Vorgesetzten in Freiburg konfliktbereiter.

Schroth beschrieb seinen Entwurf für Hockenheim 1908 folgendermaßen: „Im einfacheren Barockstil gehalten, den wir aber dem heutigen Geschmack entsprechend noch wesentlich vereinfachten“.⁷⁴ Claudia Baer-Schneider und Dörthe Jacobs charakterisieren die Kirche als Synthese aus Tradition und Moderne. Für die Tradition steht die Querschnittform der dreischiffigen Basilika, die Schroth mit einer geschwungenen und



*Pfarrkirche
St. Bernhard in
Baden-Baden.*



*Pfarrkirche
St. Bernhard in
Baden-Baden
(Abb. links:
Innenansicht;
Abb. rechts: Kuppel).
Fotos: Coenen*

mehrfach gestaffelten Barockfassade kombinierte, die das dahinter befindliche Langhaus geradezu kaschierte. Vor allem das Innere, aber auch das Äußere zeigen reiche Jugendstilornamente. Der tonnengewölbte Innenraum lässt aber auch Einflüsse der Neuromanik erkennen. „So entstand ... – ganz im Sinne der Theorie des Jugendstils – ein Kirchengesamtkunstwerk, wie es in dieser Art ... nur noch sehr wenige in Baden-Württemberg gibt“, urteilen die beiden Denkmalpflegerinnen.⁷⁵ Ärger mit der Erzdiözese gab es für den Erzbischöflichen Bauamtsleiter Schroth wegen des Sakralbaus in Hockenheim offensichtlich nicht.

St. Georg ist übrigens keineswegs der erste Sakralbau mit Jugendstilelementen in der Erzdiözese. Bereits 1908 wurde nach einem Entwurf von Wilhelm Friedrich Laur die Kirche St. Nikolaus im heutigen Hechinger Ortsteil Boll begonnen, die nur ein Jahr später von Erzbischof Thomas Nörber persönlich geweiht wurde.

Der vielleicht wichtigste Sakralbau im Jugendstil in der Erzdiözese Freiburg ist zugleich auch der umstrittenste. St. Bernhard entstand 1911 bis 1914 als neue Pfarrkirche für die Baden-Badener Weststadt nach Plänen von Johannes Schroth, der bei

der Ausstattung auf die gleichen Künstler wie in Hockenheim zurückgriff. Der Kuppelbau aus hellem Murgtaler Sandstein, der Einflüsse des Jugendstils, der Neuromanik und der frühchristlichen Baukunst erkennen lässt, ist eines der Hauptwerke des Oberbauinspektors und wurde auf einer künstlichen Terrasse im Bereich eines früheren Steinbruchs am Fuß des Balzenbergs gebaut.

Weil der Entwurf deutliche Einflüsse des Jugendstils zeigt, kam es 1910 zum Konflikt zwischen Schroth und dem Erzbischöflichen Ordinariat in Freiburg. „Wir können es nicht billigen, dass das Erzbischöfliche Bauamt Karlsruhe sich in neuster Zeit dieser Stilart zuwendet, nachdem es eine Reihe von schönen Kirchen in alten bewährten Stilarten gebaut hat“, kritisiert die Kirchenbehörde. Der Architekt konnte aber sein Konzept einer zeitgemäßen Sakralarchitektur gegen die Vorgesetzten durchsetzen. Er trete damit auch „jener, aus einwandfreien Künstlerkreisen oft gehörten Meinung entgegen, als ob die katholische kirchliche Kunst nicht mit der Zeit gehe“.⁷⁶ Der Streit mit dem Ordinariat fand 1913 bei der Diskussion um die Ausstattung der Kirche seine Fortsetzung. „Wir würden der kirchlichen Kunst keinen Dienst erweisen, wenn wir blinden Gehorsam üben wollten“, meint Schroth, der sich gegen Altäre aus Holz aussprach. Das Ordinariat reagiert verärgert: „Gesund und groß wird die kirchliche Kunst im Lande nur sein und bleiben, wenn sie Übung und Tradition der Kirche achtet und ihre Aufgaben in Unterordnung unter die Autorität der kirchlichen Oberen, Zwecke und Gesetze zu erfüllen strebt.“⁷⁷

Der Innenraum des zwölfseitigen Zentralbaus mit Umgang orientiert sich an den Vorbildern von San Vitale in Ravenna und des Aachener Doms. Der Wandaufbau im Inneren ist dreizonig mit großen Pfeilerarkaden im Erdgeschoss und kleinen Arkaden im darüber liegenden Triforium. Darüber erheben sich im dritten Geschoss hohe Rundbogenfenster. Wolf-Holzäpfel bezeichnet St. Bernhard als einen der innovativsten Bauten im Großherzogtum Baden vor dem Ersten Weltkrieg. Die Grundrissgestalt führt er auf die romanische Kirche St. Gereon in Köln zurück, die aus einer spätantiken längsovalen Rotunde entstand.⁷⁸

Der Kuppelsaal wird von einem gewölbten Umgang umgeben. Das zentrale Lichtauge der Kuppel zeigt das Lamm Gottes. Ringförmig angeordnet sind auf zwei Ebenen die 24 Ältesten der Geheimen Offenbarung des Johannes (ähnlich der Aachener Domkuppel), dem letzten Buch des Neuen Testaments, sowie musizierende und singende Engel. Karl Leon und Otto Rünzi malten die Kuppel aus.



Pfarrkirche St. Karl Borromäus in Bühl-Neusatz (Abb. rechts: Innenansicht). Fotos: Coenen

Weit weniger bekannt ist die 1911 bis 1913 erbaute Kirche St. Karl Borromäus in Neusatz (heute Stadtteil Bühl). Ein erster Entwurf findet sich bereits in einem Brief des Bauinspektors vom 28. November 1905.⁷⁹ Der beiliegende Grundriss kommt dem später ausgeführten Sakralbau bereits recht nahe. Ein Jahr später berichtet Schroth, er plane „eine einfache Kirche, der romanische Formen zu Grunde liegen, welche nach unseren heutigen Anforderungen an Licht und Durchsichtigkeit etwas modernisiert sind“.⁸⁰

Die Neusatzer Kirche, die das Ingersbachtal überragt, erhebt sich oberhalb der Schwarzwaldstraße auf einer hohen künstlichen Terrasse, die über eine aufwendige Treppenanlage zugänglich ist. Das aus bossierten Granitquadern errichtete Gotteshaus ist eine Wandpfeilerkirche mit fünf Jochen. Im Gegensatz zum einschiffigen Kirchensaal ist der Westbau, durch den der Besucher die Kirche betritt, dreischiffig. Ihm entspricht im Osten eine Apsis. Vor den Westbau tritt talseitig eine große Giebelfassade mit einem rundbogigen Portal, das von Säulen gerahmt wird. Diese Fassade wird an ihrer Südseite von einem hohen Glockenturm flankiert. Charakteristisch sind die beiden Staffelgiebel, die das steile Satteldach des Turmes rahmen.

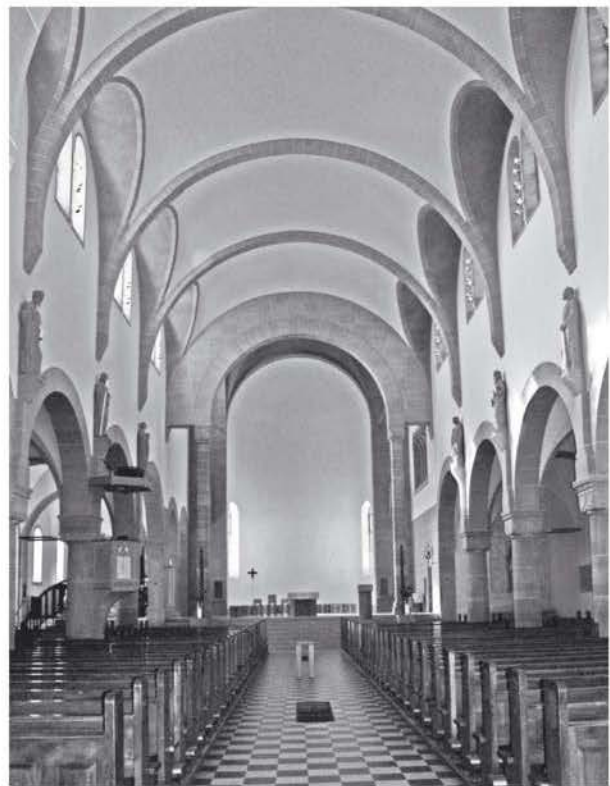
Die Kirche zeigt Stilmerkmale des Jugendstils und der Neuromanik. Die Grundrissdisposition mit dem dreischiffigen Westbau, hinter dem sich eine einschiffige Kirche mit Wandpfeilern verbirgt, wird durch den Jugendstil geprägt. Von außen lässt sich die Struktur im Inneren nicht ablesen, was typisch für diese moderne Epoche ist. Der gestaffelte Turmgiebel und die nur sehr sparsam gegliederten Außenwände mit der die Umgebung prägenden Bossenstruktur sind ebenfalls dem Jugendstil zuzuschreiben. Romanisierend sind hingegen die

mächtigen Tonnengewölbe über dem Schiff, die Rundpfeiler mit Würfelkapitellen und das Portal. Vollständig erhalten sind auch Ausstattung und Ausmalung der Kirche im Jugendstil.

Die Heilig-Geist-Kirche in Daxlanden (heute Stadtteil von Karlsruhe) entstand 1910 bis 1912 in neuromanischen Formen und zeigt Tendenzen der Moderne jenseits des Jugendstils. Die dreischiffige Basilika hat beachtliche Dimensionen und besitzt einen das Ortsbild prägenden, ungewöhnlich hohen Chorflankenturm. Dieser Turm entstand nach dem Vorbild der neuen Nicolaikirche in Frankfurt a.M. von Curjel und Moser (1909). Der verputzte Außenbau in Daxlanden verzichtet auf romanisierende Ornamentik und weist mit seiner schlichten monumentalisierenden Großform bereits auf Sakralbauten hin, wie sie beispielsweise German Bestelmeyer oder Albert Boßlet ab den 1920er Jahren schufen.⁸¹

St. Johannes Nepomuk in Kehl (1914) entstand in Anlehnung an Heilig Geist in Daxlanden. Die Kehler Kirche ist eine dreischiffige Basilika mit niedrigerem Querhaus, Apsis und Flankenturm, wobei die Einfügung eines Querhauses den wichtigsten Unterschied zum Vorbild darstellt. Gemeinsam mit dem Pfarrhaus prägt St. Johannes Nepomuk das Stadtbild der Kommissionsinsel, die nach 1900 zu einem Quartier für das Großbürgertum ausgebaut wurde. Die schlichten neuromanischen Formen des Außenbaus, der dank des Querhauses noch monumentaler erscheint, weisen auch in Kehl auf die Neue Sachlichkeit hin, während die Ausstattung im Inneren auch Merkmale des Jugendstils aufweist.

Eine für Schroth ungewöhnliche Formensprache zeigt die Mutterhauskirche der Franziskanerinnen in Gengenbach (1914/15), die in einem reduzierten barocken Stil erbaut wurde.⁸² Der schlichte Sakralbau fügt sich in die Flucht der bestehenden Klostergebäude ein, die bereits 1907/08 entstan-



Heilig-Geist-Kirche in Karlsruhe-Daxlanden (Abb. unten: Innenansicht). Fotos: Maier



Nicht realisierter Entwurf von Johannes Schroth für die Pfarrkirche Heilig Blut in Bühl-Weitenung; aus: Coenen 1993.

den und Stilmerkmale der Neurenaisance und des Neubarock aufweisen. Eine romanisierende Kirche wäre als Ergänzung dieses Ensembles unpassend gewesen. Die Mutterhauskirche ist eine Emporenbasilika mit einem für Klosterkirchen typischen Langchor, der dreiseitig geschlossen ist. Ein schlanker Flankierungsturm überragt das Langhaus. Die Kirche wurde im zweiten Kriegsjahr vollendet, nachdem der Bau bei Kriegsausbruch zunächst eingestellt worden war. Nach einem Gespräch mit Erzbischof Thomas Nörber berichtete Schroth im Spätjahr 1914 an den Orden: „Nach den Mitteilungen unseres Hauptquartiers scheint es ganz ausgeschlossen, dass Franzosen badischen Boden, am

wenigsten Gegenbacher, betreten, es sei denn als Gefangene.“⁸³ Die verfrühte Siegesfreude war Anlass für den Weiterbau.

Nicht realisiert wurde die mit diesem Projekt verwandte Kirche Heilig Blut in Weitenung (heute Stadtteil Bühl). Mit dem Projekt beschäftigte sich das Bauamt in Karlsruhe seit 1909. Wegen des inzwischen ausgebrochenen Ersten Weltkriegs wurden alle vorbereitenden Maßnahmen 1915 eingestellt. Schroths Entwürfe aus dieser Zeit zeigen – wie in Hockenheim – einen dreischiffigen Sakralbau mit Frontturm, der Stilelemente des Jugendstils und des für Schroth bei einem Neubau seltenen Neubarock vereint. Ein Vorbild könnte die von Schroth erweiterte Pfarrkirche in Kappelwindeck sein. Erst im Todesjahr Schroths 1923 wurden die Arbeiten für den Kirchenbau in Weitenung wieder aufgenommen. Realisiert wurde er schließlich nach einem von Bauinspektor Friedrich Götz, Schroths Nachfolger in der Leitung des Karlsruher Bauamtes, völlig überarbeiteten und reduzierten Entwurf. Die Kirche, die nun eine schlichte moderne Formensprache zeigt, ist ein flach gedeckter Saalbau mit Holzkehldecke und Frontturm. Sie wurde 1925 benediziert.⁸⁴

Würdigung

Die Suche nach einem zeitgemäßen Architekturstil führte Johannes Schroth, wie alle Architekten des Historismus, in die Vergangenheit. Als Leiter eines katholischen Bauamtes hatte er selbstverständlich eine besondere Beziehung zu seinem Ar-

beitgeber. Dies erklärt seine Vorliebe für die mittelalterlichen Stile Romanik und Gotik, die in der katholischen Kirche bevorzugt wurden. Wie sein früherer Vorgesetzter und späterer Kollege Ludwig Maier, der das Heidelberger Bauamt leitete, griff Schroth auf ein umfangreiches mittelalterliches Stilrepertoire zurück, wobei er eine Vorliebe für aufwendige spätromanische und spätgotische Formen entwickelte.⁸⁵ Dieser reiche Formenschatz ließ sich aber nur verwirklichen, wenn die jeweiligen Auftraggeber in den Pfarrgemeinden über die notwendige Finanzkraft verfügten. Gerade das Ordinariat in Freiburg drängte fast routinemäßig auf wirtschaftliche Lösungen. In diesen Fällen bediente sich Schroth einer schlichteren Formensprache, beispielsweise Flachdecken oder offener Dachstühle statt Gewölbe. Musste aus finanziellen Gründen auf eine Verblendung der Außen- und Innenwände mit Quadermauerwerk verzichtet werden, kam preiswerter Putz zum Einsatz. Im Inneren wurde dieser dann häufig mit ornamentalen und figürlichen Ausmalungen versehen, die häufig erst zehn oder mehr Jahre nach der Fertigstellung der Kirche vollendet wurden. Das reiche ikonografische Programm machte diese Kirchen (wie beispielsweise in Sinzheim) zu Gesamtkunstwerken des Historismus. Auffällig ist, dass sich Schroth im Gegensatz zu Maier und Jeblinger praktisch ausschließlich auf die mittelalterlichen Stile beschränkte, während seine beiden Kollegen auch neubarocke Sakralbauten schufen. Barock war für Schroth nur ein Thema, wenn es um die Erweiterung einer bestehenden Kirche wie in Kappelwindeck ging. Auch bei der Hinwendung Schroths zum Jugendstil lässt sich beobachten, dass dieser meist mit neuromanischen Formen kombiniert wurde.

Typisch für Schroth ist neben der Zweckmäßigkeit seiner Kirchen die gelungene Einbindung in den städtebaulichen Kontext. Der Architekt inspizierte trotz des großen Einzugsgebiets seines Bauamtes und der beachtlichen Zahl der realisierten Projekte das jeweilige Baugrundstück gewissenhaft und suchte nach einer für das Dorf beziehungsweise für die Stadt adäquaten Lösung. Dies erklärt, weshalb viele seiner Sakralbauten das Erscheinungsbild der Orte bis heute prägen oder mitprägen.

Schroths elf Jahre ältere Kollege Ludwig Maier starb 1915 kurz vor Erreichen des Ruhestands, die anschließenden acht Jahre bis zu seinem Tode konnte der Karlsruher Kirchenbaumeister aufgrund der widrigen äußeren Umstände nicht nutzen, um als Architekt weitere und vor allem neue Akzente zu setzen. Nach der Kriegsniederlage wurde die Erzbischöfliche

Bauverwaltung wegen großer wirtschaftlicher Schwierigkeiten reduziert. Die Bauämter in Heidelberg und Konstanz wurden 1924 aufgelöst, ihre Aufgaben übernahmen die Bauämter Karlsruhe und Freiburg.⁸⁶ Dort verabschiedete sich gleichzeitig Raimund Jeblinger in den Ruhestand und wurde 1925 durch Hermann Graf ersetzt. In Karlsruhe übernahm Friedrich Götz als Nachfolger Schroths 1923 interimswise die Leitung und wurde 1926 durch Hans Strobel abgelöst. Damit hatte eine neue Architektengeneration das Sagen, die ab Mitte des 1920er Jahre für eine andere Architektur stand. Nach einer Phase der Stagnation wurde nun auch wieder mehr gebaut.

Nach Ansicht von Werner Wolf-Holzäpfel hat sich Schroth in der Zeit um 1910 mehr als seine Kollegen in den anderen Bauämtern neuen Tendenzen geöffnet.⁸⁷ Weniger die in der Fachliteratur immer wieder als bahnbrechend gelobte Jugendstil-Kirche in Baden-Baden als die beiden Sakralbauten in Daxlanden und Kehl weisen im Außenbau mit ihren schlichten romanisierenden Formen bereits in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg.

Nach 1918 hat Schroth in den verbleibenden fünf Lebensjahren wegen der großen wirtschaftlichen Probleme der Zeit nur noch sehr wenig gebaut. Die Erweiterung der Pfarrkirche St. Heinrich in Durbach (1922–24) ist wenig spektakulär. Der spätbarocke Saalbau von 1789/90 wurde, nachdem ein Entwurf von 1912 wegen des Kriegsausbruchs nicht mehr zur Ausführung kam, nach dem Muster der Kirche in Moos in neubarocken Formen um ein Drittel verlängert.

Die Aufbruchsstimmung ab Mitte der 1920er Jahre sollte Schroth, der wenige Wochen vor seinem 64. Geburtstag starb, nicht mehr erleben. Seine Kirchen in Daxlanden und Kehl lassen vermuten, dass er die in den späten 1920er und 1930er Jahren in der Sakralarchitektur verbreiteten reduzierten und zum Teil monumentalen neuromanischen Formen verwendet hätte, die vom Expressionismus und der Neuen Sachlichkeit beeinflusst waren und beispielsweise auch einem Dominikus Böhm nicht fremd waren. In seinem erstmals 1951 erschienenen berühmten Buch über mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger schreibt Georg Bandmann über diese moderne Romanikrezeption, die sich gründlich vom Historismus des 19. Jahrhunderts unterscheidet: „Wenn etwa in unserem zeitgenössischen Kirchenbau auffällig wieder altchristliche und frühromanische Formen aufgegriffen werden, dann nicht nur, weil sie unserem ästhetischen Empfinden – der Sinn für Flächen und übersichtliche Raumverhältnisse – entsprechen,

sondern auch, weil ihr Kontemplationswert, ihr Stimmungsgehalt unsere zeitgenössische Religiosität anspricht.“⁸⁸ Schroth war einer der Wegbereiter dieser modernen Form der Sakralarchitektur in Baden.

Anmerkungen

- 1 Den Begriff vom „langen 19. Jahrhundert“, das von der Französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg dauerte, prägte der britische Historiker Eric Hobsbawm. Seine drei Bücher, in denen er sich mit diesem Phänomen auseinandersetzt, liegen in deutscher Übersetzung vor: *Europäische Revolutionen, 1789 bis 1848*, Zürich 1962. *Die Blütezeit des Kapitals. Eine Kulturgeschichte der Jahre 1848–1875*, Frankfurt a. M. 1980. *Das imperiale Zeitalter 1875–1914*. Frankfurt a. M. 1989.
- 2 Einen hervorragenden Überblick der Sakralarchitektur in der Erzdiözese bietet: Wolf-Holzäpfel, Werner: *Kirchenbau und religiöse Kunst. Die historische und künstlerische Entwicklung von den Anfängen des Erzbistums bis in die Gegenwart*. In: Heribert Smolinsky: *Geschichte der Erzdiözese Freiburg*, Bd. 1, Freiburg i. Br. 2008, 493–598.
- 3 Grund, Egon: *Das Gebäude des katholischen Oberstiftungsrates in Karlsruhe. Ein herausragendes Werk des späten Historismus*, Karlsruhe 2005.
- 4 Grund, 18.
- 5 Coenen, Ulrich; Lienhard, Wilfried: *Pfarrkirche St. Martin. Die Geschichte der Sinzheimer Kirche*, Sinzheim 2000.
- 6 Weisman, Wolfgang: *Zur Planungsgeschichte von St. Johannes d. T. in Ottersweier*, Bachelorarbeit im Fach Kunstgeschichte an der Univ. Freiburg, Freiburg i. Br. 2013. Siehe dazu: Coenen, Ulrich: *Fürs Examen alte Schriften gebüffelt – Bachelorarbeit über die Kirche Ottersweier, und: War Achern Vorbild für Ottersweier?* In: *Acher- und Bühler Bote* Nr. 190 (17. August 2013), 24.
- 7 Bringmann, Michael: *Studien zur neuromanischen Architektur in Deutschland*, Heidelberg 1968.
- 8 Thieme, Ulrich; Becker, Felix: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis in die Gegenwart*, Bd. 30, Leipzig (Nachdruck 1999), 301.
- 9 Dehio, Georg: *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg I: Regierungsbezirke Stuttgart und Karlsruhe*, bearb. von Dagmar Zimdars u. a., Berlin 1993. *Baden-Württemberg II: Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen*, bearbeitet von Dagmar Zimdars u. a., Berlin 1997.
- 10 Coenen, Ulrich: *Die Baukunst der nördlichen Ortenau*, Karlsruhe 1993.
- 11 Kieser, Clemens u. a.: *Kunst- und Kulturdenkmale im Landkreis Rastatt und in Baden-Baden*, Stuttgart 2002.
- 12 Coenen, Ulrich: *Der Friedrichsbau in Bühl und das Schießhaus in Weimar – Anmerkungen zur Festhallenarchitektur des 19. Jahrhunderts in Deutschland*. In: *Die Ortenau* 84 (2004), 359–366.
- 13 Wolf-Holzäpfel, Werner: *Der Architekt Max Meckel 1847–1910. Studien zur Architektur und zum Kirchenbau des Historismus in Deutschland*, Lindenberg 2000. Bruss, Sabine: *Das Werk des Architekten Ludwig Maier. (1848–1915); ein badischer Baumeister des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts*, Kiel 1999. Engleder, Simone: *Der badische Kirchenbaumeister Adolf Williard (1832–1923)*, Aachen 2000.
- 14 Grund, 18.
- 15 Bruss, 31.
- 16 Wolf-Holzäpfel, Werner: *Alte und neue Kathedralen. Zur Wiederaufnahme mittelalterlicher Bauformen im Sakralbau des 19. Jahrhunderts in Baden*. In: Hansmartin Schwarzmaier, Jürgen Krieger, Konrad Krimm: *Das Mittelalterbild des 19. Jahrhunderts am Oberrhein*, Ostfildern 2004, 111.
- 17 Meckel musste gehen, weil er nach Auffassung des Ordinariats zu viele Privataufträge angenommen hatte und im Streit mit den Leitern der ihm unterstellten Baubehörden in Karlsruhe und Heidelberg stand. Nach der Auflösung der Karlsruher Behörde 2007 gibt es in der Erzdiözese übrigens heute nur noch drei Bauämter, die unter der Leitung des Ordinariats in Freiburg stehen.

- 18 Grambitter, Ulrike: Josef Durm (1837–1919). Eine Einführung in das architektonische Werk, München 1984, 24–31.
- 19 Wolf-Holzäpfel, Werner: Der Bau der Mannheimer Liebfrauenkirche 1901–1905. In: Gemeinde im Wandel der Zeit – 100 Jahre Liebfrauenkirche Mannheim, Mannheim 2003, 19.
- 20 Nickel, Angela: Ein Architekt im Übergang – August Orth (1828–1901). In: Berlinische Monatschrift 3 (1996), 42.
- 21 Engleder, 191.
- 22 zitiert nach Engleder, 191.
- 23 Engleder, 20.
- 24 Wolf-Holzäpfel 2000, 155.
- 25 zitiert nach Wolf-Holzäpfel 2000, 156.
- 26 zitiert nach Weismann, 12.
- 27 zitiert nach: Coenen, Lienhard 63.
- 28 zitiert nach Schnell, Hugo: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland, München/Zürich 1973, 7.
- 29 Zentralblatt der Bauverwaltung Nr. 77, 30. Jg. (24. September 1910), 501.
- 30 Zentralblatt der Bauverwaltung Nr. 3 und 4, 38. Jg. (5. Januar 1918), 9.
- 31 Grund, 18.
- 32 Baurat Johannes Schroth (Nachruf). In: Acher- und Bühler Bote vom 26. November 1923.
- 33 Im Kapitel Ottersweier sind es die Pfarreien: Sinzheim, Steinbach, Varnhalt, Kappelwindeck, Ottersweier, Neusatz, Großweier, Oberachern, Kappelrodeck, Wagshurst. Im Kapitel Offenburg sind es die Dreifaltigkeitskirche in Offenburg, die Kirche von Kehl, Nordrach, Ohlsbach, Griesbach und Haslach (Kapitel Lahr), von Herrn Schroth erbaut, unterhalb Sinzheim die Kirchen von Baden (St. Bernhard), Gaggenau, Oberstrot, Ottenau, Reichental, Kuppenheim, Muggensturm, Ettlingen, Ettlingenweier, Karlsruhe (St. Bonifaz), Daxlanden, Weingarten, Hambrücken, Hokenheim, Reilingen, Ketsch, Odenheim, Östringen, Rauenberg, Mannheim (Liebfrauenkirche). Dazu kommen noch die vielen wohl gelungenen Restaurationen wie z. B. die in Urloffen, wo er die scheunenmäßige Kirche in ein freundliches, herrliches Gotteshaus verwandelt hat. Neben Profanbauten fehlen in dieser Liste auch Sakralbauten, zum Beispiel die Antonius-Kapelle im Ottersweierer Ortsteil Hatzenweier (1913).
- 34 St. Lioba-Blatt 42 (21. Jg.), 19. 10. 1913.
- 35 Hübsch, Heinrich: In welchem Style sollen wir bauen, Reprint der Ausgabe von 1828, Karlsruhe 1984.
- 36 Grund, 19.
- 37 Wolf-Holzäpfel 2000, 355.
- 38 Wolf-Holzäpfel 2008, 515.
- 39 Wolf-Holzäpfel 2000, 156.
- 40 Die Kirche wurde nach schweren Kriegszerstörungen 1944 mit purifiziertem Innenraum und verändertem Turmhelm 1949/50 wieder aufgebaut.
- 41 Diese Auseinandersetzung schildert Wilfried Lienhard nach gründlichem Quellenstudium ausführlich. Coenen, Lienhard, 58–67.
- 42 Wolf-Holzäpfel 2000, 156.
- 43 zitiert nach Coenen, Lienhard, 64.
- 44 Wolf-Holzäpfel 2003, 18 f.
- 45 Wolf-Holzäpfel 2003, 20.
- 46 Zu den Profanbauten Schroths gehört das 1899 entstandene St.-Boromeo-Haus in Karlsruhe (Ludwig-Wilhelm-Str. 12), das ehemals als Kinderverwahrnastalt und Schwesternwohnungen diente und heute Mietwohnhaus ist. Der einzige mir bekannte Profanbau Schroths, der in keinem Bezug zu kirchlichen Einrichtungen steht, ist das Wohnhaus mit Gaststätte, Brauhaus und Bierkeller in Karlsruhe (Werderstr. 51). Das 1879 für den Bierbrauer Theodor Ziegler erbaute zweigeschossiges Eckhaus wurde 1897 von Schroth aufgestockt. Bauherr war der wie Schroth aus Jöhlingen stammenden Bierbrauer Max Wolf, zu dem der Architekt offensichtlich privaten Kontakt hatte.
- 47 Coenen, Ulrich: Der Friedrichsbau in Bühl und das Schießhaus in Weimar – Anmerkungen zur Festhallenarchitektur des 19. Jahrhunderts in Deutschland. In: Die Ortenau 84 (2004), 359–366.

- 48 vgl. Kersting, Rita: Das Schützenhaus in Kleve. Festhallenarchitektur. In: Denkmalpflege im Rheinland 1 (1993), 1–7.
- 49 Wolff-Holzäpfel 2000, 363.
- 50 Wolf-Holzäpfel 2000, 358 f.
- 51 Kieser, 192.
- 52 Vogt Reiner; Haug, Friedemann: 100 Jahre Pfarrkirche St. Stefan Oberachern, Oberachern 2005, 11–34.
- 53 zitiert nach Wolf-Holzäpfel 2000, 232.
- 54 Wolf-Holzäpfel 2000, 232 f.
- 55 Die St.-Bonifatius-Kirche in Karlsruhe. Festschrift zur Feier der Einweihung am 18. Oktober 1908, Karlsruhe 1908. Huth, Hans: Kath. Stadtpfarrkirche St. Bonifatius, Karlsruhe-Weststadt, 2. Auflage, Regensburg 1983.
- 56 Lienhard, Wilfried: Maria Hilf in Kartung, Sinzheim 2004, 7–23.
- 57 Weismann, 9–18.
- 58 Weimann, 21.
- 59 Coenen 1993, 123 f.
- 60 Brommer, Hermann: Kath. Pfarrkirche St. Maria Bühl-Kappelwindeck, München 1993.
- 61 Kitzing-Bretz, Martina: Der Markgräflisch Baden-Badische Hofbaumeister und Bauinspektor Franz Ignatz Krohmer (1714–1789), Heidelberg 2001, 193.
- 62 Kitzing-Bretz, 194 f.
- 63 Rößling, Wilfried: Curjel und Moser. Architekten in Karlsruhe/Baden, Karlsruhe 1986. Kabierske, Gerhard; Schumann, Ulrich Maximilian: Robert Curjel und Karl Moser. Ein Karlsruher Architekturbüro auf dem Weg in die Moderne (Ausstellungskatalog), Karlsruhe 2011.
- 64 Kessler-Slotta, Elisabeth: Max Laeuger (1864–1952). Sein graphisches, kunsthandwerkliches und keramisches Œuvre, Saarbrücken 1985.
- 65 Lieb, Stefanie: Was ist Jugendstil? Darmstadt 2000, 14.
- 66 Gerhard Kabierske, Der Architekt Hermann Billing (1867–1946). Leben und Werk, Karlsruhe 1996.
- 67 Kabierske 1996, 41.
- 68 Kabierske 1996, 125.
- 69 Kabierske, Gerhard: Das Gebäude der Kunsthalle Baden-Baden. Tempel oder Stall. In: Kunsthalle Baden-Baden, Baden-Baden 1986, 9.
- 70 Bruss, 267–270.
- 71 Spitzbart, Elisabeth: Die Kirchenbauten Martin Elsaessers und ihre Voraussetzungen in der protestantischen Kirchenbautheorie und Liturgiediskussion, Stuttgart 1989.
- 72 Bruss, 268.
- 73 Bruss, 272.
- 74 zitiert nach: Baer-Schneider, Claudia; Jacobs, Dörthe: Die katholische Kirche St. Georg in Hokenheim. Eine komplexe Restaurierungsaufgabe. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 3 (2007), 142.
- 75 Baer-Schneider, Jacobs, 144.
- 76 zitiert nach Brommer, Hermann: St. Bernhard Baden-Baden, München 1989, 3.
- 77 zitiert nach Brommer, 6.
- 78 Wolf-Holzäpfel 2008, 517.
- 79 Jutz, Karl Heinz: 200 Jahre St. Karl Borromäus Neusatz 1783–1983, Bühl-Neusatz 1983, 28 f. Jutz, Karl Heinz: St. Karl Borromäus Bühl-Neusatz, Bühl-Neusatz (2013), 5.
- 80 zitiert nach Jutz 1983, 29.
- 81 vgl. Brülls, Holger: Neue Dome. Wiederaufnahme romanischer Bauformen und antimoderne Kulturkritik im Kirchenbau der Weimarer Republik und der NS-Zeit, Berlin 1994. Brülls ablehnende Deutung dieser Tendenzen in der modernen Sakralarchitektur ist allerdings nicht nachvollziehbar
- 82 Ruch, Martin: Die Mutterhauskirche der Franziskanerinnen vom göttlichen Herzen Jesu Gengenbach, Lindenberg 2000.
- 83 zitiert nach Ruch, 11.

84 Coenen 1993, 211–213.

85 zu Maier vgl. Bruss, 259–267.

86 Wolf-Holzäpfel 2008, 524.

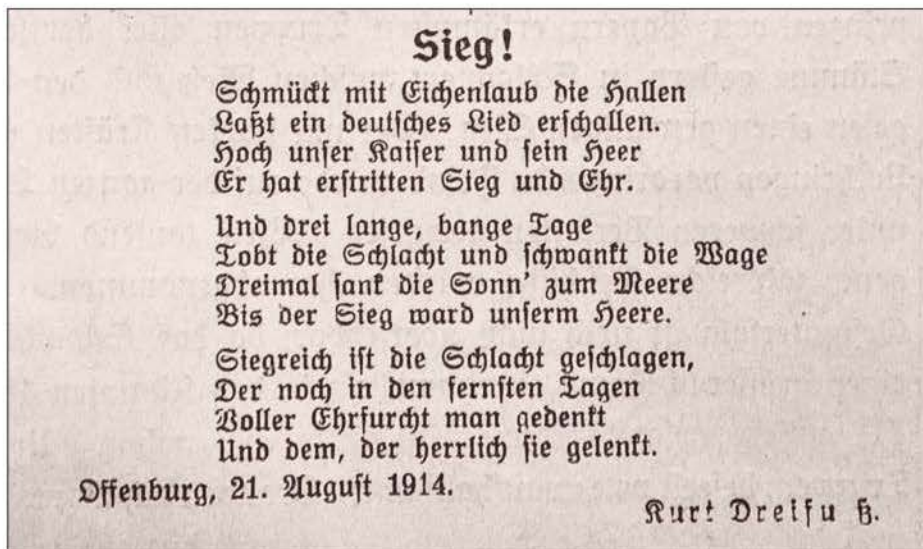
87 Wolf-Holzäpfel 2008, 516f.

88 Bandmann, Günter: Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger, 8. Aufl., Berlin, 1985, 28.

Die Offenburger Juden im Ersten Weltkrieg 1914–1918 und der „Dank des Vaterlandes“

Martin Ruch

Allein im größeren Raum um Verdun existieren heute 29 deutsche Friedhöfe mit knapp 75 000 gefallenem Soldaten. Ihre Gräber tragen Kreuze mit Namen und Dienstgrad, unter ihnen die Gräber der deutschen Soldaten jüdischen Glaubens. Es sind graue Granitstelen darunter mit dem Davidstern, Namen und Dienstgrad. In Frankreich und in anderen ehemaligen Kriegsländern Europas gibt es noch weitere, noch unfassbar viele solcher Friedhöfe, auf denen ein gewaltiges Totenheer bestattet ist, auch 12 000 gefallene deutsche Juden liegen hier. Denn selbstverständlich haben sich auch die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens am Kampf für ihr Vaterland beteiligt. Die jungen Leute unter ihnen waren wie ihre nichtjüdischen Nachbarn nahezu euphorisch bei Kriegsausbruch gewesen und hatten, wie der damals sechzehnjährige Kurt Dreifuss aus Offenburg, in der Lokalpresse Gedichte wie dieses veröffentlicht, als erste militärische Siege der kaiserlichen Armee noch zu registrieren waren:



*Siegreich ist die
Schlacht geschlagen,
Offenburger Tageblatt
22. August 1914*

Doch zwei Jahre nach diesem euphorischen Gedicht trat in Deutschland ein Ereignis ein, das viele Juden als infam empfanden: die „Judenählung“ des preußischen Kriegsministeriums aus dem Jahr 1916. Das Ministerium folgte damals starken antisemitischen Strömungen in der Gesellschaft und unter den Offizieren und fragte am 11. Oktober 1916 nach der Zahl der jüdischen Gefallenen und der mit dem Eisernen Kreuz Ausge-

zeichneten. Dahinter verbarg sich die Unterstellung, jüdische Deutsche würden sich vor dem Heeresdienst drücken. Das Ergebnis dieser Statistik: Ein Fünftel der Deutschen jüdischen Glaubens war eingezogen worden, von ihnen fielen 15 Prozent. Von der Gesamtbevölkerung starb ein Sechstel auf dem Schlachtfeld, vom Gesamtheer elf Prozent. Erheblich höher war also das Opfer der deutschen Juden für ihr Vaterland gewesen und der Vorwurf der Drückebergerei entbehrte jeder sachlichen Grundlage. Diese sogenannte „Juden­zählung“ bedeutete daher eine ganz besondere, bislang einzigartige Diffamierung für alle deutsche Juden und zerstörte bei vielen die Hoffnung auf allgemeine Assimilation.

Die Ergebnisse dieser Zählung wurden übrigens seinerzeit nicht veröffentlicht. Ob man nicht zur Aufklärung beitragen, sondern den latenten Antisemitismus am Kochen halten wollte? Es blieb den Deutschen also unbekannt, was später in dem Buch „Die deutschen Juden als Soldaten im Kriege 1914–1918. Eine statistische Studie von Dr. Jacob Segall, mit einem Vorwort von Prof. Dr. Heinrich Silbergleit“ in Berlin 1922 zu lesen war: „Wenn wir die wichtigsten Ergebnisse unserer statistischen Untersuchung in knapper Form zusammenfassen, so ergibt sich folgendes:

1. ca. 100000 deutsche Juden haben am Feldzuge teilgenommen, das heißt, die jüdische Bevölkerung in Deutschland hat restlos den auf sie entfallenden Anteil an Kriegsteilnehmern gestellt.
2. ca. 80000 jüdische Kriegsteilnehmer sind an der Front gewesen, das heißt, 4/5 aller jüdischen Feldzugsteilnehmer, und zwar nahezu gleichmäßig in allen Provinzen und Staaten, haben vor dem Feinde gestanden.
3. ca. 12000 jüdische Kriegsteilnehmer haben die Heimat nicht wiedergesehen, das heißt, die deutschen Juden haben Blutopfer gebracht, die nach Lage der Dinge durchaus entsprechend sind.
4. ca. 35000 sind kriegsdekoriert, 23000 befördert worden, darunter mehr als 2000 zu Offizieren, das heißt, die jüdischen Kriegsteilnehmer haben an den Erfolgen kriegerischer Leistungen in einer dem Durchschnitt mindestens entsprechenden Weise teilgenommen.“

„Süß und ehrenvoll“ sei es, für das Vaterland zu sterben, so meinte einst ein berüchtigtes altrömisches Wort. Mit „Süß und ehrenvoll“ betitelte auch der langjährige Botschafter Israels in der Bundesrepublik Deutschland, Avi Primor, seinen Roman über die jüdischen Soldaten des Ersten Weltkrieges. Mit ihrem

Engagement für den Krieg, so Primor, wollten sie die „endgültige“ Anerkennung als vollwertige Deutsche bzw. Franzosen erlangen. In Deutschland wie in Frankreich zeigten sich Juden kriegsbegeistert, um sich als hundertprozentige Deutsche bzw. Franzosen zu zeigen. Diese Kriegsbegeisterung der Juden – aller Juden, ob jung, ob alt, gebildet oder ungebildet – war eine Sache der Emotionen für die deutsche Nation, in der sie lebten.

Zur Abwehr des Antisemitismus in Deutschland wurde im Februar 1919 der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten (RjF) gegründet. „Der RjF sieht die Grundlage seiner Arbeit in einem restlosen Bekenntnis zur deutschen Heimat. Er hat kein Ziel und kein Streben außerhalb dieser deutschen Heimat und wendet sich aufs schärfste gegen jede Bestrebung, die uns deutsche Juden zu dieser deutschen Heimat in eine Fremdstellung bringen will.“ Der RjF hatte schnell mehr als 30000 Mitglieder, und ihre Zahl stieg auf zeitweise etwa 55000. Er war die mitgliederstärkste Organisation des deutschen Judentums in der Weimarer Republik. Fast die Hälfte der überlebenden jüdischen Frontkämpfer wurde Mitglied in den ca. 500 Ortsgruppen. Mit einem Gedenkbuch *Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918* erinnerte man an die Namen aller 12000 gefallenen Juden. 1936 wurde dem Reichsbund jüdischer Frontsoldaten jegliche politische Tätigkeit untersagt, und 1938 wurde er ganz aufgelöst.

Wer als jüdischer Soldat den Krieg von 1914–1918 glücklicherweise überlebt hatte – der wurde 15 Jahre später für seinen patriotischen Einsatz von einst bestraft. Denn Juden durften nach der offiziellen Anschauung des Nazireiches nicht tapfer gewesen, ja, sie durften nicht einmal für Deutschland gefallen sein, und ihre Namen wurden aus den Verlustlisten entfernt, die Erinnerung an sie wurde gestrichen.

Höchste Zeit also, dieses geschwärzte Kapitel in der deutschen Geschichte auch auf lokaler Ebene zu verfolgen. Die vorliegende Studie gilt daher der Suche nach den gefallenen, verwundeten, vertriebenen und beleidigten Offenburger Juden, nach ihren Biografien oder denen ihrer Verwandten. Dabei stellt sich bald heraus: Sie wurden nicht nur durch die Judenzählung von 1916 beleidigt, sie wurden nicht nur in den Jahren 1933 bis 1945 verfolgt und viele von ihnen ermordet – sie wurden sogar noch nach dem Krieg in der Bundesrepublik auf schändliche Weise behandelt, wie die „Wiedergutmachungsakten“ mancher jüdischer Soldaten des Ersten Weltkrieges und ihrer Familien zeigen. Weitere Funde, viele davon zufällig, sollen zeigen, wie vielfältig die Offenburger Juden in das Kriegsgeschehen als Bürger einbezogen gewesen waren.

Die Offenburger jüdischen Kriegsoffer

Als der verdiente Heimatforscher Otto Kähni 1969 seine „Geschichte der Offenburger Judengemeinde“ in der „Ortenau“ veröffentlichte,¹ nannte er auch die Namen von vier Offenburger jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkrieges: Sigmund Stern, Alfred Hauser, Adolf Weil und Ludwig Bloch. Letzterer kann zwar bislang nicht nachgewiesen werden, dafür trat ein weiterer Name hinzu: Fritz Schweriner. Aber es sind nun auch jene aufzuzählen, die in der Lokalpresse genannt wurden, wenn sie verwundet oder aber ausgezeichnet wurden für ihren Einsatz. Manche Biografie kann mithilfe des Offenburger Tageblattes oder der Zeitschrift D'r alt Offeburger ergänzt werden. Und schließlich melden auch die Offenburger Sterbebücher weitere Details (deren freundliche Mitteilung ich dem Stadtarchivar Wolfgang Gall verdanke).

Sigmund Stern

Sigmund Stern, geb. 17.2.1886, israelitischer Kaufmann, Sohn von Kaufmann Baruch Stern und Klara, ist am 26.8.17 gefallen. Er war Unteroffizier der 4. Komp. 2. Bad. Grenadierregiment Kaiser Wilhelm I. 110 und starb bei bei Ornes² durch „Volltreffer“.

Er ist neben seinem Bruder Heinrich, der drei Tage nach ihm starb, auf dem jüdischen Friedhof Offenburg bestattet. Ihr gemeinsamer Grabstein trägt die Inschrift: *„Hier ruhen tief betrauert unsere beiden braven und heissgeliebten Söhne und Brüder.“* Eine Besonderheit der Tafel von Sigmund liegt darin, dass sein (Eisernes) Kreuz auch den Davidstern zeigt.

Die Inschriften:

Sigmund Stern
geb. 17. Febr. 1886
gefallen am 26. August 1917
den Heldentod in Frankreich
(hebr.: KANDES SOHN VON BARUCH
IM KRIEG GEFALLEN
8 ELUL 5677“

Heinrich Stern
geb. 3. Dez. 1889
gest. 29. Aug. 1917
(hebr.: CHAIM SOHN VON BARUCH
JUNG GESTORBEN
11 ELUL 5677“



Der Offenburger Journalist Adolf Geck schrieb zu diesem Doppelgrab: „Tröstend soll es sein, im Unglück Leidensgenossen zu haben. Wie schrecklich ist jenes der Kaufmannsfamilie B. Stern hier, von deren 4 Söhnen drei im Heeresdienst stehen. Der Unteroffizier Sigmund Stern ist gefallen, lautete am Donnerstag die Hiobspost; ihr jagte am Freitag die Trauerkunde nach, daß der zur Heilung in St. Blasien weilende Heinrich, der nicht Soldat war, seinem Leiden erlegen ist. Mit einem Schlag schwinden der Mutter zwei Stützen ihres Lebens, zwei treffliche Kinder dahin!“³

Alfred Hauser

Alfred Hauser, geb. 4.9.1892 in Straßburg, Stud. jur., gefallen am 8.12.1917. Am 30.12.1917 las man in Offenburg: „Traurigen Jahreschluß bereitete das Schicksal auch der Familie unseres Mitbürgers Jakob Hauser vom Handelshause auf der Hauptstraße. Der Kriegsfreiwillige Alfred Hauser, Unteroffizier, zuerst in einer Sanitätskompagnie und dann Infanterist, fiel in der Feldschlacht. Im Samariterdienst monatelang auf den höchsten Vogesenposten war Alfred Hauser ein vortrefflicher Wehrmann und Pfleger der Opfer des mörderischen Kampfes. Seine Kameraden ehrten ihn als Vorbild dienstlicher Gewissenhaftigkeit und furchtloser Pflichterfüllung. Mit Bedauern vernahmen sie seinen Entschluß, die Rote-Kreuzbinde abzulegen, um in den Waffendienst zu treten. Hauser ist ein geborener Straßburger, seine zweite Heimat Offenburg ehrt den braven Soldaten.“

Doch plötzlich gab es wieder Hoffnung, „daß Unteroffizier Alfred Hauser als Gefangener der Engländer lebt“. „Auf dem Felde der Ehre gefallen“ hatte der Vermerk auf der von Hausers Kompagnie zurück an die Eltern gesandten Post gelautet. Ihnen wurde dann mitgeteilt, der Sohn sei vermisst. Der Unteroffizier Hauser führte eine Nachtpatrouille bis an den englischen Drahtverhau, wurde verwundet, ohne geborgen werden zu können. „Der Kompagnieführer hält es zuversichtlich für annehmbar, daß sein tapferer Unteroffizier so in die Gewalt der Engländer geriet. Möge eine baldige Aufklärung uns ein Lebenszeichen vom Vermißten bringen!“⁴

Doch dann erhielt Familie Hauser doch die traurige Gewissheit, „daß der geliebte Sohn und Bruder, stud. jur. Alfred Hauser, Kriegsfreiwilliger, Unteroffizier in einem Inf. Rgt., Inhaber des Eisernen Kreuzes, bei dem erwähnten Patrouillengang am 8. Dezember das junge Leben geopfert hat. Ein Kamerad der Sanitätskompagnie, welcher mit Alfred Hauser in den Kriegsdienst hier eingetreten war, erzählte vieles aus dessen vorbildlicher Tätigkeit auf dem elsässischen Belchen zur Zeit des schwersten Gebirgskampfes.“⁵

Drei Jahre zuvor war noch über Ehrungen Hausers berichtet worden: „Das Eiserne Kreuz erhielt Alfred Hauser, Kriegsfreiwilliger-Gefreiter bei der 15. Landwehr-Sanitäts-Compagnie, ein Sohn des Herrn Kaufmann Jakob Hauser von hier. Unsern Glückwunsch!“⁶

Noch ein weiterer Sohn der Familie wurde verwundet: „Unter den schwerverwundeten Kämpfern aus der letzten Kriegsperiode befindet sich auch der Feldwebelleutnant Dr. Hugo Hauser, Sohn unseres Mitbürgers und Kaufmanns Jakob Hauser.“⁷ Wenig später konnte man in der Zeitung lesen von der „Beförderung des Rechtsanwalts Hugo Hauser, Sohn unseres Mitbürgers J. Hauser in der Firma Hauser & Levi, zum Leutnant.“⁸

Fritz Schweriner

Fritz Schweriner wurde am 1.7.1896 geboren, als Beruf ist in den Akten Kaufmann angegeben. Er diente im Königl. Preuß. 2. Nassauischen Infanterieregiment 88 und starb „auf dem Felde der Ehre den Heldentod, der Gefreite in einem Inf. Regt. Fritz Schweriner. Ehre seinem Andenken.“⁹ Fritz Schweriner hatte eine schwere Verwundung erhalten und starb beim Transport zum Feldlazarett östlich Kimmel.¹⁰

Die Eltern teilten in einer Traueranzeige mit: „Am 25. April wurde uns auch unser jüngster hoffnungsvoller Sohn, mein lieber Bruder Fritz Schweriner, Gefr. in einem Infanterieregiment, Inhaber

Schweriner Emil 710 00

Zu- und Vornamen des Haushaltungsvorstandes: _____

Zunamen	Bornamen	Ge- burts- tag	Geburtsort (Amt)	Ob ver- heiratet, verwitwet oder geschieden	Religion	Stand oder Beruf	Staats- angehörig- keit	Militär- ver- hältnis	Bemerkungen
a) Haushaltungsvorstand:									
Schweriner	Emil	21.5.	Ginshausen			Kaufmann			1908 im Felde verwundet 1914 in Flandern verwundet 1918 in Flandern verwundet 1918 in Flandern verwundet
b) Ehefrau:		5.9.	Steinberg						5.1.4. 1925 im St. Blasien.
Adolf	Selma	16.9.	Steinberg						7.7.1918
c) Kinder:									
Schweriner	Fritz	1.7.	Steinberg						25.4.18 gefallen in Flandern
"	Walter	3.9.11.	"						2.11.18 gefallen in Flandern 1918 in Flandern verwundet 1.8.1918 in Flandern verwundet

des EK II und der badischen Verdienstmedaille, bei einem Sturmangriff in Flandern entrissen. Emil Schweriner und Frau.“

Einwohnermeldekarte
Familie Schweriner.
(Stadtarchiv
Offenburg)

Adolf Geck schrieb über diesen Schlag für die Eltern:

„Inmitten der glänzenden Maienluft waltet auch neue Trauer über vernichtete Menschenblüten. Die Familie des Kaufmannes E. Schweriner (Kaufhaus Steinberg u. Co.) trauert auch über den 21jährigen Fritz Schweriner, der beim Sturmangriff auf Flandern verwundet wurde und, als er auf dem Wege in das Lazarett im Auto verschied, auf dem Ehrenfriedhof zu Reckem, zwischen Menin und Courvay, (?) zur Ruhe gebettet wurde. Vor zwei Jahren trat der junge Schweriner ins Heer, wurde zuerst in Müllheim ausgebildet, um nach einem weiteren Kurs ins Feld zu ziehen. Er stürmte auf Ginchy, focht bei Reims und stand im Winter wieder an der Somme. Ein weiterer Name ist auf der Ehrentafel der Stadt eingetragen.“¹¹

Dass es eine solche Ehrentafel nirgendwo mehr in Offenburg gibt, muss leider festgestellt werden. Man hätte auch zu erinnern an den Bruder Walter, der ebenfalls im Krieg gewesen war, und die Mutter Selma, die glücklicherweise noch das Heimatland verlassen konnte. „Im Oktober 1940 wurde ich nach dem Konzentrationslager Gurs – Frankreich deportiert, meine Wohnung Hildastr. von Parteigängern besetzt, geplündert, die Überreste an Mobiliar etc. beschlagnahmt und versteigert.“ Walter Schweriner, der im Januar 1938 in die Vereinigten Staaten floh, konnte seine Mutter aus den südfranzösischen Lagern retten und zu sich nach Amerika holen.¹²

Adolf Weil

Als die Nachricht eingetroffen war, dass Hotelier Adolf Weil, der Inhaber des Gasthauses „Schwarzwälder Hof“ an der Zeller Straße, der als Landsturmmann im Infanterie-Regiment 170 diente, am 10. Mai 1917 im Alter von 41 Jahren gestorben war, schrieb der „Ortenauer Bote“:

„Mit ihm ist ein lieber Mensch und rühriger Geschäftsmann dahingegangen, dessen Andenken in der hiesigen Bürgerschaft stets in Ehren gehalten werden wird.“

Seine Meldekarte im Offenburger Stadtarchiv enthält diese Informationen: „Adolf Weil, geb. 24. 6. 1876, Wirt, gest. 10.5.1917 im Garnisonslazarett. Sohn des früheren Gastwirts Elias Weil.“

In der Stadt erfuhr man aus dem „D'r alt Offeburger“ vom 13.5.1917: „Zugleich kommt die Trauernachricht vom Hinscheiden des Familienvaters Adolf Weil, der an den Folgen einer Darmoperation im hiesigen Krankenhaus auch als ein Opfer des Krieges sein Leben gelassen hat.“ Eine Anzeige des Mietervereins Offenburg ergänzte diese Meldung: „Den Mitgliedern zur Nachricht, daß unser Kollege Adolf Weil, zum Schwarzwälderhof, gestorben ist und Sonntag den 13. Mai nachmittags 5 Uhr beerdigt wird. Wir verlieren in dem Verstorbenen einen eifrigen Kollegen und bitten die Mitglieder, ihm vollzählig das Geleit zu geben.“

Statt jeder besonderen Anzeige!

Nach kurzer schwerer Krankheit verschied gestern Abend mein
innigstgeliebter Gatte, der treubesorgte Vater seiner Kinder, unser
lieber Bruder, Schwiegersohn, Schwager und Onkel

Adolf Weil

Hotelier zum „Schwarzwälderhof“
Landsturmmann im Infanterie-Regiment 170
im Alter von 41 Jahren.

Namens der tieftrauernden Hinterbliebenen:
Hedwig Weil geb. Ackermann.
Offenburg i. B., Stuttgart, Köln, Wildbad, Schriesheim, Urspringen,
11. Mai 1917.

Beerdigung Sonntag Nachmittag 5 Uhr. 5859

Freiwillige Feuerwehr Offenburg
Zur Beerdigung unseres Kameraden der Hydranten-Mannschaft
Adolf Weil
tritt das Korps **Sonntag, den 13. Mai**, nachmittags 1/2 5 Uhr an.
Offenburg, den 11. Mai 1917.

Das Kommando:
S. Güt. Zunf

5860



So geschah es, und Adolf Weil fand seine letzte Ruhestätte auf dem jüdischen Friedhof der Heimatstadt:

„Wieder erklang der militärische Trauermarsch vom Friedhofe her. Unsere 170er Kapelle spielte ihr Klagelied um den heimgegangenen Landsturmmann Adolf Weil. Ein großes Geleit brachte unseren allbeliebten Mitbürger von der Leichenhalle zur israelitischen Totenstätte. Dort fand nun das zweite Kriegsoffer seine ewige Heimat. Prediger Dr. Hahn rührte die Herzen der Trauerversammlung durch eine rhetorisch meisterhafte Würdigung des Bürgers, Soldaten und Familienvaters Adolf Weil, des treuen Glaubensgenossen und vortrefflichen Menschen. Die Stadtbehörde ließ den geachteten Bürger durch den Mund des Stadtrates Monsch ehren, für die Kameradschaft der Freiwilligen Feuerwehr sprach Kommandant Glück das Abschiedswort. Über dem Grabe des so früh von uns geschiedenen echten Offenburgers weinten zwei Brüder und vier Schwestern, und mit ihnen klagten hunderte in liebevollem Gedenken. All das Gute, das A. Weil den Soldaten und durch die Not des Krieges bedrängten Leuten erwiesen hat, bleibt unvergessen. Waren hier alle Konfessionen, Gläubige und Freidenker in gemeinsamer Andacht vereinigt, so bleibt doch der mißklingende Ton der Frage: warum gewährt der städtische Ehrenfriedhof für die Opfer des Krieges nicht allen in soldatischer Gemeinsamkeit die ewige Heimat?“ (D'r alt Offeburger 20.5.1917)

Der Autor dieser Zeilen, der langjährige sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Journalist Adolf Geck, wollte christliche, jüdische und freigläubige Gefallene der Stadt auf einem gemeinsamen Ehrenfriedhof bestattet sehen, eine Forderung, der sich jedoch die jüdische Gemeinde widersetzte. Allein der „Gute Ort“, der jüdische Friedhof, komme dazu infrage.

Georg Monsch, Stadtrat und Schreiber der Kriegschronik Offenburgs,¹³ meinte:

„Adolf Weil zum Schwarzwälder Hof wurde heute beerdigt. Seit langem innerlich krank wurde er eingezogen und erlag nach zwei Monaten den Strapazen des Eindrillens. Frau und 5 Kinder sind unversorgt. Es ist viel beklagt, dass so rücksichtslos Kranke und Krüppel einrücken und doch nur die Spitäler füllen müssen. Chronist legte städt. Kranz am Grabe nieder, hierbei sei bemerkt, dass es Hypertoleranz ist, daß jüdische Soldaten nicht wie auf dem Feld auf dem allgemeinen Soldatenfriedhof beerdigt werden müssen. Ein russischer Gefangener, Israelit, nahm teil am Leichenbegängnis, das eine enorme Teilnehmerzahl aufwies.“

In der Hauptstraße (bald zur „Adolf-Hitler-Str.“ umbenannt) 28 richtete die verwitwete Frau Weil ab 1925 eine kleine Pension mit Mittagstisch für jüdische Dauergäste ein. Eine Meldung der Ortspolizei vom 4.11.1935 führte über Frau Weil aus: „Im Jahre 1910 pachtete sie zusammen mit ihrem Ehemann das Hotel zum ‚Schwarzwälderhof‘, welches bis zum Tod des Mannes im Jahr 1917 gemeinsam betrieben wurde. Von 1917 an wurde das Hotel von ihr allein betrieben. Daran anschließend bis heute bewohnt die Gesuchstellerin in der Adolf-Hitler-Str. 28 eine Etagenwohnung. Ihren Lebensunterhalt bestreitet sie aus der Vermietung von Zimmern an jüdische Dauermieter, sowie durch Verabreichung von Mittag- und Abendessen.“¹⁴

Im Oktober 1935 stellte Frau Weil den Antrag auf Errichtung einer Gaststätte in den Räumen ihrer Pension, auf eine „Concession für Verabfolgung von Speisen mit Weinausschank, Kaffee und Branntweinausschank unter Beschränkung auf jüdische Gäste“¹⁵.

Das Bezirksamt äußerte sich in dieser Angelegenheit:

„Die Erkenntnis von dem unheilvollen Einfluß, den die Angehörigen der jüdischen Rasse auf die politischen Verhältnisse und die Reinhaltung der Rasse und des deutschen Blutes in der Vergangenheit hatte, hat sich auch in der Offenburger Bevölkerung durchgesetzt. Das Bestreben, sich von den Juden abzusondern und diese unter sich zu lassen, ist allgemein wach geworden, und die Volksgenossen empfinden es als unangenehm und bedrückend, mit Juden in derselben Wirtschaft sitzen zu müssen. Die Wirte haben daher den Juden nahegelegt, ihre Wirtschaft zu meiden. Bis vor kurzem wurde ihr Aufenthalt nur noch im ‚Palmengarten‘ geduldet, wo er aber auch jetzt unerwünscht ist.“¹⁶

Frau Weil erhielt im Februar 1936 die Konzession. Ihr Café war in der Lage, bis zu 50 Personen zu bewirten. Viel Geld konnte sie damit allerdings nicht verdienen, denn „pro Person wird vorzugsweise 1 Tasse Kaffee verzehrt“. Schon im April 1936 klagte Frau Weil, der Betrieb der Pension für Juden habe sich als unrentabel erwiesen. Und am 17. Juli desselben Jahres musste Frau Weil den Betrieb wieder schließen: „Frau Weil gibt den Betrieb aus gesundheitlichen Gründen auf. Ihre Tochter Grete Weil ist vor kurzem nach Nordamerika ausgewandert, ihre Tochter Ruth beabsichtigt, in Kürze ebenfalls nach Nordamerika auszuwandern.“¹⁷ Die Familie emigrierte rechtzeitig und auch Frau Weil plante bereits die Auswanderung, die ihr schließlich ein Jahr später auch gelang. Hedwig Weil (geb. Ackermann), die Witwe des für Deutschland gefallenen Adolf Weil, konnte am 11. Mai 1937 Offenburg in Richtung New York verlassen und überlebte.

Julius Gutmann

Auf dem jüdischen Friedhof Offenburg ruht auch Julius Gutmann, über den man in Offenburg 1917 lesen konnte: „Das Eiserne Kreuz erhielt Julius Gutmann, Möbelhändlerssohn.“ (D'r alt Offeburger, 30.12.1917) Sein Grabstein trägt in Hebräisch den Text „JEREMIA SOHN v JAKOV, VERS. DEN 23 ELUL 5678, T N Z B H“, und auf deutsch die Inschrift:

„Hier ruht Unteroffizier
Julius Gutmann
Inh. des Eisernen Kreuzes
geb. 20 April 1878
gest. 31 August 1918.
Du bist zu früh von uns geschieden
oft von uns beweint
Ruhe sanft in Frieden
bis das Jenseits uns vereint“

Die Meldekarte im Stadtarchiv Offenburg nennt die Illenau bei Achern als Sterbeort. Diese Anstalt war seit dem 15.9.1914 teilweise zum Lazarett geworden für deutsche Soldaten und Kriegsgefangene. Deshalb meldet das Sterbebuch Achern den „Tod des Kaufmanns Julius Gutmann, Unteroffizier im Reserve-Infanterie-Regiment N. 111 Kompagnie Ganter, im Reservelazarett Illenau vom 31. August 1918“. Gutmann war 40 Jahre alt, israelitischer Religion, wohnhaft in Karlsruhe, und Sohn des Offenburger Möbelhändlers Jakob Gutmann, was seine Bestattung auf dem Friedhof im elterlichen Heimatort erklärt. Über die Beerdigung liest man im D'r alt Offeburger: „Am Montag versammelte sich auf dem israelitischen Friedhofe eine große Trauergemeinde zur letzten Ehrenerweisung. Sie galt dem 40jährigen verheirateten Unteroffizier Julius Gutmann, Sohn unseres handelsbeflissenen Mitbürgers Jakob Gutmann. Einer Erkrankung ist der Feldgraue zum Opfer gefallen.“¹⁸ In Karlsruhe erinnert eine Gedenktafel auf dem neuen allgemeinen Friedhof der jüdischen Gemeinde auch an Julius Gutmann.

Die Eltern erlitten später die Vertreibung, beide kamen nach Theresienstadt, wo Vater Jakob Gutmann starb; die Mutter Martha (geb. Mendelsohn) überlebte, kehrte für einige Jahre noch nach Offenburg zurück, bis sie 1952 in ein jüdisches Altersheim in Heidelberg zog, wo sie im Jahr darauf verstarb. Ein letztes schriftliches Zeugnis von ihr ist ein Brief an Susi Greilheimer, die Gurs und Deportation überlebt hatte.



Gedenktafel für
jüdische Gefallene,
Karlsruhe

„Offenburg, d. 5.5.47 Sehr geehrtes Fräul. Susel Greilsheimer! Habe mich sehr gefreut, von Herrn Gustl Haberer zu erfahren, daß es Ihnen gut geht und daß Sie alles auch gut überstanden haben. Ich und mein Mann, mit dem ich in Theresienstadt war, haben viel mitgemacht, er ist auch gleich nach 3 Wochen gestorben, und leide heute noch sehr seelisch darunter, und wenn ich Gelegenheit hätte, würde ich sofort Deutschland verlassen, für uns ist es auch für Geschäfte sehr schwer und den Antisemitismus merkt man auch. Sind Sie froh, dass Sie Gelegenheit haben, wie Herr Haberer sagt, nach Amerika zu ihrem Onkel gehen zu können. (...) Nicht ein Jude kommt zurück, ich bin die einzige Jüdin, die hier ist und wenn eine Gelegenheit geboten wird, gehe ich auch fort. Mit vielen Grüßen, Ihre Marta Gutmann, Offenburg.“¹⁹

Erinnerung an die jüdischen Offenburger Gefallenen

Die Stadt legte für alle gefallenen Söhne einen überkonfessionellen Ehrenfriedhof an, was dem Vorsteher der jüdischen Gemeinde Eduard Oberbrunner in der Sitzung des Bürgerausschusses am 26. März 1918 Anlass gab, einen Teil der dafür vorgesehenen Summe für einen abgesonderten jüdischen Ehrenfriedhof abzuzweigen. Der Offenburger Friedhofspizient und sozialdemokratische Stadtrat Georg Monsch notierte neben diesen Antrag: „Ich hätte das der großen Zeit für würdiger gehalten, wenn, wie draußen im Schlachtfeld, der jüdische Krieger Seite an Seite mit dem katholischen, evangelischen oder Freidenker seine Ruhestätte auf dem hiesigen gemeinsamen Kriegerfriedhof gefun-

den hätte, denn alle huldigten dem einen Cultus: der Vaterlandsverteidigung.“ Doch „Herr Oberbrunner teilt heute in mündlicher Rücksprache mit, daß aus rituellen Gründen es nicht an­gängig sei, die israelitischen Krieger auf dem allgemeinen Friedhof zu bestatten“,²⁰ lautete die Antwort des langjährigen Parness (= Gemeindevorsteher).

„Juden in des Kaisers Rock“ in der Synagoge

„Der Salmensaal a. D., der ehrwürdige historische Gesellschaftsraum Offenburgs, bot in den letzten Tagen auch sein eigenartiges Bild, zu dessen Kolorit der Krieg die Farben mischte. In der Synagoge feierte die israelitische Gemeinde ihre mosaisch-konfessionelle Jahreswende. (...) Diesmal mischte sich unter den Wald schwarzer Hutwalzen des zünftigen Zivilisten der blinkende belebende Kriegshut des felddienstbereiten Soldaten. Zwischen dem dunklen Männerhabit und den ernsthaften Frauengewändern belebten Uniformen aus den Trachten aller deutschen Waffengattungen die Ansammlung. Und der Jude in des Kaisers Rock nahm großen Anteil unter der im Tempel versammelten Gemeinde ein. Wie stolz sahen die Eltern auf ihre, fürs Vaterland opferbereiten Söhne. Und viele stehen schon im blutigen Feld, die auch noch zum Kontingente der Synagoge zählen und deren bewährten Tapferkeit auch die Anerkennung durch Beförderung zuteilwird. Wir verdanken es dem Einfluß des demokratischen Empfindens, dass in einem Kriege jetzt von einem Volksheere die Rede ist, in dessen Reihen alle wehrfähigen Altersklassen dienen und man weder Parteien noch Religionen kennt. Auf immerdar, so sei unser Wunsch, möge auf das Versöhnungsfest der Juden rasch der Versöhnungstag der Kulturvölker sich einstellen, der dem Menschenmord ohne Maß und Ziel, aber auch ohne Ursache, durch die siegende Vernunft ein erlösendes Ende steckt!“²¹

Ein Jahr später stellte der Schreiber obiger Zeilen fest: „Das jüdische Neujahrsfest, das soeben gefeiert worden ist, hat nicht so zahlreich die glaubensgenössischen Soldaten wie im vorigen Jahr in der Synagoge versammelt; es stehen die meisten draußen im Kampfe. Diesmal vertrat aber ein feindlicher Soldat die gefangenen militärischen Juden, der aus seiner russisch-polnischen Heimat in deutscher Sprache erzählen kann und sich im deutschen Süden wohlfühlt.“²²

Jüdische Familien nehmen Offenburger Kriegskinder auf

Wenige Tage nach Kriegsausbruch teilte der Offenburger Synagogenrat am 22. August 1914 dem Bürgermeisteramt mit,

Offenburger Jurist im Feld: Dr. Albert Levi

Die Offenburger Anwaltschaft stellte vier jüdische Soldaten zum Heer, darunter auch Rechtsanwalt Dr. Albert Levi, der schwer verwundet wurde: „Krieger Levi mußte wegen mehrfacher Verwundung die Heilstätte aufsuchen, wo er sich, wie aus dem köstlichen Humor seiner Schriftsätze hervorgeht, mit seinem gegnerischen Kontradiktum in befriedigendem Heilprozeß befindet. Dafür einen Extragrüß vom Altoffenburger.“²⁴

„Ein längst gehegtes Sehnen ist nun erfüllt für die Angehörigen und Freunde des Offenburger Rechtsanwaltes Albert Levi, der am Dienstag aus der Pflege im großen Köln zur kleinen Vaterstadt am Kinzigstrande heimkehren durfte. Noch bedarf es langer Zeit, bis der schwerverwundete Unteroffizier der 170er seinen aufrechten Gang zur Stätte der Themis ohne die stützenden Hölzer machen wird. Zur alten Tafelrunde im behaglichen Wagnerhause fand der gemütliche Gesellschafter gleich den Weg, um sich zu melden.“²⁵

Georg Monsch, Organisator der Einquartierungskommission Offenburg, schrieb im April 1915 in seine „Einquartierungsschronik“:

„Unteroffizier Dr. Levi besucht heute die Kommission, um zu zeigen, dass seine schwere Verwundung am Fuß und Rückenpolster der Heilung entgegengehen, wenn auch das Sitzen schwierig und das Gehen der Mithilfe von Stöcken bedarf. Der urwüchsige Humor Levis hat ihm die Heilung wesentlich zu fördern geholfen; am meisten freute ihn, dass die frz. Kugeln ihm nichts an der Heiratsfähigkeit beschädigten, deren er nach der Heilung und Wiederbeginn der Anwaltstätigkeit und Heimführung seiner heißgeliebten Gespusin ungeschwächt bedarf. Der Hochzeitstag des treuen Liebespärchen nach so schweren Kämpfen wird allseitigster Sympathie und Freude begegnen, als ein Symbol alt- und neutestament'scher friedlicher Einigkeit und Toleranz.“²⁶

Der Dank des Vaterlandes wurde dem Anwalt ausgesprochen: „Unteroffizier Rechtsanwalt Levi, z. Zt. Polizei-Unteroffizier am Reservelazarett Städtisches Krankenhaus, wurde mit dem Eisernen Kreuz 2. Kl. ausgezeichnet. Herzlichen Glückwunsch!“²⁷

Aber auch diesem Kämpfer für Volk und Vaterland wurde wenige Jahre später schlecht gedankt. In der Pogromnacht des November 1938 musste er, der 1883 in Offenburg zur Welt gekommen war, durch die Hauptstraße seiner Vaterstadt zum Bahnhof marschieren, wo der Deportationszug nach Dachau bereitstand. Er kam nach einigen Wochen wieder frei, wurde, weil er in „privilegierter Mischehe“ lebte, erst am 14.2.1945 er-

neut verhaftet. Er sollte nach Theresienstadt verbracht werden, konnte aber entkommen²⁸ und überlebte.

Offenburger Jurist an der Heimatfront: Dr. Leopold Veit

Leopold Veit wurde am 12.6.1865 in Emmendingen geboren. Nach dem Jurastudium in Freiburg ließ er sich im Jahr 1895 als Rechtsanwalt in Offenburg nieder. Der Kriegsbeginn von 1914 stellte die Stadtverwaltung vor große logistische Probleme. Mussten doch die einberufenen Soldaten irgendwo untergebracht werden, die Ihlenfeldkaserne hatte bereits die 170er zu beherbergen. Nun kamen hinzu „die Ers.Bataillone 170, 172, 110, eine Abt. des Rgts. 169, 1 Jäger-Rgt zu Fuß Nr 5., 1 Jäger-Rgt zu Pferd Nr. 14, eine Abt. Art. mit Geschützen, eine Radfahrabt., Personal von Lazaretten, Sanitäter und fremde Rotkreuzschwestern, eine Abt. Fliegerabwehrartillerie, ein Landsturmbat“. Zudem rückten täglich hunderte Militärpflichtige ein, sodass Offenburg eine Belegung von ca 14000 Mann zu bewältigen hatte, davon etwa 12000 über Monate in Bürgerquartieren gegen Vergütung. Die Unterbringung dieser enormen Einquartierung wuchs den dafür eigentlich zuständigen Militärbehörden über den Kopf, sodass eine bürgerliche Einquartierungskommission gebildet wurde. Als deren Vorstand wurde Dr. Veit berufen („ein Organisator par excellence“, so Georg Monsch), und Stadtrat Georg Monsch wurde ihm zur Seite gestellt.²⁹ Natürlich ist in jenen Jahren von einer jüdischen Konfession des Anwalts nirgendwo die Rede gewesen.

Ein Beispiel für die vermittelnde Arbeit dieser Kommission und ihres Vorsitzenden:

„Frau Sch. klagt und jammert über ihre Einquartierung. Dr. Veit erklärt ihr in längerem eindringlichem Plädoyer die patriotischen Pflichten in heutiger schwerer Kriegszeit. Liebenswürdigkeit gegenüber Damen sei ihm zwar angeboren, aber in solchen Fällen müsse er hart sein, denn ein Tag Franzosenherrschaft hätte uns das Grauenhafteste erleben lassen, und deshalb sei es Pflicht, die deutschen Soldaten gut zu halten. Die Gesuchstellerin, tief gerührt und reuig, nimmt ihr Ansuchen zurück.“³⁰

„Den 50. Geburtstag feiert morgen Herr Rechtsanwalt Veit von hier, der durch seine schriftstellerische Tätigkeit weit über die Grenzen seiner Heimat bekannt geworden ist. Als Bürger unserer Stadt erfreut er sich seit vielen Jahren der allgemeinen Wertschätzung. Unsern herzlichen Glückwunsch!“³¹

Mehrere Söhne der Familie Veit waren damals als Soldaten eingezogen worden. „Der Julianfang brachte unserem Kommis-

sions-Mitglied Dr. Veit Glück und Sonnenschein ins Haus. Sein Sohn Hans, der vor einiger Zeit aus den Schützengräben Frankreichs krank heimkehrte, benützte seine Erholungszeit, um sich zum Abiturium vorzubereiten, das er als Feldgrauer in Heidelberg nun glänzend bestanden hat. Heute kam der zweite Sohn Robert, der gleichfalls seit Monaten in Winterskälte und Sommerhitze unter dem Donner der Kanonen, Bomben und Granaten all den Feinden in Frankreich gegenüberstand, heil und gesund zurück. Möge die Glücksgöttin weiterhin das Haus Veit beschützen!“³²

Vizefeldwebel Robert Veit, der zu den Kriegsfreiwilligen aus der Abiturientenschaft des Offenburger Gymnasiums zählte, wurde dann doch bei Verdun durch Schrapnellsplitter bei einem Patrouillengang zur Erforschung einer feindlichen Dorfbesetzung am Bein verwundet.³³ Dem zweiten Sohn, dem Unteroffizier bei einer Luftschifferabteilung Hans Veit, wurde für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz verliehen.³⁴ Schließlich zog auch noch der dritte Sohn der Familie Veit in den Krieg: „Heute ziehen abermals junge Truppen unter Musik und Gesang aufs Schlachtfeld. Die Söhne unseres Mitgliedes Veit sind nun zu dreien im Feld, denn einer zieht heute mit. Es ist für die Eltern eine schwere, bange Zeit.“³⁵ Gegen Kriegsende geriet dann Berthold Veit in englische Gefangenschaft.³⁶

Vater Leopold Veit starb 1928 und wurde auf dem jüdischen Friedhof bestattet. Die restliche Familie wanderte am 23.02. 1939 nach Sao Paulo/Brasilien aus. Wie es der Familie in den Jahren zuvor ergangen war, das geht aus den Entschädigungsakten hervor: Anna Veit, geb. Kaufmann, war seit 1895 in Offenburg mit Leopold Veit verheiratet. Sie lebte nach dem Tod des Mannes mit dem Sohn Heinrich zusammen, der in Offenburg am dortigen Landgericht als Rechtsanwalt zugelassen war. „Dieser verließ, da er seine Praxis nicht mehr ausüben konnte, im Jahr 1933 das Deutsche Reich. Ein zweiter Sohn, Dr. Robert Veit, lebte 1933 als Arzt in Konstanz. Da er unter dem nationalsozialistischen Regime nicht leben wollte, verließ er 1933 das Deutsche Reich. Ein dritter Sohn, der in Offenburg verheiratet war, befand sich im Ausbildungsstadium. Er wollte Reichsbahningenieur werden. Da er seine Laufbahn nicht abschließen konnte, wanderte er im Frühjahr 1938 aus.“

Angesichts der erzwungenen Auswanderung ihrer nächsten Familienangehörigen vereinsamte Frau Anna Veit in zunehmendem Maße, zumal selbst die elementarste Freiheit durch den ständig wachsenden Druck kontinuierlich eingeschränkt wurde. Frau Veit bewohnte zum Zeitpunkt ihrer Auswanderung in ihrem Haus Offenburg Okenstr. 5 noch den 2. und

3. Stock. Die Möbel des ersten Stocks hatte sie schon im Lauf des Jahres 1936 teilweise verschleudert, teilweise verschenkt. Dazu kamen große Bücherbestände, die zum allergrößten Teil sehr kostbar waren und sinnlos verschleudert wurden. Als Frau Veit in Amerika ankam, besaß sie noch in bar 10 RM, eine Kiste mit Gebrauchsporzellan, Wäsche, Leib-, Bett- und Tischwäsche, einen elektrischen Heizofen, eine Nähmaschine, eine Couch, eine Schreibmaschine, eine Kiste mit privaten Utensilien.³⁷

Adolf und Karl Kahn

Adolf Kahn (1880–1941 Rivesaltes) führte mit seinem Bruder Karl Kahn (1873–1960 Sao Paulo) das *Gebr. Kahn Manufakturwarenversandgeschäft* in der Hauptstr. 18 in Offenburg, die Familie wohnte in der Augustastraße 4.³⁸ Beide jüdischen Männer nahmen am Krieg teil, aber auch sie erlebten den ganz besonderen „Dank“ ihres Vaterlandes:

Am 8. April 1915 traf bei der Fürsorgestelle der Stadt ein Unterstützungsgesuch der „Frau Adolf Kahn“ ein mit den Angaben: „kein Einkommen, keine Kinder, Miete monatlich 50 M“. Doch die Bitte wurde am 19. Mai abgelehnt, „Bedürftigkeit kann nicht als vorhanden erachtet werden“. Nur wenige Wochen später erhielt das Bezirksamt aber erneut Post in dieser Angelegenheit, diesmal vom Stadtrat, denn die „Ehefrau des am 18. März dieses Jahres zum Kriegsdienst eingezogenen Kaufmanns Adolf Kahn wurde durch Bezirksratsbeschluß mit ihrem Unterstützungsgesuch abgewiesen. Die Genannte ist heute diesseits vorstellig geworden mit dem Ansuchen, ihr nunmehr mit Rücksicht darauf, dass ihr Schwager Karl Kahn, der bisher das Geschäft in beschränktem Maß weiter betrieben habe, jetzt auch einberufen sei und deshalb das Geschäft vollständig ruhe, Kriegsunterstützung zu erwirken. Unter diesen Umständen wird die Unterstützung nunmehr zu gewähren sein. Wir beantragen deshalb Bewilligung einer Zuwendung von 25 M monatlich an die Ehefrau des Adolf Kahn.“ Aber obwohl nun also beide Geschäftsinhaber an der Front waren, traf am 7. Juli 1915 die Antwort des Bezirksamtes ein, das „in seiner heutigen Sitzung das Gesuch wieder abgelehnt“ hatte. Denn es dürfe bei einem Betriebsvermögen von 32000 M so viel anderweitiges Vermögen als vorhanden angenommen werden, dass die Frau des Einberufenen ohne Not ihren Lebensunterhalt bestreiten könne.

Frau Kahn wandte sich darauf an den Hilfsausschuss der Stadt, der wiederum den Vorschußverein (heute Volksbank) um Auskunft über die Vermögensverhältnisse des Betriebes

bat. Im Ergebnis befürwortete man im Oktober die Gewährung einer monatlichen Unterstützung der Frau Kahn. Denn die Stellungnahme des Vorschußvereins vom 7. Oktober 1915 ergab: „Die schlechte Vermögenslage der Gesuchstellerin ist uns durch die Firma Gebr. Kahn bekannt. Adolf und Karl Kahn sind die Inhaber. Diese Söhne des mittellosen David Kahn haben mit wenig mütterlichem Vermögen vor ca. 8 Jahren für Elsaß und Lothringen mit dem Sitze hier ein Reise Detail-Geschäft begonnen. Diesem gaben sie nach und nach eine große Ausdehnung durch Creditgewährung. Den Credit ihrerseits verschafften sie sich teils durch Verpfändung von Wertpapieren ihrer Frauen und teils durch Wechsel auf ihre Kunden. Mit Ausbruch des Krieges fiel ihr Reisekreis fast ganz in die Kriegszone, so daß ihre zahlreichen Außenstände uneinbringlich wurden. Wegen bedeutender Cursminderung der Wertpapiere und des Nichteingangs von Wechsel wurden wir gezwungen, den Credit zu sperren. Wiederholte Anforderung um Aushändigung von Coupons, bzw. deren Wert mußten wir ablehnen. Gez. Fabricius, gez. Willenbacher.“

Aus Kleinwallstadt in Bayern, wohin Frau Kahn (geborene Grünbaum) zu den Eltern gezogen war, wandte sie sich am 31.10.1915 erneut an die Stadt Offenburg mit einem Gesuch betr. Reichsunterstützung: „Endesunterzeichnete Gattin des Adolf Kahn ersucht das wohllobliche Bürgermeisteramt um Begutachtung, bei Verteilung von Reichsunterstützung berücksichtigt zu werden. Mein Mann ist seit 18. März zur Fahne eingerückt, war im Felde und ist seit einigen Wochen im Lazarett in Mainz. Adolf Kahn war Mitinhaber der Firma Gebrüder Kahn, Hauptstr. 18. Dieses Geschäft ist seit 20. Mai, nachdem der Mitinhaber Carl Kahn einrückte, gänzlich geschlossen. Zur näheren Orientierung meiner Verhältnisse teile Ihnen noch mit, dass unser ganzes Vermögen von Bankschulden überlastet ist bei der Vorschußkasse Offenburg. Vielleicht nimmt das wohllobliche Bürgermeisteramt Rücksicht, wenn ihm Unterzeichnete schildert, daß die Eltern von Frau Kahn ein hohes Alter erreicht haben und es nicht mehr übernehmen können, ihre Tochter länger mit zu ernähren, da sie selbst drei Söhne und einen Schwiegersohn dem Vaterlande stellen. Ersuche um gnädige Beihilfe, gehorsamst Frau Adolf Kahn, bei Sam. Grünbaum, Kleinwallstadt (Bayern).“

Endlich kam nun die positive Antwort aus Offenburg, „daß der Bezirksrat monatliche Kriegsunterstützung von 13 M bewilligt hat rückwirkend zum 18. März. Diese Unterstützung wird für die Wintermonate ab 1. Nov. auf monatlich 23 M erhöht.“

Wenigstens für zwei Jahre sollte Frau Kahn nun Ruhe haben, aber dann wurde im Juni 1917 die Kriegsunterstützung der Familie des Kaufmanns Karl Kahn und des Kaufmanns Adolf Kahn erneut vom Stadtrat behandelt. Weshalb? „Karl Kahn hat ein Betriebsvermögen von 34000 M angegeben, welches in einem Warenlager angelegt ist; ein kleiner Teil des Lagers wurde im Frühjahr 1915 verkauft. Nach Ansicht des Sachverständigen hat das Warenlager durch die allgemeine Preissteigerung jetzt einen Wert, der den ursprünglichen um ein Mehrfaches übersteigt. Unsere wiederholte Aufforderung an Frau Kahn, dieses Warenlager abzustoßen, ließ diese unbeachtet; wir sind der Ansicht, dass der Erlös aus dem Verkauf einen derartigen Vermögensstand ergibt, dass Hilfsbedürftigkeit nicht mehr vorliegt und keine Kriegsunterstützung mehr gewährt werden muß. Das Bestreben der Eheleute Kahn geht offenbar dahin, die immer noch anhaltende Preissteigerung auszunützen und erst nach dem Kriege das Lager, das dann einen noch höheren Wert darstellen wird, zu verschleißen; inzwischen hätte die Familie ungeachtet ihres großen, allerdings nicht flüssig gemachten Vermögens die Kriegsunterstützung aber weiterbezogen. Unseres Erachtens kann bei dem gesteigerten Wert des Warenlagers die Hilfsbedürftigkeit der Familie Karl Kahn für die Zukunft verneint werden. Durch den Verkauf des Lagers kann die Familie sich die zum Lebensunterhalt nötigen Barmittel verschaffen. Diese Ausführungen treffen auch für die Familie des zweiten Teilhabers der Firma Adolf Kahn zu.“ Der Dank des Vaterlandes war also bereits aufgebraucht. Immerhin stellte der Armenrat Offenburg Frau Kahn noch einen Berechtigungsschein aus für freie ärztliche Behandlung beim Armenarzt, die sie an zwei Tagen dann auch in Anspruch nehmen musste.

Über das weitere Schicksal der Familie Kahn erfahren wir erst im Januar 1939 wieder etwas im Zusammenhang mit der „Grundstückserwerbung von jüdischem Vermögen“ von „Karl Israel und Adolf Israel Kahn“. Es ging um ein Grundstück Ackerland im Gewann Dreißig Jeuch am unteren Rammersweierer Weg³⁹. Ein städtisches Schreiben an die Familie enthielt das Angebot: „Im Hinblick darauf, dass die Grundstücke für die in Aussicht genommene Stamarbeitersiedlung gebraucht werden, ist die Stadt bereit, die beiden Grundstücke jetzt schon zu kaufen. Sie bietet hierfür den Steuerwert von RM 1,05 pro qm. Ich ersuche um Mitteilung, ob Sie auf dieser Grundlage mit der Stadt abzuschließen bereit sind.“ Die Brüder Kahn, die wenige Wochen zuvor erst aus Dachau zurückgekommen waren, wohin man sie beim Novemberpogrom 1938 verschleppt hatte,

verlangten 2 Reichsmark für den Quadratmeter, was der Stadt jedoch zu teuer war. Man wollte abwarten.

Es dauerte auch nicht mehr lange: Am 31. Dezember 1940 trug man im Grundbuchamt betreffs der Ausbürgerung der Eheleute Karl Israel Kahn und Auguste Sara geb. Weichsel in Offenburg ein: „Der Anteil des Miteigentümers Karl Kahn, David Sohn, Kaufmann in Offenburg, an den Grundstücken Hofreite mit Gebäulichkeiten Schanzstr. 7, Hausgarten auf der Schanz, Ackerland am unteren Rammersweierer Weg, ist auf das Deutsche Reich übergegangen und als dem Reich verfallen erklärt laut Bekanntmachung vom 31. Oktober 1940. Gez. Spohr, Justizoberinspektor.“

Karl Kahn hatte noch rechtzeitig fliehen können und wanderte 1939 nach Brasilien aus, wo er 1960 verstarb. Nach dem Krieg hatte er einen Antrag auf Wiedergutmachung gestellt und darin notieren lassen: „Herr Karl Kahn ist im April 1939, also als Mann mit 69 Jahren, in ein fremdes Land ausgewandert. Er ist der Sprache der Wahlheimat nicht mächtig. Eine geschäftliche Tätigkeit konnte er nicht mehr ausüben. Seit der Wegnahme seines Betriebes in Offenburg ist er bis heute ausschließlich auf die Unterstützung seiner Kinder angewiesen.“⁴⁰

Sein Bruder Adolf aber wurde zusammen mit der Ehefrau Berta im Oktober 1940 nach Gurs deportiert und starb 1941 im französischen Lager Rivesaltes. Im Juli 1941 hatte Sylvia Cohn, ebenfalls in Rivesaltes inhaftierte Offenburgerin, in einem Brief an den Synagogenvorstand Emil Neu geschrieben: „Herr Adolf Kahn ist leider nicht gut dran. Er ist seit 5 Wochen krank, und man hat Befürchtungen.“ Die Witwe Berta Kahn wurde von Rivesaltes aus im August 1942 nach Auschwitz in den Tod geschickt. Am 20. August 1942 wurde in Offenburg klargestellt: „Das Deutsche Reich wurde als Miteigentümer zur Hälfte folgender Grundstücke eingetragen: Schanzstr. 7, Hausgarten, Ackerland am unteren Rammersweierer Weg.“

Siegfried Maier

Sparkasseninspektor Maier sollte 1933 aus städtischem Dienst entlassen werden. Der Verband der Gemeindebeamten Badens, Ortsgruppe Offenburg, setzte sich aber für ihn ein:

„Herr Maier machte die Kämpfe an der Somme und Yser, bei Arras, in der Champagne und in Flandern mit, wurde schwer verwundet, erhielt eine Kriegsbeschädigtenrente. (...) Seine Tüchtigkeit ist allgemein bekannt, durch sein zurückhaltendes, ordentliches Wesen, seine Gewissenhaftigkeit und strenge Pflichtauffassung hat er sich die Beliebtheit aller Bevölkerungs-

kreise erworben. (...) Herr Maier ist der einzige jüdische Beamte der Stadt. Seine Weiterbeschäftigung steht daher im Einklang mit dem Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerungszahl der Stadt.“⁴¹ Dieser Einsatz für Siegfried Maier hatte sogar kurzfristig Erfolg gehabt. Die Offenburger Zeitung berichtete am 2.6.1933: „Herr Maier, Finanzinspektor bei der städt. Sparkasse, trat nach längerer Beurlaubung mit dem 1. des Monats seinen Dienst wieder an. Derselbe stand mehrere Jahre an der Front, wo er ausgezeichnet wurde und mit einer schweren Verwundung zurückkam.“ Man konnte also in den ersten Tagen des Nazireiches noch über den Patriotismus der Juden schreiben. Aber im Oktober 1940 wurde auch Siegfried Maier dann nach Gurs in Südfrankreich deportiert, von dort über Drancy bei Paris am 10. August 1942 nach Auschwitz, wo er ermordet wurde. In der Chronik der Sparkasse findet man seinen Namen heute leider vergebens.⁴²

Spurensuche: Meldungen über Ehrungen für jüdische Soldaten Offenburgs

Die Offenburger Bevölkerung konnte sich damals ohne Probleme über die aktive Teilnahme ihrer jüdischen Jugend am Krieg ein realistisches Bild aus jeder lokalen Zeitung verschaffen, wie die folgende, aus zufälligen Pressefunden zusammengestellte Dokumentation zeigt:

*Das Eiserne Kreuz errang der Kriegsfreiwillige Ludwig Wertheimer, Sohn der Frau Witwe Wertheimer hier.*⁴³

*Unter den mit dem Eisernen Kreuz dekorierten Offenburger Söhnen ist neuerdings Unterarzt im Feldlazarett II/40 Fritz Weil, Sohn des Weinhändlers Elias Weil (Blumenstraße) dahier zu nennen.*⁴⁴

*Siegfried Tannhauser, Abitur am Grimmelshausengymnasium im Juli 1914, Kriegsfreiwilliger, 1915 Unteroffizier beim Ersatz-Regiment 29, erhält das Eiserne Kreuz.*⁴⁵

*Unser Landsmann Leopold Bodenheimer, Landsturmmann, erholt sich im Lazarett zu Littenweiler so gut, daß er bald wieder zu seinem Truppenteil zurückkehren kann. Durch die Zusendung eines Gabenpakets des Offenburger Roten Kreuzes wurde der Patient sehr erfreut; er läßt dafür herzlich danken.*⁴⁶

*Ausgezeichnet wurden mit dem Eisernen Kreuz Assistenzarzt der Reserve Dr. Edmund Kahn (Inf. Reg. 145), ein Sohn unseres Mitbürgers David Kahn.*⁴⁷

Befördert wurde zum Unteroffizier Ludwig Kahn (Artill. Reg.) Sohn des hiesigen Mitbürgers und Fabrikanten Leopold Kahn.⁴⁸

Das Kriegsverdienstkreuz erhielten Medizinalrat Joseph Natan, Reserve-Lazarett, Offenburg; die Unteroffiziere (...) Julius Gutmann.⁴⁹

Das Eiserne Kreuz erhielt der Fahrer Emil Bergheimer (Fußart. Rgt. 14), Sohn unseres Mitbürgers Josef B.⁵⁰

Die badische Verdienstmedaille erhielten Füsilier Siegfried Maier, Sohn des Synagogendieners Friedrich Maier.⁵¹ Unter den verwundeten Kämpfern der letzten Flandernschlacht befindet sich auch unser Landsmann Siegfried Maier, Sohn des Synagogendieners; er liegt in einem Feldlazarett und bedarf der sorgfältigsten Pflege.⁵²

Das Eiserne Kreuz erhielt Unteroffizier Paul Hammel, Sohn unseres Mitbürgers Jakob H.⁵³

Anmerkungen

- 1 Kähni, Otto: Geschichte der Offenburger Judengemeinde. In: Die Ortenau, 1969, 80–114
- 2 Die Ortschaft war eines von neun im Ersten Weltkrieg zerstörten Dörfern und eines von sechs, die nicht wieder aufgebaut wurden. Der Ort ist jetzt eine Gedenkstätte. Vor seiner Zerstörung lebten in Ornes etwa 1300 Einwohner. (Quelle: Wikipedia, Abruf 28.4.2014)
- 3 D'r alt Offeburger 2.9.1917
- 4 6.1.1918
- 5 27.1.1918
- 6 OT 6.5.1915
- 7 19.9.1915
- 8 8.10.1916
- 9 OT 7.5.1918
- 10 Kimmel ist ein kleines Dorf in Westflandern in Belgien. Während des Ersten Weltkrieges wurde der Ort schwer zerstört. Der 1,5 km südwestlich des Dorfes gelegene Kimmelberg stellte einen militärstrategisch wichtigen Punkt dar und war zwischen den Kriegsparteien heftig umkämpft. Während der Frühjahrsoffensive 1918 nahmen am 25. April deutsche Truppen die Reste des Dorfes und den Kimmelberg ein. (Quelle: Wikipedia, Abruf 28.4.2014)
- 11 12.5.1918
- 12 Staatsarchiv Freiburg (StaaA FR), Entschädigungsakten EF 4701
- 13 1917, S. 21
- 14 StA OG 5/4.900
- 15 a. a. O., Schreiben 18.10.1935
- 16 a. a. O., Schreiben 7.11.1935
- 17 StA OG 5/4.903: Wirtschaftsbetriebe: Schankwirtschaft im Hause Augustastr. 3, Schreiben 11.5.1936
- 18 8. 9. 1918
- 19 Brief Marta Gutmann an Susi Grelet (Greilsheimer), 5.5.1947, Bestand 9: Grelet-Greilsheimer, Sendung 3
- 20 StA OG 5/998
- 21 D'r a.O. 4.10.1914
- 22 D'r alt Offeburger 12.9.1915

- 23 StA OG 5. 6.263
- 24 D'r alt Offeburger 18.10.1914
- 25 21.3.1915
- 26 Dittler, Erwin: Georg Monsch. 9: Einqartierungschronik 1915. Gedruckt als Manuskript, Stadtarchiv Offenburg 1992, S. 28
- 27 OT 18.4.1918
- 28 StA OG 28.14.01: EF 1243
- 29 Dittler, wie Anm. 25, S. 7
- 30 a.a.O., S. 23
- 31 OT 11.6.1915
- 32 Dittler, wie Anm. 25, S. 43
- 33 OT 5.3.1916
- 34 30.7.1916
- 35 Dittler, wie Anm. 25, S. 43
- 36 OT 6.10.1918
- 37 StaaA Freiburg Entschädigungsakten (EF 3701)
- 38 StA OG 25/8/1979 Fürsorge für Adolf Kahn, Augustastr.4 (1915–1917)
- 39 StA OG 5/2613
- 40 StaaA FR EF 5008
- 41 StA OG 28.20.01 (Kopie)
- 42 Sparkasse Offenburg/Ortenau – 175 Jahre Vertrauen – Das Sparkassenbuch. Jubiläumsschrift. Zusammengestellt von Volker Ilgen. Offenburg 2011
- 43 31.1.1915
- 44 28.2.1915
- 45 OT 29.10.1916
- 46 8.8.1915
- 47 16.1.1916
- 48 23.1.1916
- 49 8.10.1916
- 50 21.1.1917
- 51 11.2.1917
- 52 18.11.1917
- 53 D'r a.O. 25.3.1917

„Granatkommotionsneurosen“: Die jüdische Ärztin Dr. Hertha Wiegand behandelt traumatisierte Soldaten

Martin Ruch

Das Heulen der Sirenen, das Dröhnen der Motoren und Panzer, die Explosionen, der Gestank – im Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart zeigte ab April 2014 eine Ausstellung, wie der Krieg sich anhörte und anfühlte: wie eine „Fastnacht der Hölle“. Insgesamt 613047 Soldaten mussten in deren Verlauf wegen „Nervenkrankheiten“ behandelt werden. „Posttraumatische Belastungsstörung“ nennt man dieses Krankheitsbild heute. Damals sagte man „Granatkommotionsneurosen“ dazu, wenn der Überlebende einer in unmittelbarer Nähe explodierenden Granate aufgrund einer neurologisch-seelischen Folgeerkrankung behandelt werden musste.

In den Aufzeichnungen des Johann Baumann aus Altschweier bei Bühl ist die Wirkung einer solchen Granatendetonation beschrieben: „Als wir mit einer Meldung vom Posten der Kompanie zurückkehrten, schlug eine anscheinend schwere Granate etwa 2 m neben uns an den Straßenrand ein. Der Luftdruck warf uns über 1 m in die Höhe. Nach dem wusste man nichts mehr, unfähig zum Denken, Reden und Gehen lagen wir wie gelähmt am Boden. Jeder dachte, bin ich verwundet, lebt mein Kamerad noch. Nach kurzer Zeit konnte ich mich wieder aufrichten, ich rief dem andern Kameraden zu, welcher etwa 2 m hinter mir lag. Auch er war unverwundet. Wir bewegten uns erst langsam, dann nichts als ab in den schützenden Betonunterstand.“¹

Glück hatte nicht nur, wer den Granateneinschlag überlebte. Glück hatte auch, wer danach in einer ruhigen Umgebung Besserung oder gar Heilung von den Folgen seiner Erschütterung fand. Manche Soldaten konnten in der rheinischen Heilanstalt Grafenberg aufgenommen werden, wo wiederum einige auf eine verständnisvolle Assistenzärztin trafen, die aus der Ortenau stammte: Dr. Hertha Wiegand, geborene Lion, aus Ettenheim. Sie schrieb ihre medizinischen Erfahrungen mit diesen Patienten in ihrer Dissertation nieder, der sie den Titel „Über Granatkommotionsneurosen“ gab. Bereits 1915 erschien die Arbeit in Freiburg mit dem Hinweis „aus der Rheinischen Provinzial Heil- und Pflegeanstalt Grafenberg“.



*Dr. Hertha Wiegand,
geb. Lion, 1890–1944.
Aufnahme für die
„Kennkarte“ 1939.
In: Ruch: Jüdische
Stimmen. Offenburg
1995, S. 328*

Ihren Lebenslauf beschrieb die junge Ärztin im Anhang folgendermaßen: „Geboren zu Ettenheim in Baden am 6. Juli 1890 als Tochter des Kaufmanns Joseph Lion, jüdischer Konfession, besuchte ich das dortige Realgymnasium bis zu meinem 1909 erfolgten Abiturientenexamen. Dann studierte ich auf den Hochschulen in Freiburg, München und Heidelberg. Die ärztliche Vorprüfung machte ich am 5. März 1912 in Freiburg. Am 10. August 1914 bestand ich vor der ärztlichen Prüfungskommission in Freiburg die Notprüfung und erhielt am 7. September 1914 die Approbation als Ärztin. Seit November 1914 arbeite ich an der Rhein. Prov.-Heil- und Pflegeanstalt Grafenberg und dem ihr angegliederten Lazarette erst als Volontär-, jetzt als Assistenzärztin. Am 8. März 1915 verheiratete ich mich mit Dr. med. Otto Wiegand aus Mansfeld.“

Heilanstalt Grafenberg

Im Regierungsbezirk Düsseldorf, eine Stunde Fußweg von Düsseldorf entfernt, lag bei Grafenberg eine Heilanstalt mit Reformcharakter: Die stadtferne Lage entsprach der damals vorherrschenden Auffassung, dass psychisch kranke Menschen aus ihrem bisherigen Lebenszusammenhang herausgelöst werden müssten und in einer schönen landschaftlichen Umgebung am ehesten gesunden. Hier standen 18 einzelne Häuser, in denen 300 Patientinnen und Patienten samt Ärzten, Verwalter, Pflege- und Dienstpersonal lebten. Männer und Frauen waren getrennt untergebracht. Nach außen war die gesamte Anlage von einer Mauer umgeben, nach innen öffneten sich für jedes Gebäude umschlossene Höfe oder Gärten. Für jeden Kranken plante man zum Schlafen 24 Quadratmeter, zum Wohnen 15 Quadratmeter. Die Höhe der Räume lag bei über vier Metern.

Zum Reformkonzept gehörte, dass alle neuen Häuser als offene Abteilungen konzipiert wurden. Die Öffnung machte sich auch im äußeren Bild bemerkbar. Die Fenstergitter wurden entfernt und die Gartenanlagen vergrößert.

Der Erste Weltkrieg stellte in mehrfacher Hinsicht eine Zäsur für die Anstalt dar. Innerhalb von zwei Tagen wurden drei Ärzte, 34 Pfleger und zwölf Dienstangestellte eingezogen. Insgesamt 45 der 74 Pfleger zogen 1914 in den Krieg. Dauerhafter Ersatz war schwer zu bekommen. Gleichzeitig musste auch Grafenberg verwundete und körperlich kranke Soldaten aufnehmen und stellte dafür 200 Betten zur Verfügung. Bis zum Frühjahr 1918 wurden 2700 rein somatisch Kranke versorgt.

Hier fand Hertha Wiegand ihre Patienten vor, über die sie in der Doktorarbeit schrieb:

„Ein kriegsfreiwilliger Oberprimaner schrieb mir vom ersten Artilleriekampf folgendes: Wo sie fliegen (die Granaten), scheint die Luft zu zischen und zu brennen. Man hat nur das eine Gefühl, fortzulaufen. Ich liege da und bebe am ganzen Körper vor innerer Erregung, das Herz schlägt zum Zerspringen, es hämmert bis zum Halse hinauf. Bei jedem Krachen zuckt man und kriecht noch mehr in sich zusammen. Ein Stöhnen läßt mich aufblicken, ich fühle einen Schauer über den Rücken laufen, kalter Schweiß bricht aus. Die beiden Kameraden neben mir wälzen sich in ihrem Blut, schrecklich verstümmelt. Einen dritten hat es geradezu zermalmt, zur Unkenntlichkeit zerstückelt und zerhackt. – Es liegt hinter mir wie ein wirrer Traum.“ (S. 7)

Aus der Arbeit in Grafenberg von Oktober 1914 bis Juni 1915 schilderte Frau Wiegand dann den Symptomenkomplex der Folgeerscheinung nach einer Granatexplosion bei 14 Patienten. Bewusstseinsverluste, Verwirrtheits- und Dämmerzustände, epileptoide Anfälle, Gedächtnisschwäche, Kopfschmerz, Schwindel, Hör-, Seh- und Sprachstörungen, Schüttellähmung und Schlaflosigkeit traten auf.

Den ganzen Krankheitsverlauf und die Behandlung ihrer Patienten schilderte die Ärztin an den Einzelfällen. Deutlich kann man noch in allen Schilderungen den furchtbaren Schrecken und die Todesangst erkennen, die mit dem Detonationserlebnis verbunden waren:

Wehrmann M. K., 31 Jahre, wurde bei Verdun 1914 nach einem Granateneinschlag verschüttet, wurde für etwa 14 Stunden bewußtlos und erst nach Stunden ausgegraben. Im Lazarett fiel er durch eigentümliches Benehmen auf, „spricht nichts, sondert sich von den andern ab und stiert sinnend mit ängstlichem Gesichtsausdruck mit eigentümlichem Nicken und Zittern zum Fenster hinaus“. Der Patient gab anfangs nur schriftlich Antwort, er habe nach dem Aufwachen aus der Bewußtlosigkeit die Sprache verloren, und weiß nicht recht, was mit ihm vorgegangen ist.

Wehrmann O. M., 30 Jahre, es sei eine Granate in seinen Unterstand eingeschlagen, der Pfofen habe ihn gegen die linke Stirnseite getroffen, er sei 2–3 Meter hinausgeschleudert worden, dann sei er bewußtlos geworden, die Erinnerung sei ihm erst nach

Tagen wieder gekommen. „Nach 10 Tagen keine Beschwerden mehr, zur Truppe entlassen.“

Unteroffizier K. W., 38 Jahre: Am 7. September schlug beim Sturmangriff eine Granate hinter ihm ein, er selbst wusste nichts davon, war lange besinnungslos. Kam ins Lazarett, war so schwach, daß er gefüttert werden mußte. Fühlte immer Schläge und Zittern durch den ganzen Körper.

Kriegsfreiwilliger L. H., 24 Jahre: Kurz vor Kaisers Geburtstag platzte eine Granate ca 2½ Meter von ihm entfernt und schleuderte ihn vom Stuhl, im Revier wachte er mit Kopfschmerzen auf.

Oberjäger H. Sch., 24 Jahre: Am 21. Dezember 1914 wurde er durch drei hintereinander neben ihm einschlagende Handgranaten verschüttet, war nicht völlig bewußtlos, konnte zuerst nicht hören noch sehen, mußte weggetragen werden und war ein paar Stunden ganz wirr im Kopf. Nach 8 Tagen versteht Patient leise Sprache ebenso gut wie früher, wird zur Truppe entlassen.

Musketier J. M., 22 Jahre: Dezember 1914 schlug eine Granate dicht bei ihm ein. Er wurde nicht verletzt, wurde aber besinnungslos, Tage später trat plötzlich ein Anfall von Besinnungslosigkeit auf. Am 8. April als felddienstfähig entlassen.

Reservist K. S., 25 Jahre: Durch den Luftdruck einer Granate gegen einen Baum geschleudert, habe 6 Tage besinnungslos im Lazarett gelegen. Erholte sich wieder, dann traten Anfälle auf, bei denen er bewußtlos hinfiel.

Wehrmann E. B., 32 Jahre: Im November 1914 habe er sich durch eine Granate, die in der Nähe einschlug, erschreckt. Habe im Gesicht so gezuckt, dass die Kameraden und er hätten lachen müssen. Am andern Tage habe er eine Unruhe in der Brust verspürt, Zittern durch den ganzen Körper, die Zuckungen wurden so stark, dass der Tornister über den Kopf geflogen sei. Bettruhe, Arsentropfen. Am 3. Dezember als garnisonsdienstfähig entlassen.

Unteroffizier S., 30 Jahre: Im September 1914 platzte eine Granate in seinen Unterstand, die ganze Mannschaft außer ihm wurde getötet, er wurde einige Stunden bewußtlos. Bei der Aufnahme sehr heftiger Schütteltremor, der rechte Arm ist vollständig schlaff gelähmt. Nach fünfmonatlicher Behandlung, zuerst durch Bettruhe und Brom, später durch Bäder und vorsichtige Galvani-

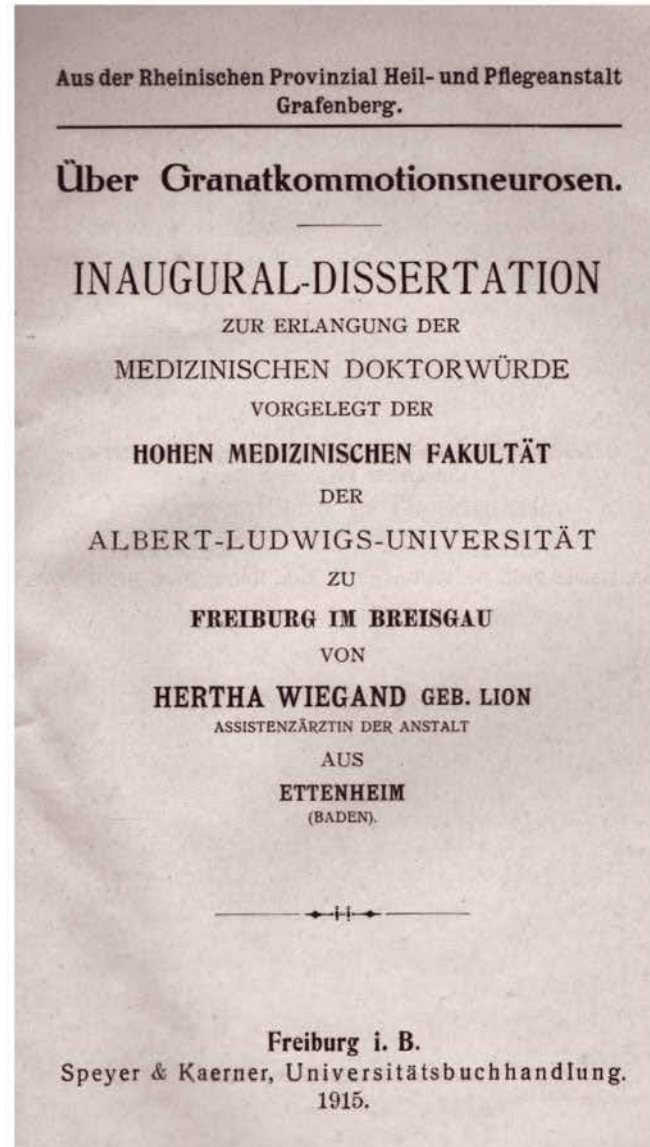
sation des Kopfes haben sich die Beschwerden wesentlich gebessert.

Reservist H. B., 26 Jahre: Am 1. November wurde er durch den Luftdruck einer hinter ihm einschlagenden Granate in den Schützengraben geschleudert. Als er nach einer Viertelstunde zu sich kam, spürte er schnelles unregelmäßiges Herzklopfen, er war kurzluftig durch den „Schwefeldunst der Granate.“ Behandlung: Ruhe, Baldrian. Beschwerden gebessert, zur Garnison entlassen.

Die Therapie bestand häufig allein in Ruhe, Liegekur und „Verbalsuggestion“, also einer Form der Psychotherapie. Brom und Baldrian wurden als Medikament eingesetzt. Ziel der Behandlung war die Dienstfähigkeit des Soldaten. Nun ging es also wieder hinaus zu den Granaten ...

Tod einer Ärztin

Mit dieser Arbeit promovierte Frau Wiegand. Sie ließ sich nach dem erfolgreichen Abschluss ihrer Studien in der heimatlichen Ortenau nieder und betrieb gemeinsam mit ihrem Mann in Offenburg eine Praxis bis zu dessen Tod, dann führte sie die Arbeit alleine weiter. Sie war eine beliebte Ärztin und hatte nicht nur städtische Patienten, sondern auch viele aus dem ländlichen Umland. Besonders die Frauen fühlten sich bei ihr gut aufgehoben und behandelt. Religiös war sie nicht, wie ihre Tochter später aussagte, sie war auch nicht Mitglied der jüdischen Gemeinde Offenburgs. Doch das war den auf „Rasse“ und „Blut“ fixierten Nationalsozialisten egal und die Tochter Dorothea erinnerte sich deshalb: „Meiner Mutter wurde aufgrund der vierten Verordnung zum Reichsbürgergesetz mit Wirkung vom 30. Sept. 1938 die Approbation als Arzt entzogen. Ich erinnere mich noch sehr gut an den letzten Tag, als meine Mutter die Praxis geöffnet hatte. Die Patienten kamen so zahlreich, daß meine Mutter bis tief in die Nacht arbeiten mußte. Ein Kollege aus Gengenbach ließ es sich nicht nehmen, an diesem Tag bei ihr



*Titelblatt der
Dissertation „Über
Granatkommotions-
neurosen“ von
Hertha Wiegand.
Quelle: Stadtarchiv
Offenburg*

*„Stolperstein“
des Künstlers
Gunter Demnig für
Dr. Hertha Wiegand
in Offenburg,
Wasserstraße.*



vorbeizukommen und ihr seine Solidarität auszudrücken. Er war im Krieg schwer verwundet worden und mußte auf zwei Krücken gehen, aber diese Beschwerden hielten ihn nicht davon ab, an diesem Tag meine Mutter aufzusuchen. (...) Am 10. Januar 1944 holten sie meine Mutter. Ohne Rücksicht auf die persönlichen Verhältnisse waren in ganz Baden die Juden verhaftet worden. Daheim noch und noch einmal im Zug nahm meine Mutter eine Überdosis Schlaftabletten. In Karlsruhe holte man sie aus dem Zug und brachte sie in ein Krankenhaus. Ich fand meine Mutter in einer gekachelten Zelle vor, die eigentlich für schwere psychiatrische Fälle vorgesehen war. Als ich am nächsten Morgen wieder in das Krankenhaus kam, war meine Mutter tot.“²

Anmerkungen

- 1 Aus: Gefallen auf dem Felde der Ehre. Aufzeichnungen des Johann Baumann aus Altschweier/Bühl 1914–1938. Bearbeitet und herausgegeben von Suso Gartner. Bühl 2005, 55
- 2 StA OG Bestand 9 Siegler-Wiegand; Erinnerungen von D.S. In: Heinz G. Huber, Ortenauer Lebensläufe. Zeitgeschichtliche Episoden. Eggingen 1989, 117–120.

„O Deutschland vergiß nie Deine toten Helden!“

Kriegserfahrung und Kriegsverarbeitung in Schiltach 1914–1925

Hans Harter

Von den Denkmälern im öffentlichen Raum und den in einigen Familien noch aufbewahrten Andenken abgesehen, sind nach einem Jahrhundert die Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg verblasst. Wie man den damals in eine lange Friedenszeit einbrechenden Krieg „in der Heimat“ erlebte, sich zu ihm verhielt und ihn zu bewältigen suchte, soll am Beispiel des Städtchens Schiltach und der bäuerlichen Nachbargemeinde Lehengericht untersucht werden. Und dies anhand der öffentlichen Wahrnehmung und Beeinflussung, wofür die Zeitung das tägliche Sprachrohr war. Grundlage ist der im Amtsbezirk Wolfach verbreitete „Kinzigtäler“,¹ der auch aus Schiltach und Lehengericht (1910: 1902 bzw. 862 Einw.)² berichtete.

„Ein so ungerecht aufgenötigter Krieg“ – August 1914

Seit dem 23.7.1914 brachte die Zeitung „Extrablätter“: Zur von Serbien „in unbefriedigender Weise“ beantworteten Note Österreich-Ungarns, zu seiner Mobilmachung und Erklärung des „Kriegszustands“. Als Russland am 30.7. die Reservisten einberief, setzte die Redaktion, trotz der „fieberhaftesten Spannung in ganz Europa“, einen Beitrag unter die Überschrift „Ruhe!“. Bis in die kleinsten Orte sei eine Aufregung gedrungen, „die sich durch das Abheben von Sparguthaben und den Sturm auf die Lebensmittelläden bemerkbar macht.“ In solchen Zeiten sei es „die Pflicht des überlegenden Bürgers, die Ruhe zu bewahren und der Entwicklung der Dinge, die für ihn ja doch nicht zu ändern sind, kühl entgegen zu sehen“.³

Dies sind die ersten überlieferten Reaktionen der hiesigen Bevölkerung auf die „Juli-Krise“, die am 31.7. in der „Erklärung des Kriegszustandes“ gipfelte. Sie wurde in Schiltach unter Trommelwirbel auf dem Marktplatz verlesen.⁴ Dann überschlugen sich die Ereignisse: Mit der zum 1.8. befohlenen Mobilmachung und dem Einrücken der ersten Männer, denen „Befreiung vom Eheaufgebot“ gewährt wurde, sodass sie noch heiraten konnten.⁵ Als sie das Städtchen verlassen hatten, gab es einen Bericht über die „schweren Abschiedsstunden, wenn im Morgengrauen die Gattin dem Gatten den letzten Kuß bot, wenn der Sohn sich losriß aus den Armen der weinenden Mut-



*Bereit zum Marsch
in den Krieg:
Georg Trautwein,
Rotgerbermeister
(*1878 Schiltach/
†1917 Frankreich) –
Stadt Schiltach.*

ter.“ Doch war dies nur die eine Seite: „Alles Leid und aller Trennungsschmerz wurde von den brausenden Hochrufen auf Kaiser und Vaterland übertönt“, sodass es auch „große und herzerhebende Stunden waren“, gipfelnd im Choral „Eine feste Burg ist unser Gott“, der „wie ein heißes Gebet gen Himmel stieg“. ⁶ Am ersten Abend, als der Bahnhof voller Menschen war, wurde auch das Deutschlandlied angestimmt, und vom Berg ertönte „Lieb Vaterland magst ruhig sein“, gesungen von „unserer Jugend“. – Der Abschied war also auch inszeniert, sein Schmerz sollte durch vaterländische Gefühle kompensiert werden, was zu einer „ernst und hehren“ oder „ernst begeisterten“ Stimmung führte. ⁷

In dieser Mischung hielt sie sich jedoch nicht lange: „Jetzt erklingen andere Töne: Die Militärtransporte beginnen, welch prächtige Soldaten, wie vorzüglich ausgerüstet, welch glühende Begeisterung! Unvergessliche Stunde, wenn Soldaten und Publikum gemeinsam sangen und in gewaltigen Akkorden das alte Kriegslied erklang: ‚Es braust ein Ruf wie Donnerhall.‘“ Auch im Städtchen veränderte sich die Stimmung: „Nun hebt die Arbeit der Frauen an.“ Der Frauenverein bat um Spenden, bald waren über 1000 Mark beisammen. Viele meldeten sich zu Krankenpflege, Näh- und Strickarbeit, in einer „gewaltigen Opferwilligkeit und Begeisterung für die Größe, die Ehre, die Freiheit unseres deutschen Vaterlandes“. ⁸

Diese vaterländische Stimmung befeuerte die Zeitung durch Kriegsgedichte, die von reichlich vorhandenen Gelegenheitsdichtern stammten. Sie gaben den Takt vor, wie die Bevölkerung den Krieg aufnehmen sollte. Nanette Stengel aus Gutach setzte auf Gott:

*„Beschütze die Soldaten
Gib ihnen Kraft und Glück
Daß alle wiederkehren
In's Vaterhaus zurück.“⁹*

Der Wolfacher Konrad Villing gab die politische Zielrichtung vor: Das Vaterland „ist umringt von Feinden und Neidern“,

*„Drum ziehen deine Söhne jetzt
Ins Feld mit Heldenmut;
Und wer dein Ehrenschild verletzt,
Bezahlt's mit seinem Blut!“¹⁰*

Bald sah man jedoch die Folgen des Kriegs: Statt des „siegesfreudigen Ausmarschs unserer Truppen jetzt Tag für Tag die Transporte der verwundet vom Schlachtfeld heimkommenden

Was sind unsere Verbündeten?
 Preu**S**en
 Oesterrei**Ch**er
 Bay**Ern**
 Württember**Ger**
 Sach**En**
 Badene**R**
 Gibt: **Sieger.**

Was sind unsere Feinde?
 En**Gl**änder
 J**A**paner
 Ru**ff**en
 Serbe**N**
 Belgi**Er**
 Fr**an**zosen
 Gibt: **Gauner.**

DK vom 2.10.1914.

Spielreime:

Ringe, ringe rose
 Jetzt komme die Franzose,
 Sie fahre mit der Fiebah,
 Un hen nu roti Lumpe a.

Ringe, ringe reihe
 Die Russe tenn mer beihe
 Me stecke alle in de Sack
 Sell gibt en feine Schnupstafak.

Ringe, ringe wade
 Der Zepplin wirft Granate
 Er wirft's in alle Häuser ni
 Jetzt werde se bald zfriede si.
 Nanette Stengel-Gutach.

DK vom 5.9.1914.

Streiter“. Doch sind sie „Opfer der revanchelustigen Kriegspartei der französischen Nation, der geldgierigen russischen Großfürstenpartei und der neidischen englischen Krämer“, und angesichts der ersten Gefallenen heißt es: „Verzagen dürfen wir nicht. Ein so ungerecht aufgenötigter Krieg kann und muss zu einem gerechten Endsieg für Deutschland führen.“¹¹ Als der erste Schenkzeller „den Heldentod starb“, war dies „wohl traurig und schmerzlich für seine Eltern“, doch sollten sie sich trösten: „Er starb den schönen Tod fürs Vaterland.“ Nur selten liest man die Realität: „Den Kriegsjammer haben schon zwei Familien des kleinen St. Roman zu tragen.“¹² Zur gleichen Zeit dichtete Nanette Stengel „Spielreime“.

Zum Thema Krieg meldete sich am 30.8. der Ev. Oberkirchenrat und ließ durch Pfarrer Ziller eine „Ansprache“ verlesen: „Zeiten schwerer Bedrängnis“ lasteten auf dem Vaterland, doch erwachse aus der Not „segnende Kraft“: „Eine frohe Zuversicht im Blick auf die Einmütigkeit unseres Volkes und den Heldengeist, der unser Heer erfüllt.“ Nicht „diese Zeit“ mache Sorge, sondern die davor, als „immer weitere Kreise sich von dem lebendigen Gott“ abwandten und das Volk „im Parteienhader zerklüftet war“. „Da schauten wir sehnsuchtsvoll nach einer solchen Zeit aus.“ Nun kam sie, „wie eine Zuchtrute unseres Gottes“, und mit ihr Vertrauen, Unverzagtheit, Heldenmut und opferbereite Liebe, von der ungezählten Schar von Betern ganz zu schweigen. Auch wenn es „die schwersten Opfer zu bringen gilt, die Hingabe von Vätern und Gatten, von Söhnen und Brüdern“, so ist doch gewiss, „dass er, der Wunden schlägt,



*Bahnschutz-Wache
Schiltach 1914 –
Stadt Schiltach.*

sie auch zu heilen vermag“. Der Herr aber „helfe uns weiter auf unserem harten Weg zu Sieg und Frieden“. ¹³ – Damit nahm die Kirche den Krieg an, als Partner für die durch ihn bewirkte Hinwendung zu Glauben und Gebet. Im Krieg zeigten sich die wahren christlichen Eigenschaften, wobei Gott den Eigenen beistehen wird. So ist der Weg vorgezeichnet: mit ihm zum Sieg und einem von „uns“ bestimmten Frieden.

„Für unsere tapferen Soldaten“ – der Aufbau der „Heimatfront“

Auch in Schiltach wurden immer mehr Männer „zur Fahne einberufen“, im November waren es bereits 200, „welche den großen Kampf gegen Deutschlands Feinde kämpfen, um die Grenzen des Vaterlandes gegen das Eindringen dessel-

ben zu schützen“. ¹⁴ Bald gehörten Soldaten auch hier zum Stadtbild: die „Bahnschutz-Wache Schiltach“. Sie bewachten die Bahnanlagen, da Aktionen französischer Saboteure befürchtet wurden. Dabei wurde an der Haldenhofbrücke ein Posten von einem Zug überfahren. Man begrub ihn in Schenkenzell, als erster, der hier, so die Witwe in der Danksagung, „im Dienst fürs Vaterland“ zu Tode kam. ¹⁵

Bei der Ausladung eines nach Alpirsbach bestimmten Verwundetenzugs mit 220 Mann half die Sanitätskolonne Schiltach. Im September wurde auch hier ein „Vereinslazarett vom roten Kreuz“ für 40 Mann eingerichtet, im Schulhaus, betreut vom Frauenverein, „um auf diese Weise dem Vaterland und den tapferen Soldaten unsere Dankesschuld abzutragen“. Es gab freiwillige Helferinnen und es flossen Spenden, „die Zeugnis ablegen von warmen Herzen und offenen Händen und als rührende Beispiele des Opfersinns uns einen tiefen Blick in die deutsche Volksseele tun lassen“. Der Schulunterricht wurde in Wirtschaftssäle verlegt, wobei die Zeitung von „der Opferwilligkeit und Hingabe zur Lösung der oft einschneidenden Anforderungen“ spricht, „die die Kriegszeit stellt“. ¹⁶

Hier ist zu erfahren, dass „das ganze Vereinsleben so gut wie lahmgelegt ist“, die Ausbildung einer „Jugendwehr“ jedoch eine neue Tätigkeit brachte. Es meldeten sich 60 „Jungmännern“, die Leitung hatte Bürgermeister Wolpert, dem fünf „altgediente Herren“ halfen, wobei es „den jungen Leuten nicht an



Vereins-Lazarett
Schiltach 1914 –
Stadt Schiltach.

der nötigen Hingabe zur Sache“ mangelte. An sie wandte sich das Gedicht:

*„Jungen, Ihr müßt Euch recken;
Väter und Brüder kämpfen im Feld,
Bluten für Deutschlands Ehre;
Jungen, schärfet die Wehre!“¹⁷*

Anfang November brachte die Zeitung die erste Verlustbilanz: Bereits sieben Soldaten hatten „den Heldentod fürs Vaterland erlitten“, vier Schiltacher und drei Lehengerichter.¹⁸ Für sie wurden Trauergottesdienste abgehalten, unter Beteiligung der Militärvereine, „ein treues Gedenken“ sollte ihnen sicher sein. Für die „noch im Felde stehenden Krieger“ waren Weihnachtspakete geplant, um zu zeigen, „dass hinter der Front, in der Heimat, auch ihrer gedacht wird“. An Unterstützung für Angehörige zahlte die Gemeinde monatlich ca. 2000 Mark, in Fabriken und Sägewerken gab es Beschäftigung, sodass „auch für die Angehörigen unserer Krieger keine zu düstere Weihnachten bevorstehen“¹⁹. Düsterer wurden jedoch die abgedruckten Gedichte, wie die des Literaten Louis Engelbrecht:

*„Wie sich die Heldengräber mehren,
Wächst auch in uns die heil'ge Wut
Wir werden diesen Becher leeren,
Doch rächen auch das teure Blut.“²⁰*

Viel Anteilnahme erfuhr der Fabrikant Korndörfer, als der Sohn Hermann „im Kampfe fürs Vaterland an der Spitze seiner Abteilung den Heldentod gefunden“. Die Zeitung berichtete



DK vom 8.7.1915.

über den „noblen Charakter“, dem „beschieden war, den größten Dienst am Vaterland zu leisten, indem er für dasselbe sein junges, hoffnungsvolles Leben gab, wie noch viele, viele seiner Kameraden“. Dass er „den brennenden Wunsch hatte, zur Front abrücken zu dürfen, um Schulter an Schulter mit seinen Kameraden den großen, schweren Kampf für des Vaterlandes Ruhm und Weiterbestand mitzukämpfen“, ließ seinen Tod als helden- und vorbildhaft erscheinen. Im Städtchen bot man alles auf, was an Teilnahme möglich war: „trostreiche Worte“ des Stadtpfarrers,

„erhebender Gesang“ des Kirchenchors, Aufmarsch des Militärvereins, „eine ansehnliche Trauerversammlung mit ihrer wohltuenden Teilnahme“.²¹

Dagegen erscheinen die wirtschaftlichen Auswirkungen des Kriegs positiv. In der Tuchfabrik Karlin konnten Näherinnen und Schneider „Arbeit für Militärlieferung erhalten“. Mangel an Arbeitskräften hatte auch Korndörfer, der „gewandte Weber oder Weberinnen“ suchte.²² Die Buchhandlung bot Feldpostartikel und ein französisches Wörterbuch, „besonders begehrt von den Soldaten im Feld“.²³ Da hielt auch die Drogerie mit: „Sendet den Truppen Haarelement ins Feld! Wirksamstes Mittel gegen Läuse, wirkt innerhalb weniger Minuten.“²⁴

Inzwischen hatte der Frauenverein fleißig Spenden „für unsere Braven im Felde“ gesammelt, vor allem Kleider und Geld (1500 Mark). Wieder wird „die große Opferfreudigkeit“ betont, doch: „Es beherrscht alle nur ein Gedanke: Für unsere tapferen Soldaten, die draußen für uns bluten und frieren, ist kein Opfer zu groß.“ Und so „nähen und stricken viel fleißige Kinder- und Frauenhände für unsere Soldaten“, wohl auch, um die bedrückende Stimmung angesichts von Weihnachten zu vergessen. Denn, da ist sich auch die Zeitung sicher: „Für viel Tausende daheim wird das frohe Weihnachtsfest ein Fest der Tränen und des bitteren Schmerzes.“

Am Ende waren 290 Weihnachtspakete gepackt, bei deren „reicher Inhalt unsern Soldaten die Augen leuchten werden“: ein Hemd, eine Unterhose, ein Paar Socken, ein Taschentuch, eine Leibbinde, Zigarren, ein Schnitzbrot, zwei Paar Landjäger, ein Päckchen Würfelzucker, eine Kerze und ein Weihnachtsbüchlein, begleitet von dem Gruß: „Gott schütze und behüte Sie und gebe Sieg unserm tapfern Heer!“ So sollte „das lichte Bild der Heimat vor ihren Augen stehen und ihnen erzählen vom Opfersinn und von unserer starken Liebe daheim, die in der heiligen Nacht unsichtbar neben ihnen steht, ihnen die Hände drückt



und zruft: Haltet haus, haltet aus, im Sturmgebraus!“²⁵. Um die Weihnachtsstimmung nicht zu stören gab es nur noch Meldungen über Auszeichnungen „für Tapferkeit vor dem Feinde“, so für Eduard Böckh das Eiserne Kreuz 1. Klasse: „Nicht nur seine Familie, auch seine Heimatstadt Schiltach, ist stolz auf die Ehrung, die dem tapferen Offizier zuteil geworden.“²⁶

Zum Jahreswechsel gab es „Wünsche und Gedanken eines alten Lehgrichter“, der „e still Gebett eisiri bravi Lehgrichter“ weihte, „wo den Heldentod fürs Vaterland gstorbe sinn“, sowie „warmer Dank eisiri bravi Soldate, wo ihr Lebe eisetzet, daß miar in Ruah eisierem Gschäft nochgau können. Wie wär wenn d’Franzose ins Land reikumme wäret? Ha do wäret Reiche un Armi gleich übel dra gsei.“ Die Antwort „eines Schiltachers“ blieb nicht aus: „Wo’s no so Manne git, mit so ere guete G’sinnung, do derf uem nit bang sein. Derlei Leut’ kann mer brauche hinter der Front. Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Was der Krieg anbelangt, wellet mer uf einser Herrgott vertraue, uff einseri bravi Soldate und ihri tapferi Führrer und sunst due, was in einseri Kräfte stoht.“²⁷ – Die Botschaft dieser durch den Dialekt gesteigerten Äußerungen ist klar: Es geht um Verteidigung, die auch den „Heldentod fürs Vaterland“ rechtfertigt. Schlimmer als Krieg wäre die Besetzung durch den Feind, weshalb gerade in der Heimat „gute Gesinnung“ und Vertrauen herrschen müssen.

*Lehengerichter Eltern
mit ihren Söhnen –
Stadt Schiltach.*

„Hätte Gott uns nicht die großen Siege gegeben ...“ – im Kriegsjahr 1915

Andere Töne fand der Arbeiterunterstützungsverein: 70 seiner Mitglieder waren im Krieg, ihre Familien wurden mit zwei Laib Brot pro Woche unterstützt, was bisher 1200 Mark kostete. „Zwei haben den Heldentod für das Vaterland gefunden“, ihnen galt „stilles Gebet und getreues Andenken“, doch möge „der Widerstand der unzähligen Feinde bald gebrochen werden und ein ehrenvoller Friede uns zuteil werden, dass all die braven tapferen Brüder zu ihren Lieben heimkehren dürften“.²⁸

Dagegen wurde jedoch verstärkt Kriegspropaganda gesetzt, bevorzugt in Gedichtform:

*„Was wälzt sich dort von Osten schwer?
Es ist der Russen zahlreich Heer.
In Riesenmassen sie man sieht.
Verwüsten Preußens Ostgebiet.
O Gott, beschütz', bitt', unser Land!
Sie hausen drin, fürwahr mit Schand.“²⁹*

Die Begriffe „Überfall“, „Verteidigung“, „Gottes Hilfe“ und „Heldentum“ lassen den Krieg nicht nur als gerecht erscheinen, sondern auch siegreich durchstehen. Die Opfer dafür sind auch einem „Lehengerichter im Felde“ nicht zu hoch, denn: „Schön ist's und süß, den Heldentod fürs Vaterland zu sterben.“

DK vom 10.5.1915.

Von einem Lehengerichter im Felde.
21. 3. 15, abends.
Schön ist's und süß, den Heldentod
Fürs Vaterland zu sterben,
Mit warmem Herzblut purpurrot
Das Feld der Ehre färben.
Indes zum Siegeslohne
Ein Engel Kränze flücht;
Es geht durch Kreuz zur Krone
Und geht durch Nacht zum Licht.
Und liegt ein Held verlassen da
Auf blutbenetztem Grunde,
So sind ihm Gottes Engel nah
Im Kampf der letzten Stunde;
Er hebt zum Gnadenthron
Erlassend sein Gesicht:
Es geht durch Kreuz zur Krone
Und geht durch Nacht zum Licht.
Und heißt's: er schläft den letzten Schlaf,
Wohl denkt man sein mit Schmerzen;
Das Blei, das ihn zum Tode traf,
Zerreißt daheim zehn Herzen.
Doch wein' ob deinem Sohne
O Mutter, trostlos nicht:
Es geht durch Kreuz zur Krone
Und geht durch Nacht zum Licht.
Und liegt er ohne Totenschrein
Im blutgetränkten Bette
Und schmückt kein Kreuz noch Leichenstein
Die unbekannte Stätte:
Glaub's, daß er lieblich wohne,
Weil Gottes Wort verspricht:
Es geht durch Kreuz zur Krone
Und geht durch Nacht zum Licht.

Öffentlichen Trost spendete auch der Hauptlehrer a. D. Günder als Georg Aberle, „nachdem er lange Zeit im Gefecht gestanden hatte“, gestorben war: In einem Nachruf „O schlumm're sanft!“, weist er seinen „Kampf“ als den „treuesten und reinsten“ aus, auch „das Elternpaar“ soll sein Leben – weil für „des Vaterlands Bestand“ – nicht für „verloren“ halten.³⁰ Wenig später musste Günder ein neues Gedicht schreiben:

*„Leb' wohl, getreuer Mann,
Es riss dich hin des Feindes Hand!
Doch was das Schicksal finster, brütend sann,
Dein Name löblich ist vor Gott genannt.“*

Es ist „Hauptlehrer Bühler in Lehengericht teilnehmend gewidmet, den lieben Eltern zu Ehren“. Nach langen Wochen „des Hoffens und Bangens“ mussten sie mitteilen, dass ihr Sohn And-

reas „an der Lorettohöhe seinem älteren Bruder im Heldentod gefolgt ist“.³¹

Im Juli erschien der „Feldpostbrief eines Lehengerichters“, dem es gut geht, „trotzdem es mir schon viermal gedroht hat“. Er beschwört das „heiße Gebet in Frankreich um den ewigen Frieden und Segen Gottes: In manchen Herzen ist Mobilmachung geworden, seit der Feldzug dauert“, viele sind „unter den ernstesten Erlebnissen dieses großen Krieges zu Gottesfurcht, Glauben und Gebet zurückgekehrt“. Wie 1914 der Oberkirchenrat meint auch er, dass „der Krieg nur kam, um die Menschen zur Buße zu rufen“. In den Jahren des Friedens und Wohlstands „haben viele Gott den Rücken gekehrt, die heiligen Gebote verachtet. Manche dachten, wenn ich einen schönen Lohn habe, in meinem Geschäft vorwärts komme, das sind Ziele.“ Aber: „Gott regiert. Er tut das Verlangen derer, die ihn fürchten.“ So ist klar: „Hätte Gott uns nicht die großen Siege gegeben, wie wäre Deutschland zugerichtet, wenn der Feind eingedrungen wäre.“ Zumindest die, „die im Felde stehen, verlassen Gott nimmermehr“.³²

„Ypernlinde“³³

„Am 3. August des Jahres Eintausendneunhundert und vierzehn nach Christi Geburt brach wie ein Ungewitter ein grosser Krieg über uns herein.

Von Osten wollte uns Russland mit seiner ungeheuren Menschenzahl vernichten, vom Westen Frankreich, Belgien u. England; selbst das auf der anderen Seite der Erde liegende Japan musste gegen uns vorgehen u. nahm uns die vor ca. 30 Jahren in China gegründete Kolonie Kiautschau. Auch besonders die Vereinigten Staaten von Amerika zeigten sich als unsere Feinde u. unterstützten unsere Gegner durch Lieferung ungeheurer Mengen Munition u. nahmen auch sonst offen gegen uns Partei.

Grosse, blutige Schlachten wurden für uns aber durchweg siegreich geschlagen u. durch die grosse Tapferkeit unserer Soldaten konnte der Krieg in den Ländern unserer Feinde ausgetragen werden.

Zu den blutigsten Kämpfen gehören die Schlachten bei Ypern; wohl an die 30000 Tote mussten wir bis Ende des Jahres 1914 dort verlieren, dann hörten wir Zurückgebliebene bis zum 24. April 1915 von dort wenig.

An diesem Tage Abends sechs Uhr wurde uns durch Läuten der Kirchenglocken ein Sieg verkündet. Wiederum



Georg Kamm, Büro-
gehilfe (*1897
Schiltach / †1918
Frankreich). –
Stadt Schiltach

gelang es unserem tapferen Heer, gegen die dort liegenden Franzosen u. Engländer entscheidend vorzugehen, sodass der Halbkreis um Ypern enger gezogen werden konnte, u. wohl täglich der Fall dieser starken Feste erwartet werden kann.

Wie der Krieg nach jetzt fast neunmonatlicher Dauer endet, steht in Gottes Hand.

Trotz unserer schweren Verluste, – es gibt wenige Familien, welche keinen ihrer nächsten Lieben in dem Kampf haben, – sieht in ganz Deutschland alles vertrauensvoll in die Zukunft u. alles hofft auf einen dauernden guten Frieden u. auf gesegnete Zeiten.

Zur steten Erinnerung an diese grosse Zeit haben einige Einwohner von Schiltach, welche um diesen Platz wohnen, diese Linde am 28. April Eintausend neunhundert und fünfzehn gepflanzt mit dem Wunsche, dass der Baum gedeihen möge, u. auch noch die späteren Geschlechter daran erinnert sein mögen, dass in dieser schweren Zeit Alldeutschland fest zusammengehalten hat.

Schiltach, den 28. April 1915

Hans Grohe

gez. K. Jäckle

gez. Gottlieb Wagner

gez. Georg Müller⁴³⁴



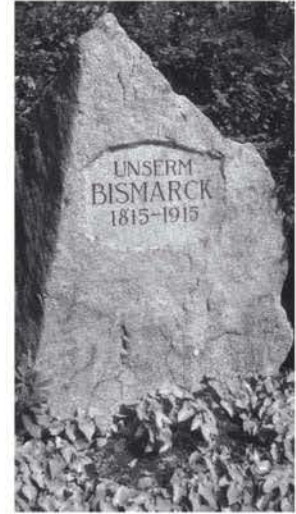
*Ein Schiltacher
im Krieg: Franz
Wäckerle (*1878 /
†1917 Frankreich) –
Vorlage: privat.*

„Bismarck-Gedenkstein“ und Besuch der Großherzogin im Herbst 1915

Am 1. April 1915 wurde des 100. Geburtstags Ottos von Bismarck gedacht. Die Zeitung brachte einen Beitrag über den „Schöpfer des machtvollen Deutschland“, der auch „unsere Seelen gestaltete“, sonst hätte „das deutsche Volk schwerlich die stolze Kraft, mit der es das Reich gegen die stärkste Koalition, die die Geschichte sah, siegreich verteidigt“.³⁵ So erschien in der Situation des Kriegs der „eiserne“ Kanzler als Anker, was auch in Schiltach gewürdigt wurde: Durch die Errichtung des „Bismarck-Gedenksteins“ in der Bahnhofsanlage, eine Initiative von „Oberstationskontrolleur Boos und einiger Verehrer des großen Staatsmannes“. Sie verbanden damit den Wunsch, „er möge stets die Treue, Wahrheitsliebe, Tapferkeit und Religiosität, mit welcher unser Bismarck dem Vaterlande diente, dankbar vor Augen stellen“. Das Denkmal wurde Ziel vaterländischer Feiern, so am Geburtstag des Großherzogs, als sich „ein stattlicher Zug“ zu ihm bewegte. Der Pfarrer hielt eine Rede, „die in einem brausend aufgenommenen Hoch auf unser großes deutsches Vaterland ausklang“. Beim Frühschoppen gab es Trinksprüche „auf unser ruhmreiches Heer und unsern erhabenen Kaiser Wilhelm II. als obersten Kriegsherrn“. Sie fanden „großen begeisterten Widerhall, Zeugnis gebend, dass in unserer Gemeinde der vaterländische- und der Reichsgedanke bodenständig sind“.³⁶

Am 6.8.1915 erschien Großherzogin Hilda, die die Lazarette im Amtsbezirk besuchte. 1,5 Stunden weilte sie auch in Schiltach, wo „Ihre Kgl. Hoheit“ vom Bürgermeister, der Präsidentin des Frauenvereins Ziller und dem Arzt Dr. Sittig begrüßt wurde. Sie unterhielt sich „auf das huldvollste“ mit den Verwundeten und überreichte ihnen Karten mit dem Bild des Großherzogs. Sie drückte sich „lobend über den mustergültigen Betrieb des Lazaretts aus“ und ließ den Schiltachern „den Dank für den warmen Empfang“ übermitteln,³⁷ die dann wieder auf sich gestellt waren, so, als vermehrt Gefallenenmeldungen eintrafen.³⁸

Aufsehen erregte, wenn Familien bereits den zweiten Gefallenen verzeichnen mussten: Der Landwirt Aberle auf der Staig, dessen Sohn Jakob „durch ein Artillerie-Geschoss in den Kopf auf dem Felde der Ehre gefallen ist, eine schwer geprüfte Familie, die nun den zweiten Sohn dem Vaterlande zum Opfer gebracht hat“. Dasselbe wiederfuhr dem Maurer Blum mit dem Sohn Oswald, dessen Bruder Matthias zuvor „den Heldentod erlitten“. Lücken schlug der Krieg auch in die Reihen der Geschäftsleute: Für Wilhelm Bühler kam die Meldung: „Ein streb-



*Der Bismarckstein
in Schiltach –
Foto: Harter (2013).*

*Großherzogin Hilda
beim Lazarettbesuch
in Schiltach 1915 –
Stadt Schiltach.*



samer, junger Geschäftsmann, der eine Witwe und zwei kleine Kinder hinterlässt.“³⁹ Für sie gab es in der ev. Kirche wieder eine „Totenfeier“, der auch der Militärverein mit umflorter Fahne beiwohnte. Der Stadtpfarrer spendete „in zu Herzen gehenden Worten“ Trost, der Kirchenchor „sandte den in fremder Erde Ruhenden in prächtigem Gesang seinen letzten Gruß“. ⁴⁰ Auch der Imkerverein gedachte seiner Gefallenen, so des Johannes Schmalz: „Ein Mann mit einem herzguten, heiteren Gemüte. Und nun kommt er nicht wieder. So hat auch er sein Herzblut geopfert fürs Vaterland wie viele andere.“⁴¹

„Jeder Fleck Erde muss ausgenützt werden.“ – Ernährungs- und Versorgungsprobleme

Seit 1915 sind die Probleme der Lebensmittelversorgung nicht zu übersehen. „Lasst kein Stück Land un bebaut“ heißt die Losung, vor allem wegen des Mangels an Kartoffeln: Es kamen vier Waggons an, die aber die Nachfrage „bei weitem nicht decken konnten“. Auf Mangel verweisen auch die Schuhmacher: Sie verkünden Aufschläge, wegen der „fast nicht mehr zu erschwingenden Lederpreise“, und für Reparaturen „muss jedes Borgen aufhören“. ⁴² Zugleich floss Kapital ab: Auch hier „wollte man in der Beteiligung an der Kriegsanleihe nicht zurückbleiben“, wobei „Vorschussverein und Sparkasse“ vorangingen und die Zeichnung von 23000 auf 125000 Mark erhöhten. Die Stadt Schiltach zeichnete für 200 Mark und belastete ihren Schul-, Armen- und Waisenfond mit jeweils 500 Mark. ⁴³

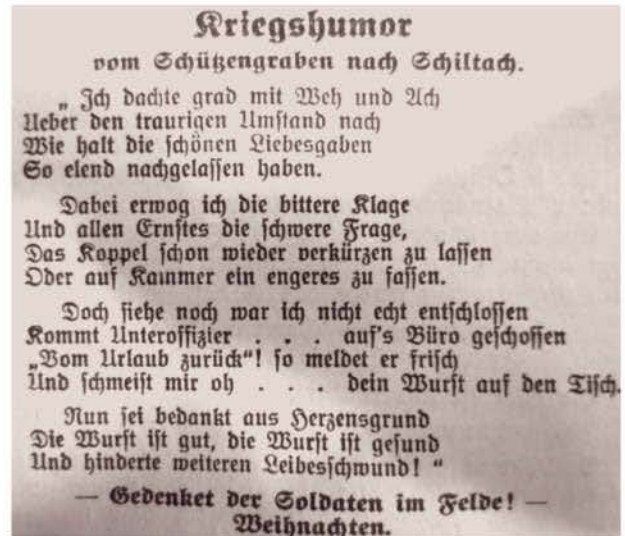
Die „Volksernährung im Krieg“ war Thema eines Vortrags des Bezirksarzts: „Gewisse Einschränkungen in unserer Ernährungsweise sind dringend notwendig, wir müssten uns mehr der Pflanzenkost und dem warmen Essen zuwenden, was be-

sonders den arbeitenden Klassen gewissen Ersatz für Fleischkost sein werde.“ Dafür warb auch der Gartenbauverein: „Durch Gemüse müssen wir in diesem Kriegsjahr das Fehlende an Eiweiß ersetzen. Deshalb muss viel mehr Gemüse als bisher angepflanzt werden. Jeder Fleck Erde muss ausgenützt werden. Das ist die völkische Pflicht jeder deutschen Frau.“ Zur Versammlung über „Obstverwertung und Baumpflege“ wurden die Frauen als „tapfere Heimatkämpfer“ geladen.⁴⁴ Der Gemeinderat beschloss, einen wöchentlichen Seefischmarkt abzuhalten. Dafür sollte jeweils ein Quantum Seefische bestellt und den Einwohnern „ohne Gewinn“ verkauft werden.⁴⁵

Im Dezember war es dann das zweite Mal, „wo Liebe und Barmherzigkeit unsichtbar von Haus zu Haus gingen und mit mahnender Stimme riefen: Die Herzen auf, die Hände auf für unsere kämpfenden Brüder, die Weihnachten wiederum im Feindesland fern von uns der Heimat feiern müssen!“ 1600 Mark wurden gespendet und „in Weihnachtsgaben verwandelt, die unseren Tapferen hochwillkommen sein werden und ihnen künden sollen: Euch, die ihr schirmt mit starker Hand, grüßt tausendmal das Heimatland.“⁴⁶ Vom „Schützengraben“ grüßte es als „Kriegshumor“ zurück: „Nun sei bedankt aus Herzensgrund ...“

„Ernste Worte zum Aus- und Durchhalten“ – das Kriegsjahr 1916

War Karl Gutmann, Eisenbahnsekretär, jetzt Ordonnanz-Offizier, im Januar 1916 noch mit dem „Ritterkreuz II. Klasse mit Schwertern des Ordens vom Zähringer Löwen“ ausgezeichnet worden, so mussten seine Frau und beiden Kinder ein Vierteljahr später seinen „Heldentod für sein Vaterland“ bekanntgeben. Das „Feld der Ehre“, auf dem er fiel, waren die „schweren Kämpfe vor Verdun“.⁴⁷ Als Vorbild erschien auch der Grenadier Gottlieb Arnold, der „an einer Offiziers-Patrouille teilgenommen und besondere Tapferkeit bewies“. Er war Mitglied der Jugendwehr, und „wir glauben, dass seine Vorbildung nicht wenig zu seinem mutigen Verhalten beigetragen hat“.⁴⁸ Geübt hatte er noch 1915 mit den Wehren von Wolfach und Hausach, 90 Mann, bei der ein „Hoch auf unser geliebtes, großes, wehrhaftes Vaterland“ durch den Bürgermeister nicht fehlte und die



DK vom 26.11.1915.



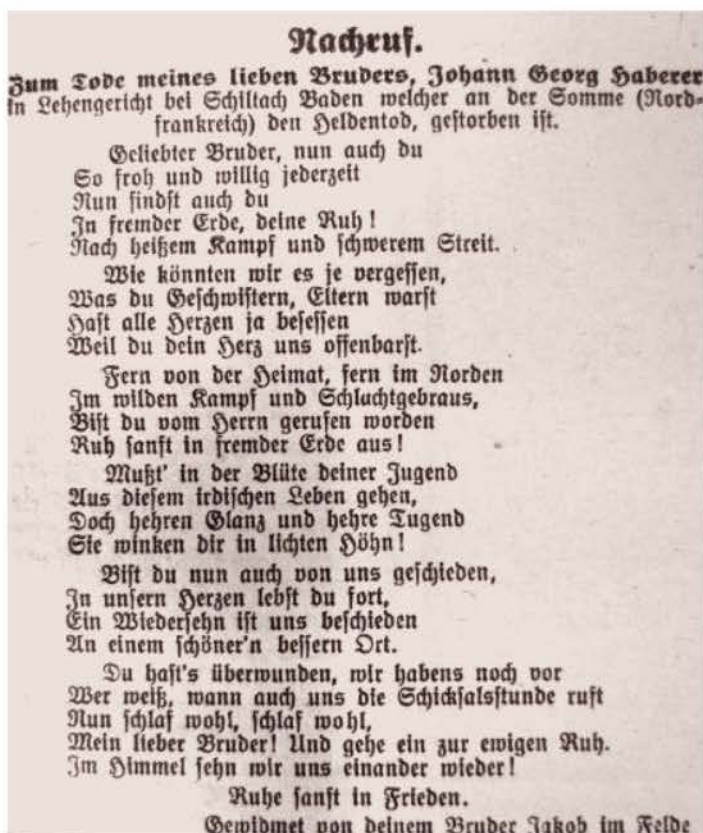
1916 als Flieger
abgestürzt: Erwin
Korndörfer (*1888),
Fabrikant – Stadt
Schiltach.

Jugendwehr als „Vorschule für den wirklichen Waffendienst“ vorgestellt wurde.⁴⁹ Dies zeigte 1916 eine großangelegte Übung mit folgender „Gefechtslage“: „Rot, bestehend aus den Jugendwehren Wolfach, Hausach und Haslach, ist durch das Kinzigtal und Kirnbach im Anmarsch. Blau, bestehend aus den Jugendwehren Schramberg und Schiltach hält das Moosenmättle besetzt und zwar in einer Vor- und in einer Hauptstellung und zieht sich, nachdem Rot sich entwickelt und der Angriff im Gang ist, auf seine Hauptstellung zurück, woselbst das Gefecht zum Abschluss kommt.“⁵⁰

Die Kriegsmaschine verlangte der Fabrikantenfamilie Korndörfer dann auch ihren „lieben hoffnungsvollen zweiten Sohn Erwin“ ab, der, wie sie fassungslos schrieb, „sein Leben fürs Vaterland geopfert (hat)“. Sein hiesiges Begräbnis mit Fliegersoldaten aus Böblingen wurde zur militärischen Demonstration. Die Danksagung formulierte dann auch: „Welcher sein Leben dem Vaterland weihte und im Dienste desselben freudig dahingab“, doch schloss sie auch mit der Mahnung: „O Deutschland vergiß nie Deine toten Helden!“⁵¹

In diesem Sinne schrieb der Lehengerichter Jakob Haberer ein Gedicht „zum Tode meines lieben Bruders Johann Georg, welcher an der Somme den Heldentod gestorben ist“.⁵² Auch für ihn sind Werte wie Vaterland, Heldentum, Ehre, Pflicht, Schicksal, Gedenken und Wiedersehen im Himmel, abstrakt,

DK vom 9.9.1916.



aber emotional und religiös besetzt, die Trostspender. In einfacher Form hieß es: „Er tat seine Pflicht für das Vaterland“, so für Friedrich Jehle, Bäcker, als er „auf dem Felde der Ehre starb“.⁵³ Immer „neue Trauerbotschaften durcheilten die Stadt“, für die „Ph. Hübnerschen Eheleute, dass ihr ältester Sohn den Heldentod erlitt“ und, am selben Tag, dass „Matthias Schwenk, Deisenbauer, aus einem Gefecht nicht mehr zurückkehrte“.⁵⁴ Gefordert waren Militärverein und Kameraden auch beim Begräbnis eines im Lazarett gestorbenen Soldaten. Unteroffizier Summ „erlitt im Alter von 24 Jahren den Heldentod“, ebenso Mathias Brüstle im Grumbächle: Er „hinterlässt eine

Frau mit zwei Kindern und betagte Eltern“, deren „schweres Leid“ gesteigert wurde, weil sie gleichzeitig den Tod ihres Schwiegersohns hinnehmen mussten.⁵⁵ Bei der Häufung von Todesnachrichten wünschte auch die Zeitung, so bei der Ordensverleihung an Wilhelm Bühler (Eulersbach), dass er „gesund und munter nach dem Ende dieses furchtbaren Weltkrieges, welches nicht allzufern mehr sein möge, sich recht lange dieses schönen Andenkens freuen möge“.⁵⁶

In dieser Situation wollte man den Geburtstag des Großherzogs nur noch „in schlichter Weise“ begehen, mit Festgottesdienst, bei dem Stadtpfarrer Ziller „des hohen Herrn und seiner erlauchten Familie in prächtigen Worten“ gedachte, sowie einem Frühschoppen, wo wiederum der Pfarrer das Wort ergriff, „in längerer Rede die Verdienste unserer tapferen unvergleichlichen Feldgrauen vor Augen, an die Daheimgebliebenen ernste Worte richtend und zum Aus- und Durchhalten mahnend. Sein Hoch galt der Armee zu Wasser und zu Land und der Luftflotte.“⁵⁷ Hier gibt es erstmals Durchhalteparolen, nicht zufällig durch Ziller, der schon vor dem Krieg als ausgesprochen national und kaisertreu aufgetreten war.⁵⁸

Mehr denn je wird jedoch die Friedenssehnsucht greifbar, nicht zufällig kurz vor Weihnachten 1916, der ein „K.W. Gutach“ in seinem „Weihnachtswunsch“ Ausdruck verlieh:

*„Der dritten Weihnacht' sehen wir entgegen
Seitdem da draußen tobt der blut'ge Krieg.
Du Gott im Himmel höre unser Flehen
Und schenk uns bald den heißerkämpften Sieg.*

...

*Gib uns die Söhne, gib die Gatten wieder,
Laß schauen wieder sie der Heimat Glück.
So mancher der voll Mutes ausgezogen
Kehrt nimmermehr zu uns zurück.*

...

*Und können sich auf dieser Erde
Die Menschen doch nicht mehr verstehn',
So laß durch deine Allmacht Friede werden,
Laß unsere Lieben bald die Heimat seh'n.“⁵⁹*



*„Der Heimat Glück“ –
eine junge Lehen-
gerichter Familie –
Stadt Schiltach.*

Noch stellt sich der Autor den Frieden durch „Sieg erkämpft“ vor, doch übertönen jetzt die Schrecken des Kriegs, die Opfer und Leiden, dieses Ziel. Bei dem großen Völkerhass bleibt als Instanz nur Gott, der den Jammer beenden kann. War er anfänglich der Garant des Siegs, so ist er jetzt der Helfer für das dringliche Kriegsende und den Frieden zwischen den Völkern. Unter dem alles überwölbenden Krieg, der täglich klaffende Lücken schlug, lassen diese Verse die Zivilgesellschaft und ihren Anspruch auf „der Heimat Glück“ sichtbar werden.

Doch wurde auf sie immer mehr Druck ausgeübt, auch durch dauernde Spendenaufrufe, etwa für das bis 1916 bestehende Lazarett oder die „Kaisertag-Sammlung“ fürs Rote Kreuz.⁶⁰ Unverbrämt wurde im März und September 1916 gefordert, die materiellen Reserven zu opfern und Kriegsanleihen zu zeichnen, gelockt durch hohe Zinsen und patriotische Appelle. So sollten die Sparguthaben in die Staatskasse transferiert werden, zur Finanzierung der horrenden Kriegskosten. Für die 4. Kriegsanleihe hieß es: „Heraus mit den silbernen Kugeln, heraus mit all dem Geld, das nur dem Genusse, nicht dem Leben dient! Dem Vaterland gehört es in dieser entscheidungsvollen Stunde! Wer zahlt, hilft mit zu Sieg und Frieden! Wer nicht zahlt verlängert den Krieg!“⁶¹ Dieses Verlangen der Kriegsmaschinerie animierte auch die Dichter, und Nanette Stengel legte in Kindermund:

*„Soll's Friede sei uf dere Welt,
No brucht de Kaiser üser Geld.“⁶²*

Dafür zeichnete auch die Schiltacher Schule 4100 Mark, doch gab es noch Zeitgenossen, die ihr Erspartes lieber horteten. Als einem Lehengerichter ein größerer Geldbetrag, darunter 90 Mark in Gold, gestohlen wurde, kommentierte die Zeitung: „Letzterer Umstand hat besonders die Schadenfreude der Mitwelt erregt.“⁶³ In großem Stil wurde für die 5. Anleihe geworben: Der Gemeinderat lud zu einem Abend mit einem Reichsbankvorstand ein. Er schilderte „die großen Vorteile, welche die Anlage des Geldes in der Kriegsanleihe hat und ermahnte die Anwesenden, ihre patriotische Pflicht zu erfüllen“. In einer bisher nicht erlebten Kampagne sah man Anzeigen: „Jede gezeichnete Mark arbeitet für den Sieg! Jede verweigerter Mark stärkt den Feind!“⁶⁴ In der Zeitung erschienen die Beträge: Gemeinde Lehengericht 4000 Mark, Volksschule Hinterlehengericht 200 Mark, Stadtgemeinde Schiltach 20000 Mark. Bei der Sparkasse wurden Anleihen für 171 000 Mark, bei der Post für 18000 Mark gezeichnet.⁶⁵

Kaum war die Anleihe abgeschlossen, kam der Aufruf: „Alles Gold dem Vaterland!“ Es sei „Ehrenpflicht der Daheimgebliebenen“, dass „jedes Goldstück, der Goldschmuck und die Juwelen in den Dienst des Vaterlandes gestellt werden“. ⁶⁶ Am 19.11. war „Opfertag für die deutsche Flotte“, die „in zähem Kampfe auf allen Weltenmeeren sich so glänzend bewährte“. Gependet wurden 677 Mark, außerdem 540 Mark für den „Badischen Heimatdank“ – „außerordentlich schöne Ergebnisse, die beredtes Zeugnis geben von der Opferfreudigkeit unserer Einwohner“. ⁶⁷ Der „Heimatdank“ unterstützte Kriegsbeschädigte, als „Dank all denen, die mit unvergleichlicher Tapferkeit das Vaterland geschützt und die Feinde von der Heimat ferngehalten haben“. Ihn vertrat hier Christoph Heinzelmann, dessen Firma dafür und „sonstige wohltätige Zwecke“ 1000 Mark spendete. ⁶⁸

Zugleich wurde die Ernährungssituation immer schwieriger, wie ein Aufruf zur Ziegenhaltung zeigt. Der Bürgerausschuss beschloss die Einrichtung einer „Kriegsvolksküche“, geleitet von Marie Beeh. Im Dezember wurde die „für die Ernährungsfrage wichtige Einrichtung“ eröffnet, in der „ein Liter Essen für den billigen Preis von 35 Pfennig abgegeben“ wurde. ⁶⁹

*** Schiltach, 1. August.**
Wohl noch niemals ist die Ziege so zu Ehren gekommen, wie heurig in dieser schweren Kriegszeit. Ausschlaggebend hierfür ist einmal die große Nachfrage nach Ziegen und dann aber auch der hohe Preis, der sich ins dreifache gegen sonst steigert. In dieser teuren Zeit, wo besonders die Milch in Schiltach so knapp und schwer zu bekommen ist, möge doch Mancher, der sich noch nie mit Ziegenhaltung befaßt hat oder früher Kühe im Stall hatte, sich dazu entschließen, eine Ziege anzuschaffen. Wie würzt Ziegenmilch den Kaffee! Es wird keinen gereuen. Er sucht dann nicht nur seinen eigenen Vorteil, sondern dient damit auch dem Vaterlande und hilft mit zum Durchhalten.

DK vom 2.8.1916.

„Auch Ihr werdet zu Stahl werden!“ – das Kriegsjahr 1917

Hoffnung setzte man in der Zeitung auf das Friedensangebot der Mittelmächte im Dezember 1916, nach dessen Ablehnung durch die Entente die Tonart sich wieder verschärfte, an der Spitze die Erklärung des Kaisers: „In der gerechten Empörung über der Feinde anmaßenden Frevel, in dem Willen, unsere heiligsten Güter zu verteidigen und dem Vaterland eine glückliche Zukunft zu sichern, werdet Ihr zu Stahl werden.“ ⁷⁰ Auch das Bezirksamt geißelte „die Eroberungsgier unserer Feinde, die uns vernichten wollen“. Dass nach ihrem Willen der Rhein Deutschlands Grenze wäre, musste hier besonders ängstigen: „Eure Heimat soll bei einem ferneren Kriege das Einfallstor der Rothosen werden.“ Da konnte es nur eine Reaktion geben: „Auch Ihr werdet, wie des Kaisers Soldaten, zu Stahl werden!“ Damit „das Blut Hunderttausender nicht umsonst geflossen ist“, muss „der Krieg in Bälde durch uns zu einem siegreichen Ende geführt“ werden. Dazu gehört auch das Sammeln von scheinbar Wertlosem: Knochen für Düngemittel, Fettstoffe und Öle; Zinn, Stanniol und Papier für die Kriegsindustrie – „je reichlicher diese Gegenstände zur Verfügung gestellt werden,

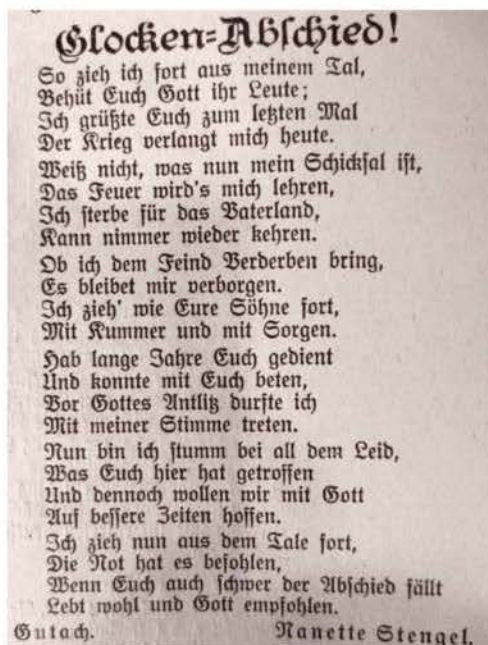
desto größer werden die Bestände, deren das Heer zu seiner Schlagkraft bedarf“.⁷¹

Auch die im März 1917 aufgelegte 6. Kriegsanleihe warb mit dem Slogan „Gebt unsern Feinden die Quittung für das abgelehnte Friedensangebot.“ Wieder gab es eine große Kampagne,⁷² und Nanette Stengel dichtete „G'wissensbisse“:

*„Du hast doch au no Geld am Zi's,
Jetzt loß es überschriwe
Es steht jo guet ins Kaisers Hand
So lang wir Dütsche bliwe.
...
Jetzt het jo s'Geld die größte Macht
Sell hilft uns Schlachte g'winne.
D'r letzte Pfennig geb i her,
Will nimme lang mi b'sinne.“⁷³*

Die Propaganda für die Kriegsanleihen wiederholte sich im Herbst, wozu der Gemeinderat eine „Hindenburgfeier“ abhielt.⁷⁴ Am Ende wurden 292800 Mark gezeichnet, darunter die „Schulzeichnungen“: Lehengericht 1511, Schiltach 2400 Mark. Damit war das Ergebnis der 6. Anleihe (227700 Mark) beträchtlich übertroffen,⁷⁵ sodass 1917 hier mehr als eine halbe Million für die Kriegsfinanzierung aufgebracht wurde. Daneben liefen Sammlungen: „Zum Besten der Soldaten- und Marineheime“, „U-Boot-Spende“, Großherzogsgeburtstagsspende“, die in Lehengericht 55, in Schiltach 1006 Mark brachte, das damit an der Spitze im Amtsbezirk stand.⁷⁶ Der „Opfertag für die Badischen Kriegs- und Zivilgefangenen“ kam auf insgesamt 938, der „Kaiser- und Volksdank“ für Weihnachtspakete auf 490 Mark.⁷⁷

DK vom 2.7.1917.



Die Imker kämpften um Zuckerzuteilung, wofür sie Honig abzuliefern hatten. „Aber zuerst möchten wir volle Kannen mit Honig sehen; möge dieses Jahr auch den langersehnten und siegreichen Frieden bringen“, wie es etwas aufmüpfig heißt. 68 ihrer Mitglieder standen im Felde, derer Hauptlehrer Rein „in begeisterten Worten gedachte“. Doch machten sie am Ende „lange Gesichter, denn die Trachtverhältnisse waren gar nichts.“ So war die Antwort auf die Ablieferungspflicht: „Ein altes Sprichwort sagt: wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, und erst, wenn unser Wunsch nach Honig wenigstens einigermaßen erfüllt wird, werden wir

es als vaterländische Pflicht erachten, entsprechend Honig abzuliefern.“⁷⁸

Die Zwangsbewirtschaftung galt auch für Eichen- und Fichtenrinden, die Gerber Trautwein zu Preisen kaufte, die in Berlin festgelegt wurden. Der Ankauf für Rosskastanien und Eichen lag beim Bezirksamt, das bat, „die Kinder anzuweisen, die reifen Früchte zu sammeln“.⁷⁹ Die Apotheke zahlte fürs Pfund Brombeerblätter 60 Pf., Fabrikant Grohe annoncierte: „Fichten-Harz und braunes Pech – kaufe jeden Posten.“⁸⁰ Zur Ernährung von Mensch und Tier bot man Ersatzstoffe an: die Apotheke „Butter-, Milch- und Eierlegpulver“; der Kommunalverband „Häckselmelasse, Heidemehl, Trockenschnitzel, Pansenmischfutter, Eiweißstrohkräftfutter mit und ohne Fischmehl“.⁸¹ Wenn das Fleisch nicht reichte, sollten die Metzger „die zu beanspruchenden Mengen“ herabsetzen. Im Monat September waren zu beziehen: 250 gr Zucker, 60 gr Weizen Grieß, 100 gr Teigwaren, 100 gr Grünkern und 60 gr Gerstengraupen.⁸² Im Juni kam die Anordnung zur „Bronzeglocken-Ablieferung im Heeresinteresse“,⁸³ die je zwei Glocken der ev. und der kath. Kirche betraf.⁸⁴ Die Bahn verkündete Einschränkungen, und auf der Strecke nach Schramberg wurden die Personenwagen nicht mehr geheizt.⁸⁵

Zur inneren Festigung gab es eine „Vaterländische Versammlung“ mit dem Abgeordneten C. Fehrenbach. Er sprach über die „Aussichten auf die Weiterentwicklung des Krieges“, und zwar „mit so hoffnungsvollen Versicherungen“, dass die Teilnehmer „mit gestärktem Mut der heimatlichen Behausung zugewandert sind“.⁸⁶ In diesen Zusammenhang gehört auch die Verleihung des „Kriegsverdienstkreuz[es]“ an Zivilisten, die sich verdient gemacht hatten.⁸⁷ Hochpolitisch ist ein Beitrag, in dem ein „Offizier aus dem Hauptquartier“ zitiert wird: Er bemängelt die „Unterstützung der inneren Front“, ohne die es „das seine volle Schuldigkeit tuende Heer“ nicht schaffen könne, und kritisiert den Reichstag, in dem „alles drunter und drüber geht“. Von ihm „sind Ruhe und Einigkeit zu verlangen, keine jämmerlichen Parteisüppchen“. Und er droht mit einem „Sturm“ gegen diesen Reichstag, der nichts Besseres anzufangen weiß, als „die militärischen Erfolge des Heeres zu verkleinern“.⁸⁸ – Hier wird nicht nur das Parlament bekämpft, sondern bereits klargestellt, wer schuld ist, falls der Krieg verloren geht: die „uneinigen Politiker“ und die „unzuverlässige innere Front“.

Ob diese Äußerung auch in Schiltach registriert wurde? Hier war man wohl damit beschäftigt, die Engpässe und die sich häufenden Todesmeldungen zu bewältigen.⁸⁹ Machten davon die Familien die „traurige“ oder „schmerzliche“ Mitteilung,



Eduard Beeh (*1893),
„Oberleutnant z. See,
Kommandant der
Mot.-Boot-Abwehrflot-
tille Flandern. Gef.
5.6.17 beim Angriff
engl. Monitore in
Ostende“ – Stadt
Schiltach.

„erschüttert“ oder „tiefbetrückt“, so formulierten beim „Heldentod“ von Eduard Beeh, Kaiserlicher Oberleutnant zur See, die Ehefrau und Mutter: „In stolzer Trauer“.⁹⁰ Zum Jahreswechsel hieß es dann „Durchhalten!“, nachdem „ein Kriegsjahr mit all seiner Not und Bitterkeit“ vorüber war. Denn: „Gott war mit uns auch im Jahr 1917! Das Blättlein hat sich gewendet; im Osten ist freie Bahn geschaffen; im Westen hat die Eisenmauer standgehalten.“ Noch sind Schwierigkeiten zu überwinden, sodass es heißt: „Nicht nachlassen, fest zusammenstehen! Tragen wir die schwere Kriegslast auch noch die letzte Wegstrecke, wird der Krieg für uns zu einem guten Ende geführt.“⁹¹

„Schlimme Nachrichten aus dem Schlachtfelde“ – das Kriegsjahr 1918

Gleich Anfang 1918 wurde in die „Eisenmauer“, aber auch in die Bürgerschaft Schiltachs, „eine große Lücke gerissen“: „Der seit Kriegsbeginn sich an der Front befindliche Franz Wäckerle ist den Heldentod gestorben; eine Witwe mit 5 Kindern trauern nebst den Eltern und Geschwistern um den Gefallenen. Ferner ist der Rotgerber Georg Trautwein fürs Vaterland gefallen; er war der einzige Sohn seiner Eltern.“⁹² Da kamen zur Ablenkung „Vorführungen lebender kinomatographischer Bilder von allen Kriegsschauplätzen und aus der Rüstungsindustrie“ gerade recht: So kann sich jeder „von den ungeheuren Leistungen unserer braven Feldgrauen und ihrer trefflichen Führung zum Schutze unserer teuren Heimat ein Bild machen. Zur Erheiterung enthält das Programm auch humoristische Films.“⁹³

Doch hörten die „schlimmen Nachrichten“ nicht auf: „Sechs brave Krieger haben ihr Leben hingegeben. Von Schiltach zwei Familienväter: Matthias Eßlinger, Zimmermann, und Joh. Georg Trautwein, Maurer; ferner: Joh. Georg Kamm und Joh. Konrad Wolber von Lehengericht; von Kinzigtal: Matthias Wolber (beim Hirsch). Drei der Gefallenen sind die einzigen Söhne ihrer Eltern. Wie herb ist die Trauer der Betroffenen! Möge Gott sie stärken!“⁹⁴ Die Frau von Matthias Eßlinger erhielt den Brief eines Offiziers:

„Wie Sie wissen, hat jetzt hier die neue Offensive eingesetzt, um mit Waffengewalt von unseren erbitterten Gegnern den so heiß ersehnten Frieden zu erzwingen, da jede andere Möglichkeit hierzu von den Westmächten ausgeschaltet worden ist in gewissenlosester Weise. Sie können sich denken, daß auch wir hier [...] voll und ganz unsere



Schuldigkeit getan haben, und daß dabei schwere Verluste zu beklagen sind. Es muß eben fast jede Familie dem Vaterland ihr Opfer bringen; kaum einer ist verschont geblieben oder wird es bleiben. – Auch in Ihrem trauten Familienkreise hat der Tod eine tiefe Lücke geschlagen; unser guter, braver Matthias Eßlinger hat gestern nachmittag 5½ Uhr durch einen Granat-Volltreffer sein warmes Leben für Sie und Ihre 3 lieben Kinder schmerzlos hingeben müssen. Seien Sie stolz auf solchen Gatten, der bis zum letzten Atemzug, eingedenk seines Fahneneids, furchtlos und treu seine Schuldigkeit gewissenhaft getan hat, den wir alle lieb haben mußten, sodaß uns sein Vorbild stets vor Augen schweben wird. Wie er treu an seinem Vaterlande gehandelt hat, wollen auch wir ihm ewige Treue über das Grab hinaus bewahren. – Möge Gott Sie stärken und trösten in Ihrem großen Schmerze und Sie Ersatz finden lassen dem Glück und Gedeihen Ihrer lieben Kinder, deren Erziehung und Pflege Ihnen jetzt das Leben lebenswert machen müssen. Was ist für eine Frau wohl trauriger, der Verlust des Mannes oder der Kinder? – Meine arme Frau hat bereits 2 Söhne im Feld verloren; der dritte steht mit seinem Regiment in R... und ich selber bin seit August 1914 draußen; wir müssen uns eben in das unvermeidliche schicken. – Die Wertsachen gehen Ihnen demnächst zu, ebenso hoffe ich, eine Aufnahme der Begräbnisstätte senden zu können. – Mit Ihnen trauert G., Hauptmann u. Batterieführer.“⁹⁵

Abb. links: Franz Wäckerle im Kreise seiner Familie (gef. 1917 in Frankreich) – Vorlage: privat.

Abb. rechts: „Chr. Joos am Grabe seines fürs Vaterland gefallenen Schwagers Franz Wäckerle“ – Vorlage: privat.

Auf der anderen Seite standen die mit Orden und Beförderungen Ausgezeichneten, an der Spitze Eduard Böckh, befördert zum Major und Bataillonskommandeur, unter Verleihung des



„Er zeichnet Kriegsanleihe!“, von Curt Liebich
(Gutach) – DK vom 4.4.1917.



DK vom 12.10.1917.

„Ritterkreuz[es] mit Schwertern vom Hausorden der Hohenzollern“.⁹⁶ Freuen konnte sich auch der Militärverein, dem „Gönner die ansehnliche Summe von 10000 Mark“ übergaben, die nach dem Krieg an Kriegsteilnehmer oder Angehörige verteilt werden sollten. Dies war für den Verein Anlass, „sich als einen solchen von Kriegsteilnehmern zu bezeichnen“, sodass er den Namen in „Krieger- und Militär-Verein“ änderte, hoffend, dass „recht viele Kameraden sich zusammenfinden, um die Liebe zu Fürst und Vaterland, Kaiser und Reich zu pflegen“.⁹⁷

Inzwischen produzierte auch die Metallfabrik Hans Grohe für den Krieg, wofür sie Frauen oder Mädchen suchte, doch sollten „landwirtschaftliche Arbeiterinnen sich nicht melden“⁹⁸. Und schon stand die 8. Kriegsanleihe an: „Heute heißt es für die gesamte Heimatarmee: Angetreten zum großen entscheidenden Schlag, den sie zur Erzwingung des Friedens wieder tun muß! Wir wollen durch und wir müssen durch!“ Der Schriftsteller Wilhelm Fladt schrieb:

*„So öffnet die Hände! So öffnet das Herz!
Laßt lohnen die Brände! Laßt klingen das Erz!
Wir brauchen Soldaten und Waffen,
Zum Sieg sich zu straffen,
Den Frieden zu schaffen!“⁹⁹*

Zu einem „Vaterländischen Vortrag“ erschien ein Offizier, der „über Heimatspflichten“ redete und „durch selbst erlebte Beispiele von der Front bewies, wie unsere Brüder draußen es an nichts fehlen lassen, um in Treue ihre Pflicht zu erfüllen und den Sieg zu erringen“. Das Theaterstück „Bärmchen“ führte vor, „wie ein Hartnäckiger doch weich wurde und 20000 Mark Anleihe zeichnete als Mitgift für seine Tochter“. Auch der ev. Pfarrer Mayer ermunterte dazu: „Die draußen schließen die

Faust, um draufzuschlagen, wir in der Heimat wollen sie öffnen, um zu zeichnen.“ Das Ergebnis übertraf die Erwartungen: Bei der Sparkasse wurden Anleihen für 330000 Mark erworben, bei der Post für 33400 Mark, im Amtsbezirk kamen, als höchste bisherige Summe, mehr als 3,3 Millionen Mark zusammen – für „unsere Feinde der Beweis, daß nicht wir es sind, denen die ‚silbernen Kugeln‘ ausgehen werden“.¹⁰⁰

„Deutschland halt aus!“ ist ein weiteres Gedicht von W. Fladt überschrieben,¹⁰¹ und in diesem Sinne lud der Frauenverein zu einem Vortrag „Volkswohl und Frauenglück“. Eine auswärtige Rednerin führte „in die weitverzweigte Arbeit der deutschen Frau; wo der Krieg die deutsche Frau hingestellt hat, erfüllt sie ihre Pflicht. Wir kennen sie, die tüchtigen Bäuerinnen, die fleißigen Arbeiterinnen, die Unermüdlichen vom Roten Kreuz und alle, die Männer vertreten – jede im rechten Sinn erfüllte Pflicht ist Vaterlandsdienst, oder wie Luther sagt: Jede rechte Arbeit ist Gottesdienst.“ Sie schloss mit: „Uner-schütterlich!“, und der Bürgermeister bestätigte, dass „auch hier die Frauen während des Kriegs schon Großes geleistet haben“.¹⁰²

Einen Konflikt gab es bei der Tuchfabrik Karlin, wegen der Wartezeiten bei kriegsbedingtem Materialmangel, die nicht entgolten wurden. Eine Versammlung mit dem Hirschdunkerschen Gewerkverein wandte sich an die Firmenleitung, mit dem Ergebnis, dass „bei Wartezeit infolge Materialmangel 50 Prozent des Stundenverdienstes gewährt [wurde]“.¹⁰³ Deutlich kritisiert die Zeitung einen Antrag der Kaufleute „um höheren Händlerverdienst“: Den müssten „in der Hauptsache die Arbeiter“ bezahlen. Alle Artikel kosteten das „3 und 4 fache gegen vor dem Krieg“, mit den Löhnen seien sie aber „noch lange nicht auf das Doppelte“ gekommen. Auf 500 Familien kämen elf Händler, „was zu viel ist“; 5–6 Geschäfte genügten, „dann würde der Umsatz und damit der Verdienst höher“. Und ganz sozialkritisch: „Es wird doch nicht alles in den Taschen der Händler hängen bleiben müssen.“ Auch die Wirte klagten über „steigende Weinpreise, die so übertrieben sind, daß es sich der wenig bemittelte Bürger, Beamte oder Arbeiter nicht mehr leisten kann, ein Viertel Wein zu trinken“.¹⁰⁴

Im September verkündete das Bezirksamt „die dritte fleischlose Woche“ und bewilligte dafür „1/4 Pfund Roggenmehl auf den Kopf“. Zugleich gab es für eine 750-gr-Brotmarke nur noch ein 500-gr-Brot. Das gesparte Mehl sollte mit Streckungsmitteln zu weiteren Brotlaiben verwendet werden.¹⁰⁵ Rohstoffmangel vermittelt auch der Aufruf „Sammelt Brennesseln“: Wie „die Kämpfer an der Front Ermüdung nicht kennen“, so darf



1918 in Nordfrankreich gef.: Hans Maurer, Konditor (*1899) – Stadt Schiltach.



Friedrich Wössner,
Fabrikarbeiter
(*1895 / †1918) –
Stadt Schiltach.

auch die „Heimatarmee nicht erschlaffen“. Aus Nesseln lassen sich Garn und Gewebe „für unser kämpfendes Heer“ herstellen. „So zieht denn hinaus zu neuer Arbeit. Die Stoffnot ist ungeheuer groß, aber gewaltig groß sind auch die Möglichkeiten, sie zu mildern, wenn ihr sammelt.“¹⁰⁶

Seit Juli 1918 häufen sich Berichte über alliierte Offensiven, deren Erfolge aber verschleiert werden: „Sie erzielten zwar einen Einbruch, doch verlor die deutsche Infanterie nicht den Kopf.“¹⁰⁷ Dass es dabei hohe Verluste gab, zeigt die Todesanzeige für Dr. Rudolf Stählin, der „sein Leben in den schweren Kämpfen an der Maas dem Vaterland zum Opfer [brachte]“¹⁰⁸. Gleichzeitig lief die 9. Kriegsanleihe an, unter der Devise „Unserer Heimat heiliger Boden wird auf den Schlachtfeldern des Westens verteidigt“: Wenn nicht „alles Blut umsonst geflossen sein und all unser Hab und Gut in Gefahr kommen soll“, bleibt nur, es „mutig abermals zu wagen“ und zu zeichnen, wozu es wieder „Vaterländische Abende“ gab.¹⁰⁹ Da standen auch die Dichter nicht zurück, und neben W. Fladt¹¹⁰ kam Nanette Stengel zu Wort:

*„Verzage nicht, wir kämpfen um das Höchste,
was nützt dir das schnöde, eitle Geld?
Gibs hin als Pfand, das Heiligste zu retten,
Ja ehrlos ist, wer jetzt nicht Treue hält.“¹¹¹*

Bemüht wurde auch die „Chronik“, mit Erinnerungen an die Durchzüge französischer Truppen um 1800, die „schwere Kontributionen an Geld auflegten. Räubereien und Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung.“ Und die Lehre? „Wenn heute der Feind ins Land käme, würde er den roten Hahn auf alle Dachfirste setzen, kein Stein bliebe auf dem andern, Vater, Mutter und Kinder würden ins Elend und gar in den Tod getrieben. Willst du dieses bittere Los abwenden, so zeichne Kriegsanleihe!“¹¹² Es kamen nochmals bedeutende Summen zusammen, aus dem Amtsbezirk 2,455 Mio., aus Schiltach 305 600 Mark.¹¹³

Dann gab es jedoch Schlagzeilen wie „Einstellung des Feuers an der Westfront“, „Abdankung des Kaisers“, „Waffenstillstand angenommen“, „Die Revolution in Baden“,¹¹⁴ die nicht nur das Ende des Kriegs, sondern auch den politischen Umsturz meldeten. Reaktionen gab es in Wolfach, wo der Bürgermeister die Männer zur „Bürgerwehr“ rief, zwecks „öffentlicher Ordnung, Ruhe und Sicherheit“.¹¹⁵ Eine vergleichbare Aktion oder Arbeiter- und Soldatenräte wie in Haslach und Hausach¹¹⁶ sind aus Schiltach nicht bekannt. Wohl stellte man sich hier

hinter „eine aus dem ganzen Bezirk zahlreich besuchte Versammlung“ in Hausach. Sie tat kund, dass „die Mehrheit des Volkes keineswegs geneigt sei, anstelle der alten Militärdiktatur eine solche von seiten der äußersten Linken einzutauschen“ und unterstützte die Wahl einer badischen Nationalversammlung.¹¹⁷

In Form endloser Durchmärsche kam das Kriegsende auch sichtbar ins Tal. Da blieb der Aufruf nicht aus, „unsere aus dem Feld zurückkehrenden Brüder“ zu unterstützen, haben sie doch „in über vier Jahre langem, heldenmütigen Kampf Entbehrungen und Anstrengungen ertragen und die Schrecken des Kriegs von unserer Gegend ferngehalten“.¹¹⁸ Nanette Stengel schrieb ihr letztes Gedicht:

*„Der Friede kehrt zur Erde wieder,
Den Toten wird ein Aufersteh'n,
Sie mögen es im Jenseits ahnen,
Daß jetzt die Siegespalmen weh'n.“¹¹⁹*

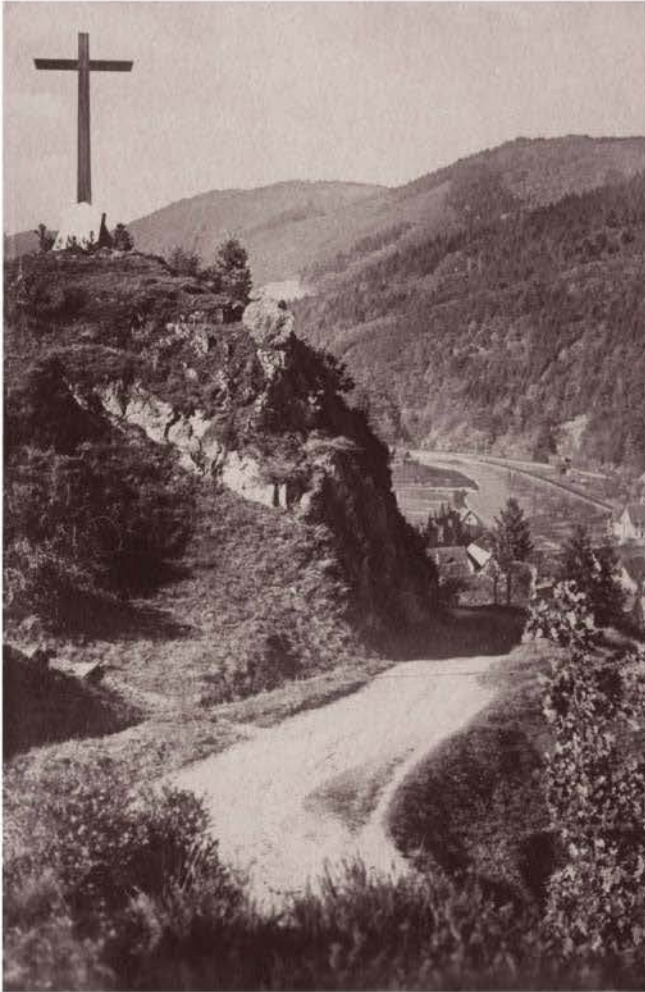
Aus Schiltach fehlen Berichte über die „Wiederkehr des Friedens“, für die es aber Anzeichen gibt: Der Dentist Karl Kuhn, „aus dem Heeresdienst entlassen“, praktiziert wieder; Joh. Kirgus empfiehlt „Prima Rauchtak in Paket (kein Ersatz)“; Dr. Hermann Jockers ist „aus dem Felde heimgekehrt“.¹²⁰ Erste politische Aktivitäten gab es für die Wahlen zur Badischen Nationalversammlung: Die Deutsche Demokratische Partei Schiltach-Lehengericht lud „alle Freunde [Männer und Frauen] eines freien geordneten Volksstaates“ ein. Auch die SPD hielt eine „öffentliche Volksversammlung“ ab, während der Fabrikant Fritz Karlin sich für die Wahl im Januar 1919 als Kandidat der DDP zur Verfügung stellte.¹²¹ Das Vereinsleben begann, so beim MGV Eintracht, und auf der Bahn wurde das Verbot des „Reisens ohne Erlaubnisschein“ aufgehoben.¹²² Doch trafen noch immer Todesmeldungen ein,¹²³ und in der durch Mangelernährung geschwächten Bevölkerung waren im letzten Quartal 1918 anormale Verluste zu beklagen: durch Diphtherie (1 Toter), Typhus (2 Tote) und Influenza (7 Tote).¹²⁴

„Den Helden 1914–18“ – Formen der Kriegsverarbeitung und Gefallenenehrung

1919 gab es in vielen Gemeinden „Begrüßungsfeiern für die heimgekehrten Krieger“. In Schenkenzell dankte der Bürgermeister „für ihre Heldentaten, wodurch sie unsere Heimat vor Verwüstungen und Greuelthaten durch feindliche Heere be-



Wilhelm Bühler,
Kaufmann (*1897
Schiltach / †1918 in
Belgien) – Stadt
Schiltach.



Das „Krieger-Gedächtnis-Kreuz“ auf dem Schrofen (um 1926) – Sammlung H. Harter.

wahrten“. Ähnlich in Schapbach: „Im August 1914 zogen wir aus mit frohem Mut, zum Schutze für das Vaterland. Blutig waren die errungenen Schlachten. Sieg auf Sieg wurde erfochten, und trotzdem war es uns Kriegerern nicht vergönnt, als Sieger in die liebe Heimat zurückkehren zu dürfen. Wie bekannt, ist es nicht die Schuld unserer wackeren Krieger.“¹²⁵ – Wessen Schuld es war, etwa die der eigenen Führung, der feindlichen Übermacht oder der gegen den Krieg aufbegehrenden „Heimat“, wird nicht gesagt. Im Gleichklang stehen jedoch die Begriffe und Argumente: Nicht Soldaten oder Kriegsteilnehmer, sondern „Krieger“ und „Helden“; nicht Einfall in fremde Länder, sondern „Schutz der Heimat“; nicht militärische Verlierer, sondern allweilige „Sieger“, deren schließliche Niederlage nicht mit rechten Dingen zugegangen sein kann.

Eine erste Stellungnahme aus Schiltach kam vom Turnverein, in einem Nachruf auf seine 31 gefallenen Mitglieder: „4½ Jahre furchtbarer Krieg liegen hinter uns, die Grausamkeit des Kampfes forderte zahlreiche Opfer“, was jedoch „treue Pflichterfüllung“ und „Heldentod fürs Vaterland“ genannt wird, der Jugend ein „leuchtendes Vorbild“. Anklagend heißt es: „Eine weitere Anzahl harret in Gefangenschaft sehnsüchtig der Befreiung.“ Als „bleibendes Andenken für die Helden“ schuf der Maler Eduard Trautwein eine Gedenktafel, dem „Wesen des Turners“ entsprechend: „einfach und schlicht, aber treu und wahr“.¹²⁶ Eine Begrüßung „für die Heimgekehrten“ gab es bei den Imkern, wo es sprachlich weniger markig zuging: Sie sind „Kriegsteilnehmer“, das Gedenken galt „unseren lieben Gefallenen“, den „noch in Gefangenschaft Befindlichen“ wurde baldige Heimkehr gewünscht.¹²⁷ Diese zog sich hin, erst im März 1920 kam der Letzte, empfangen mit dem Wunsch, dass „die Heimat sie bald vergessen lassen möchte, was sie Schweres erduldet haben um ihretwillen“. Es waren 18 Mann, denen die Gemeinde ein Schreiben und 50 Mark zukommen ließ.¹²⁸

War hier eher Erleichterung zu verspüren, brannte anderen die Niederlage in der Seele: „Ein Sturmlied von Wehgesang und

Schwermut geht heute noch über Land und Meer, erzählt von Helden, die fielen, von Männern, die deutsche Ehre wahrten als ihren blanken Schild, bis der Arm, der ihn trug, zerbrach.“ Noch die Kindeskinde sollten „die Schmach erfahren, die man uns angetan hat durch der Feinde Haß, Macht und Überzahl. Sagt es, wie sie von allen Seiten kamen, wie die Meute, sogar übers Meer mit wilden Völkern, bis sie das edle Wild zu Tode hetzten.“ Die aber, „die draußen eingeschlafen sind, sie wachen und horchen, ihr Blut schreit. Mit unauslöschlicher Handschrift haben es die Helden eingegraben: Deutschland, vergiß die Deinen nicht!“ Sodann die Verheißung: „Deutschland hat Jugend, es kommt ein Tag, es schlägt eine Stunde, es kommt ein neuer Morgenstern.“¹²⁹



„Heldengedenkfeier“
mit „Ehrenwache“
(um 1940) –
Vorlage: privat.

Während der „Reichsbund der Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer“ unter Leitung von Christoph Wolber (SPD) sich um die Versorgung der Kriegsoffer und Hinterbliebenen kümmerte, zu Weihnachten mit Bescherung für 120 Kinder,¹³⁰ formierten sich die Militärvereine Schiltach und Lehengericht (120 bzw. 130 Mitglieder). Es gab neue Vorstände, „die das Vertrauen der Kriegsteilnehmer genießen“, das Ziel hieß: „Kameradschaft und Liebe zum Vaterlande, die von jedem treuen deutschen Manne gepflegt werden sollten“.¹³¹ Auch der Bismarckstein zeigte wieder Schmuck: Zum 1. April 1923 „einen Kranz mit großer schwarz-weiß-roter Schleife“, 1924 „Schleifen in den altdeutschen Farben“, von der Presse wohlwollend begleitet: „Bismarck verstund es, die wahre Volksgemeinschaft hoch zu halten; möge im heutigen Parteienwirrwarr dies heilige Vermächtnis aufrecht erhalten bleiben.“¹³²

Wurden so der Krieg und seine Folgen politisch sehr unterschiedlich zu bewältigen versucht, gab es auch Taten der Verzweiflung: Ein junger Kriegsinvalide erschoss sich, „Opfer des Weltkriegs“, wie es hieß, „infolge Schwermut, in die er infolge seines körperlichen Zustandes verfallen war“. In gleicher Weise schied eine Frau aus dem Leben: Sie verlor im Krieg den Mann und einen Sohn, sodass „das Leben ihr wenig Erfreuliches mehr geboten zu haben scheint“.¹³³ Auch die Goldene Hochzeit von Altgemeinderechner Jakob Bühler war noch vom Krieg überschattet: „Er hat ihm zwei hoffnungsvolle Söhne entrissen.“¹³⁴

Erstmals hört man 1922 hier von einem „Denkmal für unsere gefallenen Helden“. Zur Debatte stand ein Gemälde in der ev. Stadtkirche, eine Idee des Künstlers Karl Eyth. Sein Entwurf wurde zur Diskussion gestellt, mit der Bitte, „alle Parteigegensätze“ zu lassen: „Sie haben gemeinsam gegen eine große Übermacht gekämpft, wollen wir sie auch gemeinsam ehren.“¹³⁵ In einer Versammlung gab es jedoch Kritik, grundsätzliche Bedenken kamen vom „Reichsbund“: Wenn Mittel aufgebracht würden, dann doch für die Kriegswitwen und -waisen, „die Ärmsten der Armen, um deren Not und Bedrängnis zu steuern“.¹³⁶

Während in den Nachbarorten Kriegerdenkmäler eingeweiht wurden, so – wegen seines Ausdrucks von Trauer und Leid – viel beachtet in Gutach,¹³⁷ war man hier noch mit der Ideensuche beschäftigt. 1925 ergriff der Militär- und Kriegerverein Schiltach die Initiative und beschloss, „ein Krieger-Gedenkkreuz“ zu errichten, nachdem „die Bemühungen betr. Erstellung eines Ehrenmales für die Gefallenen bisher zu keinem allseits befriedigenden Ergebnis führten“.¹³⁸ Es sollte auf dem Schrofen, hoch über der Stadt, errichtet werden. Hier stand zuvor schon ein Kreuz, das an den Erwerb der Kolonie Angra Pequena (heute: Namibia) 1884 erinnerte. Das neue, acht Meter hohe Holzkreuz in einem Sockel aus Kunststein entwarf Eduard Trautwein, als Funktion formulierte der Verein: „Den Hinterbliebenen der Gefallenen zum Trost, den Mitkämpfern zur Erinnerung, den kommenden Geschlechtern als Mahnzeichen heldenmütigen Opfersinnes.“¹³⁹ Finanziert wurde es mit Spenden, darunter der Gebr. Heinzelmann, Sägewerke, und Karlin & Co, Tuchfabrik.¹⁴⁰

Die Einweihung des „Krieger-Gedächtnis-Kreuz[es]“ war am 22.11.1925, unter Beteiligung mehrerer Kriegervereine, „deren Fahnen der Feier ein besonders glanzvolles Gepräge verliehen“. Es war eine „Kundgebung vaterländischen Geistes“, und die Redner gedachten „unserer Gefallenen in tiefempfundenem Danke und dem Gelöbniß unwandelbarer Treue zur Heimat, für die sie ihr Leben dahingegeben haben“.¹⁴¹ Auf der Westseite des über 2 m hohen Sockels stand erhaben: „DEN HELDEN 1914–18“, darunter sah man das Eiserne Kreuz.¹⁴² Als 1932 das „Kriegerkreuz“ vom Militär- und Kriegerverein in den gemeinsamen Besitz der Gemeinden Schiltach und Lehengericht überging, schuf Eduard Trautwein für die Ostseite des Sockels noch eine metallene, bis heute dort befindliche Gedenktafel mit der Bilanz des Kriegs: „111 Söhne der Stadtgemeinde Schiltach. 39 Söhne der Gemeinde Lehengericht“.¹⁴³

Bald nach seiner Errichtung wurde das weithin sichtbare Monument als „trauerndes Kreuz und Denkmal zugleich“ an-

gesprochen.¹⁴⁴ Steht das christliche Symbol für Trauer und Trost, so bot der massive Steinsockel die geschichtliche Erinnerung, mit ihrer „Helden“-Inscription freilich in „vaterländischem“ Sinn, wie er auch sonst hier propagiert wurde: „Von der Höhe des Felsen ragt das Kreuz, den toten Helden geweiht – der Jugend als Mahnzeichen errichtet“¹⁴⁵ – nicht hinterfragt wurde der meist grausame Soldatentod, der als vaterländische Pflicht und Opfer galt, zumal man von der Schuldlosigkeit am Krieg überzeugt war. Dazu gehörte die Überhöhung der durch kriegerische Gewalt Getöteten zu „Helden“, ebenso ihre Stilisierung zu „Vorbildern“: Nicht im Sinne von Kriegsgegner-, sondern von Kriegsbereitschaft und „heldenmütigem Opfersinn“, der als ihr Vermächtnis für die kommenden Generationen galt. Zugleich bürgerte sich die Bezeichnung „Heldenkreuz“ ein,¹⁴⁶ die bis heute üblich ist.

Im ev. Schiltach waren die Gefallenenehrungen am Buß- und Betttag, da der Volkstrauertag gesetzlich nicht festgelegt war.¹⁴⁷ Wie es dabei zuing, zeigt eine Feier des eher sozialdemokratisch orientierten Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold¹⁴⁸: Gemeinsam zog man zum „Heldenkreuz“, wo ein Mädchen einen Prolog vortrug, „in dem nicht nur der gefallenen Helden gedacht, sondern ihre aufopfernde Treue als leuchtendes Vorbild für alle guten Deutschen gekennzeichnet wurde“. Pfarrer Mayer erinnerte „an die große heilige Zeit, in der die deutschen Männer gesiegt und gekämpft“, und gedachte derer, „die im starken Glauben an ihr Vaterland für uns in unwandelbarer Treue ihr Herzblut vergossen haben“. Zum Lied vom „Guten Kameraden“ senkten sich die Fahnen, „drei Salven rollten durch das Tal“.¹⁴⁹

Mit dem „Kriegergedächtnis- bzw. Helden-Kreuz“ besaßen Schiltach und Lehengericht jetzt einen Ort, an dem der Krieg bewältigt und das Gedenken an die 150 umgekommenen Männer gepflegt werden konnte. Dass man dafür ein eher „nationales“ Zeremoniell fand, rührte wohl in erster Linie von seiner Funktion als „Helden-Kreuz“, die ihm seine bürgerlich-konservativen Schöpfer aus dem Krieger- und Militärverein zgedacht hatten. Daran konnte der vom Nationalsozialismus 1934 geschaffene „Heldengedenktag“ nahtlos anknüpfen,¹⁵⁰ wie 1936 auch ein „Ehrenbuch der gefallenen Krieger“, wieder durch Eduard Trautwein, geschaffen wurde.¹⁵¹ – Ganz anders zeigt sich ein kleines Denkmal, das die Familie Wöhrle in Hin-



*Denkmal beim
Ramselhof in
Hinterlehengericht –
Foto: H. Harter (2014).*

terlehengericht (Ramsel) bei ihrem Hof den Söhnen und Brüdern Georg Friedrich und Johannes setzte, mit ihren Soldatenfotos, Lebensdaten und der trauernden Widmung: „Ehre ihrem Andenken“.

Anmerkungen

- 1 „Der Kinzigthaler“ wurde 1865 in Wolfach als Tageszeitung „für die Bewohner des Kinzigthals“ begründet. In den zitierten Ausgaben firmierte sie unter „Druck und Verlag von August Sandfuchs, Wolfach. Verantwortlicher Redakteur: Albert Sandfuchs, Wolfach“ (vgl. Ausgabe vom 29.11.1915). – Aufbewahrt im Stadtarchiv Wolfach.
- 2 Der Kinzigtäler (künftig: DK) vom 14.10.1919. – Lehengericht wurde 1974 nach Schiltach eingemeindet.
- 3 DK vom 31.7.1914.
- 4 DK vom 2.8.1926: Erinnerungsartikel an den 1.8.1914. – Wiederabdruck in: Festschrift zum 60jährigen Stiftungsfest des Krieger- und Militärverein Schiltach (Schiltach 1934), ohne Paginierung.
- 5 DK vom 1.8.1914.
- 6 DK vom 13.8.1914.
- 7 Wie Anm. 4 und 6.
- 8 Wie Anm. 6.
- 9 DK vom 5.9.1914. – Vgl. zu Nanette Stengel (1858–1919): Gutach, hrsg. von der Gemeinde Gutach (Konstanz 2000), S. 252–254.
- 10 DK vom 19.8.1914. – Konrad Villing war Kaufmann (frdl. Mitteilung von Otto Schrempp, Wolfach).
- 11 DK vom 7.9. bzw. 14.10.1914.
- 12 DK vom 24.8. bzw. 26.8.1914.
- 13 DK vom 31.8.1914.
- 14 DK vom 13.11.1914.
- 15 DK vom 28.8. und 1.9.1914. – Es war der aus Mannheim stammende Georg Michael Gugler.
- 16 DK vom 5.9., 23.9. bzw. 13.11.1914.
- 17 DK vom 13.11.1914 bzw. 13.1.1915.
- 18 DK vom 13.11.1914: Konrad Maurer, Landwirt, Lehengericht; Tobias Sautter, Sattler, Schiltach; Christian Aberle, Weber, Schiltach; Wilhelm Buzzi, Gipser, Schiltach; Friedrich Bühler, Landwirt, Lehengericht; David Harter, Säger, Lehengericht; Mathias Blum, Weber, Schiltach. – Vgl. „Ehrentafel“ in: Festschrift (wie Anm. 4).
- 19 DK vom 13.11.1914.
- 20 „Die neue Zeit“, in: DK vom 23.12.1914. – Vgl. zu Engelbrecht den Eintrag in www.wikipedia.
- 21 DK vom 21., 23., 25. und 28.11.1914.
- 22 DK vom 5.9.1914 bzw. 9.10.1915.
- 23 DK vom 14.9. und 2.11.1914.
- 24 DK vom 21.6.1915.
- 25 DK vom 23.11. und 4.12.1914.
- 26 DK vom 24.12.1914. – Gefallene im November/Dezember: Lehengericht: Christian Hildbrand; Schiltach: Hermann Kraft, Johannes Schmieder, Johannes Schwenk, vgl. „Ehrentafel“ (wie Anm. 4).
- 27 DK vom 7. und 22.1.1915.
- 28 DK vom 3.2.1915, von „einem alten Mitglied des Vereins“. – Anzeige für die gefallenen Mitglieder Engelbert Heizmann, Halbmeil, und Joh. Georg Epting, Vorderlehengericht, in: DK vom 12.2.1915. – Ende 1915 hatte der Verein 1780 Mark ausgegeben, von 241 Mitgliedern standen 102 „im Feld“: DK vom 14.2.1916.

- 29 „Unseren Helden im Osten!“, von Otto Rubel (Straßburg): DK vom 30.1.1915.
- 30 DK vom 15. und 17.5.1915.
- 31 DK vom 24.7. bzw. 20.9.1915. – Der ältere Bruder war Johann Georg Bühler, Vor Reichenbächle, Sohn des Lehengerichters Gemeindecassiers Bühler, gefallen am 24.1.1915 (vgl. „Ehrentafel“, wie Anm. 4).
- 32 DK vom 10.7.1915.
- 33 Maschinenschriftliches Blatt aus dem Nachlass von Gottlieb Wagner (1889–1964), mit den Unterschriften: Hans Grohe (Fabrikant); Karl Jäckle (Schreinermeister); Gottlieb Wagner (Sägewerksbesitzer); Georg Müller (Bauunternehmer), alle wohnhaft in Schiltach, Aue- oder Hauptstraße. – Stadtarchiv (StA) Schiltach: fra–183.
- 34 Vgl. StA Schiltach AS–1823: Mitteilung an das Bürgermeisteramt, am 27.4.1915 „auf der Aue einen Lindenbaum zu pflanzen“ und der Bitte, „uns dies nicht zu verwehren.“ – Der Baum existiert nicht mehr.
- 35 DK vom 31.3.1915.
- 36 DK vom 26.6. bzw. 14.7.1915.
- 37 DK vom 9.8.1915.
- 38 Johannes Wöhrle (Ramsel); Johannes Schmalz (Eichberg), „hinterläßt eine junge Witwe mit einem Kind“; Wilhelm Hagmayer, Bankbeamter: DK vom 1.9., 17.9. und 29.9.1915.
- 39 DK vom 30.10.1915. – Vgl. Festschrift (wie Anm. 4).
- 40 DK vom 24.11.1915.
- 41 DK vom 12. und 17.11.1915.
- 42 DK vom 12.2. bzw. 19.3.1915.
- 43 DK vom 13. und 26.3.1915. – Lehengericht gab aus der Gemeindekasse 500, aus dem Schulfond 2000, dem Ficht'schen Lehrgelderdorf 2000 und dem Armen- und Waisenfond je 1000 Mark.
- 44 DK vom 14.4., 16.4. und 10.9.1915.
- 45 DK vom 5.11.1915.
- 46 DK vom 22.12.1915.
- 47 DK vom 19.1., 5.4. und 7.4.1916.
- 48 DK vom 15.7.1916.
- 49 DK vom 15.9. und 15.12.1915.
- 50 DK vom 3.7.1916. – Vgl. Aaron Pfaff: Jungdeutschland und Jugendwehr in Schramberg, in: D'Krätz. Beiträge zur Geschichte der Stadt und Raumschaft Schramberg 33 (2013), S. 2–16, hier S. 12.
- 51 DK vom 19., 21. und 23.8.1916. – 1918 stiftete Hermann Korndörfer „zum Andenken an seine den Heldentod fürs Vaterland gestorbenen beiden Söhne einen größeren Betrag als Grundkapital zu einer Stiftung, deren Zinsen zur Unterstützung bedürftiger Arbeiter und Arbeiterinnen der Fabrik zu verwenden sind“: DK vom 8.3.1918.
- 52 Jakob Haberer, Dienstknecht, starb 1919 an Kriegsfolgen (vgl. „Ehrentafel“, wie Anm. 4).
- 53 DK vom 6.10.1916.
- 54 DK vom 5.4.1916.
- 55 DK vom 13., 25. und 28.10.1916.
- 56 DK vom 10.11.1916.
- 57 DK vom 12.7.1916.
- 58 Bei „Kaisers Geburtstag“ 1913 hob er „die Verdienste unseres Friedenskaisers“ hervor und hielt einen Vortrag über die deutsche Kriegsflotte (DK vom 29.1.1913). – Ziller wurde am 1.12.1916 nach Schwetzingen versetzt.
- 59 DK vom 29.11.1916. – Der Verfasser ist nicht identifiziert.
- 60 DK vom 24.1. und 5.2.1916.
- 61 DK vom 4.3.1916.
- 62 „Den Gutacher Schulkindern gewidmet von Nanette Stengel“: DK vom 25.3.1916.
- 63 DK vom 14. und 25.4.1916.
- 64 DK vom 18.9. bzw. 23.9.1916.
- 65 DK vom 29.9., 2.10. und 7.10.1916.
- 66 DK vom 9.10.1916.

- 67 DK vom 17.11., 18.11., 1.12. und 2.12.1916.
- 68 DK vom 11.10. und 15.12.1916. – DK vom 29.12.1916: An den Arbeiterunterstützungsverein: 200 Mark.
- 69 DK vom 2.10. und 9.12.1916.
- 70 „An Mein Heer und Meine Marine“: DK vom 8.1.1917.
- 71 DK vom 17.1. und 21.4.1917.
- 72 DK vom 24.3., 28.3., 31.3. und 2.4.1917.
- 73 DK vom 14.4.1917.
- 74 DK vom 3. und 5.10.1917.
- 75 DK vom 19.10.1917.
- 76 DK vom 4.8.1917. – Vergleichszahlen ebd.: Haslach 408 Mk., Hausach 40 Mk., Wolfach 800 Mk.
- 77 DK vom 24.10. bzw. 17.11.1917.
- 78 DK vom 9.2., 14.2. und 20.7.1917.
- 79 DK vom 24.2. und 10.8.1917.
- 80 DK vom 6.4.1916 und 21.9.1917.
- 81 DK vom 13.1., 21.4., 4.5. und 9.3.1917.
- 82 DK vom 3.9.1917.
- 83 DK vom 25.6.1917.
- 84 Ev. Kirche: DK vom 6.5.1918: „Von den vier Glocken unserer Kirche haben wir zwei, die größte und die kleinste, die beide jüngeren Datums sind, in diesem Frühjahr abgeliefert. Die beiden mittleren sind uns geblieben.“ Von ihnen stammte die Betglocke von 1833, gegossen aus dem zerschmolzenen Metall der beiden beim Kirchenbrand zerstörten Glocken. Die andere stammte von 1842. „Nach dem Urteil eines Sachverständigen besitzen sie einen gewissen Kunstwert, namentlich die ältere; vor allem sind sie geschichtliche Dokumente hervorragenden Ranges für die Stadt.“ – Abgabe von zwei der drei Glocken der kath. Kirche: DK vom 7.1.1925.
- 85 DK vom 24.9.1917 bzw. 18.1.1918.
- 86 DK vom 9. und 12.3.1917. – Constantin Fehrenbach, Zentrum, war seit 1903 Abgeordneter des Wahlkreises Ettenheim-Lahr im Reichstag, 1918 Reichstagspräsident und 1920/21 Reichskanzler.
- 87 DK vom 2.1., 22.9. und 8.11.1917: Gemeinderechner Jakob Bühler (Lehengericht); Hauptlehrer Karl Rein; Oberstationskontrolleur Ernst Boos; Bahnsekretär Wilhelm Kölblin; Stadtrechner Wilhelm Lehmann; Christian Gabelmann, Schirrmann; der Krankenpfleger Ludwig Bombis erhielt das „Kriegshilfekreuz mit Eichenkranz“.
- 88 DK vom 12.11.1917. – Hintergrund war die Friedensresolution vom 19.7.1917.
- 89 Familie Haberer im Rohrbach verlor Sohn Georg Friedrich (20) „in Feindesland“; Sattlermeister Wöhrle gab für Sohn Heinrich (20) „den Heldentod bei den schweren Kämpfen“ bekannt; Wagnermeister Friedrich Haas beklagte den Sohn Friedrich, „infolge Verschüttung gestorben“; Schuhmacher Philipp Summ den Sohn Wilhelm (32) „bei den schweren Kämpfen an der Westfront“; der Sonnenwirt den Stiefsohn Christian Wilhelm Bühler (19), der „infolge Verschüttung sein junges Leben lassen musste“; die Witwe des Brauereibesitzers Friedrich Wolber den Sohn Adolf (20), „auf Posten vor dem Feind gefallen“; Familie Wöhrle im Stammelbach den Pflegesohn Johann Georg Bühler (20); Familie J. G. Maurer den Sohn, Bruder und Gatten Mathias; Familie Christian Jäckle den Sohn und Bruder Gottlieb (19), „in einem Feldlazarett in Ostgalizien gestorben“; Familie Schuler im Kienbach den Sohn, Bruder und Schwager Friedrich (22), „in den schweren Kämpfen gefallen“: DK vom 11.4., 4.5., 17.5., 15.6., 11.7. (3 Anzeigen), 3.9., 14.12., 27.12.1917. – Nur gemeldet wurde der „Heldentod“ für Eugen Velten, Bürogehilfe, und Karl Hübner: DK vom 18.5. bzw. 14.9.1917. – Die Anzeige für Jakob Summ erschien: DK vom 13.2.1918. – Ohne Todesmeldung blieben Hermann Faißt, Johann König, Friedrich Wilhelm Laib, Hermann Probst, August Summ, Johann Georg Wolber (Schiltach) und Gregor Armbruster (Lehengericht).
- 90 DK vom 13.6.1917.
- 91 DK vom 29.12.1917.
- 92 DK vom 4.1.1918.
- 93 DK vom 7.1.1918.
- 94 DK vom 19.4.1918. – Zuvor: Georg Frick im Rohrbach (21), „starb an seinen Wunden“; Gottfried Armbruster, „im Dienst fürs Vaterland erkrankt“ und gestorben; Johann Georg Trautwein, Le-

- hengericht, „in den schweren Kämpfen den Heldentod fürs Vaterland gestorben“: DK vom 13.2., 20.3. und 19.4.1918.
- 95 DK vom 19.4.1918. – Danach weitere Gefallenenmeldungen: Leutnant Eugen Herrmann, Hauptlehrer; Musketier Jakob Trautwein; Sergeant Georg Wöhrle, Lehengericht; Wilhelm Ziegler (38), Flaschnermeister und Vater von „zwei unmündigen Kindern“; Artillerist Friedrich Summ (20); Christian Herrmann, Lehengericht, „durch Bauschuß schwer verwundet und in einem Lazarett“ verstorben; Mathias Haberer, Landwirt im Rohrbach (19): DK vom 26.4., 6.5., 26.6., 1.7., 26.7., 19.8., 8.10. und 11.10.1918.
- 96 DK vom 22.2.1918.
- 97 DK vom 30.8.1918. – Stifter waren die Sägewerksbesitzer Heinzelmann (vgl. Erinnerungsblätter, wie Anm. 4).
- 98 DK vom 28.1.1918. – Vgl. Der clevere Hans oder das wahre Märchen vom Hans im Glück, hrsg. von der Hansgrohe AG, Schiltach [2007], S. 21.
- 99 DK vom 16. bzw. 22.3.1918.
- 100 DK vom 3., 10. und 19.4.1918.
- 101 DK vom 10.4.1918: „Wer will da zagen mit kleinlichem Mut? / Die Adern auf! Das letzte Blut! / Der letzten Truhen letztes Gut! / Wir wollen siegen! Siegen!“
- 102 DK vom 19.4.1918.
- 103 DK vom 25.3.1918. – Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine standen auf liberaler Grundlage.
- 104 DK vom 14. bzw. 28.8.1918.
- 105 DK vom 1.10.1918.
- 106 DK vom 26.7.1918.
- 107 DK vom 26.7.1918.
- 108 DK vom 9.10.1918. – Vgl. Gotthilf Elwert: Stamm- und Familienbuch der Familie Dorner aus Schiltach (Schwarzwald), Schwäbisch Hall 1932, S. 279: „Gefallen als Leutnant bei der Tankabwehr, nachdem er 4 amerikanische Tanks erledigt. Im amtlichen Heeresbericht jener Oktobertage wurde sein Name unter denen, ‚die sich im Kampf besonders hervorgetan‘, erwähnt.“
- 109 DK vom 20.9. bzw. 25.9.1918.
- 110 „Heraus aus den Truhen den helfenden Klang, um Waffen, um Waffen zu schmieden!“: DK vom 5.10.1918.
- 111 DK vom 26.10.1918.
- 112 DK vom 4. bzw. 16.10.1918.
- 113 DK vom 8.11.1918.
- 114 DK vom 8., 9. und 11.11.1918.
- 115 DK vom 13., 15. und 16.11.1918.
- 116 DK vom 20.11.1918.
- 117 DK vom 25.11.1918.
- 118 DK vom 15. und 20.11.1918.
- 119 DK vom 22. und 27.11.1918. – N. Stengel verstarb am 12.1.1919: DK vom 13.1.1919.
- 120 DK vom 22.11., 29.11. und 13.12.1918.
- 121 DK vom 27., 30. und 31.12.1918.
- 122 DK vom 27. und 23.1.1919.
- 123 August Blum, Vor Eulersbach, gestorben im Lazarett; Jakob Heinzmann vom Kienbach, am 4.11. gefallen; Johannes Haberer, „er war zuletzt in Italien und Tirol, wobei er sich ein schweres Lungenleiden zuzog“: DK vom 30.11., 31.12.1918 und 15.2.1919. – 1919 wurde bekannt, dass der Weber Christian Trautwein schon im vorigen Oktober in französischer Kriegsgefangenschaft verstorben war: DK vom 10.5.1919.
- 124 DK vom 4.2.1919.
- 125 DK vom 11.1. bzw. 15.2.1919.
- 126 DK vom 8.2. und 10.5.1919. – Die im Vereinslokal „Röble“ aufgehängte Tafel ist verschollen.
- 127 DK vom 21.2. und 25.2.1919.
- 128 DK vom 10.3.1920. – Ebd.: „Von einer allgemeinen Begrüßung“ wurde Abstand genommen.
- 129 DK vom 26.12.1919, gezeichnet: „H. Kautzmann“ (Schenkenzell).

- 130 DK vom 31.12.1919.
- 131 DK vom 13.11.1919. – Vgl. zu Lehengericht: DK vom 24.9. und 29.12.1919.
- 132 DK vom 3.4.1923 bzw. 4.4.1924.
- 133 DK vom 23.2.1920 bzw. 6.3.1925.
- 134 DK vom 11.2.1924.
- 135 DK vom 18.7.1922.
- 136 DK vom 8.8.1922. – StA Schiltach AS–1823: Protokoll der Versammlung vom 23.7.1922.
- 137 DK vom 22.10.1923. – Vgl. Gutach (wie Anm. 9), S. 229.
- 138 StA Schiltach AS–1823: Brief des Vorsitzenden Philipp Koch an den Gemeinderat vom 28.9.1925.
- 139 Erinnerungsblätter (wie Anm. 4), Abschnitt „Das Heldenkreuz“ .
- 140 Ebd. – DK vom 23.11.1925.
- 141 DK vom 23.11.1925.
- 142 Inschrift und Kreuz wurden nach 1945 beseitigt, als man hier eine Bronzetafel für die Gefallenen des 2. Weltkriegs sowie eine Steinplatte mit dem Eisernem Kreuz anbrachte.
- 143 StA Schiltach AS–1823. – Vgl. Erinnerungsblätter (wie Anm. 4), Abschnitt „Das Heldenkreuz“.
- 144 Adolf Scheurer: Das Kreuz auf dem Schrofen bei Schiltach, in: Hans Harter/Rolf Rombach: Schiltach. Lieder und Gedichte (Schiltach 2010), S. 75; vgl. S. 124.
- 145 DK vom 2.8.1926. – Vgl. Erinnerungsblätter (wie Anm. 4): „Als ewiges Mahnmal an die Heldentaten der für die Ehre und Größe ihrer Heimat und ihres Vaterlandes gefallenen Söhne der Gemeinden Schiltach und Lehengericht soll das ‚Heldenkreuz‘ hoch auf dem Schroffenfelsen über der Stadt stehen.“
- 146 Früher Beleg: DK vom 15.7.1929. – Der Begriff „Heldenkreuz“ setzte sich in der NS-Zeit endgültig durch, vgl. Erinnerungsblätter (wie Anm. 4).
- 147 Vgl. DK vom 23.2.1932.
- 148 Vgl. Hans Harter: „Das Bürgertum fehlt und überläßt dem Arbeiter den Schutz der Republik“. Die Ortsgruppe Schiltach des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, in: Die Ortenau 72, 1992, 271–302.
- 149 DK vom 15.7.1929.
- 150 Vgl. DK vom 26.2.1934: „Ein würdiger Heldengedenktag liegt hinter uns!“, mit Gottesdienst in der ev. Stadtkirche, „zu welchem die Vereine und Formationen geschlossen einmarschierten“. Stadtpfarrer Schropp „verstand es, in seiner Gedächtnispredigt den Opfertod unserer gefallenen Brüder leuchtend als Beispiel und Mahnung für uns darzustellen“. Danach zog man zum „Heldenkreuz“, unter Beteiligung der Militärvereine, der Stadtmusik und des Gesangvereins, wo es verschiedene Reden gab. „Als das Lied vom guten Kameraden gespielt wurde, hallten Böllerschüsse durch das Tal als laute Zeugen eines ernstesten Gedenkens. Das ‚Nun danket alle Gott‘ beendete die Trauerkundgebung, nach der zur Auflösung bis zum Marktplatz zurückmarschiert wurde.“
- 151 StA Schiltach AS–1823: Gemeinderatsprotokoll vom 26.3.1936. – Ebd. AS–3839: „Ehrentafeln“.

Andreas Kaufmann – ein Schicksal aus dem Ersten Weltkrieg

Wolfram Graß

Bei Betreten des Friedhofes von Windschläg stößt der Besucher in der Mitte der Anlage, nahe dem Friedhofskreuz, auf ein bemerkenswertes, markantes Kleindenkmal: ein Bildhäuschen, das an den im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten Andreas Kaufmann erinnert. So mancher Betrachter, der nachdenklich die Zeilen der Grabinschrift gelesen hatte, mag sich wohl gefragt haben: wer war diese Person, die auf einem Schlachtfeld des Ersten Weltkrieges ihr Leben verlor und so jung sterben musste?

Andreas Kaufmann wurde am 15. Dezember 1898 geboren, als einziger Sohn des Maurers Andreas Kaufmann sen. und dessen Ehefrau Gertrud, geb. Schmidt.¹ Sein Elternhaus befindet sich im Oberdorf in der Windschläger Str. 21. Er wuchs mit drei Schwestern auf.²

Nach dem Besuch der Volksschule half er, so ist anzunehmen, mit hoher Wahrscheinlichkeit in der elterlichen Landwirtschaft aus. Bei Kriegsausbruch am 1. August 1914 war er gerade 15 Jahre jung.

1917 erfolgte die Einberufung zum Militärdienst und der spätere Einsatz an der Westfront in der Nähe des Kriegsschauplatzes Ypern. Die belgische Kleinstadt Ypern in der Provinz Westflandern war schon seit Ende Oktober 1914 ein sowohl von der deutschen wie von der alliierten Seite hart umkämpftes Terrain. Am 22. April 1915 wird bei einem Angriff der deutschen Truppen bei Ypern zum ersten Mal der chemische Kampfstoff Chlorgas eingesetzt.³ Die Fronten erstarren in der Region zum Stellungskrieg. Als Schütze bei der 3. Masch. Gewehr Kompanie des thüringischen Infanterieregiments Nr. 94 nimmt der junge Andreas Kaufmann 1917 an den Kampfhandlungen teil.⁴

In Anerkennung seiner geleisteten Dienste erhält er das Eisene Kreuz II. Klasse verliehen.⁵

Über die Umstände seines Todes gibt ein Tagebuch der Familie Hermann Stähler Auskunft:⁶

Dort ist zu lesen:

Derselbe wurde am 2. Dezember 1917 schwer verwundet (Kopfschuss) und ist in Folge seiner Verwundung gestorben am 3. De-



Andreas Kaufmann



Andreas Kaufmann
mit Orden „Eisernes
Kreuz“

zember zu Passendale (heutige Schreibweise Passendale), ward beerdigt auf dem Ehrenfriedhof in Beveren bei Roulers (heute Roeselare), überführt in die Heimat und daselbst beerdigt am 3. März 1918.

Nach Bekanntwerden der Todesnachricht entschloss sich sein Patenonkel Valentin Kaufmann,⁷ der bei der kaiserlichen Reichspost beschäftigt war, den Leichnam von Flandern nach Windschläg zu überführen, wo der Gefallene endgültig seine letzte Ruhestätte finden sollte.

Bei der Blechnerei Karl Schweizer in Offenburg ließ er einen Zinksarg anfertigen.

Mit dem Zug fuhr Kaufmann in die belgische Provinz Westflandern.⁸ Mündlichen Überlieferungen zufolge war er schon zehn Tage unterwegs, ohne seinen Angehörigen in Windschläg eine Nachricht über seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort zu hinterlassen. Dann traf die Meldung ein, dass der mitgenommene Zinksarg mit den sterblichen Überresten des Andreas Kaufmann per Bahn am Bahnhof Windschläg eintreffen werde.

Wie sich später bei der Rückkehr des Valentin Kaufmann herausstellte, hatten ihm ältere Leute eine Unterkunft im Keller ihres Hauses gewährt.

Der Windschläger Soldat Wilhelm Fischer (gefallen am 01.04. 1918 bei Moreuil südöstlich von Amiens an den Folgen einer Granatsplitterverwundung)⁹, der, wie Andreas Kaufmann ebenfalls, an der Westfront kämpfte, führte den Patenonkel an das Grab seines Neffen auf dem Ehrenfriedhof in Beveren.

Nach seinem Tod war Andreas Kaufmann in einem schlichten einfachen Holzsarg in einem Einzelgrab bestattet worden. Der Leichnam konnte daher ohne größere Probleme in den Zinksarg zur Überführung in seine badische Heimat umgebettet werden.

Nach der Ankunft am Windschläger Bahnhof wurde der Sarg ins Elternhaus transportiert, wo der Leichnam bis zur Beerdigung aufgebahrt worden ist.

Im Offenburger Tageblatt; Ortenauer Bote¹⁰ vom Freitag, den 1. März 1918 ist eine Anzeige zur Beerdigung von Andreas Kaufmann zu finden.

„Die Beerdigung unseres auf dem Felde der Ehre gefallenen Sohnes und Bruders Andreas findet am Sonntag, den 3. März nachmittags 2 Uhr auf dem hiesigen Friedhof statt. Andreas Kaufmann, Maurer“

Auch im Totenbuch der Pfarrgemeinde Windschläg¹¹ ist unter dem Eintrag Nr. 20 der tragische Todesumstand des jungen Soldaten durch Pfarrer Friedrich Knecht niedergeschrieben worden. Wie aus der Danksagung vom 7. März 1918¹² in der gleichen Zeitung zu entnehmen ist, gab es eine außerordentlich große Begräbnisfeier. Im Namen der tieftrauernden Familie dankte der Vater dem hochwürdigen Herrn Pfarrer für seine tröstenden Worte am Grabe, dem Kirchenchor für den erhebenden Grabgesang, dem Militärverein für seine Kranzniederlegung, sowie seinen Freundinnen für die schöne Kranzspende.

Ironie des Schicksals: jener besagte Valentin Kaufmann ist im Zweiten Weltkrieg beim verheerenden Luftangriff auf Windschläg am 27. November 1944 ums Leben gekommen, als er im Keller seines Hauses Schutz vor dem Bombenhagel suchte.

Seine letzte Ruhestätte findet sich unterhalb des Grabes von Andreas Kaufmann bei den Kriegsgräbern des Zweiten Weltkrieges (1888–1944), viertes Grab von rechts.

Neben der Grabstätte von Andreas Kaufmann steht ein Sandsteinkruzifix, welches ebenfalls mit dem Tod des jungen Windschläger Soldaten in Verbindung gebracht wird.

Die auf dem Kreuz angegebene Stifterin „Ferdinand Schmidt Ww. Klara, geb. Wörner“¹³ ist die Großmutter des Verstorbenen mütterlicherseits. Es wird erzählt, dass die Mutter Gertrud, geb. Schmidt, den frühen Tod ihres einzigen Sohnes nicht überwinden konnte und sehr stark darunter gelitten hat. Für diese These sprechen auch die am Sockel eingemeißelten Inschriften „Mutter weine nicht“ „Siehe deinen Sohn“.¹⁴ Glücklicherweise ist die Originalrechnung des Stiftungskreuzes vom 3. November 1918 noch vorhanden. Die Rechnung ist an den Vater Andreas Kaufmann sen. gerichtet.¹⁵ Nachforschungen ergaben, dass die am Kreuz angegebene Stifterin am 31.05.1916 verstorben ist. Vermutlich ist mit der finanziellen Hinterlassenschaft der Großmutter das Kreuz als ein Mahnmal für das Leid vieler Mütter, die um den Verlust ihrer im Krieg gefallenen Söhne trauern, finanziert worden.

Bildhauer A. Hermle aus Offenburg stellte für das am 22. Oktober 1918 errichtete Kreuz folgende Rechnung:

Kreuzdenkmal aus Sandstein mit Christus und Mutter Gottes aus Kalkstein 1700 RM, Einfassung 180 × 2 m pro lfd. Meter 12 M 86,40 RM, Inschrift 166 Buchstaben gezeichnet, vertieft, gehauen und vergoldet 66,40 RM, Gesamtkosten 1852,40 RM.

Leider konnten im hiesigen Pfarrarchiv keine Informationen über die Kreuzeinweihung gefunden werden.



Grab auf dem Ehrenfriedhof Beveren.

Anmerkungen

- 1 Ortsfamilienbuch Windschlag, Eintrag Nr. 1220, Kind Nr. 3.
- 2 Ortsfamilienbuch Windschlag, Eintrag Nr. 1220.
- 3 Wikipedia Online-Lexikon siehe unter dem Artikel „Chlor“.
- 4 Siehe Grabinschrift am Bildhäuschen, Friedhof Windschlag.
- 5 Windschläger Bott 2010, 27, Eintrag durch Pfarrer Friedrich Knecht.
- 6 Dokumente in Privatbesitz, Tagebuch der Familie Hermann Stäbler.
- 7 Ortsfamilienbuch Windschlag, Eintrag Nr. 1222.
- 8 Ausführungen von Horst Belgardt, einem Nachkommen aus der Verwandtschaft von Andreas Kaufmann.
- 9 Windschläger Bott 2010, 23.
- 10 Offenburger Tageblatt, Ortenauer Bote, Ausgabe vom Freitag, 1. März 1918.
- 11 Pfarrarchiv Windschlag.
- 12 Offenburger Tageblatt, Ortenauer Bote, Ausgabe vom Donnerstag, 7. März 1918.
- 13 Siehe Inschrift am Feldkreuz.
- 14 Dokumente in Privatbesitz, Rechnung Bildhauer A. Hermle aus Offenburg vom 3. Nov. 1918.
- 15 Ortsfamilienbuch Windschlag, Eintrag Nr. 2091.

„Wenn ich mich nicht jetzt melde, dann ist der Krieg vorbei, ohne dass ich dabei war“

Wie der Acherner Max Jörger den Ersten Weltkrieg an der Ostfront
als Sanitätssoldat erlebte

Gernot Joerger

Vorwort seines Sohnes Gernot Joerger

Mein Vater Max Jörger wurde am 2. Januar 1894 in Achern geboren. Er hat als junger Mann von November 1914 bis April 1918 sowohl an der Ostfront als auch danach an der Westfront als Sanitätssoldat gedient. Er ist zwei Mal leicht verletzt worden, am 16. März 1915 im heutigen Polen und am 9. Dezember 1916 in der Champagne. Am 27. April 1918 wurde sein linker Oberschenkel in Lothringen durchschossen. Nun war er schwer verwundet und nicht mehr kriegstauglich. Sein linkes Bein wurde mehrfach operiert. Das Ergebnis aller ärztlichen Bemühungen war ein versteiftes Fuß- und Kniegelenk und ein um 13 Zentimeter verkürztes Bein. Aber immerhin wurde ihm im Acherner Krankenhaus das linke Bein erhalten und die lange erwogene Amputation erspart.¹

Er hat schon während des Kriegsdienstes, wie viele andere Soldaten auch, stichwortartige Aufzeichnungen gemacht. Im Jahr 1951 hat er auf der Basis dieser Notizen einen umfassenden handschriftlichen Bericht niedergeschrieben. Die schrecklichen Kriegseindrücke verfolgten ihn offensichtlich sein Leben lang. Vielleicht wollte er sich mit seiner umfangreichen und detaillierten Niederschrift im Jahr 1951 das traumatisch Erlebte endlich „von der Seele schreiben“. Noch in der letzten Woche seines Lebens im Januar 1963 hat er – so erzählte mir meine Mutter² – mit seinem Acherner Freund Hugo Schneider über seine Erlebnisse als Soldat gesprochen.

Ich³ habe mir 2014 die Mühe gemacht, die stellenweise nicht immer leicht zu lesende Handschrift des Vaters zu entziffern und seinen Bericht in Druckschrift zu übertragen. Ich bedaure es heute sehr, mit meinem Vater nie über seine Kriegserlebnisse gesprochen zu haben. Für mich war der Erste Weltkrieg in meiner Schulzeit (1946–1959) und dann als Student zu Lebzeiten meines Vaters zunächst nur abstrakte Geschichte. Dieser Erste Weltkrieg war für mich ja sooo lang her! Und der Zweite Weltkrieg war viel aktueller.

2014, hundert Jahre nach dem Kriegsbeginn 1914, wird in vielen Zeitungsartikeln, Büchern, Filmen und Veranstaltungen

an diesen Krieg erinnert. So einen Krieg hatte es bisher, was seinen weltweiten Umfang⁴ und seine Schrecklichkeit angeht, noch nie gegeben. Die Geschichtsschreibung über diesen Krieg stützt sich seit einigen Jahren verstärkt auch auf individuelle Beschreibungen in Tagebüchern und in anderen Dokumenten wie Briefen, die Kriegsteilnehmer und zivile Betroffene verfasst haben.

Bei meiner Übertragung des handschriftlichen Textes meines Vaters habe ich wenige, zur besseren Lesbarkeit oder Verständlichkeit geboten scheinende Änderungen und Ergänzungen vorgenommen, ohne den Inhalt zu verfälschen. Von mir stammt auch die Hervorhebung von Orten, Ländern, Regionen und Namen durch Kursivschrift. Um den Text übersichtlicher zu gliedern, wurden von mir auch (fett gedruckt) Zwischenüberschriften eingefügt. Sollte der oft sehr detailreiche Text um gewisse Längen gestrichen werden, zum Beispiel um die Stellen, wo wenig passiert? Es gab zwischendurch für einen Soldaten auch fast beschauliche Zeiten. Sie mögen wenig spannend oder überflüssig erscheinen? Diese Passagen zeigen jedoch auch einen Teil des Soldatenalltags.

Manche Leser mag am Text irritieren, dass auch – einige wenige – komische Situationen beschrieben sind. Etwa wenn der ungeliebte volltrunkene Vorgesetzte in die Sch... der Latrine fällt. Dieses Lachen ist kein lustiges, sondern ein schadenfreudiges. Und wenn da einige Soldaten sich zwischendurch auch mal Witze erzählten, bedeutete das ja noch lange nicht, dass sie ihre Soldatenzeit als witzig empfanden. Sie wollten sich im Zweifel zwischendurch auch mal von ihrem Stress und ihren Ängsten ablenken.

Ist alles, was mein Vater über den Ersten Weltkrieg geschrieben hat, nicht schon tausendfach beschrieben worden? Es mag ja „Weltkriegsexperten“ geben, die schon alles von Erich Maria Remarque über Ernst Jünger und andere Autoren über den Ersten Weltkrieg gelesen haben und deswegen finden, dass der Bericht meines Vaters nichts wirklich Neues enthalte. Sie mögen die Lektüre spätestens hier abbrechen. Wer aber erfahren möchte, wie diese Zeit von einem einfachen Soldaten erlebt und erlitten worden ist, der möge in der Lektüre fortfahren.

Mich, der ich nie als Soldat gedient habe, hat der wohl zeittypische Soldaten-Jargon der Notizen verwundert. So hat mein Vater z. B. Kugeln, die gefährlich nah um ihn flogen und ihn ja auch dreimal verletzten, mit aggressiven, giftigen „Bienen“ verglichen. Gefährliche Attacken der gegnerischen Seite und die eigenen wurden z. B. mehrfach mit dem Verb „funken“ ins Bild gesetzt.

Die Redaktion des Jahresbands 2014 „Die Ortenau“ gab mir „Nicht mehr als zwanzig Seiten!“ für den Umfang für den Beitrag vor. Deswegen musste ich den Auszug aus dem wesentlich umfangreicheren Bericht meines Vaters auf seine Erlebnisse an der Ostfront bis zum Sommer 1915 beschränken.

Nach seinem Einsatz an der Ostfront wurde mein Vater an die Fronten im Westen verlegt, zuerst in die Champagne und dann nach Lothringen. Er kämpfte gegen den „Franzmann“ und die „Franzmänner“ und gegen den „Tommy“ bzw. die „Tommies“ fürs „deutsche Volk und Vaterland“. An der Ostfront hatte er es – so schrieb mein Vater in seinen Aufzeichnungen – mit „dem Russen“ beziehungsweise „den Russkis“ und mit den „Polacken“ zu tun.

Man kämpfte im Ersten Weltkrieg noch sehr häufig Mann gegen Mann. Die Gegner kannte man nicht mit Namen, manche allenfalls, wenn sie begraben oder gefangen wurden. Es gehörte und gehört zu den schlimmen Aufgaben der Soldaten, Menschen, die man nicht persönlich kennt und die einem nichts Böses angetan haben, die auch lieber leben als sterben, ins Jenseits zu befördern. Besonders die einfachen Soldaten wurden wie Schachfiguren mal dahin, mal dorthin bewegt und ohne Mitleid geopfert.

Mein Vater fand für die gegnerischen Soldaten, die verletzt, getötet oder gefangen wurden, keine Worte des Mitleids. Schließlich trachteten sie ja nach seinem Leben und dem seiner Kameraden. Mein Vater selbst wollte nicht töten, schrieb er, und so entschied er sich, als Sanitäter zu dienen. Immerhin hat mein Vater die Leiden der Zivilbevölkerung in den Schlachtfeldern erwähnt und Mitgefühl und manchmal auch Sympathie für die vom Krieg betroffenen Zivilisten ausgedrückt. Anders als die anonymen Gegner hatten die eigenen Kameraden und Vorgesetzten Namen. Mein Vater notierte über sie, wie sie sich verhielten und beschrieb sie als Personen, die er mochte oder auch nicht mochte.

In seinem Bericht kommen Achern, die geliebte Heimatstadt, die Ortenau, Baden und auch Vater und Mutter, Verwandte, Nachbarn, seine Lehrer, Klassenkameraden und Freunde vor. Das verleiht dem Bericht über den Ersten Weltkrieg ein sehr persönliches, authentisches und heimatliches Kolorit.

Die handschriftlichen Originalblätter des Berichts meines Vaters brechen 1917 nach 143 Seiten mitten in einem Satz ab. Der Bericht umfasst somit nicht die vollständige Kriegszeit, er geht also nicht bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Die letzten Seiten des Originalberichts sind offensichtlich irgendwann verloren gegangen.

Ähnlich wie die Schilderungen von Erich Maria Remarque in dem Buch „Im Westen nichts Neues“ beschreibt mein Vater Max Jörger durchaus repräsentativ die Leiden unzähliger „verheizter“ Frontsoldaten.

Mein Vater hat mit seinen Erinnerungen nicht nur für sich selbst und uns, seine Nachkommen, unsere Kinder und Kindeskinde Lesenswertes mit dem Füller zu Papier gebracht. Sein Bericht hat für alle Geschichtsinteressierten und Nachdenklichen etwas zu sagen. Ob vor hundert Jahren oder heute stellte und stellt sich die Frage: Kann es denn je einen guten Krieg und einen schlechten Frieden geben?

Die Zeit von der Geburt 1894 bis zur Musterung im Jahr 1913 in Stichworten

Max Jörger beginnt seinen Bericht zunächst mit der Schilderung seiner frühen Kindheit. Er wurde Anfang Januar 1894 im Bauernhaus seiner Eltern in der Spitalstraße 11 in Achern geboren. Er wuchs als einziges Kind des Ehepaars Wilhelm und Magdalena Joerger⁵ wohl behütet auf. Er besuchte erst den Kindergarten, dann die Acherner Volksschule und schließlich ab 1903 die Acherner Großherzogliche Realschule. Die schloss er im Jahr 1909 fünfzehnjährig als Bester seiner Klasse ab.

Sein Vater Wilhelm Joerger hatte die Landwirtschaft von seinem Vater übernommen und musste seine sieben Geschwister auszahlen. Das fiel ihm schwer. Da sich die Landwirtschaft kaum rentierte, fing der Vater zusätzlich zur Landwirtschaft etwa ab 1906 an, mit Kohlen zu handeln.

Zunächst arbeitete mein Vater Max Jörger von 1909 bis 1911 in der elterlichen Landwirtschaft und beim Kohlenhandel mit. Er half unter anderem beim mühsamen Ausliefern und Tragen der schweren Kohlensäcke. Parallel zur körperlichen Arbeit besuchte er die Landwirtschaftliche Winterschule. Als Siebzehnjähriger begann er im Mai 1911 im Hofgut Winklerhof in Rotenfels ein Praktikum. Er brach es aber ab, weil der 59 Jahre alte Vater ihn dringend bat, wieder heimzukommen und ihn zu unterstützen. Sein Traum, in Hohenheim einmal Landwirtschaft zu studieren war damit ad acta gelegt.

1913 wurde Max Jörger in Freiburg i. Br. gemustert und trotz eines Senkfußes als „tauglich“ eingestuft. Er wurde jedoch nicht sogleich einberufen und konnte so noch eine Weile im elterlichen Betrieb arbeiten. Das änderte sich 1914. Das Vaterland rief den inzwischen zwanzigjährigen Max Jörger im Herbst 1914 zu den Waffen. Er ging wohl anfangs mit einer gewissen Begeisterung zum Militär: Es wurde sicherlich von

ihm erwartet, dass auch er, wie es seine ehemaligen Klassenkameraden bereits taten, dem Vaterland dient. Er war wohl auch anfangs schon etwas stolz auf seine Uniform. Und er glaubte, wie viele andere, dass der im August 1914 begonnene Krieg nur sehr kurz dauern und Deutschland am Ende als glanzvoller Sieger dastehen würde.

Auszug aus Max Jörgers Aufzeichnungen über den Ersten Weltkrieg

Kriegsbeginn und Zeit bis zur der Einberufung

Sommer 1914. Schüsse in *Sarajevo*. Die Welt ist aufgeschreckt. Es riecht nach Krieg. Mobilmachung. Unheimliche Stimmung. Man kann sich noch keine Vorstellung vom Krieg machen. Landwehrmänner im Alter zwischen 35 und 40 Jahren werden von einer Stunde auf die andere einberufen. Nach einem halben Tag sind sie feldgrau eingekleidet, mit Tschako⁶ und Gewehr 88⁷ ausgerüstet wieder da und übernehmen den Brandschutz. Ein Zeppelin aus *Baden-Oos* zieht seine Bahnen in unserer Gegend. Überall werden Spione vermutet. Gerüchte kursieren. Die ersten Truppentransporte rollen. Die große Baracke am *Achner* Bahnhof, deren Zweck vorher niemand kennen wollte, ist plötzlich zu einer Verpflegungsstation für Transporte geworden. Man sieht *Württemberg* und *Bayern*, alle in neuen Uniformen und mit neuen Waffen. Züge noch und noch. Auf den Wagen großspurige Aufschriften.

Die *Bayern* haben ihren Dolch im Stiefelschaft stecken und ihren Maßkrug mit dabei. Ohne den geht es vorläufig noch nicht. Die Leute schleppen Waschkörbe voll Esswaren, Zigarren und Zigaretten für die Soldaten an die Bahn.

Der Schimmel der Eltern wird für den Krieg benötigt

Unser Schimmel, die „Male“ (Abkürzung von *Amalia*), wird gemustert, für tauglich befunden und gleich dabehalten. Damit hatte ich im Ernst doch nicht gerechnet. Unser Schimmel war uns doch sehr ans Herz gewachsen, als wir mit ihm arbeiteten. Bei meiner Mutter gab es Trennungstränen. Und dabei war ihr sechs Jahre früher, als ihn der Vater kaufte, eben dieser Schimmel zu teuer, was diesen aber nicht gehindert hatte, jedes Mal, wenn er angespannt wurde, vor die Haustüre zu kommen und sein Stück Brot in Empfang zu nehmen, das er regelmäßig auch bekam. Und nun war er nicht mehr da. Der Erlös wurde wohl noch am selben Tag von einem Zahlmeister ausbezahlt.

Wieder ein Pferd kaufen? Das hatte keinen Zweck. Ein taugliches würde früher oder später doch geholt werden. Und einen liederlichen Klepper wollten wir nicht. Wir kauften einen Ochsen, richteten die Weißrübenäcker halt jetzt mit einem Ochsen, und siehe da, es ging auch so. Da kommt eines Tages unser Nachbar, der *Wörner Gustav*, mit einer „Woche“, jener damals so bekannten Illustrierten. „Das ist euer Schimmel!“ Er behauptete es steif und fest. Ich war weniger überzeugt, ließ ihn aber bei seiner Meinung. Als wir im Gewinn *Hinterbann* Rüben säten, haben wir weit drüben im Westen Kanonen donnern gehört.

Erste deutsche Siege

Die Franzosen waren bis *Mühlhausen* im *Elsass* vorgedrungen. Die Badener drängten sie wieder zurück.

Wir hören von unserem Haus aus, dass Tag und Nacht viel mehr Züge als sonst lautstark durch den Bahnhof rollen. Im *Achner* Krankenhaus wird eine Lazarettstation eingerichtet. Die Schlacht in *Lothringen* im Raum von *Saarburg* wird geschlagen. Sieg! Die Glocken läuten. Es muss rasch vorwärtsgehen. In *Ostpreußen* der Sieg bei *Tannenberg*⁸. Wenn es so weitergeht, schätzen wir, dann wird der Krieg nicht lange dauern. Sieg auf Sieg. Die Schulkameraden von der Realschule haben sich schon alle freiwillig gemeldet. Schon können die Ersatzbataillone den Andrang kaum mehr aufnehmen. Wenn ich mich nicht jetzt melde, dann ist der Krieg vorbei, ohne dass ich dabei war, und das wäre ja eine Blamage.

Trotz Senkfuß ist Max Jörger: „Tauglich!“, wird aber zurückgestellt.

Ich wundere mich noch heute,⁹ auf wie wenig Widerstand ich bei meinen Eltern gestoßen bin, als ich ihnen eröffnete, ich wolle mich freiwillig melden. Eine Bescheinigung vom Rathaus, die Fahrt nach *Freiburg* kostete nichts. Mit dem Zug fahren auch einberufene Schweizer, die irgendwo an der Wasserkante gesessen haben. Es wird gesungen und gejubelt.

In *Freiburg* gehe ich zuerst zu Tante *Josefine*, dann in die 113er-Kaserne. Alles überfüllt, an eine sofortige Aufnahme ins Heer noch nicht zu denken. Und da war ich vernünftig. „Dann warte ich eben, bis sie dich holen!“, dachte ich und fuhr wieder heim. Man sagte mir später, ich sei noch früh genug in den Krieg gekommen und man mag wohl recht gehabt haben.

Wochen vergingen, Monate. Es kamen Verwundete von der Front, verdreht und müde. Aus dem *Elsass* und aus den

Ardennen kommen Siegesnachrichten, dann Nachrichten vom Marsch auf *Paris*, von den Schlachten an der *Marne*. Doch dann wollte es nicht mehr so recht „flutschen“ mit dem Siegen. *Hindenburg* und *Ludendorff* kämpfen im Osten. Bei den Österreichern, die doch nicht rasch genug zu einem Krieg kommen konnten, klappte es gar nicht. In *Flandern* verbluteten die Freiwilligenregimenter. Darunter waren auch einige meiner Schulkameraden. Ich erfahre, dass der „*Kiste-Karl*“ gefallen ist.

Einberufung und Einrücken

Mitte November 1914. Der Briefträger bringt meine Einberufung auf den 18. nach *Rastatt*. So, nun ist es so weit. An den Abschied von meinen Eltern erinnere ich mich nicht mehr. Der *Meier-Friedel* und noch ein Kamerad aus der Volksschule, der *Schmiederer-Gust* sind mit mir einberufen. Wir fahren nach *Rastatt*, ich glaube in die *Wilhelmstraße*. In der Kaserne werden wir gesiebt, eingeteilt, in Viererreihen aufgestellt, zum Bahnhof geführt, in einen Personenzug verladen. Dann fahren wir weiter in Richtung *Karlsruhe*. Es geht aber immer noch weiter. Unterwegs zieht mal einer die Notbremse. Auch das geht vorbei. In *Mannheim*. steigen wir aus. Wir marschieren durch die Stadt zur 110er-Kaserne. Dort gibt es zunächst mal schwere Steingutnäpfe zum Essenfassen. Löffel, Messer, Gabel hat fast jeder selbst mitgebracht. Hungern brauchen wir – noch! – nicht. Zum ersten Male versuchen wir Kasernenkost. Es schmeckt. Die Garnison *Mannheim* ist bekannt für eine gute Verpflegung. In der Kantine gibt es Bier, es gibt da auch Wurstbrote. Dann geht es ans Einkleiden. Der „*Kleiderkammer-Schorsch*“ hat Übung. Es kommt ja auch nicht so genau drauf an. Stiefel passen, die Hose passt, der blaue Waffenrock passt, auch wenn er über der Brust spannt wie ein Panzer. Mütze passt, Koppel kann man passend machen, Halsbinde passt auch. Wir gucken uns an. Wir werden einem Unteroffizier unterstellt. Wir beschnuppern uns gegenseitig. Dann heißt es: Raus mit den Kerlen auf den Kasernenhof! Zu den üblichen ersten Bewegungen.

Ausbildung als Soldat und Sanitäter – Fahrt an die Front

Spieß: „Ihr Stinker!“

Eingepasst in mein Waffenrockkorsett – stehe ich „stillgestanden“ – stocksteif auf dem Kasernenhof. Es ist kalt. Mir wird übel. Ob ich dann einen weiteren Rock bekommen habe, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, dass wir nochmals gesiebt wur-



den, noch mal unser Bündel packten und nach etwa viertägigem Aufenthalt in *Mannheim* wieder südwärts dampften. *Karlsruhe*. Raus! In die *Telegraphenkaserne*. Wir werden nochmals neu eingeteilt. Und ich lande nun in der *Dragoner-Kaserne* und bin in der *ersten Kompanie*¹⁰ *Feld-Inf.-Batl. 61*. Unser Korporalschaftsführer ist ein Unteroffizier, ein Lehrer, unser Gefreiter ist ebenfalls Lehrer. Meine Kameraden sind fast alle aus dem Unter- und Hinterland. Unser Zugführer ist ein netter und sympathischer Leutnant *Braun*, der Hauptmann ist sehnig und drahtig, Typ aktiver Offizier, ein *Freiherr von Wangenheim*. Der Spieß redet uns mit „Ihr Stinker!“ an. Wir werden feldgrau eingekleidet, wir gelten als mobile Formation, bekommen – eine Neuerung für Soldaten – mobile Löhnung. Es wird mehr Wert auf Felddienst als auf Kasernenhofdrill gelegt. Wir bekommen unsere Impfungen gegen Pocken, Typhus, Cholera. Impfungen gegen Kohldampf fehlen noch, sagen wir zu uns selbst. Das gemeinsame Korporalschaftsfoto ist beim ersten Ausgang fällig. Wir sehen in unseren „Holzmützen“ verboten aus.

Fahneneid

Vereidigung in der Reithalle der Dragonerkaserne, auf eine Fahne.

Die *Königin von Schweden* und *Prinz Bertold von Baden* sind dabei. Große Gedanken macht sich wohl keiner. Höchstens, was ist ein erzwungener Eid?

Weihnachtsurlaub. Ich habe mir eine eigene Mütze gekauft. Wir tragen die Achselklappen der Leibgrenadiere 109. Man fühlt sich in Uniform richtig als Soldat, dazu noch in Feldgrau ... Das erste Bild von mir in Uniform wird beim Foto-Studio *Pache* in *Achern* aufgenommen.

Drill auf der Rauhen Alb

6. Januar 1915: In der Nacht vorher heißt es packen und fertig machen. Es geht auf den *Heuberg*. Morgens um 4 Uhr marschieren wir durch das stille *Karlsruhe*. Unsere Stiefel stampfen im Gleichschritt auf das Pflaster. Das Lied vom „Rehlein am Waldesrand“ und vom „Schifflein auf dem Bodensee“ schallt in den frostigen Wintermorgen. Und die Karlsruher mögen sich in ihrem Bett nochmals umgedreht und gedacht haben: ein Glück, dass nicht ich es bin, der da draußen singt. Wir fahren das *Neckartal* hinauf, kommen ins Donautal. *Hausen im Wald*. Schnee liegt, tiefer Schnee. Und unsere Tornister sind schwer. Wir stapfen mühsam durch die Winterpracht, die uns jetzt kalt lässt, obwohl wir dampfen. Es geht ziemlich steil aufwärts, an

einem dieser Schlösser vorbei, die da im Donautal auf die Kalkfelsen gesetzt sind. *Wildenstein, Werenwag, Gütenstein*. Wir sind das Marschieren noch nicht gewöhnt. Gott sei Dank, nun sind wir oben. Nun geht es endlos auf dieser Hochebene weiter. Und der raue Heubergswind pfeift. Wir werfen die Rückenlast von links nach rechts, von rechts nach links. Wenn es nur einmal ein Ende hätte. Auch dieser Marsch hat schließlich sein Ende und jetzt marschierten wir in das *Lager Heuberg* ein, von dem wir uns vorher keine Vorstellung machen konnten.

Lieber Sanitäter sein als schießen müssen

Schon in *Karlsruhe* hatte ich mich zu den Sanitätern gemeldet, bzw. zu den Kompagnie-Krankenträgern. Dort schon hatte unsere Sonderausbildung begonnen. Das war mir doch sympathischer, als das Totschießen und Bayonettieren zu üben. Auf dem *Heuberg* wurde ich in die Zweite Kompanie versetzt, weil da noch ein Krankenträger fehlte. Unser Kompagnieführer war ein *Freiherr von Teuffel*, mittelgroß, schwarzer Vollbart. Der Spieß hieß *Engelhart*, unser Unteroffizier *Dornheim*. Bataillons-Arzt war ein *Dr. Herms*; dann war da noch ein Assistenzarzt, *Dr. Hurwitz*, ein Jude. So um Weihnachten herum hatten wir aus dem Felde, mit Dreck und Speck, aktive Soldaten als Ausbilder-„Korsettstangen“ und als Männer mit Fronterfahrung bekommen. Diese sollten den ganzen Drill mit uns machen. Das passte ihnen aber nicht ins Konzept. Was tut ein alter erfahrener Mann? Er meldet sich krank mit *Rheumatis*. Soll der Stabsarzt erstmal beweisen, dass er kein Rheuma hat! Der aber kennt seine Pappenheimer und tut was? Er verschreibt jedem dieser „Rheumatiker“ zwei schnell wirksame Löffel Rizinusöl, sofort vor seinen Augen einzunehmen, „damit die Kerle laufen können“. Und ob sie es dann können!

Unser Krankenträgerdienst auf dem *Heuberg* ist erträglich, erträglicher als es der Dienst draußen im Gelände wäre, wo man in der Kälte herumgelegen wäre und gefroren hätte. Es gibt auffällig viele Darmerkrankungen, auch ich bekam Durchfall.

Meine Gotte¹¹ besucht mich. Sie ist von *Rohrdorf*¹² mit dem Schlitten gekommen. Wie ich mich freue!

Was man mit uns vorhat, das erfahren wir vorher nicht

Auf dem *Heuberg* ist die ganze 75. Res.-Division beisammen, die Res.-Inf.-Regimenter 249, 250, 251. Wir sind das erste Batl. RJR 249. Dann sind noch da die Art.-Reg. R75 und 76, eine Pionierkompanie, eine Sanitätskompanie, eine Schwadron Kavallerie. Gegen Ende Januar 1915 besichtigt uns der Großherzog. Jetzt

werden wir bald reif für einen Einsatz sein. Was man wohl mit uns vorhat? Wir erfahren es nicht. Am 30. Januar nehmen wir Abschied vom *Heuberg*. In *Hausen im Tal* wird das Bataillon verladen. Wir fahren quer durch *Deutschland*, berühren unter anderem *Bamberg*, *Naumburg*, kommen über *Posen*. Bald danach sehen wir im Gelände einen ersten Stacheldrahtverhau. Durch *Bromberg* geht es, *Dirschau*,¹³ *Marienburg*. Ob ich *die Feste Marienburg* gesehen habe, weiß ich nicht mehr. Oder war es Nacht, als wir durch den Ort *Marienburg* fuhren? Wir sehen im Vorbeifahren Namen wie *Bischofsheim*, *Mehlsack*, *Wonnditt*, *Heilsberg*. Teilweise tragen die Bahnhöfe Spuren früherer Kämpfe. Es wird wieder Nacht. Wir nähern uns *Gumbinnen*. Bei einem kleinen Ort *Jutschen* endet unsere dreitägige Fahrt.

Was wir während der langen Fahrt getrieben haben? Wie das so unter jungen Kerlen Brauch ist, die bunt zusammengewürfelt, eng in einem Waggon verpackt – es waren immerhin geheizte Personenwagen – tagelang auf Tuchfühlung leben und zum Nichtstun ganztägig verurteilt sind: Erst wird aus dem Fenster geguckt, man will wissen, wohin die Reise geht. Dann werden ein paar faule Witze erzählt und man foppt sich gegenseitig. Da ist einer mit dem Namen *Schorsch* unter uns. Dem singen sie: „Schorsch, blieb do. Mr waiß jo nit, wie’s Wetter wird!“ Andere holen die Karten vor; Zego, 17 und 4 und vereinzelt Skat werden gespielt. Gewöhnlich geht es dabei lebhaft zu, auch gesungen wird, zuletzt gefühlvolle Lieder, bevor es stiller und dann schon vereinzelt geschnarcht wird. Auch das derbe Spiel „Schinken klopfen“ haben wir geübt und wie ...! Hände und hintere Backen haben noch tagelang nach diesem Spiel gefunktelt. Da konnte man „Handschriften“ kennenlernen.

Die draußen vorbei eilenden Landschaften, Städte und Dörfer haben mich tagsüber mächtig interessiert. Wenn man schon eine Reise tut oder zu tun gezwungen wird, warum soll man dann nicht so viel wie möglich sehen wollen. Willkommenere Unterbrechungen waren immer auch Aufenthalte auf den Verpflegungsstationen. Und damals wurde noch etwas geboten. Die Portionen waren reichlich und gut. Auch Gelegenheit zum Waschen gab es noch. Wir ahnten noch nicht, was uns bald in dieser Hinsicht erwartete.

Mein erster Einsatz als Soldat und Sanitäter in Ostpreußen in der Winterschlacht in den Masuren

Anfang Februar 1915. Mein erster Einsatz als Soldat war in der Winterschlacht in den *Masuren*. Steif, in unseren dicken, aus einem miserablen Tuch gemachten Mänteln, schwer bepackt,

wie eben noch kriegsunerfahrene Soldaten bepackt sein können, springen wir nach langer Bahnfahrt aus unseren Wagen herunter. Es ist dunkel, kalt, glatt. Der Spieß lässt antreten, in Gruppen rechts schwenken und „ohne Tritt“ marschieren. Das war ein Marschieren in der Nacht, auf eisglatter Straße! Entweder man rutschte auf den Vordermann oder der Hintermann rutschte auf mich. Es klapperte von all den zum Marschgepäck gehörenden Spaten, Gewehren, Seitengewehren. Ein Gemaule und Fluchen geht los, weil man gegeneinander geworfen wird. Dann fängt es auch noch zu schneien an. Endlich eine Ortschaft. Mein Zug wird in einer Scheune untergebracht. An schlafen ist nicht zu denken. Kälte und Wind dringen durch Stroh, durch Mantel und Klamotten. Am anderen Morgen bin ich bocksteif. Wir empfangen Kaffee und Brot. Es geht weiter. Schneegestöber. Wir marschieren, marschieren. Alles ist eben, weiß, der Neuschnee macht das Vorwärtskommen mühsam. Die Kompanie, die jeweils vorausgehen und spuren muss, wird jede Viertelstunde abgelöst. Der Marsch will kein Ende nehmen. Es geht fast nichts mehr und es geht doch. Endlich „Halt“ für heute.

Schnee, viel Marschieren, Flöhe, 80 Patronen, elender Fraß

Wir sind beim Ort *Kaukern*¹⁴ untergebracht. Die Feldküchen sind noch nicht da. Ich bin wundgelaufen, wechsle die Socken. Wir sind nass, schwitzen und frieren zugleich. Das Stroh in der Scheune ist feucht, wahrscheinlich vom herein gewehten Pulverschnee. Ich buddle mich ins Stroh, friere aber doch. Endlich – die Feldküche ist da. Jeder bekommt einen Kochgeschirrdeckel voll Essen. Wenig, aber es wärmt. Dann krieche ich wieder ins Stroh, recht tief hinein. Aber was hilft das? Wir frieren. Man schläft, wacht auf, man dusselt, wacht. Um 7 Uhr wird geweckt. Wie ich zur Feldküche komme, ist kein Kaffee mehr da. Ich versuche, umhergehend, mich warm zu kriegen. Der Marsch geht weiter. Wir Landser haben keine Ahnung, wohin. Erst marschieren wir auf einer Chaussee, dann geht es auf Feldwegen weiter. Am nächsten Tag war es nicht so beschwerlich und der Marsch nicht zu lang. Und wir kommen in einem guten warmen Quartier, in einem Bauernhof,¹⁵ unter. Nette, freundliche Leute. Wir bekommen Wurst, Brot und Kaffee von ihnen. Heute Nacht muss ich zweimal eine Stunde lang Posten schieben, draußen am Eingang des Bauernhofs. Eine klare, kalte Winternacht. Wir müssen nicht sehr weit hinter der Front sein, denn man hört von dort vereinzelt Gewehr- und Geschützfeuer. Wir sind übrigens im Haus des Bürgermeisters einquartiert. Die Bürgermeisterin versorgt uns am andern Mor-

gen mit Wurstbrot und Milch. Mir kocht sie aus meinem Kaffeemehl einen Kaffee für die Feldflasche. Um halb 10 Uhr wird weiter marschiert. Weiter geht es durch die eintönige Winterlandschaft, vorbei an einsamen Höfen, durch kleine Ortschaften, endlos. Mittags, kleine Marschpause, das Gepäck wird abgehängt. Dann geht es weiter. Gegen Abend endlich wird in der Nähe einer Landstraße, hinter Feldscheunen Halt gemacht. Die Feldküche ist diesmal da, aber wir kriegen einen elenden Fraß. Und jeder 80 Patronen! Es scheint also langsam ernst zu werden. Auf einmal stimmt einer das Lied an „Weh, dass wir scheiden müssen“. Es passt in diese trübe Winterabendstimmung. In der Nähe ist eine größere Ortschaft. Der Marsch wird fortgesetzt. Bald zweigt die „Zweite“ links ab. Nach einer Stunde haben wir unser Quartier erreicht. Inzwischen ist es auch Nacht geworden. Wir warten und warten. Das scheint bei uns in der Zweiten so Übung zu werden. Wenn die anderen drei Kompanien längst untergebracht sind, wartet unsere, die Zweite“, noch. Ein Teil der Häuser in dieser Gegend sind ausgebrannt. Wohl deshalb dauert die Quartiersuche so lange. Endlich werden wir mit 25 Mann in einen einzigen Raum gepfercht. Die frühere Zweckbestimmung des Raums ist nicht mehr zu erkennen. In dem Raum hätte man normalerweise vielleicht drei Mann untergebracht. Der Boden ist mit Stroh belegt, und bald stellen wir fest, dass er außerdem von lebhaften Flöhen belebt ist. Aha, wir sind ja im Osten. Wir sind hier in Reserve, außer uns noch die Dritte. Die Erste und Vierte sind vorne im Graben. *Drostwalde* soll das Gut heißen, zu dem diese Häuschen gehören. Wir müssen ständig unser Gepäck umgeschnallt lassen. Es ist beißend kalt. Und nun setzt auch noch ein richtiger Schneesturm ein. Das haut anders hin wie bei uns daheim. Man erzählt, die „Erste“ habe in der ersten Nacht schon einen Gefangenen gemacht. Der wird wohl übergelaufen sein. Vorne ist es ruhig.

Hat sich da einer aus Versehen oder absichtlich in den Fuß geschossen?

7. Februar – Sonntag. Durchaus ruhig. Am Nachmittag empfangen wir Sanitäter Verbandszeug, denn heute Abend sollen die beiden Kompanien, die vorne an der Front liegen, abgelöst werden. Ein Kamerad von der „Zweiten“ hat sich, während er auf Wache war, in den Fuß geschossen. Er redet sich heraus, ein Schluss sei ihm bei der Ablösung losgegangen.

Nun sind wir vorne. Links und rechts von einem Bauernhof zieht sich die vorderste Stellung hin. Wir Sanitäter sind in

einem Haus untergebracht. Im Graben muss ständig Schnee geschippt werden, denn der Sturm weht den Graben sogleich wieder zu.

Post von daheim

Hurra! Die erste Post. Für mich ist ein Päckle aus *Achern* dabei. Es stammt von *Charlotte Kurz*, mit der ich vor einem Jahr in der Tanzstunde war. Die in meinem Päckchen enthaltenen Zigaretten rauchen wir gemeinsam. In der ersten Nacht ist es still. Unsere Leute haben den Befehl, nicht zu schießen. Trotzdem fällt hin und wieder ein Schuss. Unsere Artillerie macht sich bemerkbar. Der Russe¹⁶ gibt kaum Antwort. Vor drei Tagen allerdings, so hören wir, sei eine russische Granate in einen Schuppen des Hofes geschlagen und es habe zwei Tote gegeben, die hinter dem Haus begraben worden seien. Unsere Artillerie funkt immer stärker. Ein Mann der „Zweiten“ hat sich beim Schneeschaufeln einen Leistenbruch zugezogen. Ich muss ihn nach eingetretener Dunkelheit nach *Drostwalde* bringen. Bei der mühsamen Rückkehr von vorne höre ich links und rechts die Abschüsse unserer Batterien. Ein schweres Geschütz liegt im Straßengraben. Man ist gerade dabei, es wieder auf die Räder zu stellen. Plötzlich werde ich von einem Posten angerufen, der die Parole hören will. „Großherzog Friedrich“ sage ich und dann Aug in Aug mit dem „Fremden“, sage ich, ihn erkennend: „Herrje, du bist’s ja, der Gust“: Es ist *August Schmiederer*, von der „Dritten“, die rechts von uns liegt. Und dann bin ich wieder in unserer Stellung.

Unsere Batterien funken, was aus den Rohren geht; brennende Dörfer

9. Februar. In der Nacht geht der Tanz los. Unsere Batterien funken, was aus den Rohren geht. Beim Morgengrauen wird gegen die russischen Stellungen geschossen. Beim Vorwärtsspringen zeigt sich: Sie sind verlassen. Dann sehe ich den ersten Kriegstoten, dann Russenpferde, die es erwischt hat. Wir stoßen auf keinen Widerstand. Dagegen soll das Zweite Bataillon sechs Tote und neun Verwundete haben. Wir rücken nach. Im nächsten Dorf bekommen wir etwas zu essen. Dann geht es weiter bis zum nächsten Dorf. Dort übernachten wir.

10. Februar. Bei Tagesgrauen weiter in Richtung *Pillkallen*¹⁷. Gegen Mittag stoßen wir auf den Russen. Unsere Trompeten blasen das Sturmsignal (Kartoffelsuppe ...!)¹⁸. Der Russe haut ab. Im Schnee liegt ein schwer verletzter schlitzäugiger Soldat, offenbar ein Mongole. Bauchschuss. Ich kann ihm nicht hel-

fen, denn unsere Kompanie stößt weiter vor. Nun erblicken wir im weiten Umkreis brennende Gehöfte und Dörfer. ... Wir müssen mühsam über Äcker vorrücken und sind darüber wütend, dass wir die weniger anstrengende nahe Chaussee der nachstoßenden Artillerie überlassen müssen. Die Geschütze protzen auf der Straße ab und funken den Russen nach. Wir zucken hin und wieder ordentlich zusammen. Am Abend nähern wir uns dem brennenden *Stallupönen*. Auf den Feldern links und rechts der Straße irren herrenlose Fohlen und herrenloses Jungvieh herum. Die „Zweite“ nimmt sich zwei Kälber mit, die der Feldküche zu gute kommen sollen. In der Stadt werden, so wird erzählt, noch Russen geschnappt, die zu den Brandkommandos gehört haben sollen. Major *Seiler* lässt ein paar von ihnen erschießen. Sein Ausspruch: „Die Letzten beißen die Hunde!“ Ist das der Krieg?

Kampf gegen russische Soldaten

11. Februar 1915. Marschieren, marschieren, den ganzen Tag. Unsere Feldküche ist nirgends zu erblicken. Es ist bitterkalt, die Flüssigkeit in der Feldflasche gefriert. Am Abend am Rande eines Dorfes. Kompanie um Kompanie rückt in Quartiere ein. Wir stehen immer noch. Endlich landen wir in einem Strohschuppen. Noch keine Feldküche. In der Nacht geht die Parole um, die eiserne Portion dürfe angebrochen werden. Wir haben ohnedies schon das Zwiebacksäckle angebrochen. Dann wird die Parole widerrufen. Nachts wird mir mit einem Mal so kalt. Kein Wunder: ich bin auf Schnee gelegen.

12. Februar. Wieder geht es weiter, endlos, mit hungrigem Magen, durstig. Die Darmerkrankungen nehmen zu. Unser „Alter“ ist rücksichtslos. Der reitet auf die „Ausgetretenen“ zu. Die haben keine Zeit, sich den Hintern zu putzen, geschweige denn, die Hosen wieder zuzuknüpfen, was ohnedies bei dem schlecht aufzuknöpfenden Mantel, Koppel und Patronentaschen und steifen Fingern eine schwierige Angelegenheit ist. Und der Alte treibt die armen Kerle auf seinem Fuchs sitzend, die lederne Reitpeitsche drohend schwingend im Laufschrift wieder ins Glied. Der trug den Namen „Teuffel“ nicht umsonst. Gegen Abend kurzes Gefecht, danach miserables Quartier. Von Verpflegung und Feldküche keine Spur.

13. Februar. Durch die *Rominter Heide*¹⁹. Das Marschieren nimmt kein Ende. Hunger und Durst. Mancher zieht sich vor lauter Durst eine Hand voll mit Schnee von einem Kiefernast. Der „Alte“ darf das allerdings nicht sehen, sonst ist richtig der Teufel los.

Auch bei mir fängt der Durchfall an. Das kann ja schön werden. Man sagt uns, wir seien an der russischen Grenze. Es wird Nacht. Es geht bergauf, bergab ab. Wir hören Hundebellen. Also scheinen wir uns einer Ortschaft zu nähern. Eine Anhöhe hinauf, und dann folgt wieder das übliche Warten auf ein Quartier. Dann aber klappt es doch noch. Etwa ein halber Zug liegt mit uns in unserer Stube, in der ein Kachelofen brennt. Einer liegt dicht am anderen. Eine unangenehme Sache, besonders dann, wenn immer wieder einer einfach mal austreten muss. Wir bekommen ordentlich zu essen.

Brot, endlich Brot, aber es schmeckt trotz Hunger doch nicht

Am anderen Morgen mache ich einen kurzen Gang durchs Dorf, sehe aus einem Haus Landser herauskommen, die Brotlaibe, große runde, unterm Arm tragen. Ich erkundige mich. Ja, da drinnen sei eine Alte, die stehe in einem Kellerloch und gebe Brote heraus. Brot, ja, das fehlt uns noch, das haben wir schon seit Tagen nicht mehr gesehen. Schon bin ich drinnen und stehe an. Dann habe auch ich meinen Laib Brot, drücke der Alten 50 in die Hand – sie soll nicht sagen können, alle Deutschen seien ... – Ich gehe schnurstracks mit meiner Errungenschaft ins Quartier. „Mensch, Max, wo hast du das her?“ Im Nu war der Laib geteilt, aber schon spuckten die ersten. Sie guckten mich an, ich gucke sie an. Ich beiße mein Brot an. „Pfui Deiwel“. Es schmeckt ganz gemein nach Petroleum. Wir schneiden die Rinde weg, der Geschmack geht tief hinein. Mit Todesverachtung wird zuletzt das Innere des Brotes hinuntergewürgt, mit dem Erfolg, dass ich den ganzen Tag den Petroleumgeschmack nicht mehr los werde.

Gerade habe ich mein Kochgeschirr mit einem Stück Rindfleisch im Ofen stehen, da kommt der Befehl: Fertig machen! Und das Rindfleisch ist nur halb gekocht. Wasser, oder besser gesagt Fleischbrühe ausgeschüttet, um wenigstens das Fleisch zu retten.

Wir brauchen Fleisch, die Bäuerin aber ihre Kuh

Gestern Abend war ich Zeuge eines Auftritts, der so recht die Härten und die eben doch manchmal nicht vermeidbaren Gewaltmaßnahmen in einem Krieg zeigt. Eine Frau zeterte mit Offizieren und einem Feldwebel herum. Objekt des Streits war eine Kuh, die von einem Landser am Strick gehalten wurde. Die Alte wollte ihre Kuh behalten. Wir aber brauchten Fleisch. Der Frau wurde klargemacht, sie bekomme die Kuh bezahlt. Ob das die Frau getröstet hat? Ich bezweifle das.

14. Februar. Das Bataillon ist auf dem Weitermarsch, stundenlang, bergauf, bergab. Das Petroleumbrot stößt immer noch auf. Wird gerastet, so setzt man sich auf den Tornister und schläft ein. Aber es sind ja nur Minuten, dann geht es weiter, die Offiziere treiben. Es wird Abend. Zur Linken einige Hügel, darauf Reiter, die mit dem Fernglas das Gelände absuchen. Vorne rechts ein paar Häuser. Die „Erste“ sucht die Häuser ab. Wir, d. h. die „Zweite“, schwärmt als Marschsicherung aus. Links und rechts der Straße von *Filipo* nach *Suwalki*²⁰. Am rechten Straßenrand stehen Telegrafentelegraphenmasten. An einem ist eine Kuh angebunden. Eine unserer Reiterpatrouillen überholt uns. Einer ruft: „Ist da vorne was los?“ „Aufpassen!“, rufe ich. Im gleichen Augenblick bindet der Bursche unseres Alten die Kuh los. Der Alte hat sein Schlachtross wieder bestiegen, lässt den Zweiten und Dritten Zug sammeln, hält die Marschsicherung durch den Ersten Zug für genügend. Da geht es los.

Nahkampf

Feuer aus ein paar Maschinengewehren, und zwar aus nächster Entfernung. Was von der Reiterpatrouille nicht abgeschossen ist, jagt im Galopp wieder zurück, auch reiterlose Pferde flüchten. Wir werfen uns in den Schnee. Merken jetzt erst, dass der mehr Matsch ist als Schnee, merken allerdings auch, dass wir verschwitzt und nass sind. Zunächst einmal macht man sich so platt wie es irgend geht. Wenn der „Russki“ etwas aussetzt, ballern wir los. Ich denke nicht daran, dass ich Krankenträger bin. Ich hab ja ein Gewehr und Munition. Die oder wir. Insofern habe ich Glück, als ich durch den allerdings nur flachen Graben neben der Straße etwas gedeckt bin. Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn Maschinengewehre so nah auf einen los hämmern. Und trotz allem übermannt uns fast die Müdigkeit. Ein Melder wird nach hinten geschickt, weil unsere Artillerie, die uns beistehen will, die Schrapnells über unsere Köpfe setzt. Die Schützenlinie wird nach beiden Seiten verlängert. Es gibt Verwundete. Ich stelle mich noch recht ungeschickt an. Aber es ist auch das erste Mal, dass wir so recht in feindliche MGs hineingelaufen sind. Dann die Müdigkeit, der Schlaf, die Kälte, die Nässe. Es ist mir, als ob ich durch und durch, körperlich und seelisch, eingefroren und unbeweglich wäre, unfähig zu denken, unfähig etwas Rechtes zu tun. Ich muss mich in einem Halbschlaf befunden haben. ... Es wurde Morgen. Und als ob das Licht mich wieder zum Leben erweckt hätte, sehe ich nun Kameraden um mich, Ausrüstungsgegenstände, liegen gelassen von den Verwundeten, den Toten entfallen, im Gelände zerstreut,

ein Pferd mit einem zerschossenen Fuß steht reglos, weil es auf drei Beinen sich nicht mehr bewegen kann. Etwa 50 m vor uns links und rechts der Straße finden wir im Graben die Patronenhülsen der Russen. Die Krankenträger der Zweiten müssen unsere Toten begraben, darunter jenen *Schorsch*, dem sie auf der Fahrt nach Ostpreußen geraten hatten: „Schorsch, blieb do!“. Wir legen unsere Tornister zusammen und tragen die toten Kameraden zusammen. Mittlerweile hat die Infanterie den Weitermarsch in Richtung *Suwalki* angetreten. Als ich meinen Tornister suche, muss ich feststellen, dass er bis auf eine von ostpreussischen Mäusen zerfressene Unterhose geleert ist. Vielleicht hat einer den Tornister für den eines Toten gehalten.

Tote sind im gefrorenen Boden kaum zu begraben; sie bekommen Kreuze aus Zaunlatten

Das Begraben wurde eine schwierige Angelegenheit. Der Boden, ein von runden Kissen durchsetzter, feuchter Sandboden, war tief gefroren und hart wie Beton. Sogar unsere schweren Pickel vermochten fast nichts auszurichten. An den Händen gibt es Blasen, ich bin kraftlos, von Durchfall und Hunger geschwächt. Unser famoser Unteroffizier *Dornheim* bringt es fertig, eine Büchse Fleisch vor unseren Augen allein aufzuesen. Kein Mensch außer ihm hat noch etwas zu essen.

Wir haben die Gräber ausgehoben. Nicht sehr tief. Drüben bei den Häusern holen wir ein paar Zaunlatten. Sie klopfen wir zu Kreuzen zusammen. Mit Tintenschreibern schreiben wir *mühsam die Namen unserer toten Kameraden und das Datum ihres Todes darauf. Still beten wir ein Vaterunser*. Und nun will unser *Dornheim* weiter. Nun mucken wir auf. Der Kerl hat den ganzen Tag nichts getan, hat sich gestärkt und spielt jetzt den starken Mann. Wir stellen ihm frei, alleine zu gehen. Aber dazu fehlt ihm doch der nötige Schneid. Wohl oder übel muss er nun mit uns kommen. Und wir suchen nun in den paar Panjehäuschen drüben über der Straße nach einem Unterkommen. Das haben wir sehr rasch gefunden, und nun kommt der zweite Teil: wir müssen etwas zu futtern finden und uns dann wärmen und schlafen. Auch das hat noch geklappt. In einem Nachbarhaus haben wir Kartoffeln bekommen: Mithilfe von geschmolzenem Schnee sieden wir die Kartoffeln. Der mit Torf geheizte Ofen gab uns die ersehnte Wärme. Von unserem *Dornheim* nahmen wir kaum Notiz. Die Nacht verlief ohne Zwischenfall. Ein paar kalte gekochte Kartoffeln wurden in den Brotbeutel gesteckt, und nun rücken wir in Richtung *Suwalki* nach. Entlang der Straße rückte Artillerie und Nachschub vor. Wir hel-

fen eine Telefonleitung zu legen. Dafür bekommt jeder ein Stück Brot und Speck. Hei, wie das schmeckte. Besser wie in guten Tagen ein Stück Kuchen. Nach einigem Herumfragen finden wir unsere Kompanie. Vorher hatten wir in einer Bäckerei, allerdings nach langem, langem Warten, einen Laib Weißbrot und feinen, süßen russischen Tee bekommen. Der Bäcker, ein Jud, hat kein schlechtes Geschäft gemacht, wenn jeder so anständig zahlte wie wir. Eine Tochter bediente. Sie konnte sogar ganz ordentlich Deutsch. Die Kompanie selbst war in einer der russischen Kasernen untergebracht. Neu für uns waren die vergoldeten Kuppeln der russisch-orthodoxen Kirchen. In den Straßen der Stadt: tiefer Dreck.

Trübe Februartage mit Dauerdurchfall, russischen Gefangenentrupps, Gottesdienst. Keine Post aus der Heimat.

17. Februar 1915. Aschermittwoch. Weitermarsch in Richtung *Augustow*²¹. Es ist wärmer geworden. Die Wege etwas aufgetaut. Vor uns ist eine Brücke gesprengt. Wir werden in einem kleinen Ort einquartiert. Diesmal haben wir warm in einer Scheune geschlafen. Wieder jeden Tag Marsch, aber ohne Gefechtsberührung mit den Russen. Hin und wieder Gefangenentrupps. Auch eigene Soldaten, müde, ungewaschen, unrasiert, abgerissen, mager, mit großen Augen, aus denen das Erleben der letzten Tage zu lesen ist. Sehe ich auch so aus?

19. Februar. In *Augustów*. Hier sieht es recht nach Krieg aus, Spuren des Kampfes, Kriegsbeute, Munitionswagen, Gewehre, eine Masse gefangener Russen, gesprengte Brücken. Zwei andere Korps sollen hier gekämpft haben. Der Marsch geht weiter. ... Die Gegend wird sumpfig.

20. Februar. Gewehrrappell, Stiefelappell. Nun sind auch diese Dinge wieder in Ordnung. Nach vielem Hin und Her warmes Lager in einem Hausgang. Tagsüber in warmer Küche. Immer noch keine Post. Furchtbarer Durchfall, Schmerzen. Was ich esse, geht gleich wieder unverdaut ab. Ich lasse mir darum Opiumtropfen geben. Wir sind im Ort *Osowigrund*²².

21. Februar. Wir waschen uns. Ist das eine Wohltat! Man spricht davon, dass wir morgen verladen werden sollen. Heute ist Sonntag, erster Fastensonntag. Um ein halb 10 Uhr ist Feldgottesdienst. Ein junger protestantischer Theologe hält ihn. Was er sagt, packt mich. Trübseliges Wetter, es regnet. Der Durchfall wühlte in meinen Gedärmen. Ich denke an daheim.

Am Nachmittag plötzlich Alarm. „Fertig machen, antreten!“. Wir rücken wieder ab. Da vorne war es ordentlich mulmig. Der Russe wehrte sich, als von unserer Seite versucht wird,

über den Fluss *Bohr* zu kommen. Das war wieder ein Marsch. Die Wege weichen auf. Ein Kompanieführer lässt beim Major um eine kurze Rast bitten. Doch es geht ohne Erbarmen weiter. Es ist schon tief in der Nacht. Endlich einmal Rast, nur kurz. Tief in der Nacht erreichen wir *Raygrad*²³. In einem Bürgerhaus mit einem großen Kachelofen komme ich unter.

22. Februar. Es ist noch Nacht. Ich helfe drunten am See Wasser holen für die Feldküche. Rutsche mit meinen beiden Eimern auf dem ziemlich steil aufsteigenden Weg aus. Platsch, meine Hose ist auf einer Seite nass. Ich spüre es bis auf die Haut. Wir marschieren weiter. Gegen Nachmittag kommen wir nach *Grajewo*²⁴. Nach drei Wochen hören wir endlich wieder einmal eine Lokomotive pfeifen. Gibt es das noch? Schon geht das Gerücht um: „Wir werden verladen!“ Aber stattdessen werden wir in einer Schule untergebracht. Wieder keine Feldküche und vor allem kein Brot. Der Hauptmann *Krapp* von der Vierten hat in einer Bäckerei Brot für seine Kompanie backen lassen. Das passiert bei uns nicht. Aber es gibt unter uns tüchtige Leute, die finden das Proviant-Amt, sie kommen mit dicken Bockwürsten unter dem Mantel wieder bei uns an. Sie sind Kameraden, und jeder von uns bekommt ein ganz gehöriges Stück davon ab. Und in der allerhöchsten Not ist man Wurst auch ohne Brot! Später ist dann sogar noch die Feldküche eingetroffen.

Überraschend treffe ich einen Acherner

23. Februar. Es geht schon wieder auf Wanderschaft. Unterwegs wird einmal gerastet. Die Kompanien liegen nebeneinander. Ich gehe zu *Friedel* hinüber (in der Vierten). Wir tauschen. Ich bekomme Brot von ihm, er Wurst von mir. So ist beiden geholfen. Quartier in *Loyki*²⁵. Unser Zug muss über einem Stall unterkommen. Über eine Wagenleiter geht es durch ein Mausloch hinein, Tornister und Gewehr voraus, wir robben dann nach. Wir nennen diese Bleibe den „Taubenschlag“. Unter uns armdicke Kiefernstangen, bedeckt mit etwas Stroh. In der Nacht kommt es mehrmals vor, dass Leute durchbrechen, aber zwischen den Stangen hängen bleiben. Einer kugelt sich dabei den Oberarm aus.

24. Februar. Wir bleiben bis zum Nachmittag. Am späten Nachmittag geht es in Stellung, einmal an einem brennenden Haus vorbei. Durch einen breiten Waldstreifen, sumpfiges Gelände und dann in einen Graben. Wir liegen vor der *Narew-Festung Ossowiez*. Sand, ein paar junge Kiefern, vor uns steigt das Gelände leicht an, hinter uns ist es eben, Sumpf. Dahinter

der Wald, in dem die Artillerie steht. Sie bekommt ab und zu Beschuss aus der Festung. Wir legen vor dem Graben sogenannte *Wolfsgruben* an und bauen leichte Unterstände für uns. Unsere Deckung besteht aus Kieferästen und Sand. Wenn die Mörser abschießen, rutscht der Sand auf uns herunter. Kochgeschirr, Feldflaschenverschluss, leider auch Gewehr und Seitengewehr bekommen vom Sand ab. Mit der Verpflegung hapert es immer noch. Vor dem Graben liegen geleerte Fleischbüchsen. Am Vorabend, am zweiten Tag, geht der Alte durch den Graben. Er sieht die Büchsen. „Jeder zeigt mir seine eiserne Ration vor!“ Er hat nicht viel zu sehen bekommen. „Bande“, schimpft er. „Heute Nacht kommt dafür die Feldküche nicht“, droht er an. „Ich werde mir die Herrschaften schon kaufen!“, schimpft er. Naja, die Feldküche ist dann doch gekommen, und es hat uns trotzdem geschmeckt.

Einmal in einer dieser Nächte gab es bei uns eine Schießerei. Eine Patrouille der Vierten, die rechts vor uns lag, ist auf den *Russki* gestoßen, wurde von diesem verfolgt und als die Russen in unseren Schussbereich kamen, gingen die Gewehre der Vierten los, danach auch die unsrigen. Zuerst wurde noch „Aufpflanzen“ und „Entladen“ befohlen. Aber ans Entladen dachte niemand. Neben mir will ein Kamerad aufpflanzen. Der Sand in den Rillen bereitet ihm Schwierigkeiten. Er stößt das Gewehr, den Daumen über der Mündung, auf den Boden. Der Schuss geht los, der Daumen ist weg. Später habe ich diesen Kameraden in *Schierke* im *Harz* im Lazarett wiedergesehen.

Ein Russenflieger kreist über uns

Nach etwa vier Tagen wurden wir wieder abgelöst, schliefen im Wald in Erdhütten, die trocken und warm waren. Bei Tagesanbruch räumten wir unsere Hütten. Die Kompanien lagerten sich ein paar 100m hinter dem Wald. Gegen Mittag kreist ein Russenflieger über dem Wald. Einer unserer Leutnants hat eine gute Nase, lässt uns ein paar 100m nach rechts wechseln. Das war unser Glück. Dorthin, wo wir vorher lagerten, setzten die Russen ein paar „Kohlenkasten“.

Die Sonne scheint schon etwas wärmer und das freut uns. Noch mehr aber freuen wir uns, dass wir nun zum ersten Mal Löhnung bekommen und das gleich für ein paar Dekaden. Und wir freuen uns, dass da ein Marketender ist, der in seinem Planwagen allerhand Schätze hat, die er verkaufen möchte. Wieder einmal wünschen wir unseren Alten zum Kuckuck. Während der Hauptmann der „Vierten“ gleich im Großen einkauft, denn es fehlt dem Marketender an Kleingeld, kümmert

sich unser Alter wieder um nichts. Wir stehen da mit großen Scheinen in den Händen und können nichts einkaufen. Und ich hätte doch so gerne Schokolade gekauft, um gegen meinen scheußlichen Durchfall anzugehen. Wir bekommen aus unserer Feldküche warmes Essen. Gegen Abend rücken wir wieder nach unserem *Loyki* ab, beziehen dort unseren Taubenschlag wie ehemals. Am andern Tag geht's wieder weiter, südwärts. Ich bin kein Mensch mehr. Mein Durchfall wird immer gemeiner. Wenn ich nur die Hand an den Hosenträger lege, um sie los zu knüpfen, ist es schon zu spät. Alles geht in die Hose. Ich bin schon einige Tage ohne Unterhose. Einige habe ich verloren, als vor Tagen mein Tornister „ausgepackt“ worden ist, während wir unsere Toten zusammenholten. Die von Mäusen angefressene Unterhose und jene, die ich noch auf dem Leib getragen habe, musste ich wegwerfen, weil eine Gelegenheit, sie zu waschen, nicht gegeben war. Ich war durch den ewigen Durchfall müde und schlapp geworden und wollte mich doch nicht krank melden. Es war zum Verzweifeln. In solchem Zustand war ich noch, als wir etwa um den 9. März herum vor der Ortschaft *Vidinje* (in der Gegend von *Homska*), eingesetzt wurden.

März 1915 Kampf Mann gegen Mann

7. März. In der Nacht heißt es auf einmal: „Fertig machen“. Wir werden abgelöst. Um 4 Uhr morgens soll die Ablösung vor sich gehen. Schon ist der Reservezug, bei dem ich bin, beim Abrücken. Da geht der Zauber los. Die Führung des Zugs klappt nicht. Es heißt gleichzeitig: „Hierbleiben“ und „Nix wie raus aus dem Nest!“.

Und wie es zu gehen pflegt, wenn die feste Hand fehlt, die paar Gruppen der Zweiten, die nun schon mal am Abrücken waren, ließen sich nicht mehr halten. Am Ortsausgang funkte dann der Russe noch ein paar Granaten in das verbliebene Häuflein. Und wir atmeten erleichtert auf, als wir aus dem Bereich von *Vidinje* heraus und unbeschossen weiter stolpterten, denn es war ja noch Nacht. In der nächsten Ortschaft kamen wir erschöpft an. Später kam auch noch der Rest der Kompanie. Von dem hörten wir dann, was sich in der Stellung abgespielt hatte. In die Ablösung hinein hagelte gerade der russische Angriff. Wir waren in das Sperrfeuer geraten. Der Russe war so überraschend gekommen, dass er zunächst in die Stellung eindringen konnte. Dort aber traf er nun sowohl auf die abzulösenden als auch die ablösenden Kompanien, die sich wie die Berserker zur Wehr setzten.

Unser „Alter“ stirbt im Nahkampf durch einen Bayonettstich im Graben

Unser Alter, der Oberleutnant *Freiherr von Teuffel* fiel im Kampf durch einen russischen Bayonettstich. Ein Kamerad aus der Zweiten, *König* hieß er, sprang auf den Grabenrand und haute mit seinem Gewehrkolben auf die Russen ein. Dieser *König* war ein schmächtiger, ja rappeldürrer Kerl, dem kein Mensch so etwas zugetraut hätte. Der Russe wurde wieder aus der Stellung hinausgeworfen. Einige Verluste hat es natürlich gegeben. Dadurch dass der Alte gefallen war, kam unser Zugführer auch um den Anpfiff, weil er mit seinem Haufen beim Einsetzen des Angriffs abhaute. Nach einigen Stunden Ruhe ging dann diese endlose Marschiererei wieder los. Wieder südwärts. Das Wetter ist einigermaßen passabel. Es ist mir inzwischen auch gelungen, etwas Schokolade zu bekommen, einmal auch einen Wasserkakao. Sogar ein paar Unterhosen habe ich wieder. Die Welt sieht trotz Krieg wieder etwas freundlicher aus. Auf unserem Marsch nach Süden, Abschnitt *Ostroleka*, kommen wir über *Kolno*.

Mitte März. Das Wetter ist wieder unfreundlicher geworden.

15. März. Major *Seiler* verabschiedet sich von uns und erklärt, er müsse uns kompanieweise an andere Einheiten zur Verstärkung abgeben, weil hier mit russischen Angriffen zu rechnen sei.

Viele Opfer

16. März: Die Zweite kommt zunächst als Reserve in ein Wäldchen, das von Artillerie belegt ist. Sie ist alarmbereit zu halten. Die Artilleristen sind nette Kerle. Da wir nun schon seit sechs Wochen keine Haarschere und Rasiermesser mehr gesehen haben, ist beim Batteriefriseur großer Andrang. Der arbeitet zunächst nur mit seiner Haarschneidemaschine: Er macht Halbmillimeter-Schnitte und beseitigt unsere angehenden Vollbärte. Gerade soll ich als nächstes Opfer unter das Schermesser können, da: Alarm! Ich soll wohl meinen Vollbart nicht loswerden. Die Kompanie steht rasch. Rasch wird uns das Nötigste gesagt. Weiter vorn greift der Russe wieder an. Die Kompanie muss in Reihen rechtsum aufgelockert über einen zugefrorenen Sumpfweg vorrücken, auf ein Wäldchen zu, in dem das hier so übliche russische *Panjehaus*, ein aus gehauenen Baumstämmen erstelltes Haus und ein Nebengebäude, wohl Stall und Scheune, zu sehen sind. Die Russen legen ein gemeinsames Infanterie- und MG-Feuer hin. Schon beim Vorgehen gibt es dadurch Verluste. Wir dringen in das Wäldchen ein und sehen dann schon so einiges von der Bescherung. Viele der

151er sind in Löcher gekrochen, von denen wir nicht annehmen können, dass sie zu ihrer Stellung gehören. Die wollen uns wohl den Vortritt lassen. Ein Feuer! Naja. Schon beim Ausschwärmen mussten wir ein paar Mal runter. Einmal tut es kurz einen kleinen Ruck an meinem Tornister. Ich achte nicht weiter darauf. Ich mache einen Sprung! Dann klatscht es an den Griff meines Seitengewehrs. Da gucke ich doch schnell links herunter. Aha, diese Bienen stechen wohl. Von den Kiefern des lichten Wäldchens fallen fast wie einzelne große Schneeflocken abgeschossene Zweige. Und nun sind wir am jenseitigen Rand des Wäldchens. Runter, den Kopf in den Dreck, denn hier ist es wirklich gefährlich. Dazu zischt es und zwitschert es ganz gemein. Von unserer Seite tut sich aber auch etwas. Es gibt weitere Verluste bei uns.

Ich krieche von einem zum anderen und verbinde. Immer wieder stöhnt einer auf, den es getroffen hat. Einer muss aus der Feuerlinie getragen werden. Ein Kamerad hilft mir. In einer Zeltbahn tragen wir ihn zurück.

Heimatschuss: Heißer Stich in meiner linken Wade

Da ein kurzer, heißer Stich in meine linken Wade, dann läuft etwas warm im Stiefel abwärts. So, nun hat mich auch eine erwischt. Unsere Kameraden bringen wir in das Panjehaus im Wäldchen. Dort sitzen schon ein paar Angeschossene unter den Leuten vom dritten Zug, der noch in Bereitschaft gehalten wird. In einem kleinen Raum neben der Stube ziehe ich mir den Stiefel aus und stelle ihn vor mich hin. Ich streife die Hose herauf und sehe, dass der Schuss glatt durch die Wade gegangen ist. Ein richtiggehender „Heimatschuss“. Während ich den Schaden mit meinem Verbandspäckchen verbinde, macht es klatsch-klatsch und mein Stiefel fällt um. Hat doch so ein Biest von Infanteriegeschoss die Holzwand des Hauses und danach das Stiefelrohr durchschlagen und ist dann in der Trennwand zwischen Kammer und Stube stecken geblieben. Also ist es auch in dieser Kammer nicht mehr geheuer, somit: „Raus!“

Ein langer Weg von der Front über *Ortelsburg* und *Schierke* (*Wernigerode im Harz*) zurück in die Heimat.

Unterbrechung der Heimreise für mich durch einen mehrwöchigen Erholungsaufenthalt in einem Kurhotel in *Schierke im Harz*. Dann weiter in die *Leopoldsfeste* in Rastatt mit strengem Dienst. Auf den *Heuberg* auf der *Rauhen Alb* mit erneutem Drill²⁶

Nach dem 16. März 1915. Wir müssen schnellstens von der Front weg. Wie, das müssen wir als Leichtverletzte selbst organisieren. Mit zwei anderen Verletzten, die zwar wie ich verwundet, aber noch einigermaßen gehfähig sind, verlassen wir fluchtartig das Haus. Wir stützen uns gegenseitig beim Gehen. Das Infanteriefeuer hat etwas nachgelassen. Hin und wieder surrt so eine gefährliche „Biene“ an uns vorbei.

Ein Futterwagen der schweren Artillerie nimmt mich und einen anderen Kameraden auf. In Heu und Stroh bereiten uns die Fahrer ein weiches, warmes Nest, eine Wagenplane schützt uns vor der Kälte. Wir kommen mit dem Wagen bis *Miteiniz*²⁷. Da ist ein Feldlazarett. Das will uns schon gar nicht. Dafür steht schon eine Fuhrparkkolonne bereit, die die nicht gerade schwer Verwundeten nach *Fürstenwalde* über die Grenze nach Ostpreußen bringen soll. Sie tut's. Aber diese Wagen bergen weder Heu noch Stroh. Wir sitzen auf dem harten, kalten Bretterboden. Die Fahrt auf der gefrorenen, holprigen Straße und in dem nicht gefederten Wagen ist eine Qual. Meine Wunde beginnt zu schmerzen. Es ist Abend, als wir in *Fürstenwalde* ankommen. In der Schule ist das Feldlazarett untergebracht. Autos mit Verwundeten treffen ein, andere fahren wieder ab. Wir bleiben zunächst hier und werden abgefüttert. Und ob es schmeckt! Wir sind ja ausgehungert und da schmeckt alles. Hier esse ich zum ersten Mal in meinem Leben Schweinefett als Brotbelag. Und da haben wir früher die Schmalz fressenden Preußen verunglimpft, um nun feststellen zu müssen, dass ein Schmalzbrot mit Salz eigentlich ganz gut schmeckt.

Im Lazarett – ein Franziskaner aus Sigmaringen besucht mich

Der Feldgeistliche des Lazaretts kommt. Süddeutsche seien wir? Badenser? Er sei aus dem Franziskanerkloster in *Gorheim bei Sigmaringen*²⁸. Wir unterhalten uns ganz gut. Gegen 10 Uhr nachts, ein paar von uns schlafen schon, müssen wir uns zur Weiterfahrt nach *Ortelsburg* fertigmachen. Draußen warten schon die Lastautos auf uns in der Winternacht. Die Fahrer leuchten mit Sturmlaternen beim Einsteigen und Hochheben der Kameraden. Nach einigem Warten geht es los ... Hin und wieder stöhnt mal einer, sonst hört man nur das gleichmäßige Arbeiten des Motors und das Gerumpel auf dem Pflaster. Bald darauf hält die Wagenkolonne auf einem freien Platz. Wir sollen absteigen. Es ist verdammt kalt. Wir fragen: „Und jetzt?“ Die Chauffeure zucken mit den Achseln und fahren weg.

Dann erfahren wir, dass wir vor der *Jägerkaserne* abgesetzt worden sind. Was weiter geschehen wird, weiß noch niemand.

Aber wir haben insofern Glück, als ein *Ortelsburger* unter uns ist. Der muss los, um für uns eine Unterkunft zu suchen. Langsam bewegt sich in der Nacht der geisterhafte Zug der sich gegenseitig Stützenden, der müden Gestalten in Richtung Innenstadt. Da leuchten ein paar Fenster. Wir sehen eine Wirtschaft. Wir brauchen Wärme. Also hinein. Drinnen der Wirt und ein paar Spießer. Wir werden nach dem Woher und Wohin gefragt. Wohin? Ja, wenn wir das wüssten. Aber Bratheringe gibt es hier. Der Brathering – das ist für uns Ausgehungerte das kulinarische Erlebnis. Nach einer guten Stunde kommt unser *Ortelsburger* zurück. Nach langem Herumfragen hat er eine Unterkunft für uns gefunden. Wo, sagt der uns noch nicht. Warum der „dumme Kerl“ das zunächst verschwiegen hat, sollten wir merken, als wir vor einem mit hohen Mauern umgebenen Gebäude standen. Unsere Unterkunft war das Gefängnis. Aber das ist uns jetzt so egal. Wir wollen ein Dach über dem Kopf und warm haben. Nun muss noch festgestellt werden, wo im Haus der Locus ist. Endlich wieder einmal eine ruhige Nacht.

Im Lazarettzug in den Harz ins Kurhotel Schierke

Am Morgen gibt es etwas zu essen. Weniger angenehm empfinden wir die später folgende Musterung der Angekommenen. Nun wird sortiert: „Lazarettzug“, „Sie bleiben hier“, „Der kann gleich wieder zur Truppe“. ... Unten hatte die Musterung begonnen. Der Nachrichtendienst funktionierte fabelhaft. Und schon kommt ein Kamerad zu mir: „Du“, sagt er, „mach mir meinen Verband wieder fest. Mach nur gleich ein paar Binden drum“. Ich sehe, dass das Ohrläppchen etwas abbekommen hat. Geblutet hat es tüchtig. Seinen Wunsch habe ich ihm erfüllt und ihm das Ohr verbunden. Doch der Arzt wollte sehen, was unter den Binden ist und als er es gesehen hat, meinte er nur: „Na, hören Sie mal! Das ist ja gar nichts. Wieder zur Truppe!“

Ich dagegen bekam einen Zettel angehängt: „Lazarettzug“. Ich fühlte mich wie wenn man mir den Himmel in Aussicht gestellt hätte. Mein Corpus hatte es wahrhaftig nötig. Denn ich war ausgehungert, durch den lang währenden Durchfall geschwächt. Immer noch war ich unrasiert, seit Tagen nicht mehr gewaschen. Nach der Entscheidung des Arztes war das Leben wieder lebenswert und die Welt schaute freundlich aus. Nun begann die Fahrt ins Lazarett. Wir fuhren und fuhren, wurden unterwegs gepflegt, sogar beschenkt. Immer tiefer nach Deutschland hinein brachte uns der Zug. Wir kamen nach *Halle*, nach *Magdeburg*, *Wernigerode*. Dort werden wir in die *Harz-Quer-*

bahn verpackt. Unterwegs schmeiße ich meinen zerlumpten, aus allen Fugen gegangenen Mantel aus dem Fenster. Schade dass ich später das lädierte Seitengewehr und auch den durchschossenen Stiefel noch abgeben musste, hatte der doch den zweiten und vierten Schuss aufgefangen. Das Bähnle klettert höher und höher. Auf der viel sagenden Station *Elend* werden wir „ausgebootet“. Wer nicht gut zu Fuß ist, wird in einen Schlitten verladen. Fein ist das. Man packt uns in warme Decken ein, dann beginnt eine schöne Fahrt durch den Harz-Winter.

*Schierke*²⁹. Bisher habe ich von der Existenz eines Kurorts dieses Namens nichts gewusst. Und nun werde ich gar Gast im *Kurhotel Schierke* und wohne zusammen mit einem Fahrer aus Norddeutschland in einem nach Süden gehenden, freundlichen Zimmer. Als erstes mussten wir natürlich baden. Die Haare wurden geschnitten. Der sieben Wochen alte Bart wurde abrasiert ... Meine alten Kleider wurden, außer dem Waffenrock, durch neue ersetzt. Nun sahen wir wieder wie Menschen aus. Wir fühlten uns fast wie Kurgäste. Die Wunde heilt tadellos. Aber mein Gesundheitszustand erfordert Erholung und Ruhe. Und das sieht auch der Arzt so. Nach Hause schicke ich Brandbriefe: bitte schickt Fresspakete. Der Appetit meldet sich und hier sind die Portionen zwar zufriedenstellend, aber ich bin ausgehungert. ... Nach und nach kommen die begehrten Fresspakete an. Sie werden freundlich begrüßt.

Man lebt sich ein. Vormittags ist Visite. Wer ausgehen kann, darf nachmittags das Lazarett verlassen und sich den Ort und die Gegend besehen, sich auch schon mal anpfeifen lassen, weil mein soldatischer Gruß an einen vorbeikommenden Offizier nicht zackig genug ausgefallen ist ... Wir fühlen uns als Feldsoldaten und solche affigen „Heimatkämpfer“ können uns mal ...

Die Lebensgeister werden mit jedem Tag wacher.

An Ostern besuche ich den Gottesdienst in der einzigen Kirche des Ortes, der protestantischen. Warum auch nicht. Schließlich haben wir Katholiken und Protestanten ja denselben Herrgott. Am Weißen Sonntag wage ich mit einigen Kameraden den Aufstieg auf den *Brocken*. Dort oben liegt noch tiefer Schnee. Turm und Hotel stecken in dicken Schneeverwehungen. Auf dem Rückweg überholen wir ein paar Mädels. Wir fangen eine Neckerei an. An den groben Späßen und Anzüglichkeiten einiger der Kameraden nehmen die Mädels aber mit Recht Anstoß und verzichten auf unsere Begleitung. Ich habe es ihnen nicht verdenken können.

Eines schönen Tages, so etwa 4–5 Wochen nach der Ankunft in *Schierke*, müssen wir zur Untersuchung. Etliche Kame-

raden und ich sind so weit hergestellt, dass man uns zum „Ersatzhaufen“ schicken kann. Drei Rekonvaleszenten, darunter ich, haben nach *Rastatt* in unsere Heimatkaserne zu fahren. Dumm, das wir direkt nach *Rastatt* und nicht über unsere Heimatorte fahren sollen und nicht dort halten dürfen.

Rastatt, Heuberg, wieder Rastatt, Karlsruhe-Durlach, Fahrt nach Osten bis Jaroslaw, dann heißt es „Umkehren, ihr werdet an der Westfront eingesetzt“.

Zusammenfassung dieses Berichtsteils durch Gernot Joerger:

Ein Hauptmann bestraft die Soldaten in Rastatt mit Urlaubsverbot, weil einige, die schon Urlaub bewilligt bekommen hatten, verspätet zurückgekommen sind. Er, hoch zu Ross, lässt die Soldaten zur Strafe unmäßig exerzieren und marschieren, er will sie – vergeblich – zum Singen zwingen. Nach der Schinderei melden sich viele krank. Der Hauptmann wird für sein Verhalten von seinen Vorgesetzten gerügt.

Max Jörger wird schließlich zum Ersatzbataillon des Leib-Gren. Reg. 109 in Karlsruhe-Durlach versetzt. Zunächst ist ein erneuter Einsatz an der Ostfront geplant. Am 21. Juni 1915 fährt der Transportzug in mehreren Tagen bis Jaroslaw in Polen. Max Jörger kann sich die schöne Stadt am Fluss San ansehen, in der sich viel Militär aufhält, u. a. auch österreichische, fein geschniegelte, arrogant auftretende Soldaten tummeln.

Überraschend werden die Soldaten dann umdisponiert und an die Westfront beordert. Ab dem 29. Juni 1915 geht es vom Bahnhof Radymno in mehrtägiger Fahrt – von einer Entlausungsaktion unterbrochen – über Krakau, Czenstochau³⁰, Frankfurt an der Oder, Berlin, Düsseldorf, Mönchengladbach, Aachen-West, Lüttich nach Mons bis Valenciennes³¹. Dort hat die Eisenbahnfahrt ein Ende. Nach 7 km Marsch nach Escanfour³² und Thiers. Das Ziel, die Westfront, ist erreicht. Was dort alles ab Juli 1915 geschah, beschrieb Max Jörger in seinen weiteren Notizen.

Anmerkungen

- 1 Es hat ihn außerdem davor bewahrt, auch noch in den Zweiten Weltkrieg als Soldat ziehen zu müssen.
- 2 *Emma Jörger* geb. *Bruder*, in *Oberachern* in jungen Jahren „Hirschwirts Emma“ genannt.
- 3 Ich bin als sein und seiner Frau *Emma Jörger* fünftes und letztes Kind im Elternhaus in *Achern* am Höhenweg geboren. Zu meiner Geburt im Juni 1940 donnerten aus dem *Achertal*, Erzählungen zufolge, Kanonen gegen Frankreich.
- 4 70 Millionen Soldaten aus 40 Ländern standen unter Waffen, rund 17 Millionen Menschen verloren durch den vier Jahre dauernden Krieg ihr Leben, viel mehr noch wurden verletzt. Viele verloren Hab und Gut.

- 5 Die Großeltern schrieben sich mit oe. Ein Standesbeamter machte aus ihrem Sohn Max ein Jörger. Ich, der Enkel, ließ das oe meines Familiennamens durch eine amtliche Berichtigung wieder herstellen.
- 6 Als Tschako wird eine vorwiegend militärische Kopfbedeckung in zylindrischer oder konischer Form bezeichnet. Sie kann sowohl einen Augen- als auch einen Nackenschirm besitzen. (Internetrecherche vom 26.4.2014)
- 7 Über die militärische Ausrüstung im Ersten Weltkrieg können daran Interessierte sich bei Wikipedia kundig machen.
- 8 Viertägige Schlacht im August 1914. Ob der Sieg der Deutschen über die russische Narew-Armee der Genialität Hindenburgs oder der unglücklichen Kriegsführung der Russen zu verdanken war, ist umstritten.
- 9 Das „heute“ bezieht sich wohl auf das Jahr 1951, als Max Jörger seine Aufzeichnungen zusammenfasste (Anmerkung GJ).
- 10 Die Schreibweise wechselt im Bericht zwischen Kompagnie und Kompanie.
- 11 Patentante.
- 12 Im Schwarzwald bei *Nagold* gelegen.
- 13 Heute polnisch Tczew (im früheren Westpreußen).
- 14 Sagorjewka (*russisch* Загорьевка, *deutsch* Kaukern, *litauisch* Kaukarai) ist ein Ort in der *russischen Oblast Kaliningrad* (Gebiet Königsberg [Preußen]) und gehört zur Kaluschskoje selskoje posselenije (Landgemeinde Kaluschskoje Grünheide) im *Rajon Tschernjachowsk* (Kreis Insterburg). (Internetrecherche vom 26.3.2014)
- 15 Die handschriftlichen Notizen nennen den Ort *Sassapönnen*.
- 16 Im den Feind herabsetzenden Soldatenjargon kämpfte man gegen den Russen oder die Russkis.
- 17 Der ostpreußische Ort wurde am 17. August 1914 erobert. Die russischen Soldaten hielten sich zunächst mit Plünderungen und Zerstörungen zurück. Als sie jedoch nach einer zwischenzeitlichen deutschen Rückeroberung im November 1914 erneut in Pillkallen einmarschierten, war diese Zurückhaltung verfliegen. Etliche Häuser wurden ein Raub mutwillig gelegter Brände. (Internetrecherche vom 26.3.2014)
- 18 Vermutlich wurde mit dem gleichen Signal zum Essen gerufen.
- 19 Die Rominterner Heide ist ca. 25000 ha groß und teilt sich heute zu 2/3 auf Russland und zu 1/3 auf Polen auf. (Internetrecherche am 6.4.2014)
- 20 Heute Polen, 1941–1944 deutsch „Suwalken“ (Internetrecherche 2.4. 2014).
- 21 Augustów ist heute ein Kurort im Nordosten Polens. 1795 wurde der Ort Teil Preußens, 1807 kam es zum Herzogtum Warschau und wurde 1815 Teil Kongresspolens. (Quelle: Wikipedia Recherche 6.4.2014)
- 22 Nicht im Internet zu finden.
- 23 Heute in Russland, Ort am Lyker See (polnisch Rojgród). (Wikipedia-Recherche 6.4.2014)
- 24 Die heute polnische Stadt wurde im 1. Weltkrieg weitgehend zerstört. 1857 überwog die jüdische Bevölkerung (76%). (Quelle: Wikipedia 6.4.2014)
- 25 Ort nicht im Internet zu finden.
- 26 Zur Vorbereitung auf den nächsten Einsatz, nochmals an der Ostfront.
- 27 Ort im Internet nicht gefunden.
- 28 Gorheim gehört inzwischen zur Stadt Sigmaringen. Das frühere Kloster ist zu einer kirchlichen Bildungsstätte umgewandelt worden. (Internetrecherche vom 26.4.2014)
- 29 Schierke ist heute ein Stadtteil von *Wernigerode* im Harz.
- 30 Wegen einer Schwarzen Madonna viel besuchter Wallfahrtsort in Polen.
- 31 Im belgisch-französischen Grenzgebiet gelegen.
- 32 In Frankreich.

Das 9. Badische Infanterie-Regiment Nr. 170 aus Offenburg im Ersten Weltkrieg

Frank Armbruster

Offenburg wird „preußische“ Garnisonstadt

Nach mehreren vergeblichen Anläufen war es endlich soweit. Am 30. September 1896 kam aus Karlsruhe die erlösende Nachricht, dass Offenburg Garnisonstadt werde. Der preußische Kriegsminister hatte nach mehreren abschlägigen Bescheiden auf die Anträge des Stadtrats jetzt der Stationierung von Soldaten zugestimmt. Allerdings musste die Stadt das Gelände zur Verfügung stellen und entgegen ursprünglichen Abmachungen auch die Baukosten selbst tragen. Das kostete die Stadt über zwei Millionen Mark. Aber das war ihr die Sache wert. Nach nur fünfzehnmonatiger Bauzeit war die Kaserne bezugsfertig, und schon am 30. September 1898 konnte der festliche Einzug der Soldaten erfolgen.¹

Was aber hatte Offenburg mit dem preußischen Kriegsministerium zu tun? Gemäß der mit Preußen geschlossenen Militärkonvention vom 25. November 1870 verzichtete das Großherzogtum auf seine Militärhoheit. Aus badischen Regimentern wurden nun königlich-preußische.²

Gründung des Regiments und seine Stellung im deutschen Heer

Es war das neu gegründete 9. Badische Infanterie-Regiment Nr. 170, das die Kasernen bezog.

Am 01.04.1897 waren das I. und II. Bataillon aus den Abgaben von vier verschiedenen Infanterie-Regimentern gebildet worden, das III. am 01.10.1913. Standorte des Regimentsstabes (zum Verdross Offenburgs!) und des I. Bataillons waren Kehl, des II. Bataillons Mülhausen im Elsass und vom 30.09.1898 an Offenburg und schließlich des III. Bataillons Donaueschingen. Zu Kriegsbeginn stellte das Regiment für die Rekrutierung und Ausbildung des Ersatzes ein Ersatz-Bataillon auf; ein weiteres entstand im Februar 1915 in Gengenbach; dieses wurde am 20. Dezember 1917 aber wieder aufgelöst, vermutlich mangels Masse.

Das Regiment gehörte innerhalb des XIV. Armeekorps der 84. Brigade in der 29. Division an. Dieses Armeekorps bestand hauptsächlich aus badischen Truppenteilen. Allerdings gehör-

ten dem Regiment auch Soldaten aus anderen Teilen Deutschlands an, wie z. B. die Stammrolle der 1. Kompanie des Jahrgangs 1913–15 belegt: 66 der Soldaten stammten aus Baden, davon drei aus Offenburg, 16 aus Preußen und 14 aus dem übrigen Deutschland.⁴ Am 6. März 1915 wurde das Regiment der neugebildeten 52. Infanterie-Division in die 104. Infanterie-Brigade mit insgesamt drei Infanterie-Regimentern eingegliedert.⁵

Jedes Armeekorps hatte zwei Divisionen, jede Division zwei bis drei Infanterie-Brigaden, jede Brigade zwei bis drei Infanterie-Regimenter, jedes Regiment drei Bataillone. Jedes Bataillon vier Kompanien, jede Kompanie drei Züge. Im Jahre 1914 hatte ein Bataillon 20 Offiziere und 1054 Unteroffiziere und Mannschaften⁶. Während des Krieges kam noch eine Maschinengewehr-Kompanie mit 90 Mann und sechs Maschinengewehren dazu.⁷

Kurz vor Kriegsbeginn zählte das deutsche Heer etwa 780 000 Mann in 25 Armeekorps mit 50 Infanterie-Divisionen und einer Kavallerie-Division; Frankreich: 827 000, Großbritannien: 248 000.⁸ Neben den Berufssoldaten standen die Wehrpflichtigen, die im Alter von 20 Jahren zu einem zweijährigen Waffendienst eingezogen wurden und die anschließend fünf Jahre als Heeresreserve bereitzustehen hatten, um dann bis fast zum 40. Lebensjahr der Landwehr anzugehören.⁹ Mit Kriegsbeginn wurden insgesamt 3,8 Millionen Mann mobilgemacht. Im Verlauf des Krieges dienten insgesamt 13 Millionen Mann in den Streitkräften des Heeres.¹⁰

Kriegsbegeisterung?

In der öffentlichen Wahrnehmung überwogen lange Zeit Bilder von Menschenmassen, die den Krieg begeistert begrüßten. Kriegsbegeisterung flammte tatsächlich in großen Städten auf: In Berlin, aber ebenso in London, Paris und St. Petersburg. Die Einwohner kleinerer Städte und die Landbevölkerung jedoch reagierten mit Zurückhaltung, viele Arbeiter sogar mit Fatalismus und Widerwillen.¹¹ Das Offenburger Tageblatt hegte noch bis zuletzt die Hoffnung, dass der Krieg zu vermeiden sei. Man könne nur hoffen, dass Rußland nicht des kleinen Serbiens wegen Krieg mache. Und es schließt die Prophezeiung an: „Dann wird ein Krieg entbrennen, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat.“¹² Diese Einsicht ließen viele Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler vermissen. Sie erhofften sich vom Krieg eine reinigende Wirkung für alle gesellschaftlichen Mängel. Schriftsteller wie Wilhelm Lamszus, die das Unheil, das der kommende Krieg bringen würde, mit erschreckender Scharfsicht voraussahen, machten sich, vor allem beim Militär, unbe-



*„Mit frohem Mut
dem Feind entgegen“
(Kopie aus dem
Bundesarchiv).*

liebt. „Wieviel Leichen wird der Krieg wohl bringen? Wenn nur der fünfte Mann im Felde bleibt und der zweite Fünfte als Krüppel wiederkehrt – wie groß wird dann die Ernte sein?“¹³ Als am 1. August der Kriegszustand bekanntgemacht wurde, entstand in Offenburg eine große Aufregung. Die Lokale waren bis in die Nacht besetzt. Man war sich des Ernstes der Lage bewusst. Aber es herrschte vollkommene Ruhe ohne Ausschreitungen. Da und dort kam es zu Kundgebungen.¹⁴ Dieselbe Zurückhaltung herrschte auch in den anderen Gebieten Badens. Zu oft war die französische Kriegsfurie über diesen Landstrich hereingebrochen, als dass man jetzt den Krieg begrüßen könnte.¹⁵ Mit dem Mobilmachungsbefehl „ist die letzte Hoffnung auf Erhaltung des Friedens geschwunden, aber auch der quälenden Unruhe vor der Entscheidung ein Ende gemacht. Die Russen wollen den Krieg: sie sollen ihn haben und müssen die Verantwortung für die Folgen tragen.“¹⁶ In den nächsten Tagen entstand eine regelrechte Hysterie. Überall wurden feindliche Spione und mutmaßliche Attentäter gewittert, die Truppenbewegungen ins feindliche Ausland meldeten und diese durch Sprengung von Brücken und Bahngleisen hindern sollten. Das Publikum wurde aufgefordert, verbrecherische Anschläge von ausländischen Personen und Spionen zu enttarnen.¹⁷ Am 6. August 1914 erfolgte der Ausmarsch der Soldaten zum Kriegseinsatz. Auch jetzt war nichts von Begeisterung zu spüren. „Er war still, unser Abschied von der Garnison. Unser Abmarsch ... in der späten Abenddämmerung war nicht bekannt geworden“, beschreibt ein Offizier diesen Ausmarsch.¹⁸ Das Unheil, die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan), nahm unaufhaltsam seinen Lauf. „Letztlich ging das alte Europa im Juli 1914 zugrunde, weil keine der beteiligten Nationen den Frieden für das höchste Gut hielt und alle

Politiker und Militärs davon überzeugt waren, dass schließlich doch der Krieg, wie Clausewitz es formuliert hatte, die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln darstellen konnte.“¹⁹

Der Beginn des Krieges

Mit etwa 65 Offizieren, 3300 Unteroffizieren und Mannschaften sowie 235 Pferden²⁰ zog das Regiment in den Krieg. An der Spitze der Regimentskommandeur Oberstleutnant Tellenbach,²¹ der schon in der Schlacht von Lothringen im August 1914 tödlich verwundet wurde. Sein Nachfolger war Oberstleutnant Krüger, nach dessen Versetzung zu den „Offizieren des Heeres“ vom 9. Juli 1915 bis zum Kriegsende Major bzw. Oberstleutnant Otto v. Ihlenfeld. Nach dem Plan des deutschen Generalstabschefs v. Schlieffen²² sollte Frankreich durch eine großangelegte Umfassungsoperation vom Nordwesten unter Missachtung der belgischen Neutralität rasch geschlagen werden, sodass dann die geballte deutsche Militärmacht gegen Russland eingesetzt werden konnte. Sein Nachfolger, Helmut Graf von Moltke, modifizierte diesen Plan, indem er den linken Flügel des Heeres entlang der französischen Grenze auf Kosten des rechten Angriffsflügels schwächte. Die russische Mobilmachung vollzog sich außerdem schneller, als die Militärs kalkuliert hatten. Das erzwang die Verschiebung zweier Armeekorps zur Verstärkung der Ostfront. Damit wurde die Angriffswucht im Westen entscheidend geschwächt, sodass es nicht wie geplant gelang, Paris einzukreisen und zugleich die französischen Truppen nach Osten abzudrängen. Die deutsche Armee bog südöstlich ab und ließ Paris zu ihrer Rechten liegen, wodurch ein französischer Gegenangriff in die Flanke der deutschen Flügelarmee ermöglicht wurde. Es geschah, was die Franzosen „das Wunder an der Marne“ nannten. Die Oberste Heeresleitung im fernen Luxemburg, nur unzureichend informiert, hatte Oberstleutnant Hensch geschickt, der Informationen beschaffen sollte. Im Gegensatz zu den Befehlshabern an der Front beurteilte er die Lage als extrem gefährlich, sodass er den Rückzug befahl. Die deutschen Armeen zogen sich auf eine Linie Noyon–Soissons–Reims–Verdun zurück. Hier erstarrte die Front und der die Truppen zermürbende Stellungskrieg begann.

Einsätze des Regiments an der Westfront²³

Im August 1914 Schlacht von Mühlhausen und in Lothringen. Im September Marneschlacht. Oktober/November „Wettlauf zum Meer“. Der Angriff bleibt vor Ypern stecken. Der Bewegungskrieg wird zum Stellungskrieg.

- 09.–10.08.1914 Gefecht bei **Sennheim-Mülhausen**
20.–22.08.1914 Schlacht in **Lothringen**
23.08.–14.09.1914 Schlacht vor **Nancy-Epinal**
16.–30.09.1914 Kämpfe bei **Flirey** (*Nordostfrankreich-Lothringen*)
02.–12.10.1914 Schlacht bei **Arras** (*Region Nord-Pas-de-Calais*)
15.–28.10.1914 Schlacht bei **Lille**
14.–24.12.1914 Dezemberschlacht in **Französisch Flandern**
31.12.1914 Beginn des Gefechts bei **Cuinchy** (*Region Nord-Pas-de-Calais*)
- 01.01.–12.01.1915 Gefecht bei **Cuinchy** (Prellbockstellung)
25.–30.01.1915 Gefecht bei **Auchy lez La Bassée** (Ziegelhaufenstellung)
(*Département Pas-de-Calais*)
06.–08.02.1915 Gefecht bei **Auchy lez La Bassée** (Ziegelhaufenstellung)
25.03.–06.06.1915 Stellungskämpfe im **Artois westlich Bapaume**
07.–13.06.1915 Gefecht bei **Serre** (*Picardie*)
14.06.–31.12.1915 Stellungskämpfe im **Artois westlich Bapaume**
- 01.01.–23.06.1916 Stellungskämpfe im **Artois westlich Bapaume**
(*Département Pas-de-Calais*)
24.06.–26.11.1916 Schlacht an der **Somme**
27.11.–31.12.1916 Stellungskämpfe an der **Somme**
- 01.01.–03.01.1917 Stellungskämpfe an der **Somme**
11.01.–17.04.1917 Stellungskämpfe im **Oberelsass**
22.04.–27.05.1917 Doppelschlacht **Aisne-Champagne**
28.05.–22.10.1917 Stellungskämpfe am **Chemin des Dames** (*markanter Höhenzug im Dreieck der Städte Laon, Soissons und Reims*)
23.10.1917 Gefecht bei **Chavignon** (*Picardie*)
24.–31.10.1917 Nachhutgefecht an und südlich der **Ailette**
03.11.–31.12.1917 Stellungskämpfe in der **Champagne**
- 01.01.–21.03.1918 Stellungskämpfe in der **Champagne**
29.03.–11.04.1918 **Große Schlacht in Frankreich**
27.05.–13.06.1918 Schlacht bei **Soissons-Reims**
27.05.1918 Erstürmung der Höhen des **Chemin des Dames**
28.05.–01.06.1918 Verfolgungskämpfe zwischen **Oise und Aisne** und über die Vesle bis zur **Marne**
14.–16.06.1918 Stellungskämpfe zwischen **Oise-Aisne und Marne**
12.07.–04.08.1918 Stellungskämpfe im **Artois**
05.–20.08.1918 Kämpfe vor der Front **Ypern-La Bassée** (*Region Nord-Pas-de-Calais*)
22.08.–02.09.1918 Schlacht bei **Monchy** (*Département Somme*)-**Bapaume**
06.–22.09.1918 Stellungskämpfe in **Französisch Flandern**
25.–27.09.1918 Stellungskämpfe in **Lothringen**
28.–30.09.1918 Abwehrschlacht in der **Champagne und an der Maas**
01.10.–11.11.1918 Abwehrschlacht zwischen **Argonnen und Maas**
17.11.1918 Überschreiten der deutsch-luxemburgischen Grenze



(Kopie aus dem
 Bundesarchiv)

Das Gefecht bei Sennheim-Mühlhausen (9.–10. August 1914)

Für die Soldaten des Regiments begann der blutige Ernst des Krieges im Gefecht bei Sennheim-Mühlhausen. Von Belfort her waren die Franzosen in das Oberelsass eingedrungen und hatten Mühlhausen und die nördlichen und östlichen Ortschaften besetzt. Ihre Artillerie stand auf den beherrschenden Höhen südlich der Stadt. Als sie am 8. August in Mühlhausen einrückten, jubelte ihnen die Bevölkerung zu.²⁴ Am Sonntag, den 9. August 1914 verlas General Joffre im Rathaus eine Proklamation, die die endgültige Besitznahme der Stadt durch Frankreich aller Welt kundgab. Der französische Kriegsminister sandte folgende Depesche: „Der Einmarsch französischer Truppen in Mühlhausen unter dem Jubel der Bevölkerung hat ganz Frankreich in Enthusiasmus erzittern lassen.“²⁵ Am Abend des 6. August war das Regiment per Bahn nach Müllheim befördert worden und nahm in den umliegenden Ortschaften Quartier. Am 9. August wurde es in die ersten Kampfhandlungen bei Mühlhausen verwickelt. Die 84. Infanterie-Brigade, auf deren rechten Flügel sich das In-

fanterie-Regiment 170 befand, erhielt den Befehl, auf Mühlhausen vorzugehen. In Modenheim kam es zu Häuserkämpfen. In der Frühe des 10. August wurde Mühlhausen kampflös besetzt. Die Franzosen zogen sich in den Festungsbereich von Belfort zurück.²⁶ Die Schlacht von Mühlhausen war geschlagen. Der siegreichen Truppe wurde Erholung zugestanden: „Auf die Anstrengungen der vorhergehenden Tage infolge Mobilmachung, Brückenkopfbesetzung, Märsche bei sehr großer Hitze, verlustreichen Gefechten bedurfte die Truppe eines oder zweier Ruhetage, um wieder in eine gute Verfassung gebracht zu werden.“ So erfolgte am 16. August der Marsch in die Quartiere in Fischingen, Eimeldingen und Binzen.²⁷ Am 17. August fuhr das Regiment, von der Bevölkerung jubelnd begrüßt, durch seine Garnisonstadt Offenburg neuen Kämpfen entgegen nach Lothringen.²⁸ Nachdem allerdings der größte Teil der deutschen Truppen, die am Gefecht teilgenommen hatten, nach Norden verschickt und durch Reserveverbände ersetzt worden war, griffen die Franzosen erneut an und besetzten Mühlhausen am 19. August ein zweites Mal. Über die Vogesenpässe begannen weitere französische Truppen den Vormarsch Richtung Norden und Osten bis Colmar. Doch schon eine Woche später, als Meldungen aus Belgien und Lothringen das gefährliche Ausmaß des deutschen Angriffs im Norden sichtbar werden ließen, zogen sich die französischen Truppen zurück. Die Front erstarrte Anfang 1915 am Vogesenkamm.²⁹ Ein Teil des Oberelsass' blieb während des ganzen Krieges französisch besetzt. Eine Folge war, dass Elsässer aus diesen Gebieten nach Offenburg flohen.

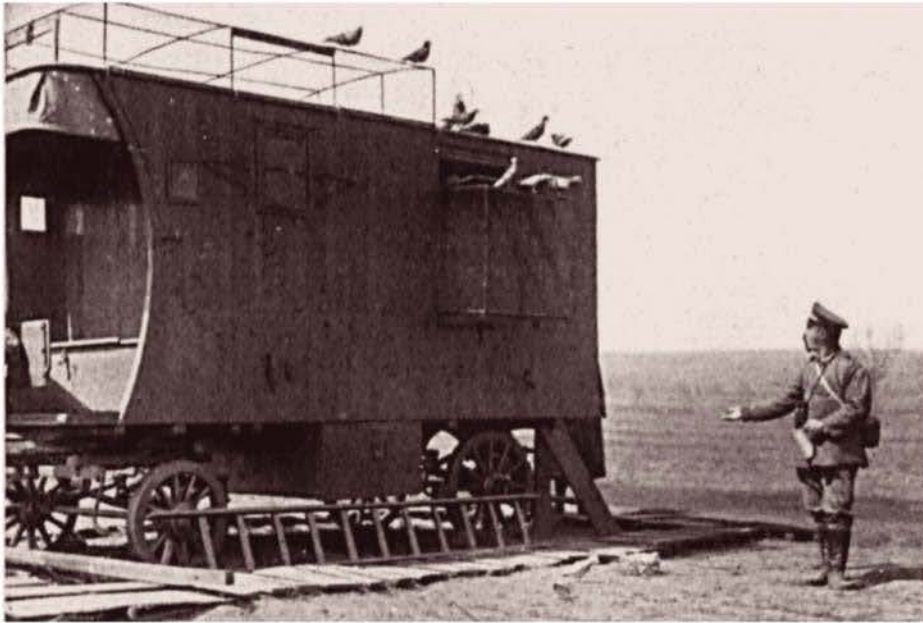
Stellungskampf bei Auchy lez La Bassée (25.1.–8.2.1915) (Ziegelhaufenstellung)³⁰

Am 13.1.1915 besuchte der Großherzog von Baden badische Truppenteile. Am 14. Januar sandte das Torpedoboot „170“ Weihnachtsgrüße und Liebesgaben an das Regiment Nr. 170. Südwestlich des „Prellbocks“, eines erhöhten Eisenbahndamms, befanden sich etwa 26 Ziegelhaufen, manche davon haushoch; südwestlich davon stand der Ancien Moulin, die Alte Mühle. Von diesen starken Stützpunkten aus wurde die deutsche Stellung flankiert. Sollte der „Prellbock“ gehalten werden, mussten diese beiden Punkte genommen werden. Minenwerfer (Steilfeuergeschütze mit kurzer Reichweite, mit Explosivgeschossen munitioniert) wurden in Stellung gebracht. Pioniere arbeiteten wie die Maulwürfe, um die feindlichen Stellungen vor den Ziegelhaufen in die Luft zu jagen. Fesselballons stiegen auf, von denen aus die Beobachter die eigene Artil-

lerie lenken sollten. Sie wurden von feindlichen Schrapnellen (Streugeschossen) „begrüßt“. Am 25. Januar 1915 um 8.30 Uhr begannen die Minenwerfer ihr Werk. Es folgten die Sprengungen der Pioniere. Die feindlichen Schützengräben flogen in die Luft, dann brach die Infanterie los. Dr. Hermann Junghans, Kriegsfreiwilliger, beschrieb seinen Einsatz: „Ein gutes Stück kam ich vor. Ein französisches Maschinengewehr schoß in der linken Flanke. Flach war das Gelände, nur von einer Mulde unterbrochen ... Von ihr zum gegnerischen Graben waren es noch gut 120 Meter, sie mußte man deckungslos überwinden. Ich wunderte mich, daß es so gut ging, denn rechts und links von mir stürzten Verwundete ... Da plötzlich starke Schläge, und auch ich lag schon auf dem Dickrübenacker. In meine unmittelbare Nähe kroch ein Elsässer ... Er band mir den Fuß ab. Der Tag war lang. Wir gedachten wenigstens Sichtdeckung für Köpfe und Oberkörper zu schaffen. Wir beteten den Rosenkranz zusammen und warteten auf die Abenddämmerung.“³¹ Die englischen Einheiten wurden überwältigt, 120 Mann gefangengenommen, die übrigen waren tot oder schwer verwundet. „Die Gefangenen ziehen, von Dragonern begleitet, durch D... (Douvrin? F. A.). Es sind hohe Gestalten, die besten Regimenter Englands. Unsere Badener nehmen sich wie Zwerge daneben aus.“³² „Der Unterschied in der Haltung der gefangenen Engländer und Franzosen ist auffallend. Die ersteren sind zurückhaltend, sie reden kaum, manche haben ängstliche Mienen, als fürchteten sie für ihr Leben, andere sind sehr von oben herab. Die Franzosen sind zutraulich, lebhaft, fast aufdringlich freundlich.“³³ Es scheint, als ob die „Ängstlichen“ unter den Engländern Opfer ihrer eigenen Propaganda geworden seien, welche die Deutschen als blutrünstige Hunnen und Barbaren darstellte.³⁴ Noch zweimal musste gestürmt werden, bis die Alte Mühle eingenommen werden konnte. 100 Franzosen wurden gefangengenommen. Weitere 50, die sich ergeben wollten, wurden von den Engländern rücklings beschossen.³⁵ Allein am 29. und 30. Januar 1915 verloren 41 Soldaten des Regiments ihr Leben.³⁶ Diese Art der Kriegsführung mussten die Soldaten in den kommenden Jahren bis zur Erschöpfung durchstehen, einen Kampf buchstäblich um jeden „Ziegelhaufen“, einen Kampf in einem erbitterten Stellungskrieg.

Der Stellungskrieg

„Stellungskrieg“: Das bedeutete für die Soldaten Aushalten in den Schützengräben, bei wochenlangen Regenperioden schier im Schlamm versinken, feindlichen Granaten und Schrapnellen



*Brieffaubenwagen
(Kopie aus dem
Bundesarchiv).*

wehrlos ausgesetzt zu sein, sich feindlicher Infanterie-Angriffe erwehren zu müssen, in Nahkämpfen von Handgranaten zerfetzt, von Bajonetten aufgespießt zu werden, selbst im Kugelhaagen die feindlichen Stellungen zu erstürmen, in einem unterirdischen System wie die Maulwürfe leben zu müssen. „Bei uns regnet es fast alle Tage. Ihr macht euch keinen Begriff, wie dreckig man wird, naß bis auf die Haut. Heute mußten wir uns in einen solchen Dreck legen, daß es mich zuerst gruselte.“³⁷ „Jeder Schritt, jede Bewegung ist eine anstrengende Arbeit. Alles klebt und pappt. Anzug, Gesicht, Hände, Schanzzeug – der ganze Mensch mit allem drum und dran ist unglaublich rasch mit einer ekligen Schmiere überzogen.“³⁸ Und so sieht diese „Maulwurfswelt“ aus: „Eine neue unterirdische Welt tut sich auf ... Rechts und links Erdmauern, dazwischen eine vielfach gewundene enge Gasse, die nur einem Mann Raum bietet, über uns der Himmel. Wenige Schritte weiter auf der den Boden bedeckenden Holzpritsche steht der erste Posten an seiner Schießscharte und lugt durch die kleine verschließbare Öffnung des eisernen Schutzschildes hinüber nach dem Feind. Er liegt etwa 400 Meter entfernt, ebenfalls eingegraben. Alle 20 Schritt etwa steht die Wacht an der Brustwehr, des Nachts alle drei Schritte. Die anderen schlafen in den Unterständen, die in die Erde eingegraben sind. Der Eingang ist stets dem Feind abgewendet. Holztafeln zeigen die Namen der Höhlenbewohner an und ihre Zugführer.“ Diese Erdlöcher tragen lustige Namen, die von schwarzem Humor zeugen: „Haus Bombensicher“, „Villa Lustig“. „Ich steige in eine solche Villa hinab. Sechs Stufen führen in die Tiefe. Es heißt, sich bücken, denn der Eingang ist kaum 1,25 Meter hoch. Er führt in den Vorraum. Hier liegen Tornister und andere Hab-

seligkeiten. Nun noch eine Öffnung, durch die man kriechen muß. Da liegen 4 Meter unter der Erde acht Vaterlandsverteidiger und schnarchen, in ihre Woldecken eingehüllt, um die Wette, als ob sie daheim im schönsten Federbett lägen ... Auf den Schulterwehren liegen Sandsäcke. An vielen Stellen sind die Wände mit Balken und Brettern oder starkem Weidengeflecht gefüttert ... An manchen Stellen stehen Schützengrabenspiegel, durch die man ungefährdet die feindliche Stellung beobachten kann.“³⁹

Frühjahrsschlacht bei La Bassée und Arras (Loretoschlacht) (9.5.–23.7.1915)

Ein Angriff an der strategisch wichtigen, etwa elf Kilometer langen und bis zu 188 m hohen Vimy-Hügelkette nördlich von Arras, die ein natürliches Bollwerk in der deutschen Stellung bildete, sollte nach dem Plan des französischen Oberbefehlshabers Joffre Bewegung in die erstarrte Frontlinie bringen und den endgültigen strategischen Durchbruch erzwingen.

Während der Loretoschlacht lag das Regiment in der Gegend von Serre. Dort wurde es Ziel heftiger französischer Angriffe, die dem Regiment empfindliche Verluste zufügten. Seit dem 6. Juni 1915 steigerte sich das feindliche Artilleriefeuer mehr und mehr. Am 7. Juni begannen die Franzosen mit dem Infanterie-Angriff. Vor dem rechten Flügel der 1. Kompanie gingen sie in dichten Schützenlinien vor. Vor dem Hindernis wurde der Angriff gestoppt, der Gegner zog sich zurück. Bei der 2., 3. und 5. Kompanie war der Feind, durch das Gelände begünstigt, im Schutze der Feuerwalze seiner Artillerie bis an die vorderste Linie herangekommen. Es entspann sich ein Nahkampf mit Handgranaten und Bajonetten. „Auf zehn Schritte warfen sich die Gegner die Handgranaten ins Gesicht.“ Der Kampf wütete auch in den Lüften. Immer wieder versuchten die Angreifer, den deutschen Fesselballon, der das Feuer der deutschen Batterien lenkte, abzuschießen. Flugzeuge ließen Eisenpfeile auf ihn regnen; Brandgranaten fielen wie tropfendes Feuer, Bomben sausten heulend herunter. Als drei deutsche Kampfflugzeuge erschienen, knatterten auch in der Luft die Maschinengewehrsalven. Die Franzosen drangen in die zweite Linie vor, die Reste der 2. Kompanie vorn und in der Flanke fassend. Nach zwei Seiten kämpfend nahm sie den ungleichen Kampf auf. Mann um Mann fiel; die wenigen Überlebenden streckten die Waffen.

Die 3. Kompanie vermochte dem Gegner anfangs erfolgreich Widerstand zu leisten, war aber durch große Verluste so geschwächt, dass sie der Übermacht zum Opfer fiel. Gegen 8.00 Uhr war der Widerstand der Kompanie gebrochen, auch die

4. Kompanie streckte um 8.30 Uhr die Waffen, als die Franzosen von hinten attackierten. Die 5. Kompanie hatte den frontalen Angriff des Gegners abgewiesen, musste aber dem Druck weichen und zog sich zurück.⁴⁰ Allein an diesem Tag hatte das Regiment 72 Tote zu beklagen. Nach einem verstärkten Artillerie-Feuer griffen die Franzosen am 10. Juni erneut an, und es gelang ihnen, den Bataillonsstab der I. Kompanie (I./170) und 120 Mann gefangenzunehmen. Am 13. Juni und in den folgenden Tagen wurde das dezimierte Regiment abgelöst und rückte nach Achiet le Petit in Ruhestellung.⁴¹

Stellungskämpfe im Artois westlich Bapaume (14.06.–31.12.1915)

Die Schlacht am Lorettoberg war für das Regiment beendet, und bis zum Jahresende folgte eine Periode relativer Ruhe. Die Soldaten konnten sogar hinter der Front für „ihr täglich Brot“ sorgen, und sie waren auf den Feldern in voller Erntetätigkeit. „Es war oft ein eigenartiges Bild. Unsere Feldgrauen auf der Mähmaschine; die Frauen und Mädchen in bunten Kopftüchern den Rechen führend.“⁴² Im September 1915 etwa begann es im Divisionsabschnitt unruhiger zu werden. Der Gegner hatte mehr Artillerie herangezogen. Das Unangenehmste war, dass die Engländer auch die Dörfer nicht schonten, sie schossen alles zusammen. Zu allem Ungemach kam der Dauerregen hinzu. Die Unterstände waren feucht, die Gräben voll Wasser und Schlamm.⁴³ Eine neue Art des Grabenkampfes wurde eingeführt: „gewaltsame Erkundungen“. Starke Patrouillen von 40, 60 und mehr Mann versuchten nach starker Artilleriesvorbereitung in den feindlichen Gräben einzudringen, um möglichst viele Gefangene und Beute einzubringen und um festzustellen, ob der Gegner drüben gewechselt habe. Die erste Unternehmung dieser Art erfolgte am 3.11.1915.⁴⁴

Weihnachten 1915 war ernster als Weihnachten 1914. Damals hatte man noch das rasche Ende des Krieges erwartet. „Der Unterstand ist über und über mit Tannenzweigen verkleidet ... Wir singen am brennenden Weihnachtsbaum ‚Stille Nacht, heilige Nacht‘. Das Weihnachtsevangelium ist verlesen. Eben frage ich: ‚Was ist uns heute an der Weihnachtsbotschaft das Liebste?‘ Ich kann noch nicht antworten: Sicher – ‚Frieden auf Erden‘. Da tutets. Der Telefonist gibt laut in unser Feiern den Befehl weiter: ‚Die Batterie an die Geschütze!‘ – Alles stiebt auseinander.“⁴⁵ Nicht nur seelsorgerisch wurden die Truppen betreut, es wurde auch für Zerstreung gesorgt. „Es geschieht alles, um die ungeheuer angestregten Truppen zu erfrischen.

Die Kompagnien (sic) werden ins Kino nach B (Bapaume? F. A.) geführt. Hinter der Front ist sogar Theater. Fremde Künstler veranstalten Konzerte in B...⁴⁶ Und es gab Bordelle: Aber da schweigt des Pfarrers Höflichkeit.

Somme-Schlacht⁴⁷ (1. Juli–26. November 1916)

Was die Soldaten des Regiments in der Somme-Schlacht erdulden mussten, übertraf an Grauen und Schrecken alles, was sie bisher erlebt hatten. Diese Schlacht war die verlustreichste des ganzen Krieges. Es starben und bluteten 445 000 Deutsche, 400 000 Franzosen und 300 000 Engländer. Jede zwölfte Sekunde fiel ein Mann. In der Minute zwei Deutsche und drei Gegner.⁴⁸ Der Sachbearbeiter des Reichsarchivs formulierte mit zeitgemäßem Pathos: „Führwahr – kümmerlich muten Worte und Schilderungen dieses Riesenkampfes jeden an, der ihn bestand, der in seiner Hölle aushielt, der seine erhabene Größe einst empfand, der in seinen Schrecken nicht zusammenbrach, der durch seinen Eisenregen hindurchpreschte, der ihn unter der Erde während banger Tage und Nächte ertrug ...“⁴⁹ Dieses Abschlachten dauerte fast fünf Monate lang, bis es abgebrochen wurde: Die Briten und Franzosen hatten ihr Ziel, einen Durchbruch durch die deutschen Linien zu erzielen, nicht erreicht. Mit gewaltigen Verlusten erkaufte sie am Ende einen Geländegewinn von nicht mehr als 40 Kilometern Breite und zwölf Kilometern Tiefe.

Für die Offensive hatten Engländer und Franzosen minutiös geplant und fünf Monate lang unentwegt gerüstet. So waren zur Versorgung der Truppen Eisenbahnen, Straßen und eine 200 Kilometer lange Wasserleitung gebaut worden.⁵⁰ Die Lage hatte sich für sie aber dadurch verschlechtert, dass die Deutschen vor Verdun ihrerseits eine Offensive begannen. So mussten französische Truppen, die eigentlich für die Somme-Offensive vorgesehen waren, nach Verdun abgezogen werden. Die Hauptlast des Angriffs lag jetzt auf den Schultern der Engländer. Die Alliierten bereiteten die Somme-Schlacht ab dem 24. Juni 1916 mit systematischem Vernichtungsfeuer vor. Binnen einer Woche feuerten 1537 Geschütze mehr als 1,5 Millionen Granaten auf die deutschen Stellungen ab. „Am letzten Tag des Trommelfeuers, am 1. Juli 1916, schlugen auf nur 15 Kilometer der Hauptangriffsfront 350 000 Granaten und Schrapnells ... Es wurde an einem Tag mehr verschossen als im ganzen Krieg 70/71.“⁵¹ Der Tod fuhr eine reiche Ernte ein. „Die täglichen Beerdigungen sind erschütternd ... Särge können nicht mehr gemacht werden. In die Zeltbahn eingeschlagen

bestatten wir. Die Bilder sind oft furchtbar.“ „Tag für Tag standen wir beiden Pfarrer auf dem einst so stillen und jetzt im Feuer liegenden Friedhof von Achiet le Petit und segneten die Toten ein, zehn, zwanzig, noch mehr auf einmal, je nachdem sie gebracht wurden.“⁵² Das Infanterie-Regiment 170 lag zu dieser Zeit bei Gommécourt. Durch das Trommelfeuer waren Gräben eingeebnet, Drahtverhaue zusammengeschoßen, Unterstandseingänge verschüttet und die Stellungsbesatzung zeitweise von Reserven und Befehlsstellen völlig abgeschnitten worden.

Am 1. Juli ging der Sturm los. Staub- und Rauchwolken sowie starker Morgennebel hatten die Bereitstellung der feindlichen Streitkräfte verdeckt. In dichten Wellen, gefolgt von mit Maschinengewehren feuernden Tieffliegern, brandete ein übermächtiger Gegner gegen den Abschnitt zwischen Gommécourt und Somme heran. Um 7.30 Uhr noch einmal ein rasendes Trommelfeuer. Um 8.20 Uhr legte der Gegner sein Feuer vor. Die Grabenposten meldeten, dass der Engländer seine Gräben verlasse. Die englische Generalität ging davon aus, dass in den deutschen Stellungen so gut wie niemand überlebt habe. Aber als ihre Truppen gegen die deutschen Linien anstürmten, empfing sie ein mörderisches Feuer. „Unseren Leuten ist's wie eine Erlösung. Wutknirschend verlassen sie die Unterstände, in denen sie eine siebentägige Hölle erlebt hatten. Ran und rauf auf die Brustwehr. Freistehend, auf der Brustwehr liegend, erwarten sie den Feind. Da kommt Welle auf Welle herangeflutet.“⁵³

An der Nahtstelle zum rechten Nachbarregiment, am Südrand von Gommécourt, gelang es dem Feind einzudringen und in nordöstlicher Richtung Boden zu gewinnen. „Dort standen die Franzosen. Das waren andere Kämpfer als die Briten. Nicht etwa tapferer! Geschickter!“⁵⁴

Es entwickelten sich heftige Handgranaten-Kämpfe. Die Angriffstruppen wurden fortwährend verstärkt. Ab 9.45 Uhr erfolgten Gegenstöße, und Schritt für Schritt wurde verlorener Boden dem Feind wieder entrissen. Die Engländer flohen in Massen, von Infanterie-, Maschinengewehr- und Artilleriefeuer verfolgt. Um 18.00 Uhr war die alte Stellung des Regiments wieder restlos in seinem Besitz. Es wurde der blutigste Tag in der britischen Militärgeschichte. Die Briten hatten insgesamt 57 470 Mann Verluste an Gefallenen, Verwundeten, Vermissten und in Gefangenschaft Geratenen, aber auch das Infanterie-Regiment 170 hatte 48 Tote und viele Verwundete zu beklagen. Am 2. Juli wurden die stark zerschossenen Gräben und Hindernisse so gut es ging wieder instandgesetzt. Am 3. Juli traten

englische Ärzte und Sanitätsmannschaften mit der Flagge des Roten Kreuzes aus den Gräben heraus, die Deutschen folgten dem Beispiel. Eine neutrale Linie zwischen den Gräben wurde festgestellt. Beiderseits barg man die Verwundeten und begrub die Toten. Vom 7. bis 9. Juli erfolgten Gasangriffe ohne große Wirkung. Am 17. Juli griffen die Engländer nach starkem Artilleriefeuer im nördlichen Abschnitt wieder an. Der Angriff wurde vor dem Drahtverhau abgeschlagen. Wochenlang beschäftigte der Minierkampf die Truppen. Die Engländer versuchten, Minenstollen unter die deutschen Gräben voranzutreiben; diese sollten gesprengt werden, Verwirrung unter der etwa noch vorhandenen Grabenbesatzung stiften und als Ausfalltor für den Angriff dienen. Nicht weniger als 14 solcher Stollen wurden entdeckt und gesprengt.⁵⁵ Im Oktober/November fuhr ständiges vernichtendes Zerstörungsfeuer mit schweren und schwersten Kalibern nieder. Torpedominen oder schwere Granaten mit Verzögerung sausten durch die Deckung. Sie drückten Unterstände mit sechs Metern Erddecke ein. Kohlendioxydgas erstickte und Balken und Erde erdrückten die Soldaten. Zu allem kam noch der Schlamm hinzu. „Das Gelände ist wie gepflügt. Kein Grashälmchen ist zu erblicken ... Graue Erde, weiß getupft von den nach oben gepflügten Kalksteinen.“⁵⁶

Vom 12. bis 20. Oktober befand sich das Regiment in den Ruhequartieren in Oisy le Verger. Bei einer Truppenschau vor dem Kaiser nordöstlich Cambrai nahm ein Teil des Regiments teil. Am 13. und 14. November griffen die Engländer wieder in breiter Front an. „Gegen Abend wird das Bild phantastisch. Durch die Baumstümpfe scheint silbern der Mond. Rote Leuchtkugeln steigen auf. Die zuckenden Blitze der Abschüsse. Das Donnern der rings um uns stehenden Batterien. Überall, wo man hinsieht, krachende Granaten, zischende Schrapnells, weiße, gelbe und schwarze Springbrunnen der einschlagenden Geschosse. Schwefelgeruch erfüllt die Luft. Rattern der Maschinengewehre und knatterndes Infanteriefeuer.“⁵⁷

In der „Ruhmeshalle unserer alten Armee“ wird lobend hervorgehoben: „Wo die Württemberger und Badenser (sic!) standen, blieb kein Taubenschlag und keine Hundehütte unverteidigt.“⁵⁸

Bis zum 26. November dauerte der Kampf an, dann war die Somme-Schlacht für die Soldaten des Regiments beendet. Sie mussten die „Riesenschlacht“ vom ersten bis zum letzten Tag durchstehen. Und sie waren nicht nur dem allgegenwärtigen Tod ausgeliefert, sondern litten auch unter Hunger und der Unbill des Wetters. Im Spätsommer 1916 gingen schwere Re-



Erbeuteter englischer Tank (Kopie aus dem Bundesarchiv).

genfälle über Mitteleuropa nieder und hielten an bis zum ersten Frost im Herbst. Der folgende Winter war der kälteste seit Menschengedenken; niedrige Temperaturen waren bis in den Mai hinein zu verzeichnen.⁵⁹ Nur kurze Zeit konnten sich die Soldaten in den Ruhequartieren zwischen Cambrai und Valenciennes erholen. Eines davon war St. Gilles, wo ein Barackenzelt mit 2300 Verwundeten stand. In einer Baracke befand sich eine internationale Belegschaft von Franzosen, Engländern, Madagassen und Sudanesen. Die Engländer sind „hochfahrend“, die Franzosen „liebenswert“. ⁶⁰ Ja, der Pfarrer mochte die Engländer nicht.

Nivelle-Offensive (April–Mai 1917)

Der französische General Robert Nivelle plante, mit riesiger Übermacht die deutsche Front zu durchbrechen. Im Raum Soissons–Reims griffen die Franzosen nach der üblichen tagelangen Artillerie-Beschießung am 16. April am Nordufer der Aisne an.

Nivelle führte über eine Million Soldaten, 3500 Geschütze und 200 Tanks ins Gefecht. Die Deutschen konnten nur mit 41 Divisionen dagegenhalten, nutzten aber den Vorteil des gut verschanzten Verteidigers. Außerdem hatten die deutschen Truppen ein System flexibler Verteidigung entwickelt. Die vordere Linie wurde nicht mehr um jeden Preis gehalten, die Truppen wichen zurück und überraschten dann die nachfolgenden Feinde mit einem Gegenangriff. Dies führte an der Aisne dazu, dass die französischen Sturmangriffe bereits am 16. und 17. April 1917 unter verheerenden Verlusten im deutschen Ab-

wehrfeuer zusammenbrachen. Die Hauptangriffspunkte der Schlacht: Craonne, der Winterberg, der gesamte Chemin des Dames bis hin zur Ecke von Laffaux wurden zu Stätten unvorstellbaren Leides auf beiden Seiten. Bis zum 25. April hatte die Franzosen 34000 Tote und 100000 Verwundete zu beklagen. Trotzdem wurde am 4./5. Mai 1917 die Offensive erneut aufgenommen. Erst Ende Mai 1917 wurde sie endgültig eingestellt, nachdem französische Einheiten an der Front offen gemeutert hatten. Statt Nivelle wurde Pétain neuer französischer Oberbefehlshaber. Durch drastische Maßnahmen, aber auch durch Reformen meisterte er diese schwierige Situation, von der die deutsche Seite nichts mitbekommen hatte. Der Frontverlauf mitten auf dem Chemin des Dames war nach Abschluss der Kämpfe so ungünstig für beide Seiten, dass die Deutschen Ende 1917 zum Rückzug in die Ailette-Stellung gezwungen waren.⁶¹

Durch diese verlustreiche Offensive waren die französischen Kräfte so erschöpft, dass sie bis zum Eintreffen der amerikanischen Truppen nur noch zu begrenzten Angriffen ausreichten. Das Regiment hatte von Juli bis September am Winterberg und vom September bis Oktober 1917 an der sog. Laffaux-Ecke diese Angriffe zu parieren. Das Regiment war erst am 21. April 1917 von seinem Einsatz im Oberelsass in das nördlichere Kampfgebiet zurückbefördert worden und nahm hier bis Juni an Stellungskämpfen teil. Die Franzosen griffen im Juli verstärkt den Winterberg an, der den westlichen Abschluss des umkämpften Höhenzuges Chemin des Dames bildet und sich über dem Aisne-Tal erhebt. Im Mai war er verlorengegangen, dann wieder zurückerobert worden. Das Regiment hatte die Aufgabe, ihn zu halten.⁶²

Winterberg (Juli–September 1917)

Ein schrecklicher Anblick bot sich dort. Der ganze Wald war bis auf wenige kahle Stümpfe weggefegt, der ganze Berg ein ungeheurer Friedhof. Meist lag die ganze Bergeshöhe unter Qualm und Dampf. Stoß und Gegenstoß bestimmten das Kampfgeschehen. In Pausen durften beide Seiten ihre Verwundeten bergen. „Zweimal zwei trugen die Bahre auf der Schulter, der fünfte ging mit der Roten-Kreuz-Fahne voraus. Der Franzmann achtete die Fahne, aber kein sechster Mann durfte sich dem Transport anschließen, sonst bekam er Feuer.“ Durch Blinker und Brieftauben wurde die Verbindung zwischen Truppe und Befehlsstellen hergestellt. Wenn die Soldaten aus ihren mörderischen Stellungen in Ruhe kamen, hatten sie trotzdem noch Muße zu Sportfesten auf den Waldwiesen und Waldgottes-

diensten unter dem schweigenden Buchendom. „... bei den Batterienestern des Boveabhangs fand man immer herzliches Willkomm. Besonders bei dem ‚Abt von St. Gallen‘ und seinen ‚Mönchen‘ im Unterstand des Oberstleutnants v. Ihlenfeld inmitten von St. Croix.“ Aber diese friedlichen Bilder konnten nicht über die furchtbare Wirklichkeit hinwegtäuschen. Der Divisionsfriedhof zwischen Mauregny und Montaigu offenbart sie: Dort liegen über tausend Opfer des Winterbergs.⁶³

Laffaux-Ecke (Aisne) (Oktober 1917)⁶⁴

Als Laffaux-Ecke wurde der Teil der deutschen Stellung bezeichnet, an dem sie eine scharfe Kehre nach Osten machte, um dann im Wesentlichen dem Chemin des Dames zu folgen. Hier erlebte das Regiment im Oktober 1917 sein Cannae. Die Franzosen griffen am 23.10.1917 an; am 24.10. drangen sie in die Stellungen ein. Die Kanalstellung und der sog. Pinon-Riegel konnten gehalten werden. Am 25.10. jedoch wurde dieser von allen Seiten gestürmt. Der größte Teil des I. Bataillons samt Stab gerieten in Gefangenschaft. 32 Gefallene waren zu beklagen. Teile der 3. Kompanie konnten sich retten. Nach Durchschwimmen des Oise-Aisne-Kanals erreichten sie Crépy. Südlich der Kanalstellung, die vom II. und III. Bataillon 170 gehalten wurden, existierten keine deutschen Truppen mehr. Mit Ersatz aus Russland wurde das II. Bataillon aufgefüllt. Das I. Bataillon wurde durch Abgaben der beiden anderen Bataillone und anderer Formationen und neu eintreffender Ersatzkräfte wieder aufgestellt. Die Gefechtsstärke jedes Bataillons betrug nur noch 550 Mann.

Michael-Offensive (Große Schlacht in Frankreich) (März/April 1918)

Nach dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk am 3. März 1918 konnte der größte Teil der deutschen Truppen an die Westfront verlagert werden. Ludendorff wollte den Siegfrieden erzwingen, bevor die amerikanischen Truppen voll einsatzfähig waren. Am 21. März um 4.40 Uhr lief „Michael“ mit einem gewaltigen Artillerieschlag an. Die 5. britische Armee wurde völlig überrascht und befand sich bald in völliger Unordnung. Die deutschen Truppen stießen anfänglich bis zu 15 Kilometer am Tag vor. Aber schon am 5. April schrieb General von Kuhl: „Die Truppe schafft es nicht mehr weiter, wir sind auf dem Punkt, wo man anhalten muss (Truppe, Versorgung, Munitionierung, schlechtes Wetter).“ Es zeigte sich auch, dass Ludendorff ein guter Taktiker, aber ein schlechter Stratege war. Seine

Devise lautete: „Wir hauen ein Loch hinein. Das Weitere findet sich.“ Aber es fand sich nicht. Die Deutschen hatten sich buchstäblich zu Tode gesiegt, sie verloren in zwei Wochen ca. 230000 Mann, die nicht mehr ersetzt werden konnten. Es folgten noch drei weitere kleinere Offensiven, durch welche die deutschen Truppen bis zur Marne vordringen konnten.⁶⁵ Aber die Briten und Franzosen wurden durch steigende Zahlen amerikanischer Truppen verstärkt, während die deutschen Kräfte erschöpft waren. So konnten sie gegen das stetige Vordringen des Feindes nur noch hinhaltenden Widerstand leisten bis zum bitteren Ende im November.

Am 6. März konnte die Division noch den dritten Jahrestag ihres Bestehens im Theater von Vouzier mit Klaviervorträgen, Liedern des Kammersängers Sooth und einem Schauspiel feiern. Sie bestand nur noch aus 2000 Mann.⁶⁶

Als dann am 21. März die Michael-Offensive losbrach, war das Infanterie-Regiment zunächst Reserve der Obersten Heeresleitung. Die feindlichen Truppen wurden zurückgedrängt. Die deutschen Soldaten waren hochgemut. Endlich Bewegungskrieg, endlich die entscheidende Schlacht, die den Krieg beendet. „Berge von Konservenbüchsen und überall – geleerte Sektflaschen. ... Sie zeigten ... in den kommenden Tagen den Weg, den die Schlacht genommen hatte, bis auf die Höhen bei Montdidier, wo sie zum Stillstand gekommen war ... Aber aus allen Ecken des Waldes schallen die Lieder unserer Leute. Die Musik spielt Siegesmärsche.“⁶⁷

Bis zum 27. März 1918 war das Regiment bis Béthancourt an der Somme vorgestoßen. Am 29. März griff es in den Kampf ein, um den stockenden Angriff wieder voranzutreiben. Am 30. März 1918 erreichte es nach erbittertem Kampf die Linie Cantigny-Fontaine. Am 5. April 1918 griff die frisch eingesetzte 45. französische Division mit dicht folgenden Reserven den ganzen Divisionsabschnitt an. Am Vormittag lag er unter schwerem Feuer und Gas. Die Truppen hatten ohne Deckung Schweres auszuhalten. In den Regimentsstab fuhr eine Granate und brachte Tod und Verwundung. „Wir Pfarrer mühen uns um die Verwundeten. Wir begraben und begraben.“⁶⁸

Vor der Hauptwiderstandslinie kam der Angriff zum Stehen. Endlich wurde die Division in der Nacht vom 10. auf den 11. April abgelöst und hatte bis zum 2. Mai Ruhepause in Nesle. „Die Fischteiche an der Somme bringen willkommene Abwechslung.“⁶⁹ Am 31.5.1918 erreichte das Bataillon die Marne bei Verneuil.⁷⁰

Den katholischen Divisionspfarrer Eisele ereilte hier das Schicksal. Er wurde von Granatsplittern tödlich getroffen: ein

Feuerstrahl, ein Krach, furchtbare Schreie. Der evangelische Amtsbruder Korthauer hatte Glück. „Die Wand, an der ich gestanden hatte, ist durchsiebt von 50 großen und kleinen Splintern. Ich blieb unversehrt ... Es war, als hätten Hände des Gebetes eine unsichtbare Mauer um mich gebaut gehabt.“⁷¹

Rückzugsgefechte (September–November 1918)

Nach der misslungenen Frühjahrsoffensive 1918 schwand jegliche Aussicht auf eine siegreiche Beendigung des Krieges. Viele Soldaten nutzten die Möglichkeit, sich vom Gegner kollektiv „überrollen“ und gefangennehmen zu lassen. Eine große Zahl von Verwundeten und Kranken flutete vom Etappengebiet in die Heimat zurück. Für Juli bis November wird deren Zahl auf einige hunderttausend bis zu einer Million geschätzt.⁷²

Im September/November fanden die letzten Kämpfe zwischen Argonnen und Maas statt.⁷³

Das hügelige Waldgelände, östlich durch die Maas begrenzt, bot den Verteidigern große Vorteile. Die deutschen Truppen waren zwar abgekämpft, hatten aber Kampferfahrung und lagen außerdem in einem gut ausgebauten, tief gegliederten Stellungssystem. Die unerfahrenen US-Truppen erlitten zu Beginn ihrer Offensive starke Verluste. Erst nach dem Eingreifen des XVI. französischen Armeekorps brachte die erdrückende Übermacht den deutschen Widerstand zum Erliegen.⁷⁴ Am 5. Oktober gelang den Amerikanern, nachdem sie die Offensive wieder aufgenommen hatten, bei starkem Nebel der Einbruch in die Stellungen des Regiments. Es wurde von beiden Seiten umfasst und auseinandergesprengt. Reste sammelten sich bei Sommerance. Am 10. Oktober besetzte die gesamte Infanterie der Division die Kriemhild-Stellung östlich der Muscade-Ferme. Vom 28. bis 31. Oktober lag das Regiment im Walde von Hazois. Am 1. November griffen die Amerikaner nach Artillerie-Trommelfeuer mit Infanterie an. Korthauer beschreibt den Endkampf der Division: „Um vier Uhr setzte ein überwältigendes Trommelfeuer ein. Zu beiden Seiten der Division durchgebrochen, standen die Amerikaner, von zahlreichen Tanks begleitet, im Rücken der Infanterie unmittelbar vor den dicht gestaffelten Geschützen. Die Infanterie war verloren. Das II. und III. Bataillon wurden aufgerieben. Was nicht tot war, fiel in Feindeshand. Ein Häuflein, kaum eine Kompanie stark, war übrig geblieben. Die tapfere, kampfgeübte Division ist verblutet.“⁷⁵ Am 2. November betrug die Gefechtsstärke des Regiments noch 13 Offiziere und etwa 150 Mann. Die gesamte Infanterie der Division wurde zu einem einzigen Regiment zusammengefasst.

Das Ende (November 1918)

Die letzten Eintragungen im Kriegstagebuch des Regiments lauten:

„Die Reste der Division müssen voraussichtlich zum Schutze des westlichen Maasufers eingesetzt werden, der starken Posten- und Patrouillendienst erfordert. Es ist daher dringend notwendig, sämtliche auch gv. (garnisonverwendungsfähige, F. A.) Leute schleunigst herauszuziehen und zu bewaffnen.

I./170 und Regimentsstab in Hondamont (Houdement, F. A.), II./170 in Mortinsart bis zum 11.11.18. Ab 11.45 Uhr vormittags Waffenruhe. Regiment erhält durch die Brigade 62 Versprengte.

a) *Verpflegung: Feldküchen*

b) *Wetter: neblig, nachmittags klar“⁷⁶*

Am Tage des Waffenstillstandes trat das Regiment den Heimarsch an, der sich verhältnismäßig einfach vollzog, weil es, wie die Mehrzahl der badischen Feldtruppen, dem linken Flügel des deutschen Westheeres angehört und deshalb nur kurze Wege zurückzulegen hatte.

„In guter Ordnung, die Musik voran, marschierten die Regimenter durch die belgischen Ortschaften, die sofort die belgischen Fahnen aufgezogen hatten ... Ich hatte mir die Heimkehr anders gedacht. – Mein armes Vaterland! –“, klagt Kortheuer⁷⁷.

Am 17. November überschritt das Regiment bei Echternach die luxemburgisch-deutsche Grenze und wurde dann mit der Bahn nach Offenburg transportiert.

Heimkehr

Die Heimkehr der 170er stehe bevor, meldete das Offenburger Tageblatt vom 21. November 1918: Sie kehrten als moralische Sieger heim. Und weiter: „Was das tapfere Regiment im Verlaufe des Krieges an Heldenmut, Entsagungen und Strapazen alles geleistet hat, das eingehend zu würdigen wird einer späteren Zeit und berufenen Federn vorbehalten bleiben.“

Am 20. und 21. November wurde das Regiment mit der Bahn nach Offenburg befördert. Am 22. November um 9.00 Uhr zogen die 170er zu feierlichem Glockengeläut, von einer tausendköpfigen Menschenmenge in überströmenden Dankesgefühlen stürmisch begrüßt, bei strahlendem Sonnenschein in die zu Ehren der heimkehrenden Krieger feierlich geschmückte und überreich beflaggte Garnisonstadt ein. Oberbürgermeister



Infanterie verlässt die Stellung zum Sturm zwischen Montdidier und Ronon (Kopie aus dem Bundesarchiv).

Hermann sprach herzliches Willkommen und unauslöschlichen Dank aus. Der derzeit Kommandierende dankte bewegt für den impulsiven Empfang.⁷⁸

Am 23. November zwischen 14.00 und 15.00 Uhr rückten auch die drei Maschinengewehr-Kompanien und die Minenwerfer-Kompanie mit dem Rest der Fahrzeuge in tadelloser Ordnung in Offenburg ein, ebenfalls durch die Einwohner herzlich begrüßt. Die linksrheinisch beheimateten Mannschaften des Regiment wurden an diesem Tag entlassen, die übrigen in den folgenden Tagen. Die Machtverhältnisse hatten sich geändert. Ein Soldatenrat hatte die Gewalt ergriffen. In seinem Aufruf verkündete er, dass die gesamte Garnison auf seiner Seite stehe und dass er für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung Sorge. Otto v. Ihlenfeld scheiterte damit, die Befehlsgewalt an sich zu ziehen. Er musste sich fügen, zumal auch viele Offiziere die Autorität des Soldatenrates anerkannten. Auch ein Arbeiterrat aus SPD, Gewerkschaften, Katholischem Arbeiterverein und Badischem Eisenbahnerverband hatte sich konstituiert.⁷⁹

Am 31. Mai 1919 wurde das 9. Badische Infanterie-Regiment Nr. 170 aufgelöst und hörte nach ziemlich genau 22 Jahren auf zu existieren. Eine militärische Abwicklungsstelle für die Demobilisierung der Soldaten wurde errichtet. Nachdem sie ihre Arbeit zu Ende geführt hatte, fand im Oktober 1919 ein Abschiedsfest statt, während dem die alte Fahne des Kaiserreiches symbolisch verbrannt wurde.⁸⁰

Über 3000 Mann waren 1914 aus ihren Garnisonstädten in den Krieg gezogen. Wenige hundert waren 1918 zurückge-

kehrt. Ein Teil hatte sich schon eigenmächtig in die Heimat zurückbegeben. Ein weiterer Teil saß noch in französischen (insgesamt rund 350000 Mann) und in englischen (insgesamt rund 328000 Mann) Gefangenenlagern fest. Die französische Regierung wertete den wirtschaftlichen Beitrag der deutschen Kriegsgefangenen so hoch, dass Marschall Foch nach Abschluss des Waffenstillstandes darauf bestand, die rund 350000 Deutschen möglichst lange nicht zu repatriieren, sondern sie zum Wiederaufbau der zerstörten nordfranzösischen Landstriche einzusetzen, wo sie – unter Anfeindungen der Zivilbevölkerung – Trümmer beseitigen und Gebäude errichten mussten.⁸¹

Ein deutscher Heimkehrer beklagte sich: „2520983 Gefangene haben wir gemacht. Keiner ist verhungert! Keiner kam in einem Zustand nach Hause wie wir!“⁸²

3055 Mann kamen aber gar nicht mehr zurück.⁸³ Sie waren gefallen, gestorben, vermisst. Das heißt ein ganzes Bataillon war ums Leben gekommen. Aus der Heimat waren zwar immer wieder neue Soldaten gekommen, gegen Ende des Krieges aber immer weniger, schnell ausgebildet, schnell an die Front geschickt und oftmals schnell gefallen. Aus ganz Baden waren 62677 Kriegsteilnehmer gefallen oder gestorben.⁸⁴ Deutschland hatte 1834524 Gefallene zu beklagen, Frankreich 1425872, Großbritannien mit Dominions und Kolonien 946023.⁸⁵ Und viele, die zurückkamen, waren verkrüppelt, krank, psychisch kaputt und litten ihr ganzes weiteres Leben an den Kriegsfolgen. Jeder Kriegsinvalide, der des Rates und der Hilfe bedurfte, konnte sich an den Badischen Heimatbund wenden. Dort konnte er z. B. erfahren, welche Ansprüche auf künstliche Glieder bestanden. Für körperlich arbeitende Kriegsgeschädigte ein Arbeitsarm mit auswechselbarer Kunsthand, für Kopfarbeiter ein Kunstarm. Für Beine: zwei Kunstglieder, davon eins in der Regel in einfacherer Ausführung. Zu jedem künstlichen Bein erstmalig ein Paar Schuhe.⁸⁶ So war zu schrecklicher Wirklichkeit geworden, was ein Lamszus schon 1913 geahnt hatte: „Wieviel Leichen wird der Krieg wohl bringen? Wenn nur der fünfte Mann im Felde bleibt und der zweite Fünfte als Krüppel wiederkehrt – wie groß wird dann die Ernte sein?“⁸⁷

Das Kriegsschicksal von Wilhelm Karl S. aus einer Offenburger Arztfamilie sei stellvertretend für seine Kameraden im Infanterie-Regiment 170 aus seiner Kriegsstammrolle rekonstruiert: Am 23.2.1896 in Offenburg geboren. Abitur an der Oberrealschule (dem heutigen Schiller-Gymnasium). Am 10. August Fahnenjunker beim 1. Ersatz-Bataillon des 9. Badischen Infanterie-Regiments 170. Am 15. September 1914 vereidigt. Am 29. Januar 1915 bei Auchy durch Querschläger am Unterkiefer

leicht verwundet. Vom 16. September bis zum 2. November im Reservelazarett zu Offenburg wegen Herzmuskelschwäche in Behandlung. Am 1. Juli 1916 in Gommécourt Handgranatensplitter in den rechten Fuß; infizierter Durchschuss an der linken Wade und an der Kniekehle. Bis zum 27. Oktober in verschiedenen Lazaretten. Am 28. Juli am Chemin des Dames verschüttet. Contusion (Kontusion = Prellung und Quetschung) des linken Knies. Bis 10. Oktober in Behandlung. Am 29. März 1918 in Fignières Nervenschock. Bis zum 8. Juli 1918 Lazarett und Kur. Am 2. September 1918 bei Le Tranchloy englische Gefangenschaft. 1. Oktober 1918 bis 1. November 1919 im Gefangenenlager Ostwestry/England. 3. November 1919 Durchgangslager Emden. 657,34 Mark Abfindung. 11. November 1919 Bitte an den Kommandeur der Abwicklungsstelle um Verabschiedung. 30. März Verabschiedung.⁸⁸

„Nie wieder Krieg!“, schworen diejenigen, die die „Hölle von Verdun“, das „Martyrium in Flandern“, das „Grauen des Grabenkrieges“ hatten erdulden müssen. Doch 21 Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges begann der Zweite Weltkrieg. Seit seinem Ende war die Welt lediglich 26 Tage ohne Krieg.⁸⁹ Wer ist schuld daran? Die „Schlafwandler“, die in den Krieg hineintorkeln? Scharfmacher, die die Massen aufhetzen? Oder hat Sigmund Freud mit seiner pessimistischen Behauptung Recht, dass uns das Töten im Blut liege?⁹⁰

*'s ist Krieg! 's ist Krieg!
O Gottes Engel wehre,
Und rede Du darein!
's ist leider Krieg –und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!
(Matthias Claudius)*

Anmerkungen

- 1 Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte. Werkstattbericht aus dem Stadtarchiv Offenburg. Bd. 3. (1998) 15 ff. und 29.
- 2 Harder, Hans-Joachim: Militärgeschichtliches Handbuch Baden-Württemberg. Herausgegeben vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1987, 111 ff.
- 3 GLAK 456 F /43. Einführung.
- 4 GLAK 456 A/5003.
- 5 Mit dem Übergang vom Bewegungs- zum Stellungskrieg, verbunden mit beschleunigtem Austausch von Truppenteilen zu größeren Verbänden, verschwimmt die Möglichkeit der eindeutigen Zuteilung von Truppenteilen zu größeren Verbänden, wodurch es schwierig wird, dem Regiment in seinen Einsätzen zu folgen. Erschwerend kommt hinzu, dass durch einen Luftangriff der Royal Air Force auf Potsdam am 14. April 1945 fast alle Akten der Preußischen Armee, die nicht ausgelagert waren, vernichtet wurden.

- 6 Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.): Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden. 1648–1939. München 1983. Bd. 3. S. 159f.
- 7 Deiß, F. W. (Hrsg.): Das deutsche Soldatenbuch. Deutschlands Wehr und Waffen im Wandel der Zeiten. Leipzig 1926. S. 153.
- 8 derselbe S. 144.
- 9 Chickering, Roger: Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg. München 2002. S. 31.
- 10 Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn, München, Wien, Zürich 2009. S. 870.
- 11 Chickering, Roger: a. a. O. (Anmerkung 9). S. 27f.
- 12 Offenburger Tageblatt vom 27. Juli 1914.
- 13 Lamszus, Wilhelm: Das Menschenschlachthaus. Bilder vom kommenden Krieg. Hamburg und Berlin 1913. (Neu herausgegeben von Johannes Merkel und Dieter Richter. München 1980). S. 16.
- 14 Offenburger Tageblatt vom 1. August 1914.
- 15 Geinitz, Christian und Hinz, Uta: Das Augusterlebnis in Südbaden: Ambivalente Reaktionen der deutschen Öffentlichkeit auf den Kriegsbeginn 1914. In: Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Langewiesche, Dieter/Ullmann, Hans-Peter (Hrsg.): Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Essen 1997. S. 32. „Ein Hammerschlag auf Herz und Hirn.“ Historiker widerlegen die Legende von der Kriegsbegeisterung der Volksmassen im Herbst 1914. In: Burgdorff, Stephan/Wiegrefe, Klaus (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. S. 54–58.
- 16 Offenburger Tageblatt vom 2. August 1914.
- 17 Offenburger Tageblatt vom 6. August 1914.
- 18 StAO 13/465.
- 19 Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/unter Mitarbeit von Renz, Irina: Deutschland im Ersten Weltkrieg. Frankfurt a.M. 2013. S. 20.
- 20 Voigt, Günther: Deutschlands Heere bis 1918. Bd. 5. Osnabrück 1983. S. 301. Lezius behauptet, dass 1 400 000 von deutschen Truppen eingesetzte Pferde im Krieg getötet worden seien. Siehe Lezius, Martin (Bearbeiter): Ruhmeshalle unserer alten Armee. Fürstenwalde o. J. S. 217. Diese Zahl scheint mit zu hoch gegriffen, denn es müssten dann ja pro Tag etwa 897 Pferde getötet worden sein. An der Front wurden auch Hunde als „Meldegänger“ und Brieftauben als Kommunikationsmittel eingesetzt. 1915 waren bereits 2000 Hunde an der Front. Lezius, ebenda.
- 21 Vater des Freiburger Mediävisten gleichen Namens.
- 22 Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina: a. a. O. (Anmerkung 10). S. 819f. und S. 697ff. sowie Chickering, Roger: a. a. O. S. 35ff. (Anmerkung 9).
- 23 GLAK 456 D/Vorbemerkung; v. Ihlenfeld (Otto): Das 9. Badische Infanterie-Regiment Nr. 170 im Weltkriege. Erinnerungsblätter deutscher Regimenter. 168. Band. Oldenburg i.O./Berlin 1926; S. 12–57. Klauer, Markus: Militärgeschichtlicher Reiseführer zu den Schlachten des Ersten Weltkrieges in Flandern und Nordfrankreich. Remscheid 2004. S. 44ff.; Otto Richard Ludwig Ihlenfeld. 1866–1928. Zu seiner Biographie siehe Schellinger, Uwe (Anmerkung 1). S. 59.
- 24 Müller-Loebnitz, Wilhelm: Die Badener im Weltkrieg 1914/1918. Karlsruhe 1935. S. 114.
- 25 Malkowsky, Emil Ferdinand: Der Weltkrieg. 13 Bände. Reutlingen 1914ff. Bd. 1. S. 62.
- 26 Szczepanski, Max von: Der Kampf um den Oberrhein 1914. In: ZGO 82. (1930). 234–250; und Müller-Loebnitz, Wilhelm: a. a. O. (Anmerkung 24). S. 25.
- 27 Kriegstagebuch 84. Infanterie-Brigade: GLAK 456/F 2512.
- 28 Müller-Loebnitz, Wilhelm: a. a. O. (Anmerkung 24). S. 42.
- 29 Chickering, Roger: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Paderborn/München/Wien/Zürich 2009. S. 84f.
- 30 v. Ihlenfeld (Otto): a. a. O. (Anmerkung 23). S. 25f.
- 31 daselbst S. 90.
- 32 Siehe Kortheuer, August: Erlebnisse eines freiwilligen Feldgeistlichen. 1. Band. Herborn 1916. S. 89. Kortheuer betreute fast während des ganzen Krieges die evangelischen Soldaten des Regiments. Von 1925 an war er Landesbischof in Nassau und wurde 1933 von den Nationalsozialisten aus dem Amt gedrängt. Er lebte von 1868–1963.
- 33 daselbst.

- 34 Das Bild des verschlagenen und diabolischen, primitiven und zugleich abscheulichen Hunnen-Deutschen zieht ... durch die ganze angelsächsische Propaganda während des gesamten Krieges, ja darüber hinaus. Mit dem Slogan „Once a German – always a German!“ und dem Porträt eines angeblich stereotypen Deutschen mit asiatischen Gesichtszügen versuchte man noch nach Kriegsende, eine Identität zwischen dem brutalen deutschen Hunnen-Soldaten des Krieges und dem deutschen Zivilisten der Nachkriegszeit herzustellen.“ Hiery, Hermann Joseph: Angst und Krieg. Die Angst als bestimmender Faktor im Ersten Weltkrieg. In: Bosbach, Franz (Hrsg.): Angst und Politik in der europäischen Geschichte. (Bayreuther Historische Kolloquien. Bd. 13). Dettelbach 2000. S. 167–224.
- 35 Siehe Korthauer, A(ugust): a. a. O. (Anmerkung 32). S. 92.
- 36 Laut Verlustliste von (Otto) v. Ihlenfeld zusammengestellt. (Anmerkung 23).
- 37 Witkop, Philipp (Hrsg.): Kriegsbriefe gefallener Studenten. (Hier vom 19. Januar 1915). München 1919. S. 46.
- 38 Götz, Franz Joseph: Feldbriefe eines Gemeinen an seine Frau. Karlsruhe 1916. S. 19.
- 39 Korthauer, A(ugust): a. a. O. (Anmerkung 32). S. 117 ff.
- 40 Müller-Loebnitz, Wilhelm: a. a. O. (Anmerkung 24). S. 168 ff. und Korthauer, A(ugust): a. a. O. (Anmerkung 32). S. 134 ff.
- 41 v. Ihlenfeld, (Otto): a. a. O. (Anmerkung 23). S. 28 f.
- 42 Korthauer, A(ugust): a. a. O. (Anmerkung 32). S. 161 f.
- 43 daselbst S. 171.
- 44 daselbst S. 172 f.
- 45 daselbst S. 199.
- 46 daselbst S. 205.
- 47 Im Auftrage des Reichskriegsministeriums hg. von der Forschungsanstalt für Kriegs- und Heeresgeschichte. Der Weltkrieg 1914 bis 1918. Die Operationen des Jahres 1916 bis zum Wechsel in der Obersten Heeresleitung. 10. Band. Berlin 1936. S. 338–389; v. Ihlenfeld (Otto): a. a. O.: (Anmerkung 23). S. 33 ff.; Reichsarchiv (Hrsg.): Schlachten des Weltkriegs. Bd. 20. Somme-Nord. I. Teil. Oldenburg i. O./Berlin 1927. S. 14.
- 48 Lezius, Martin (Bearbeiter): a. a. O. (Anmerkung 20). S. 231.
- 49 Reichsarchiv (Hrsg.): Schlachten des Weltkriegs. Bd. 21 Somme Nord. II. Teil. Die Brennpunkte der Schlacht im Juli 1916. Oldenburg i. O./Berlin 1927. S. 242.
- 50 Reichsarchiv (Hrsg.): Schlachten des Weltkriegs: a. a. O. (Anmerkung 47). S. 14.
- 51 Lezius, Martin (Bearbeiter): a. a. O. (Anmerkung 20). S. 228.
- 52 Korthauer, A(ugust): Erlebnisse eines freiwilligen Feldgeistlichen. 2. Band. Herborn 1925. S. 7 f.
- 53 Korthauer, A(ugust): a. a. O. (Anmerkung 32). S. 217 ff.
- 54 Lezius, Martin (Bearbeiter): a. a. O. (Anmerkung 20). S. 230.
- 55 Korthauer A(ugust): a. a. O. (Anmerkung 52). S. 17 f.
- 56 daselbst S. 31 ff.
- 57 daselbst S. 43.
- 58 Lezius, Martin (Bearbeiter): a. a. O. (Anmerkung 20). S. 229.
- 59 Chickering, Roger: a. a. O. (Anmerkung 9). S. 170.
- 60 Korthauer, A.: a. a. O. (Anmerkung 52). S. 138. Diese Abneigung teilte er mit dem Oberbefehlshaber der 6. Armee, dem Kronprinzen Ruprecht von Bayern, der in seinem Armeebefehl vom 19. Oktober 1914 kundtat: „Soldaten der 6. Armee! Wir haben nun das Glück, auch die Engländer vor unserer Front zu haben, die Truppen dieses Volkes, dessen Neid seit Jahren an der Arbeit war, uns mit einem Ring von Feinden zu umgeben, um uns zu erdrosseln. Darum, wenn es jetzt gegen diesen Feind geht, übt Vergeltung für die feindselige Hinterlist, für so viele schwere Opfer. Zeigt ihnen, daß die Deutschen nicht so leicht aus der Welt zu streichen sind, zeigt ihnen das durch Hiebe ganz besonderer Art.“ Zitiert nach: Korthauer, A(ugust): a. a. O. (Anmerkung 32). Band 1. S. 30 f.
- 61 Wager, Anton: Der Erste Weltkrieg. 2. überarbeitete Auflage. Wien 1981. S. 289 und Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hrsg.): a. a. O. (Anmerkung 10). S. 744 f.
- 62 v. Ihlenfeld (Otto): a. a. O. (Anmerkung 23). S. 40 f.
- 63 Korthauer (August): a. a. O. (Anmerkung 52). S. 71–83.
- 64 v. Ihlenfeld (Otto): a. a. O. (Anmerkung 23). S. 42 f.

- 65 Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hrsg.): a. a. O. (Anmerkung 10). S. 712ff.
- 66 Korthauer, August: a. a. O. (Anmerkung 52). S. 97f.
- 67 daselbst S. 103.
- 68 daselbst S. 117f.
- 69 daselbst S. 121.
- 70 Müller-Loebnitz, Wilhelm: a. a. O. (Anmerkung 24). S. 358.
- 71 Korthauer, August: a. a. O. (Anmerkung 52). S. 134.
- 72 Ulrich, Bernd/Ziemann, Benjamin: Das soldatische Kriegserlebnis. In: Kruse, Wolfgang (Hrsg.): Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914–1918. Frankfurt a.M. S. 127–158. S. 157 und Hirschfeld, Gerhard/ Krumeich, Gerd/ unter Mitarbeit von Renz, Irina: a. a. O. (Anmerkung 10). S. 254.
- 73 v. Ihlenfeld (Otto): a. a. O. (Anmerkung 23). S. 53ff.
- 74 Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hrsg.): a. a. O. (Anmerkung 10). S. 693.
- 75 Korthauer, August: a. a. O. (Anmerkung 52). S. 151 f.
- 76 BArch-MA PH/10/II.
- 77 Korthauer, A.: a. a. O. (Anmerkung 52). S. 152.
- 78 Offenburger Tageblatt vom 22. November 1918.
Die Aussage: „Den Charakter eines Volkes erkennt man daran, wie es nach einem verlorenen Krieg mit seinen Soldaten umgeht“ wird dem ehemaligen französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulle zugeschrieben. (Siehe „Focus“ vom 6.10.2013). Wenn er Recht hat, zeigten die Offenburger einen guten Charakter.
- 79 Offenburger Tageblatt vom 14. November 1918.
- 80 Offenburger Tageblatt vom 13. Oktober 1919.
- 81 Jochen Oltmer, Jochen (Hrsg.): Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs. Paderborn 2006. Mit dem Festhalten der deutschen Kriegsgefangenen verstieß Frankreich gegen Artikel 20 der Haager Landkriegsordnung: Nach dem Friedensschlusse sollen die Kriegsgefangenen binnen kürzester Frist in ihre Heimat entlassen werden. Aber es galt schon immer: *Vae victis!*
- 82 Lezius, Martin, a. a. O. (Anmerkung 20). S. 207.
- 83 Gemäß der von Otto v. Ihlenfeld zusammengestellten Verlustliste: a. a. O. (Anmerkung 23). S. 103ff. Diese Zahlen können natürlich nur Näherungswerte sein.
- 84 Müller-Loebnitz, Wilhelm: a. a. O. (Anmerkung 24). Tabelle gegenüber S. 492.
- 85 Deiß, F. W. (Hrsg.): a. a. O. (Anmerkung 7). S. 327.
- 86 Badener Lazarett-Zeitung Nr. 46 vom 15. Mai 1918.
- 87 Anmerkung 13.
- 88 GLAK 456 E/10053.
- 89 www.dadalos-d.org.
- 90 Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften IV. (1915). S. 1–21.

Kriegsende und Revolution in Lahr

Cornelius Gorka

Die Stimmung in der Bevölkerung

Nach vier harten und unter großen Verlusten durchgestandenen Kriegsjahren war das Deutsche Reich im August 1918 am Ende. Das Volk war erschöpft und kriegsmüde. Die militärische Lage wurde immer aussichtsloser. Als dann auch noch Ende September die Verbündeten zusammenbrachen und um Frieden baten, beschloss die deutsche Heeresleitung, die Alliierten ebenfalls um einen Waffenstillstand zu ersuchen. Die militärische Führung hatte damit eingeräumt, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Die Reichsregierung unter Prinz Max von Baden richtete am 4. Oktober ein entsprechendes Waffenstillstandsgesuch an den amerikanischen Präsidenten Wilson. Am 5. November waren die Alliierten schließlich zu Waffenstillstandsverhandlungen bereit.

Diese Nachricht, die sich schon bald über die Presse verbreitete, traf die Bevölkerung ziemlich unvorbereitet. Jahrelang war die Bevölkerung mit Siegesmeldungen und patriotischen Aufrufen zum Durchhalten aufgefordert worden. Entsprechend groß war die Erschütterung, als die Niederlage eingestanden werden musste. Anfang November 1918 meuterten Matrosen der deutschen Kriegsflotte in Kiel und lösten damit die deutsche Revolution aus. Innerhalb weniger Tage breitete sich der Aufstand im gesamten Deutschen Reich aus. Nach dem Vorbild der russischen Revolution vom November 1917 übernahmen in den Städten Arbeiter- und Soldatenräte die Führung, indem sich die aufständischen Arbeiter in den Betrieben und Soldaten in den Garnisonen eigene Vertrauensleute wählten. In der Ortenau wurde auch die Garnisonsstadt Lahr von der revolutionären Bewegung erfasst.

Am 3. November 1918 hielt der Lahrer Demokratische Verein im Saal der Brauerei „Falken“ eine gutbesuchte öffentliche Versammlung ab, bei der als Hauptredner der Abgeordnete Alfred Massa von der Fortschrittlichen Volkspartei auftrat. Er prangerte dabei zunächst die Pressezensur der Obersten Heeresleitung an, die das Ausmaß der militärischen Katastrophe so lange verheimlicht habe:

„Was das Herz eines jeden guten Deutschen mit gerechtem Zorn erfülle, sei in der Frage enthalten, die sich jeder stelle: Wie es nur möglich war, dass sich die Kriegslage so rasch und so vollständig zu unserem gänzlichen Nachteil entwickeln konnte, ohne dass unsere oberste Heeresleitung und unsere Reichsregierung dies rechtzeitig erkannten und dementsprechend gehandelt hätten. Infolge einer ganz unverständigen Überschätzung der eigenen und Unterschätzung der feindlichen Kampfmittel, namentlich der amerikanischen, wurde immer wieder seitens der obersten Heeresleitung der endgültige Sieg verbürgt. Durch eine rücksichtslose Pressezensur des dem Großen Hauptquartier angegliederten Kriegspresseamtes wurde jede andere Meinung unterdrückt und die Stimmung in unglückseliger Weise beeinflusst bis wir dann am Abgrund standen. Er nahm sich und die deutsche Öffentlichkeit aber auch selbst in die Verantwortung: Mehr oder weniger sind wir alle daran schuld, dass wir uns diese Militärdiktatur gefallen ließen. Aus der militärischen Niederlage sollten nun die überfälligen politischen Konsequenzen gezogen werden: Schwere Zeiten kommen; zum Völkerbundgedanken müssen wir uns loyal stellen; wenn die Wilsonschen Punkte erreicht werden, also auch kein Wirtschaftskrieg folgt, so wird der Frieden nicht so schlecht als manche heute meinen. Die Abdankung des Kaisers sollte nur durch freiwilligen Verzicht, nicht durch Ausübung eines Zwanges erfolgen; vieles spreche dafür, aber wir dürfen dadurch keinen Zwiespalt ins Heer tragen. Diese Frage ist daher, solange wir keinen Frieden haben, mehr Verstands- wie Gefühlsfrage.“¹

Die Versammlung verabschiedete dann einstimmig folgende Resolution:

„Der Demokratische Verein Lahr sieht in der im Ausbau begriffenen Entwicklung Deutschlands zum Volksstaat die einzige Möglichkeit, um die traurigen Folgen dieses Krieges ohne schwerste Erschütterungen zu überwinden. Er hat zu der Volksregierung das Vertrauen, dass sie nach dem Zusammenbruch aller Verbündeten in klarer Erkenntnis der Sachlage bestrebt ist, den Frieden so rasch wie möglich herbeizuführen, unbekümmert um alle Hindernisse und Quertreibereien, von welcher Seite sie auch kommen mögen.“

Die Versammlung forderte dazu eine demokratische Ausgestaltung der Landesverfassung durch „Aufnahme von Vertrauensmännern des Volkes in die Regierung“ und durch Einführung der Verhältniswahl für die zweite Kammer. Auch auf der Ebene der

Gemeinden, Amtsbezirke und Kreise wurde eine Neugestaltung der Gemeinde- und Kreisordnung auf demokratischer Grundlage verlangt. Dazu sollte das bisherige ungleiche Dreiklassenwahlrecht durch das allgemeine, gleiche und direkte Verhältniswahlrecht abgelöst werden. Die Frauen sollten das gleiche Wahlrecht erhalten wie die Männer. Grundsätzlich sah man nun die Zeit für eine demokratische Staatsordnung gekommen:

„Unser badisches Volk will nicht mehr obrigkeitlich regiert und autokratisch verwaltet werden, sondern ist reif genug, sich selbst zu regieren und zu verwalten; und wird dann schon dafür sorgen, dass alle diejenigen in der Regierung und auf den Rathhäusern, welche als Träger des alten Systems sich dem entgegen stellen, von ihren Posten verschwinden müssen.“²

In den folgenden Tagen berichteten die Zeitungen von der weiteren Ausbreitung der Revolution in Deutschland. Insgesamt war die Stimmung nicht mehr günstig für die Monarchie. Es wurde offen über eine Abdankung des Kaisers und der anderen Fürsten gesprochen. Auch die politische Neuordnung des Landes war inzwischen Gegenstand der Presseberichte. Vor allem die Sozialdemokraten verlangten die Umwandlung des Großherzogtums in einen demokratischen Volksstaat.

Die Revolution in Lahr

Es wird einem aus Kiel vom Heimaturlaub zurückkehrenden Soldaten zugeschrieben, dass auch in Lahr Diskussionsrunden entstanden und sich die allgemeine Unzufriedenheit schließlich in Demonstrationen Luft machte.³ Am Abend des 7. November wurden nach Augenzeugenberichten in den Lokalen der Stadt „kurze aufklärende Ansprachen“ gehalten, wobei besonders die Soldaten der Garnison als Redner auftraten. Am Morgen des 8. November zog ein Demonstrationzug der Soldaten unter der roten Fahne von den Kasernen durch die Stadt. An der Luftschiffhalle wählten sie den ersten Soldatenrat in Baden. Der „Kamerad“ Schulklopper begrüßte die Demonstranten und stellte „in klaren Worten die Ziele der Bewegung“ dar. Anschließend prangerte August Heinz „das verräterische Treiben der Machthaber Deutschlands und der Vaterlandspartei“ an und forderte schließlich die Abdankung des Kaisers. Seine Ansprache endete mit dem Ruf: „Es lebe die Revolution, es lebe die freie deutsche Republik!“ Schulklopper und Heinz wurden danach zum ersten und zweiten Vorsit-

zenden des Lahrer Soldatenrates gewählt. Im Anschluss an den Demonstrationszug und die Kundgebung an der Luftschiffhalle traf sich der neugewählte Soldatenrat im Gasthaus „Werteck“ zu seiner ersten Sitzung, um ein erstes Programm auszuarbeiten. Das Armeekommando versuchte inzwischen die revolutionäre Bewegung noch aufzuhalten und forderte eine Abteilung des Infanterieregiments 113 mit Maschinengewehren aus Freiburg an. Da sich diese Soldaten aber mit den Demonstranten solidarisierten, hatte die Revolution in Lahr ihren ersten Sieg errungen. In den Garnisonsstädten Offenburg, Rastatt, Karlsruhe und Mannheim wurden erst einen Tag später ebenfalls Soldatenräte gebildet.⁴

Am 9. November fand in der Exerzierhalle der Infanteriekaserne eine voll besuchte Soldatenversammlung statt, wozu durch Garnisonsbefehl eingeladen worden war. Der erste Vorsitzende des Soldatenrates Schulenklopper eröffnete die Versammlung. Anschließend sprachen der Landtagsabgeordnete Massa und der zweite Vorsitzende Heinz zu den Soldaten. Beide riefen zu Ruhe und Besonnenheit in den revolutionären Tagen auf. Anschließend wurden die Forderungen des Soldatenrats bekanntgegeben: Freilassung aller inhaftierten politischen Gefangenen, Einführung von Beisitzern am Militärgericht, vollständige Rede- und Pressefreiheit auch in den Kasernen, sachgemäße Behandlung der Mannschaften durch die Vorgesetzten in den Kasernen, sachgerechte Unterbringung der Mannschaften in den Kasernen, straffreier Umgang sämtlicher Kameraden untereinander, keine Truppentransporte an die Front während der Waffenstillstandsverhandlungen, Schutz des Privateigentums und unbeschränkte persönliche Freiheit außerhalb des Dienstes. Außer Dienst sollte es keine Vorgesetzte mehr geben. Außerdem hatten künftig „alle Schutzmaßnahmen mit Blutvergießen“ zu unterbleiben. Es sprachen noch einige Offiziere und erklärten ihr Verständnis für die Bewegung der Soldaten. In seiner Schlussansprache versprach der Vorsitzende, dass die Neuerungen von den Soldaten mit aller Macht durchgekämpft werden. Der Soldatenrat sicherte außerdem die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu. Nach Zeitungsberichten bot die Versammlung „ein Bild von Geschlossenheit und verlief äußerst ruhig“.⁵

Noch am gleichen Tag fand im überfüllten Rappensaal eine weitere Versammlung der Sozialdemokraten statt. Dabei berichtete der Landtagsabgeordnete Weißmann vom Sieg der Revolution und vom bevorstehenden Waffenstillstand. Die Umwälzung werde zu einer Neuordnung des politischen und wirtschaftlichen Lebens führen. Er rief ebenfalls zu Besonnen-

heit auf, um nicht den Sieg der sozialen Neuordnung durch Ausschreitungen zu gefährden. Am Abend dieses ereignisreichen Tages wurde dann die Abdankung des Kaisers bekannt. Einen Tag später übernahm auch in Baden eine provisorische Landesregierung die Macht.

Revolutionäre Verwaltung und Volkswehr

Am 11. November wurde in Lahr bei einer großen Soldatenversammlung auf dem Kasernenhof der endgültige Soldatenrat mit Heinz als erstem und Schulenklopper als zweitem Vorsitzenden gewählt. Am nächsten Tag beschloss der Soldatenrat, sich um den inzwischen gebildeten Lahrer Arbeiterrat zu erweitern. Damit hatte auch Lahr einen Arbeiter- und Soldatenrat, wie er inzwischen überall im Lande entstanden war. August Heinz blieb weiterhin Vorsitzender. Dagegen verließ Schulenklopper in der zweiten Novemberhälfte mit seinem Regiment Lahr. Für ihn wurde Hans Dürr zum zweiten Vorsitzenden des Arbeiter- und Soldatenrates gewählt.

Die Soldatenräte hatten keine direkte Weisungsbefugnis gegenüber den staatlichen Behörden. Andererseits verkörperten sie die politische und militärische Macht und waren am ehesten in der Lage, die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten. Angesichts der zahlreichen Truppendurchmärsche von zurückkehrenden Einheiten waren die bestehenden Polizeieinheiten dazu kaum in der Lage. Die Bezirksämter wurden daher von der vorläufigen Volksregierung angewiesen, sich bei allen Anordnungen zur Durchführung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit mit den Soldatenräten in Verbindung zu setzen.⁶ Die Soldatenräte hatten sich auch um die Verpflegung der zurückflutenden Truppen und die Organisation der Demobilisierung des Heeres zu kümmern. Außerdem nahmen sie Beschwerden über die Dienstführung der Behörden entgegen und leiteten sie an die zuständigen Ministerien weiter. Zu den Sitzungen des Soldatenrates wurden städtische und staatliche Vertreter hinzugezogen.

In Lahr bildete sich am 13. November neben dem Arbeiter- und Soldatenrat zusätzlich ein Wohlfahrtsausschuss. Er bestand aus jeweils fünf Vertretern der liberalen Partei, der fortschrittlichen Volkspartei und der sozialdemokratischen Partei, ferner zwei Vertretern des Zentrums sowie je einem Vertreter der Stadtverwaltung (Bürgermeister Altfelix) und der Staatsbehörde (Bezirksamtsvorsteher Geh. Regierungsrat Pfeiffer). Rechtsanwalt Gebhardt wurde zum Vorsitzenden und Wilhelm Laub zum Stellvertreter gewählt. Der Ausschuss arbeitete

eng mit dem Arbeiter- und Soldatenrat zusammen, der auch mit zwei Vertretern an den Ausschusssitzungen teilnahm. Dieser Ausschuss sollte sich vor allem um Ernährungs- und Einquartierungsfragen zu kümmern, während der Soldatenrat vor allem für Ruhe und Ordnung sorgen sollte. Außerdem waren die durchziehenden Truppenverbände unterzubringen und zu versorgen.

Auch im Umland wurden Räte gebildet. Am 18. November rief eine Bauernversammlung in Meißenheim einen Bauernrat für den Amtsbezirk Lahr ins Leben. Zum ersten Vorsitzenden wurde der Meißenheimer Bürgermeister Fischer und zu seinem Stellvertreter der Allmannsweierer Bürgermeister Drexler gewählt. Am 24. November wurde in Orschweier auch ein Bauernrat für den Amtsbezirk Ettenheim gegründet und der Landtagsabgeordnete Seubert zum Vorsitzenden gewählt. Die Bauernräte sollten vor allem die Koordination der Lebensmittelverteilung und den Abbau der Lebensmittelbewirtschaftung organisieren. In Ettenheim wurde zudem am 20. November ein Bürgerrat gegründet, der sich aus Beamten, Handels- und Gewerbetreibenden, Landwirten und Arbeitern zusammensetzte.

Der Waffenstillstandsvertrag sah die Bildung einer neutralen Zone vor, welche einen Streifen von 10 km östlich des Rheins bildete. Diese Zone war innerhalb von 30 Tagen militärisch zu räumen. Damit war auch der Abzug aller Ersatztruppen verbunden, welche bisher die öffentliche Sicherheit gewährleistet hatten. Deshalb ordnete die badische vorläufige Volksregierung am 13. November die Bildung von freiwilligen Volkswehren an, welche künftig die Sicherungsaufgaben übernehmen sollten. Ihre Hauptaufgaben waren die Aufrechterhaltung der Ordnung, der Schutz des Eigentums und die Bewachung der gelagerten Lebensmittel. Besonders starke Volkswehren waren an den Rheinbrücken erforderlich, um ungeordnet zurückkehrende Soldaten zu entwaffnen. Die Bezirksämter wurden angewiesen, die Volkswehren im Einvernehmen mit den bestehenden Soldaten- und Arbeiterräten aufzustellen.

Da auch die Stadt Lahr in der neutralen Zone lag, einigten sich Soldaten- und Arbeiterrat, Stadtrat und Bezirksamt auf die Bildung einer Volkswehr und veröffentlichten am 18. November einen gemeinsamen Aufruf an die Einwohner von Lahr.⁷ Gesucht wurden zuverlässige Männer, die für einen Tageslohn von 10 RM den Sicherungs- und Wachdienst in der Stadt übernehmen wollten. Die Kosten sollten zwischen Stadt und Staat geteilt werden. Die Volkswehr sollte zunächst eine

Lahr, Freitag den 15. November

Bürger und Soldaten!

Der Soldatenrat wendet sich nochmals an die Soldaten wie an die Zivilbevölkerung, Disziplin und Gehorsam, Ruhe und Ordnung zu bewahren und dadurch dazu beizutragen, daß die getroffenen Maßnahmen ungestört durchgeführt werden können, die jedem einzelnen Schutz und Sicherheit gewährleisten. Die Strafgewalt wird vom Garnisonkommando im Einvernehmen mit dem Soldatenrat ausgeübt; Anweisungen der mit weißen Bändern versehenen Sicherheitsposten ist ohne weiteres, namentlich auch von den Militärpersonen Folge zu leisten; sie sind befugt, überall für Ordnung zu sorgen und namentlich auch da einzuschreiten, wo sich vielleicht Soldaten in öffentlichen Lokalen Uebergrieffe erlauben sollten; auch Ansammlungen werden nicht geduldet werden. Die Schutzmannschaft hat ebenfalls das Recht und die Pflicht, bei Ausschreitungen den Soldatenrat anzurufen, und wird in Wahrung ihrer Obliegenheiten von letzterem stets tatkräftig unterstützt werden.

Eindringlich sei die Bevölkerung davor gewarnt, von Soldaten Kleidungsstücke, Schuhe und andere Ausrüstungsgegenstände anzukaufen, da nach den bestehenden Gesetzen nicht nur der Verkäufer, sondern auch der Käufer sehr streng bestraft wird. Es sollen Geschäfte und einzelne Leute hier am Platze sein, die sich mit dem unehrlichen An- und Verkauf von militärischen Ausrüstungsgegenständen gewerbsmäßig befassen; daß solche Leute, wenn sie gefaßt werden, keine Milde zu erwarten haben, ist selbstverständlich.

Auch gegen das überflüssige Reisen großer Teile der Zivilbevölkerung soll ein ernstes Wort gesagt werden. Die Züge, die gegenwärtig überfüllt sind von Soldaten, können nur mit außerordentlich großen Verspätungen geführt werden; das überanstrengte Zugpersonal ist kaum mehr imstande, den Dienst auszuführen; und doch gibt es immer noch Leute genug, die zum Vergnügen reisen und dadurch den Bahnverkehr mit auf das ärgste erschweren. Bei einiger Vernunft sollte sich jeder einzelne selbst sagen, daß jetzt keine Zeit zu überflüssigen Reisen ist.

Lahr, den 14. November 1918.

Soldaten- und Arbeiterrat Lahr.
Erster Vorsitzender: Heinz.

Stärke von 300 Mann erhalten und die Rechte bzw. Pflichten von Polizeimannschaften erhalten. Die Oberleitung wurde Hauptmann L. Geißer übertragen, dem als Bezirkshauptmann sämtliche Wehren des Amtsbezirks Lahr unterstellt waren. Unter den Bewerbern wählte eine Kommission geeignete Leute aus, wobei heimkehrende beschäftigungslose Soldaten bevorzugt wurden. Die Bekleidung und Bewaffnung erfolgte aus den Beständen der hiesigen Garnison und wurde durch den Soldatenrat gestellt. Die Volkswehrleute trugen einen Uniformrock ohne militärische Abzeichen und eine zivile Kopfbedeckung. Am 28. November war die Bildung der Volkswehr abgeschlossen.

Die Rückkehr und Entlassung der Soldaten

Nach Inkrafttreten des Waffenstillstands am 11. November kehrten die ersten Truppen nach Deutschland zurück. In den folgenden Wochen setzte dann ein reger Durchmarsch heimkehrender Truppen durch Baden ein. Der Soldaten- und Arbeiterrat Lahr rief die Zivilbevölkerung daher am 14. November auf, das „überflüssige Bahnreisen“ zu unterlassen: Die Züge seien momentan derart mit Soldaten überfüllt, dass sie nur mit außerordentlich großen Verspätungen geführt werden könnten. Das überanstrengte Bahnpersonal sei auch kaum noch imstande, seinen Dienst auszuführen.⁸ Schließlich musste die Bahn den regulären Personenverkehr vorübergehend stark einschränken.

Manche Einheiten blieben nur kurz in Lahr, um eine Verpflegungspause einzulegen. Andere wurden hier vorübergehend einquartiert. Die Zeitungen berichten immer wieder von einem herzlichen Empfang der heimkehrenden Soldaten.⁹ Die Stadt hatte seit Kriegsbeginn ständig Truppen und Truppenteile beherbergt, die sowohl in den Kasernen als auch in der Stadt untergebracht waren. Auch die umliegenden Dörfer waren reichlich mit Einquartierung bedacht. Das Infanterieregiment 171 aus Colmar lag vier Jahre in Lahr, ehe es schließlich am 19. November 1918 nach Greiz (Vogtland) verlegt wurde. Danach befanden sich hier noch folgende Einheiten: Landwehr-Infanterieregiment 10, Feldartillerieregiment 217, Feldbäckereikolonnen 130 und 158, Sanitätskompanie 623, Kriegslazarett Abteilung 46, 2. Kompanie Landsturmbataillon Passau, mobile Etappenkommandanturen 320 und 321, Grukraft 32 und 4. Kompanie Minenwerferbataillon 17. Dem Feldartillerieregiment 217 gehörten zumeist Pommern und Ostpreußen, dem Landwehr-Infanterieregiment 10 vorwie-

gend Schlesier an. In Sulz waren vor allem Bayern, in Reichenbach Sachsen stationiert. Die verschiedenen Militäreinheiten sorgten insofern für ein buntbelebtes Straßenbild. Die Lahrer Zeitung berichtete: „Die Truppen machten einen ganz vorzüglichen Eindruck und finden in der hiesigen Einwohnerschaft eine sehr gute Aufnahme. Ihr Auftreten ist ruhig und zuvorkommend“.¹⁰ Auch die Konzerte der Militärkapellen waren bei der Bevölkerung sehr beliebt. Die starke Truppenpräsenz in der Stadt dürfte aber auch zu gelegentlichen Konflikten zwischen Militär und Zivilbevölkerung geführt haben, da der Soldaten- und Arbeiterrat Lahr beide Seiten immer wieder zu Disziplin und Ruhe aufrufen musste.¹¹

Inzwischen kehrten auch die badischen Truppen zurück. Am 22. November war das Infanterieregiment 170 wieder in die festlich geschmückte Garnisonsstadt Offenburg eingezogen. Dagegen konnten das Infanterieregiment 169 und das Feldartillerieregiment 66 nicht mehr in ihre Heimatgarnison Lahr zurückkehren, weil die Stadt in der neutralen Zone lag. Daher passierten diese Einheiten am 26. November nur den Dinglinger Bahnhof und fuhren weiter ins Oberland. Das Feldartillerieregiment 66 löste sich im Dreisamtal oberhalb von Freiburg auf, das Infanterieregiment 169 in Emmendingen.¹² Auch die in Lahr stationierten Truppen verließen bis zum 12. Dezember die Stadt Lahr und wurden in andere Orte verlegt, wo ihre Demobilmachung erfolgte. Mit dem Abzug der Truppen endete auch die Tätigkeit des Soldatenrates. Er wurde am 7. Dezember in den Arbeiter-, Bauern- und Volksrat übergeleitet.

Die Soldaten gaben bei der Entlassung ihre Waffen, Munition und Ausrüstungsgegenstände ab. Die Wehrpflichtigen erhielten ihre Entlassungspapiere sowie einen Entlassungsanzug, ein einmaliges Entlassungsgeld von 50 RM und ein Marschgeld von 15 RM. Danach kehrten die Überlebenden des Krieges in ihre Heimatorte zurück, aus denen sie vier Jahre zuvor einberufen worden waren.

Anmerkungen

- 1 Lahrer Zeitung vom 6. November 1918. (Die Jahrgänge 1914 bis 1920 werden im Kreisarchiv verwahrt).
- 2 Ebenda.
- 3 Bühler, Christoph: Der Umbruch des Jahres 1918. In: Geschichte der Stadt Lahr, Band 3, Lahr 1993, 110 f.
- 4 Brüning, Rainer/Brasseur-Wild, Laetitia (Hrsg.): Menschen im Krieg am Oberrhein, 273.
- 5 Lahrer Zeitung vom 11. November 1918.

- 6 Lahrer Zeitung vom 22. November 1918.
- 7 Lahrer Zeitung vom 19. November 1918.
- 8 Lahrer Zeitung vom 15. November 1918.
- 9 Lahrer Zeitung vom 19. November 1918.
- 10 Lahrer Zeitung vom 20. November 1918.
- 11 Lahrer Zeitung vom 15. November 1918.
- 12 Liessem-Breinlinger, Renate: Die Garnison Lahr 1898–1920. In: Geschichte der Stadt Lahr, Band 2, Lahr 1991, 274.

Kriegerdenkmäler und Erinnerungskultur

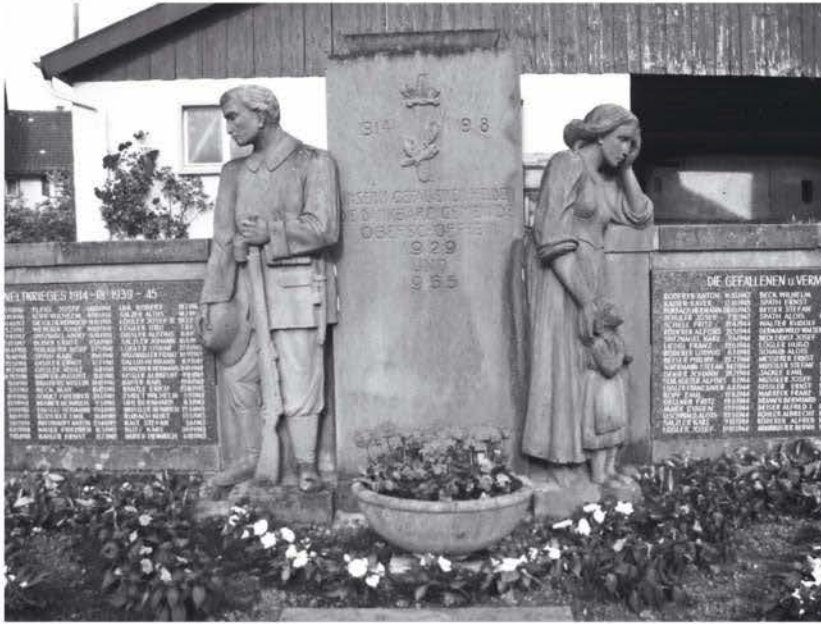
Cornelius Gorka

Es gibt heute wohl kaum eine Stadt oder Ortschaft, in der sich kein Denkmal, Gedenkstein oder sonstiges Mahnmal befindet, das an die Toten des Ersten Weltkriegs erinnert. Solche Denkmäler gehören heute vielerorts zum prägenden Stadt- und Ortsbild und sind wichtige Zeugnisse der Ortsgeschichte.¹ Da die meisten Gefallenen fern der Heimat beigesetzt waren, fanden die Angehörigen hier einen Ort der Trauer und Erinnerung an einen lieben Verwandten.

Wer über Kriegerdenkmäler näher forschen will, findet darüber Quellen in den Archiven und Angaben in den Ortschroniken. Sämtliche Gefallenendenkmäler im Ortenaukreis wurden außerdem im Rahmen der Erfassung der Kleindenkmale im Ortenaukreis inventarisiert und dokumentiert. Diese Dokumentation wird im Kreisarchiv des Ortenaukreises aufbewahrt. Die Denkmäler wurden häufig auf Initiative des Militärvereins von der Gemeinde errichtet. Dazu bildete man eine Denkmalkommission, welche einen Gestaltungsvorschlag erarbeitete. Die Anschaffung und Abrechnung des Denkmals dürfte sich in den Gemeindeunterlagen finden. Daneben errichteten oft auch Schulen, Vereine (vor allem Turnvereine) und andere Körperschaften einen Gedenkstein für ihre gefallenen Mitglieder.

Jedes Kriegerdenkmal musste baupolizeilich genehmigt werden, sodass beim zuständigen Landratsamt eine entsprechende Akte entstanden ist, die sich heute meistens im Kreisarchiv befindet. In den Akten finden sich aber auch noch weitere Angaben und so manche interessante Streitigkeit über die Auftragsvergabe, über die Gestaltung und Platzierung sowie über die Abrechnung der Kosten. Meistens wurde außerdem ein Gutachter des Kultusministeriums oder des Landesgewerbeamts hinzugezogen. Es finden sich manche historischen Abbildungen auf alten Ansichtskarten, denn die Kriegerdenkmäler entwickelten sich auch zu einer Sehenswürdigkeit des Ortes. Zu den Kriegerdenkmälern können außerdem die Ehrentafeln in den Rathäusern gezählt werden, auf denen man die Porträts der Kriegsteilnehmer und Gefallenen sehen kann.

Die Art und Weise ihrer Gestaltung sind dabei ebenso aufschlussreich wie die Begleitumstände ihrer Errichtung. Auch der Wandel der Erinnerungskultur wird in den Denkmälern



*Kriegerdenkmäler in
Oberschopfheim
(1929) (Abb. links)
und Oppenau (1934)
(Abb. rechts).
Fotos: Kreisarchiv
Ortenaukreis*

sichtbar. In der Weimarer Republik wurden sie eher schlicht und nachdenklich gestaltet. Sie kündigten nicht mehr vom Ruhm und Glanz des Sieges, sondern stellten das Totengedenken in den Mittelpunkt. Bis Mitte der 1920er Jahre wurden häufig einfache Gedenksteine in Form von Obelisken oder Findlinge aufgestellt. Dann setzte sich der Trend zur vermehrten Darstellung figürlicher Szenen durch. Nun zeigten diese Denkmäler häufig sterbende oder trauernde Krieger. Auch das Motiv der trauernden Hinterbliebenen wurde oft gewählt. Im Dritten Reich änderte sich die Denkmalkultur. Die Kriegerdenkmäler wurden Bestandteil eines Helden- und Gefallenenkults. Sie zeigten oft bewaffnete und entschlossene Soldaten, meist mit einem verwundeten Kameraden. Diese Kriegerdenkmäler wirken mitunter sehr „martialisch“ und waren nach 1945 nicht unumstritten. Wurden solche Denkmäler am Kirchplatz aufgestellt, konnte dies schon damals zu Konflikten mit der Pfarrgemeinde führen. Man hat sie aber meistens belassen. Denn Kriegerdenkmäler sind wichtige Zeugnisse unserer Geschichte und sollen zum Nachdenken anregen.

Anmerkung

- 1 Martin Frenk: „Zu Ehren der gefallenen Söhne“, in: Geroldsecker Land Heft 56/2014, 91.

„Wenigstens etwas Zeitbildliches“

Autobiografien aus der Ortenau*

Johannes Werner

*Bei einiger Reflexion (...) fiel mir auf, was man
für ein interessantes Werk zusammenschreiben könnte,
wenn man das, was man erlebt hat, mit der Übersicht,
die einem die Jahre geben, mit gutem Humor aufzeichnete.*

Goethe an Schiller, 19.1.1802

Wir sind hier in Hornberg, und damit am rechten Ort: an einem literarischen. Bruno von Hornberg, der im 13. Jahrhundert auf der Burg über der Stadt saß, hat ihren Namen zusammen mit seinem eigenen in die Literaturgeschichte eingeführt. Und er, der Minnesänger, der vier Lieder hinterließ, hat das, was Minne meinte, auf unvergleichliche Weise in Worte gefasst:

*Mîner frouwen minnestrîcke
Hânt gebunden mir den lîp,
unde ir liechten ougen blicke.
Ach genâde, ein sælic wîp,
dû hilf mir von mînen sorgen,
die mîn herze hât verborgen;
al die swære mîn vertrîp!¹*

Und seinen Worten entspricht das Bild, das sich die sogenannte Manessische Liederhandschrift von ihm machte (und das an der Außenwand des hiesigen Rathauses angebracht ist).²

Doch seine Klage über die Kälte der Geliebten beginnt Bruno mit einer Klage über die Kälte, die das Ende des Jahres mit sich bringt:

*Loup gras bluomen vogel singen
klage ich und den grüenen klê,
die der winter will getwingen
und darzuo der kalte snê.³*

* „Festvortrag“ des Verf. bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. am 13. Oktober 2013 in Hornberg; für den Druck leicht gekürzt.

In diesen Worten liegt, wenn man so will, insofern schon „etwas Zeitbildliches“⁴, als man auch auf den Burgen allen Grund hatte, den Winter zu fürchten und sich nach dem Frühling zu sehnen; dort, wo man keinen Raum heizen konnte außer dem einen, der einen Kamin besaß und der daher „Kemenate“ hieß.⁵

Doch ist noch ein sogenanntes „Taglied“ zu zitieren, das, nach hergebrachter Weise, die frühe Stunde beklagt, in der die Liebenden sich trennen müssen, um nicht entdeckt zu werden:

*Ir beider fröide ein trûren wart,
dô sî sich scheiden · muosten, und der tac ûf brach.*⁶

Diese Worte schlagen eine Saite an, werfen einen Schatten voraus. „Stets hell und heller wird’s: wir müssen scheiden“, sagt Julia, viel später, nämlich bei Shakespeare, und Romeo entgegnet: „Hell? Dunkler stets und dunkler unsre Leiden!“⁷

Brunos Worte sind nicht an den Ort gebunden, an dem er sie schrieb; sie haben keinen lokalen, keinen regionalen, ja nicht einmal einen nationalen Hintergrund, den es ohnehin noch nicht gab; hinter ihnen steht das, was die Troubadours und Trouvères gedichtet hatten, und neben ihnen das, was die Minnesänger daraus machten, und vor ihnen noch mehr. Bruno von Hornberg gehört zur Geschichte der europäischen Literatur.

Immerhin sind wir, hier in Hornberg, an einem literarischen Ort; sind wir aber auch in einer literarischen Landschaft? Eher nicht. Denn die Ortenau ist zwar immer wieder dichterisch dargestellt und gerühmt worden, hat aber selber, außer jenem Bruno, keinen bedeutenden Dichter hervorgebracht⁸ – es sei denn seinen Zeitgenossen Egenolf von Staufenberg, der auf Burg Staufenberg bei Durbach saß und mit einer Versnovelle auf die Nachwelt kam, oder den aus Willstätt bei Kehl gebürtigen Johann Michael Moscherosch, dessen „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald“ aber auch nur eine Übersetzung und Fortsetzung der „Sueños“ des spanischen Dichters Quevedo sind; sein ungleich bedeutenderer Zeitgenosse Grimmelshausen war ja nur durch den Dreißigjährigen Krieg in die Ortenau verschlagen worden.

Aber vielleicht ist die Literatur nicht nur das, was die Literaturwissenschaft zunächst unter Lyrik, Dramatik und Epik versteht und verbucht; vielleicht gibt es noch etwas, was sich nicht in diese Fächer fügt und trotzdem literarisch ins Gewicht fällt? Ja: unter anderem und zum Beispiel die Autobiografie, die „Selberlebensbeschreibung“, wie der große Jean Paul sie

nannte. Was in ihr, im wahren Wortsinn, zu Buche schlägt, ist nicht die Erfindung, sondern die Erfahrung, die Erinnerung. Und der, der sie festhält, erinnert sich nicht nur an sich selber, sondern zugleich an die Welt, aus der er kam und die ihn formte, ob er es wollte oder nicht. In diesem Sinne möchte ich mit Ihnen einen Blick, aber immer nur einen ganz kurzen, auf acht Autobiografien werfen, die von Autoren geschrieben wurden, die ihrerseits in der Ortenau geboren wurden, und zwar allesamt im 19. Jahrhundert.

Am Anfang steht **Alban Stolz**, der 1808 als 16. und letztes Kind eines Apothekers in Bühl geboren wurde. Über seine Kindheits- und Jugendjahre hat er nur recht wenig berichtet, um so mehr dagegen über seinen Weg zum Priestertum und über das, was er als junger Priester erlebte.

In der Schule von Neusatzeck, einem Filial im höheren Gebirge, waren übrigens die Kinder von der Welt so abgeschlossen, daß sie den Namen Pferd eher nicht verstanden, bis ich durch anschauliche Beschreibung sie auf die Entdeckung brachte, dieß Thier müsse ein Roß sein. Deßgleichen war ihnen das Wort Schmetterling gänzlich unbekannt, und nicht ohne Mühe fanden sie aus meiner Beschreibung, daß dieses geflügelte Wesen ein Pfiffholder sei. (...) Ein kranker Mann, den ich einmal fragte, ob er denn gar nichts von Christus wisse, erwiederte mir: er wisse nichts von ihm, als daß er einmal für uns in einen Apfel gebissen habe. Ein anderer alter Mann, dem ich die Communion brachte und dem ich schon vor einigen Wochen sagen mußte, wer im heiligen Abendmahl zu ihm komme, gab mir zweifelnd und halb fragend zur Antwort: „Der hl. Joseph?“⁹

Dies ist ein Beispiel nicht nur von vielen, sondern von unzähligen für das, was man aus solchen Erinnerungen erfährt, und was ohne sie verloren und vergessen wäre; für das, was wir inzwischen weit hinter uns und weit unter uns gelassen haben. Ich werde in der Folge jeweils nur ein solches Beispiel aufleuchten lassen, oder aber jeweils nur eine einzige Rosine herausklauben, in der Hoffnung, Ihnen Appetit auf den ganzen Kuchen zu machen.

Noch ein Zitat von Alban Stolz: „Ein eigenthümliches Heimweh, das viele Menschen, zumal auch gebildete Personen, bisweilen bekommen, besteht in der Sehnsucht nach ihren Jugendjahren oder ihrer Kindheit. Die lebhaftere Erinnerung daran kann ihnen wehmüthige, selbst bittere Thränen auspressen.“¹⁰

Auf wen trafen diese Worte eher zu als auf **Heinrich Hansjakob**, der 1837 als Sohn eines Bäckers und Wirts in Haslach geboren wurde? Jeder, der ihn kennt, weiß, dass er zeitlebens den Kinderhimmel beschwor, aus dem er verstoßen worden war; und dass seine Werke eine unerschöpfliche Fundgrube sind, auf deren Grund die schönsten Schätze liegen.¹¹

Jede Jahreszeit hatte für uns ihre eigenen Spiele. Beim nahenden Frühling, wenn der Schnee geschmolzen von den Straßen, spielten wir Ball am Waschhaus. Es gab damals aber noch keine Gummiballen. Die unsrigen machten uns Mutter und Schwestern aus Lumpen, nicht selten aber außen mit farbigen Tuchresten schön ausstaffiert. Am liebsten spielten wir zu fünft, wobei wir ein Karree bildeten und der fünfte in demselben, wie wir es hießen, „in der Küche“ stand und bombardiert wurde. Je geschickter er auswich, umso größer war sein Ruhm. Da dies Spiel gewöhnlich in die Fastenzeit fiel, störte uns jeweils unliebsam die Glocke vom Kirchturm her, die ins „Miserere“, in die Fastenandacht, rief. Wehe dem, der gewagt hätte, noch Ball zu spielen und nicht in die Kirche zu gehen. Die schärfste elterliche Strafe hätte ihn getroffen.¹²

Hansjakob hat sein autobiografisches Projekt selber gerechtfertigt: „Es ist zwar Übung, daß man sich nur um die Jugendzeit ‚großer und berühmter Menschen‘ interessiert. Allein ich bin der Ansicht, daß das Leben des einfachsten und armseeligsten Menschen es verdiente, aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden.“¹³ Dieser Ansicht war damals kaum jemand. Doch umso eifriger hat Hansjakob die Lebensläufe derer aufgeschrieben, die dies selber nie getan hätten, auch nicht gekonnt hätten.¹⁴

Albert Thomas Reininger, geboren 1850 in Ulm bei Renchen, wurde Bäcker und dann doch noch, nach vielen Umwegen, Priester in Amerika.¹⁵ (Zu diesen Umwegen zählte auch ein Aufenthalt in der urchristlich-urkommunistischen Kolonie St. Nazianz in Wisconsin, die der badische Priester, Heiler und Seher Ambros Oswald 1854 gegründet hatte.¹⁶) In seiner Autobiografie, als deren Autor er einen gewissen Robert Rath vorschob, beschrieb er, nicht anders als Hansjakob, besonders gern, gut und genau die Welt, der er entwachsen war. Noch war das Jahr eine Einheit, die sich immer wiederholte und von Fest- und Feiertagen, samt den mit ihnen verbundenen Bräuchen, gegliedert und geordnet wurde: nämlich von Weihnachten, Neujahr, Ostern, Fronleichnam; nicht zuletzt vom Jahrmarkt.

Gleich von der Kirche an zog er sich am Kirchenweg hinunter ins Dorf. Zuerst kamen die Stände der Schuhmacher, dann die Bäcker mädchen mit ihren Weckenkörben, dann die Lebkuchentische, mit allerhand Zuckergebäck beladen, daß den Kindern das Wasser im Mund nur so zusammenlief. Diesen folgten die Stände der Dreher mit Spinnrädern und andern Holzwaren. Das irdene und porzellanene Geschirr sowie die Stände mit Kleidern und Kleiderstoffen fesselten uns nicht so lange. Ganz am Ende des Marktes, vorn im Dorf, stand das Karussell. Das nahm wieder unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Man müßte ja nicht jung und Bub gewesen sein! Da wurde leichten Herzens der letzte Kreuzer „verfahren“.¹⁷

Dass „auch des einfachsten Menschen Leben ein Stück Zeit- und Weltgeschichte enthält“¹⁸, hat Hansjakob zum wiederholten Male in seinem Geleitwort zu einem Buch behauptet, in dem **Karl Ernst**, 1859 in Lauf bei Bühl geboren, sein Leben erzählte, das auch ihn zum Priestertum führte, das aber auch in der Backstube des Bruders begonnen hatte.

Wie angenehm berührte die behagliche Wärme dieses Raumes meine von der Kälte blau gewordenen Hände! Wie lachte mich das Glas goldfunkelnden Weines an, das neben einem Teller weißer Bohnen für meinen Bruder bereitstand! – Nicht zweimal ließ ich mich heißen, als er einen mürben Wecken entzwei brach, mir die Hälfte reichte und sagte: „Komm, steh daher und isß mit!“¹⁹

Es folgten lange Lehr- und Wanderjahre, bis der Verfasser als Pfarrer von Bubenbach im Schwarzwald seine letzte Ruhe fand.

Ebenso, und auf ebensolchen Umwegen, kam **Joseph Schofer**, der 1866 in Bühlertal-Obertal geboren wurde, zum Priestertum und damit zum Bewusstsein seiner selbst. Er schrieb das Buch vom „Seppel“, der er selber war; ein Buch, aus dem man erfährt, wie es in Haus und Hof, Wald und Feld zuing, an dem aber der forciert volkstümliche, ja kindliche Ton oft stört, und der volkspädagogische Zeigefinger auch.²⁰

Als der Seppel etwa acht Jahre alt war, durfte er erstmals mit in die Christmette. Das war ein Ereignis. Um halb 5 Uhr früh wurde es lebendig im Haus. Der Seppel kam von selber aus dem Bett; denn er konnte es nicht erwarten, mit dem Vater in die Christmette zu gehen. Sonst kochte die Mutter jeden Morgen Suppe, heute aber gab's Kaffee und Weißbrot. Um 5 Uhr hing

der Vater seinen Mantel um und nun ging's fort in die kalte Winternacht hinaus. Überall glänzten die Lichter aus den Bergen herüber. Da und dort kamen schweigsame Gruppen herab in die Straße und zogen in sich gekehrt ins Tal hinab. Da und dort schimmerte ein Christbaum durch die Fenster. Kindergestalten huschten vorbei. Sie sprachen vom Christkind, von den Engeln auf Bethlehems Fluren, von Maria und Josef, von den Hirten und ihren Herden. – Je weiter man das Tal hinab kam, desto mehr Leute zogen auf der Straße der Kirche zu. Der Seppel konnte sich nicht satt sehen, als er in das Heiligtum eintrat. Die vielen Lichter! Dann die Krippe mit dem Kinde und den Hirten! Dann die herrlichen Lieder! Alle galten dem Jesuskinde. (...) Die Kirche versteht es, mitten im Winter die glühende Julisonne der Freude strahlen zu lassen und des Menschen Herz zu erwärmen.²¹

An dieser Stelle kommt wieder Alban Stolz ins Spiel, mit dem unsere Betrachtung begann; denn erst an seinen Volkskalendern wurde Schofer zum Leser, und der Vater las ohnehin nichts lieber als sie.

Der Vater nahm den Kalender zur Hand und fing an zu lesen. Als der Seppel immer noch mehr wissen wollte vom Alban Stolz, lehnte der Vater ab und sagte: Ich will jetzt lesen; iß dein Sach! Damit war die Unterhaltung abgebrochen. Der Vater aber blieb gegen seine sonstige Art sitzen und las. Als die Mutter mahnte, es sei Zeit, der Vater solle aufs Feld und helfen schaffen, sagte er nur: Geh', ich komm schon; allein er blieb sitzen und las weiter, sicherlich eine Stunde. Der Kalender für Zeit und Ewigkeit von Alban Stolz ging ihm über die Predigt vom Pfarrer; er konnte sich daran fast nicht satt lesen. Am Sonntag drauf hat der Vater den ganzen Kalender ausgelesen.²²

Diese Sätze waren noch zu zitieren, weil sie zeigen, was damals und dort – d. h. auch: dort unten – als Literatur galt, und wie viel es galt.

Halten wir hier erst einmal ein, und blicken wir zurück. Die autobiografischen Autoren, von denen bisher die Rede war, gleichen sich darin, dass sie schließlich Priester wurden und dass sie – außer Alban Stolz – aus den unteren Schichten stammten. Aber aus ihnen stiegen sie nur dadurch auf, dass sie Priester wurden, und auch nur dadurch konnten sie niederschreiben, wie man dort unten lebte und starb. Der katholische Klerus hat sich ja, anders als der protestantische, immer von

außen her ergänzen und erneuern, hat Begabungen finden und fördern müssen, die sonst untergegangen wären. Von denen, die bisher genannt wurden, hätte sonst niemand auch nur das Geringste gehört, geschweige denn gelesen.²³

Ausnahmen gab es aber auch; zum Beispiel einen Autor, den wir in unserer chronologischen Folge stillschweigend übergegangen haben und jetzt nachtragen müssen. **Joseph Belli** wurde 1849 in Rammersweier bei Offenburg geboren; sein Vater war Winzer oder Weinbauer, wie man dort und damals sagte.

Bei der Arbeit im Hause, in Reben, Feld und Wald mußte ich schon früh mit angreifen. Fünf Jahre war ich alt, da brachte mir das „Christkindli“ einen bunten Ruckkorb, der aus blau und rot gebeizten Schienen zusammengesetzt war. Zwei Tage darauf trug ich in meinem Spielzeug Dung in die Reben. Ich war traurig, daß man das schöne Ding mit so etwas anfüllte, da erfuhr ich aber, daß für einen Bauern solche Anwandlungen nicht am Platze wären. Nun stemmte ich mich stolz gegen den Ruhstock, unser Knecht Simon mußte aufladen, soviel nur hinein ging. Wenn ich auch klein war, so sollten sie doch sehen, daß ich stark genug war.²⁴

Belli wurde Schuhmacher und dann, wiederum auf Umwegen, nicht Priester, sondern politischer, d. h. sozialdemokratischer Journalist und Redakteur.²⁵ Es war wiederum Hansjakob, der fand, Belli habe „seine Jugenderinnerungen so reizvoll niedergeschrieben, wie ich es noch selten“²⁶.

Einen ähnlichen Weg schlug auch **Anton Fendrich** ein, der 1868 in Offenburg als Sohn eines Eisenbahnbeamten das Licht der Welt erblickte; auch hier verlief das Leben in längst vorgezeichneten Bahnen.

Es wurde Morgen, und es wurde Abend, und die Mädchen und Frauen der Bürgerhäuser holten in ihren Holzkübeln das Wasser für den andern Morgen und ließen unter dem breiten Strahl überlaufen, bis die letzte Neuigkeit aus der Stadt erzählt war. Dann trugen sie den kühlen Vorrat auf Polsterringen über dem Kopf straff im Kreuz nach Hause. Von dem Türmchen der Klosterkirche läutete es Betzeit.²⁷

Dass er diese Bahnen verlassen sollte, und wie weit, wusste Fendrich damals noch nicht; auch nicht, dass er bei Joseph

Belli, der in Zürich im Exil lebte, die Bekanntschaft von Friedrich Engels machen sollte.²⁸

Und nun sind wir am Ende unserer langen Liste angekommen, und – wunderbarerweise – wieder hier in Hornberg. **Wilhelm Hausenstein**, der 1882, hier in Hornberg, als Sohn eines Steuerbeamten geboren wurde, hat sich selber ein bleibendes Denkmal gesetzt. Seine literarischen und literaturhistorischen Bücher, seine kunsthistorischen, kunstsoziologischen und kunstkritischen Bücher, seine Reisebücher, seine Übersetzungen füllen viele Regale; um von seinen unzähligen und ungezählten journalistischen Arbeiten, vor allem für die legendäre „Frankfurter Zeitung“, noch ganz zu schweigen.²⁹ Aber am Ende seines Lebens kehrte er, wenigstens in Gedanken, an dessen Anfang zurück, nämlich hierher nach Hornberg und zum Grab der Großeltern, das er hier wieder fand.

Was alles liegt im nächsten Gesichtskreis, wenn ich dieses Grab zur Mitte mache! Der Keller dort, worin ich, dem Großvater nachtrippelnd, die großen Weinfässer besuchen durfte. Mit der Linken hob und senkte ich die brennende Unschlittkerze im eisernen Halter – die Kerze, die, wohl zu verstehen, von der Großmutter selbst gegossen war ... Meine Rechte legte sich zuversichtlich in die großväterliche Hand. So schauten wir nach dem Kaiserstühler und Markgräfler, dem Glottertäler, dem Neuweierer und dem Durbacher, nach dem Meersburger Seewein. Der alte Mann klopfte am Faßbauch, horchte am Spundloch, rückte am Zapfen, verschmeckte Proben und ließ mich lächelnd wohl auch einmal einen Tropfen schlürfen, nachdem er mir ein Ränftchen Brot über die Lippen geschoben hatte. Er hat mich zeitig in die Schule des Weinverständes genommen ... Ställe und Werkstatt sind verschwunden, aber vormals schlug der Hammer des kreisenden Küfers auf die Reifen, daß die halbe Stadt es vernahm, und dieses Geräusch zählte mit dem Diskant des Sägewerks, das auch nicht mehr da ist, zur köstlichen Begleitmusik meiner Kindheit. Auf der Terrasse vor dem lichten Hause floß es über von roter und gelber Kapuzinerkresse! Flock, mein Dalmatinerhund mit dem schwarzen Gesprenkel auf dem weißen Fell, kläffte hinter dem laubgrün gestrichenen Geländer aus Gußeisen die vorüberschleppenden Holzfahren an. Onkel Robert, der Engländer, stieg in Wasserstiefeln die Freitreppe empor, zurück vom Fischfang, den Rheinsalm im hölzernen Behälter – in jenem Bottich, der an ihm hing wie eine riesige Botanisierbüchse. Drinnen im Flur trat über dem Zifferblatt der ländlichen Furtwanger Standuhr das Mönchlein aus seinem Gehäuse

vor und verneigte sich so viele Male, als das rasselnde Lautwerk Stunden schlug ... An den Stufen pflegte der alte Schondelmaier, Mathis, der Knecht, der Graubart, mit dem zur Ausfahrt gerüsteten Schlitten zu halten. So strahlende Wintertage, so kristallene hat es, scheint mir, nur dazumal gegeben. Nichts mangelte für das behaglichste aller Vergnügen: nicht das beste Gespann, das mit den beiden Rappen, nicht die Joche mit klingenden Silberschellen, weder die pelzgefutterten Fushauben noch die Wärmflaschen aus blankem Kupfer; auch nicht die wollenen Decken und breiten Felle ...³⁰

In seiner Autobiografie hat sich Hausenstein verdoppelt, oder auch geteilt: in einen, der schreibt, und einen anderen, der beschrieben wird, wobei beide angeblich „im gleichen Augenblick, um die Mitte des Juni 1882“³¹ im Sternzeichen der Zwillinge geboren sind. Derart versuchte er das Dilemma jedweder Autobiografie zu lösen, das darin besteht, dass der Beschriebene mit dem Beschreibenden nicht mehr ganz identisch ist. Das Buch gibt sein Geheimnis am Ende selber preis; da geht der, um den es geht, im Karlsruher Schlossgarten unter den Gingkobaumen her, hebt ein Blatt auf, sieht „die Narbe in die Mitte des vorzeitig ins Gelbliche verbleichenden Laubfachers tief einschneiden, als wolle sie diesen in zwei Halfen reißen“³², und sagt sich selber erst die erste Zeile des Gedichts von Goethe vor: „Daß ich Eins und doppelt bin“³³; und dann dessen mittlere Strophe: „Ist es ein lebendig Wesen, / Das sich in sich selbst getrennt? / Sind es Zwei, die sich erlesen, / Daß man sie als Eines kennt?“³⁴

Schon im „Buch einer Kindheit“ hatte Hausenstein geschrieben:

Ich schreibe. Ich rede dem Kind in die Erfahrungen hinein; ich mische die Gesichte des Großen mit den Gesichtern des Kleinen. Aber nein: ich sitze hier, um die taubstummen Erfahrungen des Kindes im erzählenden Wort endlich zu vollziehen. In der Tat, es läßt sich am Ende zweifeln, ob man die Erfahrungen in dem Augenblick macht, in dem man sie zu machen meint – unterm Zeiger der Uhr, unter der Zahl des Kalenders. Man macht Erfahrungen zuweilen dreißig und fünfzig Jahre nach dem Augenblick, da sie sich in die dunklen Gänge der Seele gesenkt haben, um zu schlafen, lange zu schlafen und nach einer unwahrscheinlichen Frist der Inkubation aufzustehen.³⁵

Der Beschreibende ist nicht mehr der, den er beschreibt. Er hat sich von dem entfernt, der er war, und auch von der Welt,

in der er war; ja, erst dann, wenn er den zeitlichen und räumlichen Abstand gewonnen hat, gehen ihm die Augen auf: nämlich für das scheinbar Selbstverständliche, das sich jetzt und hier aber nicht mehr von selbst versteht, das fremd und deshalb beschreibenswert geworden ist. Theodor Fontane (der 1819 übrigens auch, wie Stolz, als Sohn eines Apothekers geboren wurde) fürchtete, dass man das, was er über seine Kindheit schrieb, missverstehen könne; aber dann „verbliebe mir immer noch die Hoffnung, in diesen meinen Aufzeichnungen wenigstens etwas Zeitbildliches gegeben zu haben“³⁶. Dieses Verdienst ist allen denen zu attestieren, von denen hier die Rede war, und man kann es nicht vergessen, auch wenn man sie selber vergessen sollte.

Die, von denen hier die Rede war, sind allesamt über sich und ihre Heimat, die sie verließen, hinausgewachsen und haben sie und sich dann wiedergefunden – indem sie sich erinnerten, und indem sie schrieben.³⁷ Damit haben sie die Literatur, und nicht nur die der Ortenau, bereichert, und wir, die Leser, sollten es ihnen danken.

Anmerkungen

- 1 Zit.n.: von Kraus, Carl: Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts. Bd. 1 (= Text). Tübingen 1952, 22. – Der Text bei Wolfgang Neuß (Von Hornberg – ein Adelsname. Herrschaft, Stadt und Amt. Hannover 2010, 57) ist leider fehlerhaft.
- 2 Vgl. Werner, Johannes: „Mîner frouwen minnesticke ...“. Bruno von Hornberg in Wort und Bild. In: Die Ortenau 54 (1974), 269–273. – Nochmals sind hier die Irrtümer zurückzuweisen, die Karleopold Hitzfeld in seinem Aufsatz über „Die Schlösser bei Hornberg“ (in: Die Ortenau 50 [1970], 373–402) verbreitet hat: weder verdient es Bruno, als „wandernder Sänger“ bezeichnet und so zu einem Vaganten hinabgestuft zu werden, noch ist anzunehmen, dass er seine Dichtungen „aufgeschrieben“ hat; dass auf seiner Burg „berühmte Rittererzählungen gesungen“ worden seien, stimmt im Zeitalter der Buchepik nicht mehr und ginge ihn als Lyriker auch gar nichts an; und seine lyrischen Lieder hat er außerdem auch kaum „auf der Harfe“, aber eher auf einem Streichinstrument nach Art der Fidel improvisierend begleitet, also nicht eigentlich „vertont“.
- 3 Zit.n. Kraus, a. a. O.
- 4 Vgl. Anm. 36.
- 5 Vgl. Werner, Johannes: Das Leben auf den Burgen. Sozialgeschichtliche Korrekturen am Bild der mittelalterlichen Feudalität. In: Burgen und Schlösser 1/1973, 2–4.
- 6 Zit.n. Kraus, a. a. O., 24.
- 7 William Shakespeare, Romeo und Julia (III,5); nach der Übersetzung von August Wilhelm von Schlegel.
- 8 Vgl. Ruch, Martin (Hrsg.): Offenburg, die Ortenau und die Literatur. Ein Lesebuch zur Literaturgeschichte Mittelbadens. Norderstedt 2004. – Der 1961 in Haslach geborene José F. A. Oliver konnte im Rahmen dieser Darstellung, als einer historisch orientierten, noch nicht berücksichtigt werden.

- 9 Stolz, Alban: Nachtgebet meines Lebens. Hrsg. von Jakob Schmitt. Freiburg 1885, 70f.
- 10 Ebd., 15.
- 11 Vgl. Werner, Johannes: Die Entstehung der Erzählung aus der Erinnerung. Heinrich Hansjakob im Lichte seiner Kindheit. In: Badische Heimat 1/1987, 33–40.
- 12 Hansjakob, Heinrich: Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. Stuttgart 1910, 118f.
- 13 Ebd., 7.
- 14 Vgl. Johannes Werner, Johannes: Geschichte und Geschichten. Heinrich Hansjakob auf Spurensuche (= Vortragsreihe der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Bd. 6). Rastatt 1993.
- 15 Vgl. Werner, Johannes: Ein Schwarzwälder wird Pfarrer in Amerika oder: Umwege führen auch zum Ziel. In: Die Ortenau 81 (2001), 359–370; ders., Der amerikanische Pfarrer. Albert Thomas Reininger und Heinrich Hansjakob. In: Heinrich-Hansjakob-Brief 131 (2009), 1–2.
- 16 Vgl. Werner, Johannes: Ein sonderbarer Heiliger. Leben und Nachleben des Ambros Oswald aus Mundelfingen. In: Almanach (Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises) 35 (2011), 189–191.
- 17 Rath, Robert: Aus dem Leben eines Auswanderers. Uebers Weltmeer zum Altar. Kirnach-Villingen 1922, 14f.
- 18 Ernst, Karl: Aus dem Leben eines Handwerksburschen. Erinnerungen. 2. Aufl. Neustadt im Schwarzwald 1911, VII.
- 19 Ebd., 1.
- 20 Vgl. Volk, Karl: Wieder gelesen: Josef Schofer, „Seppel“. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 49 (2010), 113–118.
- 21 [Schofer, Josef:] „Seppel“. Eine Kindheitsgeschichte. Karlsruhe 1925, 45f.
- 22 Ebd., 95. – Es folgte noch: [Schofer, Josef:] Vom jungen Waldarbeiter auf der Badenerhöh zum Abiturienten in Sasbach. Erinnerungen eines Altsasbachers. 2. Aufl. Karlsruhe 1926.
- 23 Nur beiläufig sei bemerkt, dass Hansjakob, Reininger und Ernst aus der Backstube kamen; es stellt sich die Frage, „why bakers are such excellent citizens and good men“ (Belloc, Hilaire: The Path to Rome. London 1905, 42).
- 24 Belli, J.: Die rote Feldpost unterm Sozialistengesetz. Mit einer Einleitung: Erinnerungen aus meinen Kinder-, Lehr- und Wanderjahren. 8. Aufl. Berlin 1926, 7. – Seine ersten literarischen Erfahrungen hat Belli übrigens mit den sogenannten Volksbüchern gemacht (ebd., 11); nicht anders als schon Stolz (a. a. O., 13) und Hansjakob (vgl. Werner, Johannes: Erste Begegnung mit Büchern. Was Hansjakob hörte, noch bevor er las und schrieb. In: Heinrich-Hansjakob-Brief 133 [2010], 1–2; ders., „Diese schätzbaren Überreste der Mittelzeit“. Die deutschen Volksbücher und ihre Rettung durch Richard Benz. In: Aus dem Antiquariat 5/1993, 161–164).
- 25 Die Schuhmacher hatten überhaupt einen Hang zum Sinnieren, Spintisieren und Politisieren, den ihre Arbeitsweise verursachte und verstärkte; vgl. Werner, Johannes: „Du Müller, du Mahler, du Mörder, du Dieb!“ Berufsbilder in der deutschen Literatur. München 1990, 31–37.
- 26 Hansjakob, Heinrich: Allerlei Leute und allerlei Gedanken. Tagebuchblätter. Stuttgart 1913, 332.
- 27 Fendrich, Anton: Hundert Jahre Tränen. 1848–1948. Karlsruhe 1953, 9. – Derselbe Autor hatte bereits ein autobiografisch grundiertes Buch vorausgeschickt: Was ist des Deutschen Vaterland? Roman. 4. Aufl. Stuttgart 1925.
- 28 Fendrich, Hundert Jahre Tränen, 62.
- 29 Vgl. Werner, Johannes: Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf. München 2005.
- 30 Hausenstein, Wilhelm: Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit. Mitgeteilt von Johann Armbruster. Bd. 1 (= Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende). München 1947, 19–21. – Vgl. auch: ders., Abendländische Wanderungen. Städte und Kirchen, Landschaften und Figuren in Reisebildern. München 1951, 45–52.
- 31 Hausenstein, Lux Perpetua, 9.
- 32 Ebd., 439.
- 33 Zit. n. ebd.
- 34 Zit. n. ebd.
- 35 Hausenstein, Wilhelm: Buch einer Kindheit. Zehn Erzählungen. Frankfurt a. M. 1936, 40.

- 36 Fontane, Theodor: *Meine Kinderjahre*. Autobiographischer Roman. 7. Aufl. Berlin 1911, 5f.
- 37 Wenn sich diese Darstellung nicht auf das 19. Jahrhundert beschränkte, wäre wohl noch Reinhold Schneider, ein wirklicher Dichter, zu nennen, der 1903 am Rande der Ortenau, nämlich in Baden-Baden, geboren wurde und seine dort verbrachte Kindheit sehr eindringlich beschrieben hat (*Verhüllter Tag*. 4. Aufl. Köln 1956); oder der 1907 freilich in Freiburg geborene Eberhard Meckel mit seinen Erinnerungen an die Schuljahre in Ettenheim alias „Ettenhausen“ (*Wiedersehen mit der Jugend*. Erzählungen. Stuttgart 1944, 66–112).

Lange vor den Klöstern – das Kinzigtal von der Steinzeit bis zur Römerzeit

Heiko Wagner

Durch die Ausgrabungen der Archäologischen Denkmalpflege (Regierungspräsidium Freiburg) in Offenburg und Gengenbach sowie durch die Meldung des römischen Inschriftsteins von Offenburg-Bühl durch Dr. Gernot Kreuzt wurden in den letzten Jahren bemerkenswerte Ergebnisse zur Besiedlung des Kinzigtales und besonders seines unmittelbaren Vorlandes gewonnen. Hinzu kommen die Resultate neuerer Geländebegehungen des Verfassers im Kinzigtal selbst; sie beleuchten die frühen Siedlungsphasen vor den ersten urkundlichen Nennungen der Klöster, Burgen, Ortschaften und Städte.

Die Steinzeit

Aus dem Kinzigtal sind durch ältere und vor allem durch neuere Begehungen mindestens 17 steinzeitliche Fundstellen und Einzelfunde bekannt. Hinzu kommen weitere auf den Anhöhen von Haslach in Richtung Heidburg, die sich derzeit nicht genauer quantifizieren lassen; es handelt sich um Lesefunde von Alois Schneider.¹ Meist wurden Silexabschläge gefunden, die bei der Herstellung von Werkzeugen anfielen und sich nicht genauer datieren lassen. Steinzeitliche Funde liegen von Offenburg (ein Silex beim Kreisschulzentrum), Schwaibach-Schönberg, Biberach (ein Werkzeug, um 1970 gefunden durch Wolfgang Westermann),² Unterentersbach, Oberharmersbach, Unterharmersbach (zwei Fundstellen), Steinach (zwei Kratzer und zahlreiche Abschläge; Abb. 1 und 2), Haslach, Fischerbach (zwei Fundstellen), Gutach, Hausach, Wolfach (Altfunde),³ Oberwolfach, von der „Brandsteig“ bei Aichhalden-Rötenberg und von Aichhalden vor. Auch aus dem Raum Hornberg⁴ liegen offenbar weitere Funde vor, die noch nicht genauer untersucht sind.

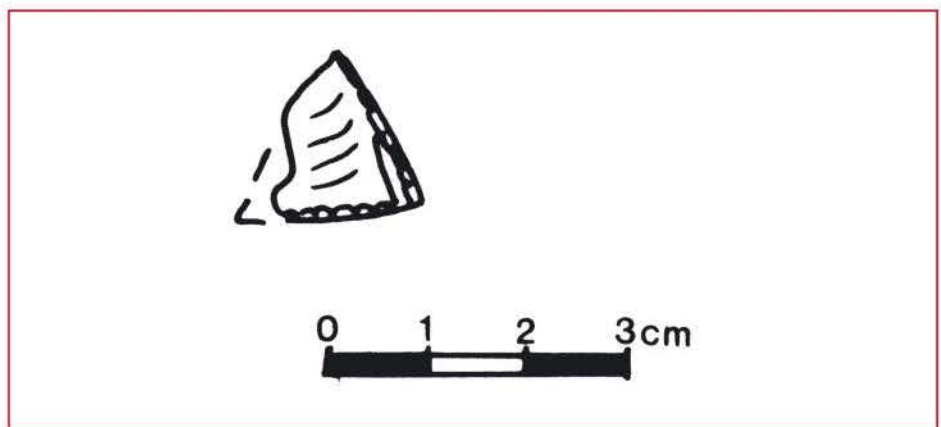
Ein Mikrolith (Abb. 3) und ein Kratzer von Unterentersbach sowie ein Mikrolith von der Brandsteig (Altfund von Alfred Danner⁵) sind derzeit nahezu die einzigen Stücke, die sich genauer datieren lassen. Bei den dreieckigen, zum Einsetzen in eine Schäftung retuschierten Feuersteinstücken handelt es sich um Teile von Jagdwaffen, die wie Harpunenzähne als Widerhaken in einen Holzschaft eingesetzt waren. Auch kleine Kern-



*Abb. 1: Steinach.
Zwei Kratzer und
zahlreiche Abschläge
(Steinzeit).*



*Abb. 2: Steinach.
Die zahlreichen
Abschläge bestehen
aus verschiedenen
Rohmaterialien unter-
schiedlicher Färbung
(Steinzeit).*



*Abb. 3: Zell
a.H.-Untereutersbach.
Ein beschädigter
Mikrolith der
Mittleren Steinzeit.*

steine (Nuclei), die als Reststücke bei der Werkzeugherstellung übrig blieben, gehören wohl in die Mittlere Steinzeit (Unteren- tersbach, Haslach). Diese Funde zeigen, dass das Kinzigtal, seine randlichen Anhöhen und die Seitentäler in der Mittleren Steinzeit, dem Mesolithikum (ca. 9500–5500 v. Chr.) intensiv begangen waren. In dieser Zeit war man als Jäger und Sammler unterwegs. Jedoch werden auch die Ackerbauern der Jungsteinzeit (ca. 5500–2200 v. Chr.) noch im Kinzigtal gejagt haben. Indizien dafür sind ein größerer Silexkratzer und vielleicht ein Keramikkrümel von Oberharmersbach, außerdem eine neolithische Pfeilspitze mit konkaver Basis an der Willenburg bei Schiltach.⁶ Da in einigen Bereichen des Kinzigtals Löss oder Lösslehm ansteht, ist auch eine frühe Siedlungstätigkeit mit Ackerbau nicht auszuschließen.

Die Bronzezeit

Die frühe bis mittlere Bronzezeit (2. Jtsd. v. Chr.) ist generell derzeit in der Ortenau und in vielen weiteren Regionen nur schwer nachweisbar und im Fundbild schwach und meist verstreut vertreten. Möglicherweise wurde einmal bronzezeitliche Keramik bei Gengenbach-Reichenbach gefunden, doch ist die Datierung noch nicht gesichert. Erst aus der Urnenfelderzeit (späte Bronzezeit, in diesem Falle: 9./8. Jh. v. Chr.) liegt von Hornberg ein Lappenbeil aus Bronze⁷ vor.

Aus einer neueren Grabung im Klosterareal von Gengenbach stammen einige kleinstückige, verwitterte vorgeschichtliche Keramikscherben, die sich insgesamt jedoch nicht genauer datieren lassen.⁸ Sie zeigen eine Fundstelle in den heute überbauten Bereichen etwas oberhalb an, die allenfalls noch bei der Beobachtung von Baumaßnahmen oder durch glücklichen Zufall entdeckt werden könnte.

Die Eisenzeit

Keramikfunde aus dem ersten Abschnitt der Eisenzeit, der sog. Hallstattzeit (8.–5. Jh. v. Chr.), liegen vom „Kügeleskopf“ am Ausgang des Kinzigtals, oberhalb von Ortenberg, vor.⁹ Trichtergruben mit weiterem Fundmaterial der Späthallstatt- bis Früh-La-Tène-Zeit kamen vor wenigen Jahren im Bürgerhofareal von Offenburg zutage.¹⁰

Aus der Mittleren La-Tène-Zeit, etwa der 1. Hälfte oder Mitte des 2. Jhs. v. Chr., stammt neuerdings ein Fragment eines breiten, verzierten Glasarmrings (Abb. 4). Es wurde vom Verfasser bei Unteren- tersbach aufgelesen; der Armring bestand aus dun-

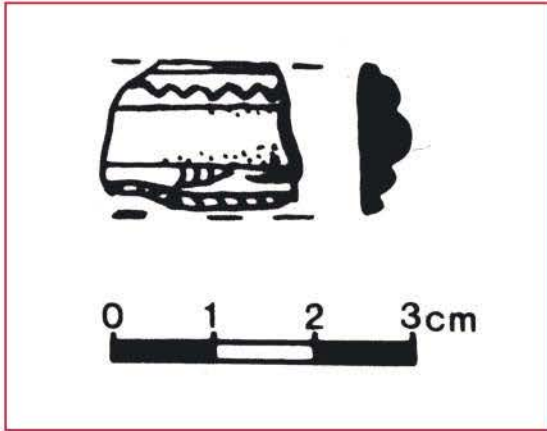


Abb. 4: Zell a.H.-
Unterentersbach.
Fragment eines
keltischen Glas-
armrings.

kelblauem Glas und war durch Messerschnitte längs in fünf parallel verlaufende Rippen geteilt, von denen manche (mindestens die beiden Seitenrippen) mit Zickzackauflagen aus weißem Glas verziert waren. Er ist dem Typ 7 b Variante 3 nach Haevernick¹¹ bzw. nach einer neueren Terminologie der Reihe 14 nach Gebhard¹² zuzuweisen. Der Armring gehört damit in die Zeitstufe La-Tène C 1 b oder La-Tène C 2 (2. Jh. v. Chr.).

Ob einige Keramikkrümel in diesem Bereich in die La-Tène-Zeit oder erst in die Römerzeit gehörten, lässt sich derzeit nicht sagen. Einige hundert Meter entfernt wurde immerhin eine kleine Wandscherbe gefunden; ihre feintonige Machart, der schwarze Kern und die deutlich abgesetzten braunen Oberflächen zeigen an, dass es sich um mittel- bis spätlatènezeitliche Feinkeramik handelt (2./1. Jh. v. Chr.). Es sind dies die ersten latènezeitlichen Funde im Kinzigtal. Sie sind den späten Kelten zuzuweisen, die insgesamt in der Ortenau nur schwer und meist durch Einzelfunde fassbar sind (eine Münze von Lahr-Dinglingen, eine Nauheimer Fibel von dort, Münzen von Kehl-Querbach und Gamshurst). Eine noch unveröffentlichte Grubenverfüllung mit Keramik und Fragmenten eines Hohlblecharmrings aus Bronze, geborgen durch den Verfasser im Rahmen des Baus einer Gasleitung bei Rheinmünster-Schwarzach (Lkr. Rastatt), zeigt deutlich eine Besiedlung in der Ortenau an. Diese Funde entsprechen einer nordelsässischen Fundgruppe, die sich besonders in der Keramik von den Funden im Breisgau und im Oberelsass deutlich unterscheidet.

Die Römerzeit

Schon seit dem 19. Jh. wird eine römische Straße angenommen, die von Straßburg über Offenburg durch das Kinzigtal bis zum Kastell Waldmössingen und nach Rottweil verlief. An dieser Stelle soll nicht der genaue Verlauf der Straße(n) besprochen werden, der sich noch in der – teilweise sehr strittig geführten – Diskussion befindet. Bei der Auffindung zahlreicher Straßenstücke im Gelände hat sich Rolf Pfefferle große Verdienste erworben. Aus methodischen Gründen lassen sich Straßenstücke im Gebirge derzeit nur schwer genauer datieren, besonders wenn sie auch noch später weiter genutzt und instandgehalten wurden.

Vielmehr sollen hier neue römische Fundpunkte entlang der anzunehmenden Strecke – besonders im unteren und mitt-

leren Kinzigtal – vorgestellt werden, die datierbares Fundmaterial erbrachten. In diesen Abschnitten des Tales sind bisher keine Straßenstücke als römisch eingestuft worden.

Ein erster Hinweis auf eine Römerstraße durch das Kinzigtal bildete ein römischer Meilenstein, der 1840 in Offenburg in sekundärer Lage gefunden wurde. Er nennt einen Weg „iter directum in R...“, was im allgemeinen von den Epigraphikern als „direkter Weg nach Raetien“ aufgelöst wird. In den darauf folgenden Jahrzehnten bis weit ins 20. Jahrhundert wurde eine Reihe von römischen Fundstellen und Einzelfunden im Kinzigtal ermittelt. Zuletzt wurden sie umfassend von Rolf Nierhaus 1967 (und im Nachdruck 1983)¹³ zusammengestellt. Eine neuere Zusammenfassung existiert offenbar noch nicht, soll aber hier vorgelegt werden. Bisher war dieses Unterfangen kaum lohnend, weil außer einigen Funden bei und in Gengenbach kaum Neues zu vermelden war.

Manuel Yupanqui¹⁴ stellte um 2000 und 2001 die damals bekannten römischen Fundstellen im Stadtgebiet von Offenburg zusammen; als Neufunde kamen durch Baubeobachtungen von Johann Schrepp ein Stück Römerstraße und ein Spitzgraben mit dem typischen V-förmigen Profil zutage.¹⁵ Weitere Funde ergaben sich bei der Ausgrabung des Regierungspräsidiums (Referat 26 Denkmalpflege, Fachbereich Archäologie) im Bürgerhofareal, wo auch Gruben der Hallstattzeit bis Früh-La-Tène-Zeit auftraten.¹⁶

Bei Reichenbach soll im 19. Jh. eine römische Fundstelle festgestellt worden sein, zu der keine weiteren Informationen bekannt sind.¹⁷ Die knappen Notizen durch Karl Schumacher erwiesen sich aber schon öfter als zuverlässig, weshalb diese Fundstelle korrekt sein dürfte.

Talaufwärts war bereits eine Schuppensäule aus Sandstein bekannt, die am Kapellenberg von Gengenbach gefunden worden war.¹⁸ Derartige Teile gehörten zu sog. Jupitergigantensäulen, die meist im Bereich von römischen Gutshöfen (*villae rusticae*) angetroffen werden. H.O. Wagner grub 1974–75 außerhalb der Stadt Gengenbach auf der linken Kinzigseite einen römischen Ziegelbrennofen¹⁹ aus; mit der Zerstörung weiterer Befunde durch die damalige Kiesgrube ist zu rechnen. Eine Baubeobachtung mit nachfolgender Ausgrabung erbrachte im Jahre 1994 in Gengenbach in der Hinterdorfstraße neun römische Brandgräber.²⁰ Bei der Grabung des Regierungspräsidiums Freiburg im Klosterareal²¹ wurden verlagerte römische Keramikscherben festgestellt. Zahlreiche römische Münzen aus einer Sammlung sollen aus Gengenbach stammen und reichen bis in die spätrömische Zeit.²²

Etwas seitab des Kinzigtals wurde während der Ausgrabungskampagne des damaligen Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Sommer 1989 vom Verfasser im unteren Abschnitt des Tales von Prinzbach auf einem Acker zusammen mit zahlreicher mittelalterlicher Keramik eine völlig verwitterte Wandscherbe von verzierter Terra-sigillata aufgelesen.²³ Es handelt sich um ein Fragment einer sog. „Bilderschüssel“ (Form Dragendorff 37), die im flachen Reliefbild einen angebandenen Gefangenen zeigt. Durch die Verwendung dieser Punze ist sie dem Töpfer Cobnertus (III) in Rheinzabern (in der Pfalz, etwa gegenüber von Karlsruhe) zuzuweisen. Er produzierte um etwa 150 n. Chr. und ist damit einer der ersten Terra-sigillata-Töpfer in diesem Produktionszentrum, das größere Teile des Imperiums mit Tafelgeschirr versorgte. Da dieses Feld inzwischen als Wiese genutzt wird, lassen sich keine weiteren Feststellungen treffen. Künftig soll die damals aufgelesene Keramik nochmals auf Elemente von grautoniger römischer Grobkeramik hin durchgesehen werden. Ob es sich bei Prinzbach um einen Hinweis auf eine ländliche Einzelsiedlung (z. B. eine villa rustica) oder um einen Hinweis auf ältere Bergbauaktivitäten handelt, bleibt unklar. Auch die Nähe zu einer vom Schuttertal über den Schönbergpass in Richtung Biberach/Kinzigtal laufenden Straße erscheint denkbar. Am Rande ist noch auf eine oder mehrere römische Münzen hinzuweisen, die im Bereich Schönbergpass oder Geroldseck gefunden worden sein sollen.²⁴ Die römischen Fundstellen im westlich angrenzenden Schuttertal wurden vom Verfasser schon vor einigen Jahren veröffentlicht.²⁵

Im unteren Kinzigtal ist in Steinach als Altfund eine einzelne römische Münze bekannt, und der Flurname mit dem Namensbestandteil „Mauer“ lässt auch hier auf eine kleine Ansiedlung der Römerzeit hoffen.

In Haslach sind bereits seit Langem zahlreiche römische Funde – besonders östlich des Stadtkerns – bekannt, so u. a. ein römisches Relief,²⁶ Keramik, Münzen²⁷ etc.

Nach Osten, talaufwärts, ergab sich bisher eine größere Fundlücke, die bis Wolfach reichte. Ein gelegentlich genanntes römisches Relief von Fischerbach,²⁸ das in einem Haus eingemauert ist, kann aufgrund seiner stilistischen Eigenheiten kaum römisch sein. Es scheint eher eine etwas primitive Arbeit der Renaissance oder des Frühbarock zu sein (17./18. Jh.). Hier wäre beispielsweise an die Darstellung römischer Soldaten bei der Kreuzigung Jesu oder am Heiligen Grab, bei seiner Auferstehung, zu denken.

In Wolfach sind als Altfunde einige römische Münzen überliefert.²⁹ Beim Bau eines Kindergartens nahe der katholischen Stadtkirche stellte Rolf Pfefferle im Jahre 1994 zahlreiche römische Keramik fest.³⁰

Auch auf der Gemarkung Schenkenzell wurde eine römische Münze gefunden, die ins 4. Jh. gehört.³¹

Östlich von Wolfach stehen einige Straßenstücke in deutlichem Verdacht, römisch sein zu können. Um ihre Erforschung hat sich Rolf Pfefferle seit Jahrzehnten verdient gemacht. Allerdings ist über ihre Datierung bisher in der Forschung noch kein Konsens erreicht; sie ist derzeit nicht zu klären. Lediglich der Abschnitt durch das Tälchen des Kaibachs (im Oberlauf Kaibenbach genannt) östlich von Schiltach ist hinreichend deutlich, da auf der Passhöhe auf der Gemarkung Aichhalden-Rötenberg (Lkr. Rottweil) seit dem 19. Jh. durch die Forschungen von Eugen Nägele eine ummauerte römische Straßenstation (?) bekannt war. Hier wurden u. a. Sandsteinsäulen geborgen. Bei der Kontrolle eines Leitungsgrabens fanden Hubert Kiefer und Rolf Pfefferle 1984 im Erdaushub die zersplitterten Fragmente einer Merkurstatue, die wieder zusammengefügt werden konnten. Eine umfangreiche geophysikalische Messung des Geländes³² im Jahre 2013 ergab, dass sich auf der „Brandsteig“ ein Tempelbezirk befand. Die eigentlich zu erwartende Straßenstation wurde bei der Untersuchung nicht erfasst, müsste aber eigentlich in der Umgebung gelegen sein.

Nach Osten folgten auf der Hochfläche das Kastell Waldmössingen mit vicus und am oberen Neckar dann mindestens fünf Kastelle sowie eine umfangreiche Zivilsiedlung auf dem Boden des heutigen Rottweil.

Damit wären hier zunächst alle altbekannten römischen Fundstellen im Kinzigtal zusammengestellt. Das Bild der Fundpunkte erschien in diesem Überblick etwas schütter. Wenn man nur von der nötigen Infrastruktur entlang einer Straße (Übernachtung, Gastwirtschaft, Tränke, Pferdewechsel, evtl. Vorspann) ausgehen würde, so könnten diese genannten Fundstellen nahezu ausreichend sein. Lediglich im Bereich Schiltach und vielleicht im Umfeld von Hausach (?) würde eine Station fehlen. Aufgrund der Topographie ist damit zu rechnen, dass derartige Fundplätze hier schon längst überbaut sein dürften. Spuren davon könnte man allenfalls noch durch intensive Beobachtung neuer Baustellen zwischen dem alten Bestand an Häusern und modernen Gewerbebauten ermitteln.

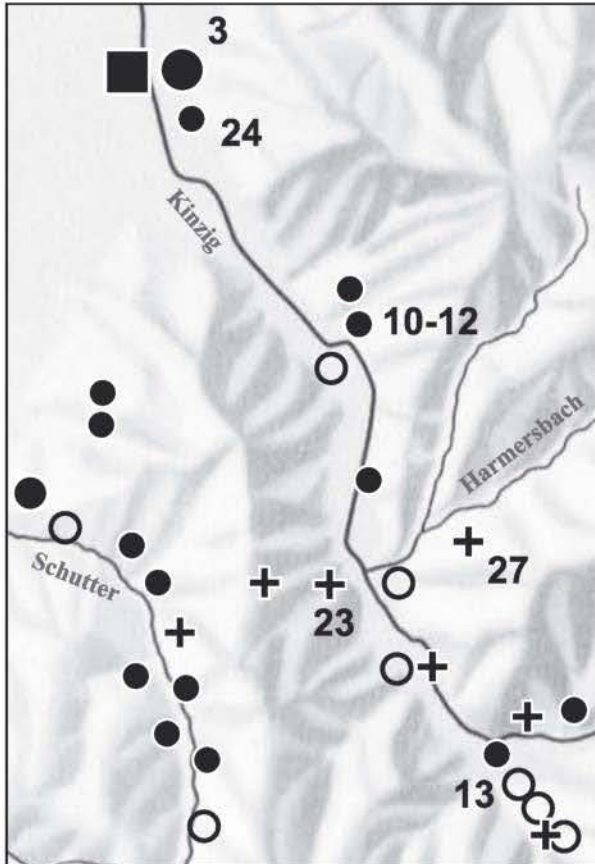


Abb. 5: Verbreitung der römischen Funde im unteren, westlichen Teil des Kinzigtals (die Nummerierung folgt einer Gesamtkartierung des Schwarzwalds). Zur Orientierung: Nr. 3 = Offenburg; 10–12 = Gengenbach; 13 = Haslach; 23 = Biberach-Prinzbach; 24 = Offenburg (neue Fundstelle); 27 = Zell a.H.-Unterharmersbach (Birach). – Punkte sind Fundstellen, Ringe sind Fundstellen mit geringer Fundmenge, Kreuze sind Einzelfunde.



Abb. 6: Offenburg, oberhalb der Stadt (kinzigaufwärts). Römische Leistenziegelstücke, ein Ziegelstück mit Pfotenabdruck.

Ein neuer Survey

Das bisherige Fundbild entsprach nicht ganz der Wertigkeit der Straße; außerdem war durchaus mit agrarisch orientierter Besiedlung auch abseits der Straße zu rechnen. Feldbegehungen des Verfassers konnten das Bild der Fundverbreitung im Kinzigtal in den letzten Jahren jedoch deutlich verdichten (Abb. 5). Hinzu kamen neue Begehungen durch Johannes Dobersch im Raum zwischen Gengenbach und Biberach; auch Reinhard Mahn und Gottfried Himmelsbach sowie Peter Schwörer waren zeitweise in die Begehungen bei Fischerbach und Steinach eingebunden.

Beginnen wir am Talausgang östlich von Offenburg. Hier ist im Bereich eines ehemaligen Uferrandes, noch auf Lösslehm liegend, eine römische Fundstelle mit Leistenziegeln (Abb. 6) und einer geringen Menge an römischer Grobkeramik zu verzeichnen. Ein Ziegelstück zeigt noch einen Pfotenabdruck, der wohl von einem Hund stammt. Ob es sich hier um eine ländliche Einzelsiedlung (z.B. eine villa rustica) in der direkten Nachbarschaft des vicus Offenburg oder um eine Station an der Kinzigtalstraße handelte, ist nicht bekannt. Die Stelle bildet eine Geländekante, die eine Art Hochufer der Kinzig darstellt, unterhalb dessen der Fluss mäandrieren konnte.

Bei Schwaibach-Schönberg (Stadt Gengenbach) lokalisierte Johannes Dobersch eine römische Fundstelle. Bei einer Nachbegehung kam neben Grobkeramik, verwitterter Terra-sigillata und dem Kragenrand einer Reibschüssel (Abb. 7 Nr. 1) auch ein Bruchstück einer Melonenperle aus blauem Glas (Abb. 7 Nr. 2) zutage. Derartige Perlen wurden von Frauen getragen, hingen jedoch auch am Pferdegeschirr ...

Wenige Keramikscherben in schlechter Erhaltung kamen auf einer mittelalterlichen Fundstelle bei Zell a.H.-Unterharmersbach (Birach) zutage. Bei Unterentersbach fand sich schlecht erhaltene römische Grobkeramik an zwei Stellen, darunter eine Randscherbe eines Gefäßes aus dunkelgrauer Grobkeramik (Abb. 8). Ein Brocken aus grauer Basaltlava (Abb. 9) zeigt trotz seiner schlechten Erhaltung einen römischen Mühlstein an. Das Material dafür wurde in der Römerzeit bei Mayen in der Eifel abgebaut und über weite Strecken verhandelt. In diesem Fall konnte es sicher bis Straßburg oder Kehl auf dem Wasserweg transportiert werden.

Kinzigaufwärts kamen bei Steinach verstreut einige Keramikscherben – u. a. ein oder zwei verwitterte Stücke Terra sigillata – zutage, von denen nur wenige zeichenbar waren (Abb. 10). Auch zwei kleine Ziegelstücke dürften römisch sein. Wie in Unterentersbach deutet ein kleines, im Pflughorizont schon ziemlich abgerolltes Stück graue Basaltlava auf einen römischen Mühlstein.

In einem Seitental, südlich der Kinzig in Richtung Mühlenbach gelegen, kamen bei Haslach an zwei Stellen jeweils einige römische Keramikscherben zutage, die eine Besiedlung anzeigen. Darunter befinden sich eine Randscherbe eines rottonigen Kruges, eine verwitterte Terra-sigillata-Scherbe, einige Wandscherben von dunkler Grobkeramik und auch einige feintonige Keramikfragmente.

In Mühlenbach fanden sich bei einer Baumaßnahme im Aushub und auf der Fläche wenige Wandscherben dunkler Grobkeramik und eine Wandscherbe eines feintonigen Bechers mit dunklem Glanztonüberzug. Die Stelle liegt etwa 100 m östlich des Bereiches, wo anläss-

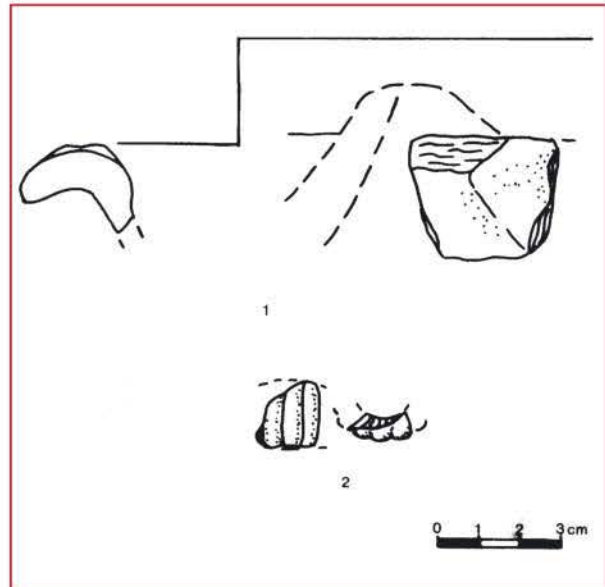


Abb. 7: Gengenbach-Schwaibach. Nr. 1: Randscherbe vom Ausguss einer rottonigen Reibschüssel; Nr. 2: Fragment einer Melonenperle aus blauem Glas.

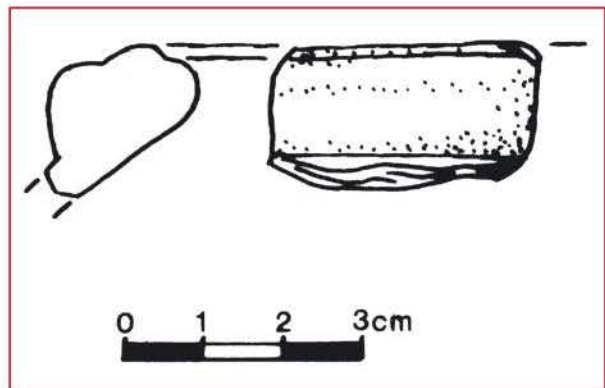


Abb. 8: Zell a.H.-Unterentersbach. Randscherbe eines Gefäßes aus grautoniger Grobkeramik.



Abb. 9: Zell a.H.-Unterentersbach. Fragment eines Mühlsteins aus poriger Eifeler Basaltlava.

Abb. 10: Steinach.
 Nr. 1: Feintonige Randscherbe, oxidierend orangefarben gebrannt mit grauem Kern. –
 Nr. 2: Standring eines feintonigen Gefäßes, braun mit hellgrauem Kern.

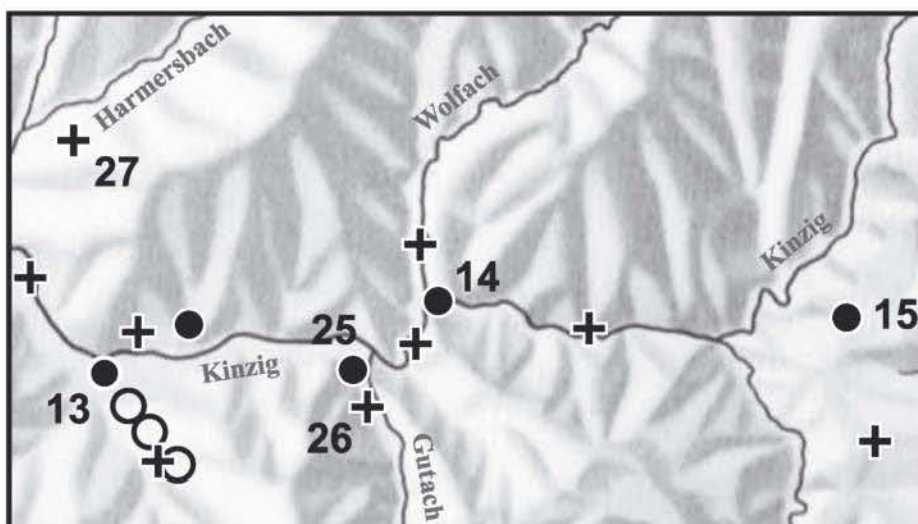
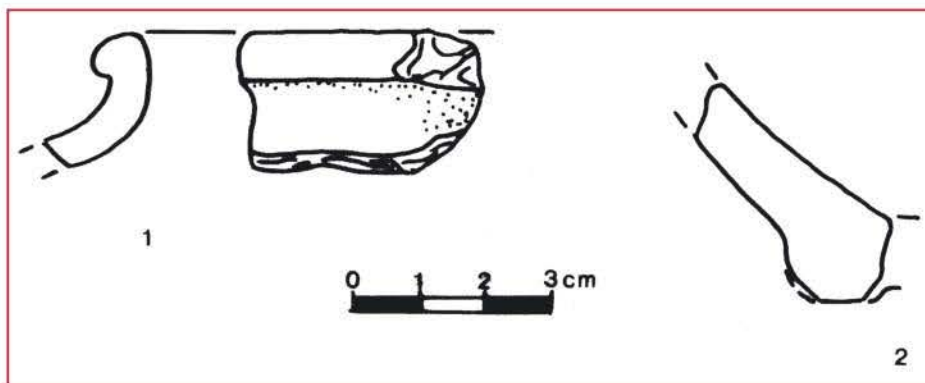


Abb. 11: Verbreitungskarte der römischen Funde im oberen, östlichen Teil des Kinzigtals (die Nummerierung folgt einer Gesamtkartierung des Schwarzwalds). Zur Orientierung: Nr. 13 = Haslach; 14 = Wolfach; 15 = Aichhalden-Rötenberg „Brandsteig“; 25 = Hausach; 26 = Gutach/Schwarzwaldbahn. Punkte sind Fundstellen, Ringe sind Fundstellen mit geringer Fundmenge, Kreuze sind Einzelfunde.

lich einer Überschwemmung bereits 1778 der bekannte Abnobastein gefunden wurde.

Auch im oberen, östlichen Teil des Kinzigtals ist Neues zu vermelden (Abb. 11). Im westlichen Teil der Gemarkung Fischerbach deuten zwei oder drei Wandscherben von Grobkeramik eine römische Fundstelle an, die noch nicht genau lokalisiert ist. Deutlicher zeichnet sich eine weitere Fundstelle auf derselben Gemarkung ab. Sie erbrachte verwitterte Terra-sigillata, zahlreiche Scherben von meist schwärzlicher oder grautöniger Grobkeramik (Töpfe und Schüsseln), Fragmente von Reibschüsseln und Amphoren sowie zahlreiche Ziegelfragmente (Abb. 12–14). Auch hier zeigt ein kleines Fragment von grauer Basaltlava – wie bei Unterentersbach und Steinach – einen römischen Mühlstein an. Die gute Aussicht, die Lage auf Lössboden und vermutlich ein Abstand zu der – freilich hier

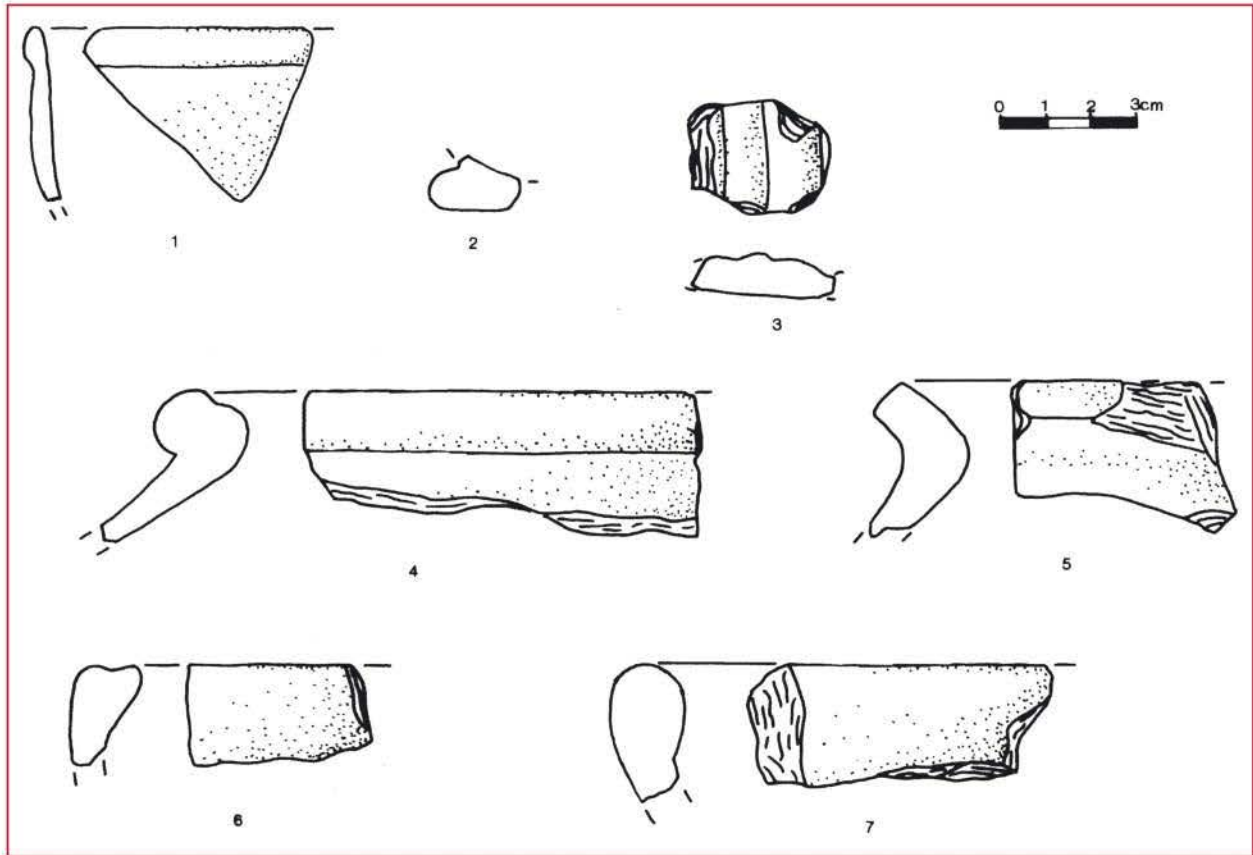


Abb. 12: Fischerbach Feld 1. Römische Keramik: 1–2 = Terra-sigillata; 3 = feintoniges Henkel-fragment; 4–5: Töpfe aus grautoniger Grobkeramik; 6–7: Schüsseln aus grautoniger Grobkeramik.

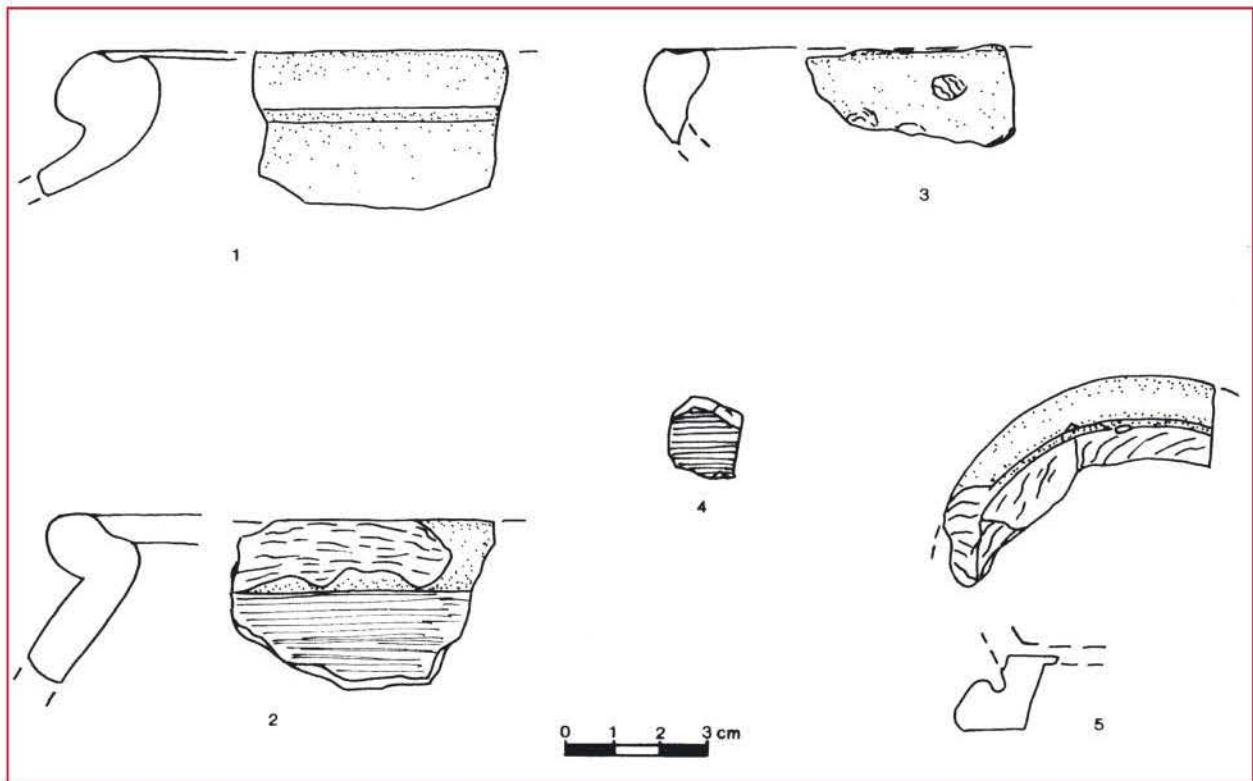


Abb. 13: Fischerbach Feld 1. Römische Keramik: 1–2 = Töpfe aus grautoniger Grobkeramik; 3 = Schüssel (grautonige Grobkeramik); 4 = dünne Wandscherbe mit Kammstrich; 5 = Standingring (Terra-sigillata).

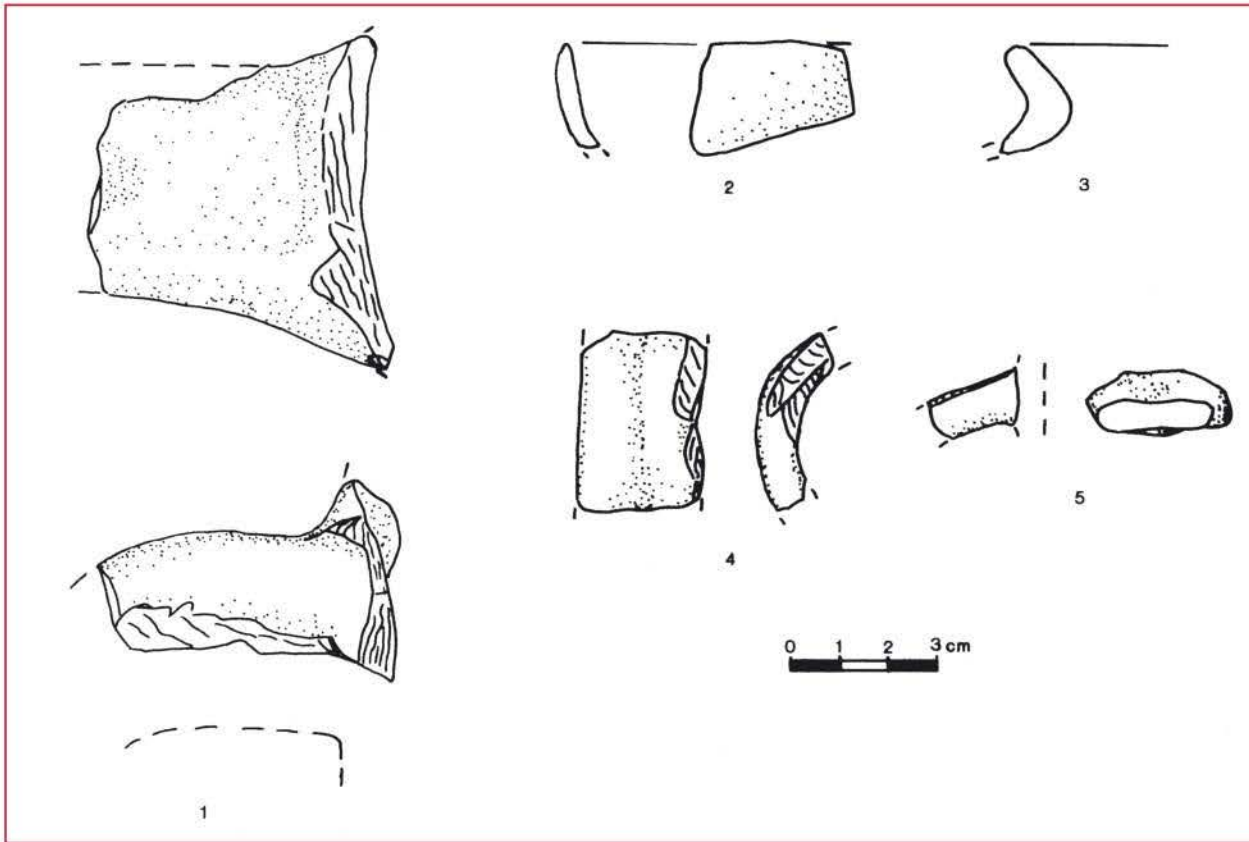


Abb. 14: Fischerbach Feld 1. Römische Keramik: 1 = Amphorenhenkel (abgesplittert); 2 = Terra-sigillata; 3 = Randscherbe von rötlicher Grobkeramik; 4–5 = feintonige Henkelfragmente.

nicht lokalisierten – Römerstraße deuten auf ein ländliches Gehöft, eine sog. villa rustica, hin.

Im März 2011 wurde bei Hausach ein einzelnes Feld begangen. Hier fanden sich eine verwitterte Terra-sigillata-Scherbe, eine Bodenscherbe von grautoniger Grobkeramik und eine feintonige braune Wandscherbe mit schwarzem Kern (Gebrauchskeramik). Die Fundstelle könnte bereits teilweise überbaut sein und schließt eine größere Lücke im oberen Kinzigtal, die durch die starke Überbauung, die wenigen Felder und die weit verbreiteten Wiesen und Wälder zu erklären ist.

Auf der benachbarten Gemarkung Gutach/Schwarzwaldbahn kam bisher immerhin eine feintonige, oxidierend rot gebrannte Randscherbe zum Vorschein, die allerdings stark verwittert und im Pflughorizont abgerollt ist (Abb. 15). Mit einem dreiviertel Kilometer Distanz zu der Fundstelle bei Hausach könnte sich hier ein üblicher Siedlungsabstand andeuten, was jedoch durch weitere Begehungen erst noch genauer belegt werden muss.

Auch abseits der Kinzigtalstraße, nach Norden ins Wolftal hinein, sind römische Siedler vorgestoßen. Bei Oberwolfach fand sich bei der ersten Begehung eine Wandscherbe von dunkler römischer Grobkeramik; allerdings sind in diesem Bereich keine weiteren Felder mehr vorhanden.

Dass auch auf den Hochflächen des Buntsandsteins, nahe dem östlichen Rand des Schwarzwalds, mit römischer Geländenutzung und Besiedlung zu rechnen ist, das belegt eine Wandscherbe von dunkler römischer Grobkeramik; sie wurde bei Aichhalden (Lkr. Rottweil) aufgelesen. Die zugehörige Hofstelle ist zwar noch nicht gefunden, doch liegt dieser Punkt abseits der bisher angenommenen Streckenführung der Kinzigtalstraße nach Waldmössingen. Daher ist auch hier trotz der Höhenlage und des angeblich landwirtschaftlich ungünstigen Buntsandsteins mit einer flächigen Landerschließung durch die Römer zu rechnen. Die heute durchaus zahlreichen Ortschaften, Höfe und Ackerfelder zeigen m. E. an, dass die Erträge doch ein Auskommen garantieren konnten.

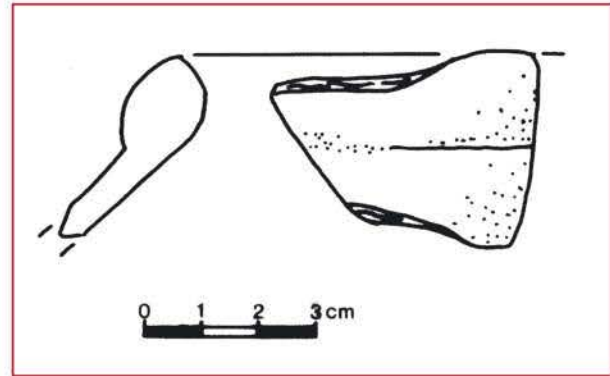


Abb. 15: Gutach/Schwarzwaldbahn. Feintonige Randscherbe eines großen Gefäßes, oxidierend rot gebrannt mit hellgrauem Kern, stark verwittert.

Ergebnis

Damit wurden in den letzten Jahren mindestens 15 neue Fundstellen bzw. Einzelfunde der Römerzeit im Bereich Kinzigtal erfasst. Der Bestand an Fundstellen hat sich damit zahlenmäßig etwa verdoppelt. Bedingt durch die Erhaltungsbedingungen und die Art der Untersuchung (Begehungen, keine Grabung) sind dabei natürlich keine spektakulären Fundstücke wie etwa Inschriften, Reliefs, Götterbilder oder Münzen zutage gekommen. Dennoch sind die Funde – in der Regel Keramik, teilweise schlecht erhalten – signifikant und damit geeignet, historische Fragestellungen weiterzubringen. Auf diese Weise wurden einige Lücken in der Reihe der Fundpunkte geschlossen; manche Gemarkungen erhielten überhaupt ihre ersten römischen Funde. Die Fundstellen zwischen Haslach und Mühlenbach deuten auf einen römischen Weg (etwa über den Heidburg-Pass) ins Elztal hin; dort sind mittlerweile zwischen Waldkirch und Elzach zahlreiche römische Fundstellen bekannt. Auch der Abnoba-Stein von Mühlenbach³³ steht inzwischen durch die römischen Keramikfunde aus einer Baustelle nicht mehr allein. Damit ist nun ein Zubringerweg (oder eine ausgebauten Straße?) wahrscheinlich, der den Verkehr aus dem nördlichen Breisgau nach Nordosten ins mittlere Kinzigtal leitete, und umgekehrt. Eine ähnliche Zubringeroute verlief – schon länger angenommen – durch das untere Schuttetal und über den Schönberg-Pass.

Auch einige andere Fundstellen liegen etwas abseits des Haupttales der Kinzig. Sie zeigen vielleicht noch im Falle der Sigillata-Scherbe von Prinzbach einen Fernweg an. Die Fundstellen von Zell a.H.-Unterharmersbach (Birach) und Oberwolfach deuten hingegen eine Besiedlung mindestens in den größeren, breiten nördlichen Seitentälern der Kinzig an, nämlich im Harmersbachtal und im Wolftal. Geht es um breite und siedlungsgünstige Täler, so wären etwa das Norddrachtal, auf der südlichen Kinzigalseite auch Steinach, der Bereich bei Hofstetten sowie das Tal zwischen Hausach, Gutach und Hornberg für eine frühe Besiedlung verdächtig. Die inzwischen weit verbreitete Grünlandwirtschaft anstelle des früher häufigeren Ackerbaus erschwert jedoch den Nachweis. Die Geländearbeiten sollen in den nächsten Jahren fortgesetzt werden, um später eine erweiterte Bilanz vorlegen zu können.

Die Neufunde erlangen auch eine starke Bedeutung für die seit etwa 1960 geführte Diskussion über die seit damals von dem Sprachforscher Prof. Dr. Wolfgang Kleiber (inzwischen Emeritus der Universität Mainz) erhobenen, immer zahlreicher werdenden romanischen Sprachrelikte.³⁴ Diese häufen sich u. a. im mittleren Schwarzwald, besonders im Bereich des mittleren Kinzigtales und auch im nördlich angrenzenden Wolftal. Es handelt sich nicht um Namen größerer Siedlungen, sondern um sog. Zinkennamen (Namen von kleinen, weilerartigen Siedlungsplätzen), Gewässernamen (Hydronyme) und zahlreiche kleinflächige Geländennamen (Mikrotoponyme). Diese romanischen Namen blieben erhalten, als es etwa im 7.–9. Jh. n. Chr. zu einer stärkeren Aufsiedlung durch zuwandernde Alamannen und Franken kam. Archäologisch sind Völkerwanderungs- und Merowingerzeit im Kinzigtal bisher kaum zu fassen. Einzelne Keramikscherben können gelegentlich nicht genau bestimmt werden, wobei aufgrund ihrer Machart das Frühmittelalter denkbar erscheint; diese Indizien sind aber bisher nicht belastbar. Lediglich am Talausgang sind zwei kleine Höhengründungen der Spätantike bekannt, die offenbar im 4. Jh. von Kriegerern der frühen Alamannen besetzt oder regulär besiedelt waren.³⁵ Ob diese frühen Alamannen im Sinne Roms als Vorfeldsicherung der spätantiken Grenzzone am Rhein fungierten, auf eigene Rechnung oder gar gegen das Römische Reich agierten, bleibt dabei offen und kann sich im Laufe der Zeit auch geändert haben. Wie sich ihr Verhältnis zu den anscheinend im Kinzigtal noch ansässigen Romanen gestaltete, ist eine interessante und derzeit nicht zu beantwortende Frage. Von Feindschaft, Unterdrückung, Schutzherrschaft, Bündnisverträgen, Abgabenleistungen bis hin zu erster

Vermischung und kultureller Assimilation sind derzeit viele Modelle denkbar.

Die zahlreichen Neufunde der Römerzeit im Schuttertal und nun im Kinzigtal zeigen jedenfalls eine Besiedlung durch eine gallorömische Mischbevölkerung in eben diesen Regionen an, die vom 1. bis zum 3. Jh. n. Chr. mithilfe der archäologischen Funde nachzuweisen ist. Die Zeit zwischen der Völkerwanderung bis hin zur Karolingerzeit – und teilweise auch noch später – lässt sich leider durch Feldbegehungen derzeit archäologisch nicht recht erfassen. Gerade die Bevölkerung zur Zeit des sprachgeschichtlich nachzuweisenden germanisch-romanischen Sprachkontaktes (7.–9. Jh. n. Chr.) ist davon betroffen. Die Gründe dafür sind sicher vielschichtig, doch dürften sie keinesfalls in einer fehlenden Besiedlung liegen. Vermutlich sind dafür verschiedene Faktoren verantwortlich zu machen: so wäre etwa an eine Verlegung von Siedlungsplätzen an andere Stelle zu denken oder an eine Verringerung der Bevölkerung (durch Wegzug oder geringere Geburtenrate). Hinzu käme das Fehlen der bisher so leicht zu identifizierenden Importfunde wie etwa Terra sigillata, Amphoren und Gläser infolge eines weitgehenden Zusammenbruchs des Handelssystems oder wegen des Fehlens adäquater Tauschwaren bzw. nicht vorhandener Überschussproduktion. Auch die Münzgewirtschaft endete in der Spätantike und wurde erst allmählich in der Karolingerzeit wiederbelebt. Hinzu kommen könnte eine starke Qualitätsverschlechterung der nun im Haushandwerk hergestellten Keramik infolge geringerer Brenntemperaturen oder womöglich sogar eine Aufgabe der Keramik zugunsten von Holzgeschirr. Auch die Ziegel als Baustoff verschwanden offensichtlich und könnten durch organische Dachdeckung in Form von Stroh, Schilf oder Schindeln ersetzt worden sein. Auch Steine könnten als Baustoff verschwunden sein; sie sind jedoch im Gebirge als Siedlungsnachweis im Ackerland meist ohnehin nicht geeignet, da sie überall vorkommen und im Falle von Gneis und teilweise auch Granit nur schwer in Form zu hauen sind. In jedem Fall sorgte der Bauer des Mittelalters und der Neuzeit durch konstantes Absammeln der Steine dafür, dass sie vom Feld verschwanden. Was die Bestattungen angeht, so könnte bereits ein Wechsel hin zur Körperbestattung den Nachweis durch die schlechte Erhaltungsfähigkeit der Knochen in den steinigen, oft von Hangwasser durchflossenen Grabgruben des mittleren Schwarzwalds erschweren. Auch ist damit zu rechnen, dass wegen des im Untergrund anstehenden Felsgesteins vielerorts Grabgruben nicht so tief vorgetrieben worden wären. Die kristallinen Ausgangsgesteine

und die daraus resultierenden Böden hätten auch der vielleicht noch beigegebenen Grabkeramik und auch eisernen Waffen oder Geräten den Garaus gemacht ...

In den genannten Problemen steckt die Herausforderung der nächsten Jahrzehnte, diese mindestens 500-jährige Fundlücke zu schließen ...

Immerhin kann man sich damit trösten, dass es nun den Anschein hat, dass man wenigstens die Urahnern der frühmittelalterlichen Romanen – die Gallorömer des 1.–3. Jhs. n. Chr. – archäologisch erfassen kann. Damit ist ein neues Kapitel in der Erschließungs- und Besiedlungsgeschichte des Schwarzwalds aufgeschlagen. Die zähe Arbeit der gallorömischen Bevölkerung im Schwarzwald kann nun besser gewürdigt und der zivilisatorischen Leistung der Bauern, der Klöster und Grundherren des Mittelalters zur Seite gestellt werden.

Bildnachweis:

Verbreitungskarten Abb. 5 und 11: Michael Kinsky, Institut für Archäologische Wissenschaften (IAW), Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (nach Entwurf des Verf.).

Alle übrigen: Heiko Wagner (Kirchzarten)

Anmerkungen

- 1 Die Ortenau 79 (1999) 79–80 mit 109 Abb. 34–35. – Die Ortenau 80 (2000) 73–75. – Die Ortenau 81 (2001) 733–734 (Bild 1 und 2). – Die Ortenau 82 (2002) 767 (Bild 1 und 2). – Die Ortenau 86 (2006) 632 (Bild 2 und 3). – Die Ortenau 87 (2007) 596 (Abb.; 7 Silices). – Fundberichte aus Baden-Württemberg 32/2 (2012) 668 (mindestens 89 Stücke).
- 2 Die Ortenau 76 (1996) 64–65 Abb. 1. – Gemeinde Biberach im Kinzigtal (Hrsg.): Biberach im Kinzigtal (Biberach 1995), 5 (mit Abb.).
- 3 Südwestlich von Wolfach, Gewann „Straßburger Hof“, gefunden 1963 durch Reinhart Knausenberger. Fundbericht in der Ortsakte der Archäologischen Denkmalpflege, Freiburg i.Br.
- 4 Die Ortenau 76 (1996) 68 Abb. 4 (zwei Silices). – Die Ortenau 79 (1999) 77–79 mit 108 Abb. 29–32. – Wolfgang Neuß: Frühgeschichtliche Spuren im Gebiet Hornberg. In: Die Ortenau 86 (2006) 565–576; bes. 573–574.
- 5 Hahn-Weishaupt, Andrea: Ur- und Frühgeschichte im Landkreis Rottweil. In: Dies. (Hrsg.): Der Landkreis Rottweil. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland Bd. 29 (Stuttgart 1994), 24–42; bes. 27 Abb. 4.
- 6 Fundberichte aus Baden-Württemberg 26 (2002) 103.
- 7 Die Ortenau 74 (1994) 42–43 (mit Abb.). – Neuß, Wolfgang: Frühgeschichtliche Spuren im Gebiet Hornberg. In: Die Ortenau 86 (2006) 565–576; bes. 569 (nur Abb.).
- 8 Schrempf, Johann: Frühe Konventsbauten der ehemaligen Benediktinerabtei Gengenbach. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2009 (Stuttgart 2010), 253–255; bes. 253.
- 9 Hoepfer, Michael/Müller, Dieter: Der Kügeleskopf bei Ortenberg und Ohlsbach. Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg Bd. 2 Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen Heft 20 (Stuttgart 2009).

- 10 Klug-Treppe, Jutta: Archäologische Untersuchungen auf dem Bürgerhofareal – Besiedlung des Offenburger Stadthügels von der Neuzeit bis in vorgeschichtliche Zeit. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2009 (Stuttgart 2010), 225–228; bes. 227–228. – Jutta Klug-Treppe: Vorratshaltung im Löss – Späthallstatt- und frühlatènezeitliche Siedlungsreste auf dem Offenburger Stadthügel. In: Archäologische Nachrichten aus Baden 78/79, 2009, 34–35.
- 11 Elisabeth Haevernick, Thea: Die Glasarmringe und Ringperlen der Mittel- und Spät-La-Tène-Zeit auf dem europäischen Festland (1960).
- 12 Gebhard, Rupert: Der Glasschmuck aus dem Oppidum von Manching (1989). – Zur Verbreitung am Oberrhein, in der Region Bern, entlang der oberen Donau und auch im südlichen Thüringen siehe Heiko Wagner: Glasschmuck der Mittel- und Spät-La-Tène-Zeit am Oberrhein und den angrenzenden Landschaften. Ausgrabungen und Forschungen 1 (Remshalden 2006), 81–84.
- 13 Nierhaus, Rolf: Römische Straßenverbindungen durch den Schwarzwald. In: Badische Fundberichte 23 (1967) 117–157 (mit zwei identischen Vorläufern an anderer Stelle, bereits 1963 gedruckt). – Nachdruck in: Nierhaus, Rolf: Studien zur Römerzeit in Gallien, Germanien und Hispanien, herausgeg. von Rainer Wiegels. Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. Nr. 38 (Bühl/Baden 1983), 157–193.
- 14 Yupanqui, Manuel: Die Römer in Offenburg – Eine archäologische Spurensuche (Offenburg 2000). – Yupanqui, Manuel: Den Römern in Offenburg auf der Spur. In: Die Ortenau 81 (2001) 35–40. – Schrempp, Johann/Yupanqui, Manuel: Spektakuläre Funde und eine verpaßte Chance – Erste eindeutige Hinweise römischer Besiedlung auf dem „Hardtbuckel“ in Offenburg. In: Die Ortenau 81 (2001) 667–671.
- 15 Rauschkolb, Mark/Schrempp, Johann: Militärlager, Fernstraße, Straßenvicus – Neues zum römischen Offenburg, Ortenaukreis. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2005 (Stuttgart 2006), 143–146.
- 16 Klug-Treppe, Jutta (siehe oben Anm. 10).
- 17 Wagner, Ernst: Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Grossherzogtum Baden Bd. 1 (Tübingen 1908), 250. – Nierhaus, Rolf 1967 (wie Anm. 13), bes. 131 Nr. 4. – Nachdruck in: Rolf Nierhaus Studien 1983 (wie Anm. 13), 157–193; bes. 170 Nr. 4.
- 18 Wagner, Ernst: Fundstätten und Funde Bd. 1 (Tübingen 1908) 244–245. – Ein verlagertes Kapitell zu einer solchen Jupitergigantensäule: Die Ortenau 75 (1995) 86.
- 19 Wagner, H. O.: Der römische Ziegelbrennofen von Gengenbach. In: Archäologische Nachrichten aus Baden 23 (1979) 19–25.
- 20 Die Ortenau 75 (1995) 85.
- 21 Schrempp, Johann: Frühe Konventsbauten der ehemaligen Benediktinerabtei Gengenbach. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2009 (Stuttgart 2010), 253–255. – Jenisch, Bertram: Auf den Spuren des hl. Pirmin – Frühe Konventsbauten des Klosters Gengenbach. In: Archäologische Nachrichten aus Baden 86/87 (2013) 34–39; bes. 36.
- 22 Haasis-Berner, Andreas: Rechtsrheinisches Grenzland von Straßburg – Spätantike in der Ortenau. In: Archäologische Nachrichten aus Baden 78/79 (2009) 54–55.
- 23 Wagner, Heiko: Auf der Spur des Silbers – 750 Jahre Prinzbach. In: Geroldsecker Land 50 (2008) 45–72; bes. 47. Abb.
- 24 Nuber, Elisabeth: Funde antiker Münzen. In: Fundberichte aus Baden-Württemberg 17/2 (1992) 213–267; bes. 248 (As des Antoninus Pius für Faustina II, geprägt 145–161 n. Chr.).
- 25 Wagner, Heiko: Archäologischer Survey im Schuttertal – ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte des Schwarzwalds. In: Geroldsecker Land 52 (2010) 72–82. – Wagner, Heiko: Die frühe Besiedlung im Schuttertal – Neue Funde. In: Geroldsecker Land 53 (2011) 77–83.
- 26 Wagner, Ernst, in: Römisch-Germanisches Korrespondenzblatt 8 (1915) 70–71 Abb. 32. – Hildenbrand, Manfred: Haslach im Kinzigtal – Geschichte einer alten Marktstadt Bd. 1 (Haslach 2009), 18–19 mit Abb.; weitere Funde auf 20–21.
- 27 Die Ortenau 67 (1987) 30–31 (mit Fotos; Lesefund einer römischen Münze des Nerva). – Die Ortenau 81 (2001) 734–735 Bild 6 (Altfund einer spätrömischen Münze des 4. Jhs. n. Chr.; in der Bildunterschrift fälschlich als Hadrian bezeichnet).

- 28 Harter, Hans: Von den Römern bis zu den Fürstenbergern – Eintausend Jahre Siedlungs- und Herrschaftsgeschichte im mittleren Kinzigtal. In: Gemeinde Fischerbach (Hrsg.): Fischerbach – Eine Ortsgeschichte in Wort und Bild (Freiburg i.Br. 1989), 47–58; bes. 47–48 (mit Abb.).
- 29 Die Ortenau 81 (2001) 736–738 (fünf römische Münzen aus Wolfach, davon drei aus der Vorstadt, eine spätrömische von der Ecke Badstraße/Vorstadtstraße und eine spätrömische aus dem „Schmittegrund“).
- 30 Die Ortenau 75 (1995) 87 (ohne Abb.). – Pfefferle, Rolf: Fachgruppe Archäologie. In: Die Ortenau 90 (2010) 480–482. – Fundberichte aus Baden-Württemberg 32/2 (2012) 608–610 mit Taf. 29 B und Taf. 30 A.
- 31 Nuber, Elisabeth: Funde antiker Münzen. In: Fundberichte aus Baden-Württemberg 22/2 (1998) 298–340; bes. 334 (Münze des Constantius I.).
- 32 von der Osten-Woldenburg, Harald/Seidel, Ute/Tränkle, Daniela/Tränkle, Florian: Neues aus „claßischem Boden“ – Ein römischer Tempelbezirk am „Brandsteig“ bei Aichhalden-Rötenberg. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 42. Jg. 2013, Heft 4, 208–212. – von der Osten-Woldenburg, Harald/Seidel, Ute/Tränkle, Daniela/Tränkle, Florian: Neue Erkenntnisse aus „claßischem Boden“. In: Archäologie in Deutschland 2013, Heft 6, 42. – Im nahegelegenen Schenkenzell eine wohl von der „Brandsteig“ verlagerte römische Sandsteinsäule: Badische Fundberichte 17, 1941–47, 333 mit Taf. 87 Nr. 4. – Nierhaus 1983 (wie Anm. 13), 171 Nr. 9.
- 33 Abbildung etwa bei Hildenbrand, Manfred: Haslach (wie Anm. 26), 21–22, sowie bei Kleiber, Wolfgang: Zur Namenwelt (2011), 97. – Der Stein steht im Archäologischen Museum Colombischlössle in Freiburg; nahe des Auffindungsbereiches steht an einem kleinen Platz in Mühlentbach ein Abguss des Steines.
- 34 Kleiber, Wolfgang: Zur Galloromania im Mittleren Schwarzwald und in der nördlichen Ortenau. In: Die Ortenau 88 (2008) 423–447 (mit weiteren Literaturangaben). – Kleiber, Wolfgang mit Beiträgen von Rudolf Post: Zur Namenwelt im Elztal und im Oberen Kinzigtal – Ein Überblick. In: Greule, Albrecht/Hackl, Stefan (Hrsg.): Der Südwesten im Spiegel der Namen – Gedenkschrift für Lutz Reichardt (Stuttgart 2011), 91–118. – Eine weitere Veröffentlichung von Kleiber mit dem Schwerpunkt Kinzigtal ist bei der Mainzer Akademie der Wissenschaften in Vorbereitung.
- 35 Hoeper, Michael/Müller, Dieter 2009 (wie Anm. 9). – Hoeper, Michael/Steuer, Heiko: Eine völkerwanderungszeitliche Höhenstation am Oberrhein – der Geißkopf bei Berghaupten, Ortenaukreis. Höhensiedlung, Kultplatz oder Militärlager? In: Germania 77/1 (1999) 185–246. – Hoeper, Michael: Völkerwanderungszeitliche Höhenstationen am Oberrhein. Geißkopf bei Berghaupten und Kügeleskopf bei Ortenberg (= Archäologie und Geschichte 12; Ostfildern 2003).

Abnoba

Eine Zusammenfassung alter und neuer Forschungserkenntnisse

Helmut Horn

Eine private Umfrage ergab, dass Abnoba im Schwarzwald so gut wie unbekannt ist. Ziel dieses Artikels ist, den Bekanntheitswert von Abnoba zu steigern sowie teils schwierig zu findende Veröffentlichungen zu Abnoba der Öffentlichkeit verfügbar zu machen.

Die erste Erwähnung von Abnoba findet sich über den Verlauf der Donau¹ bei Plinius dem Älteren 77 n. Chr. in der *Naturalis historia*, früher auch *Historia naturalis* genannt (auf Deutsch Naturgeschichte), einer Enzyklopädie des römischen Historikers Gaius Plinius Secundus in lateinischer Sprache.

*Inde ostia Histri. Ortus hic in Germaniae iugis montis Abnobae ex adverso Raurici Galliae oppidi, multis ultra Alpes milibus ac per innumeras lapsus gentes Danuvii nomine; immenso aquarum auctu et unde primum Illyricum adluit Hister appellatus; LX amnibus receptis, medio ferme eorum numero navigabilis, in Pontum vastis sex fluminibus evolvitur ...*²

Von da kommen wir zu den Mündern des Hister. An diesem Ort in Germanien ist der Ursprung von den Bergrücken des Mons Abnobae, gegenüber von Rauricum,³ einer gallischen Stadt, und er verläuft über viele Meilen und durch unzählige Völkerschaften jenseits der Alpen unter dem Namen der Donau. Nachdem er Unmengen an Wasser aufgenommen hat und von dem Punkt, wo er zum ersten Mal Illyrien betritt, wird er Hister genannt. Nachdem er 60 Zuflüsse, von denen fast die Hälfte schiffbar ist, aufgenommen hat, ergießt er sich in sechs breiten Strömen in das Schwarze Meer.

Die zweite Erwähnung finden wir bei dem römischen Politiker und Schriftsteller Tacitus in seiner auf das Jahr 98 n. Chr. datierten *Germania*, einer Schrift über die Germanen.

Danuvius molli et clementer edito montis Abnobae iugo effusus plures populos adit, donec in Ponticum mare sex meatibus erumpat; septimum os paludibus hauritur.

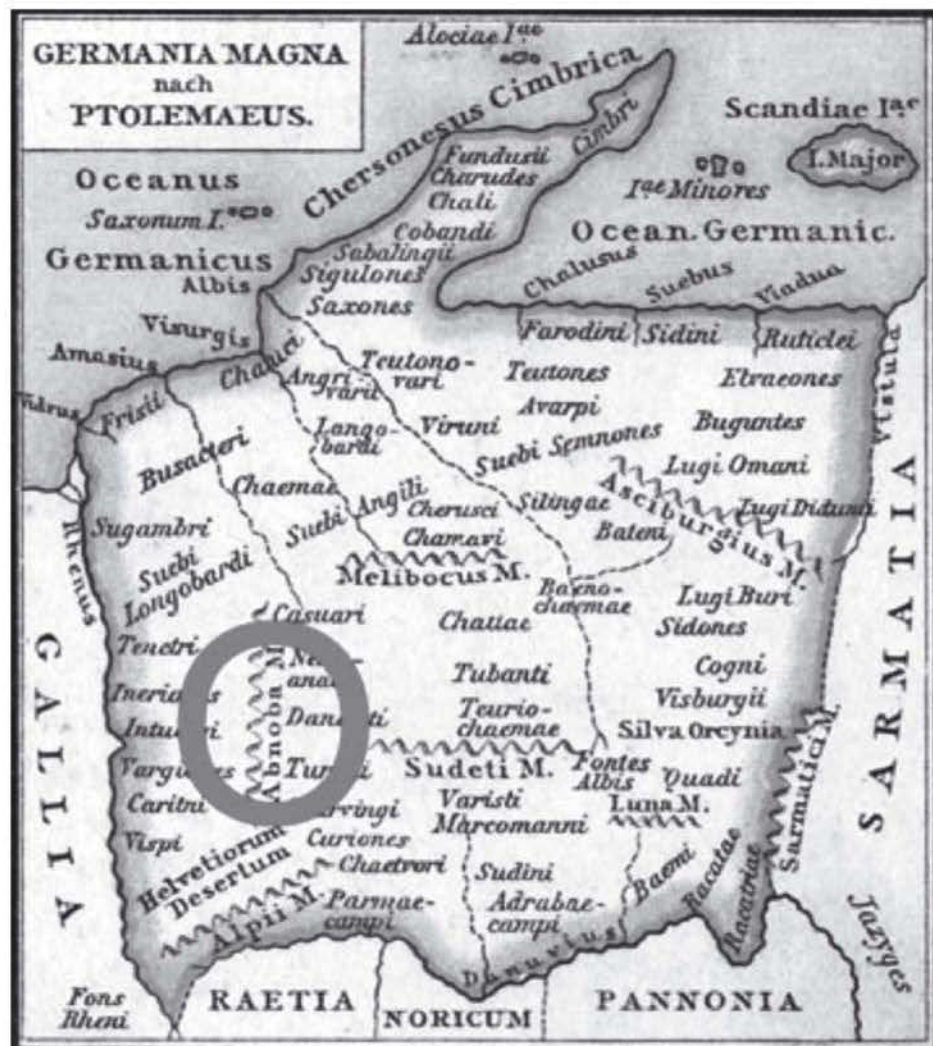
Die Donau entströmt einem sanft und gemach ansteigenden Bergrücken des Abnobagebirges und berührt mehrere

Völkerschaften, bis sie in das pontische Meer in sechs Armen hinaus bricht; die siebte Mündung wird durch Sümpfe verschlungen.⁴

Das Abnoba-Gebirge, Ἀβνοβαία ὄρη, Abnobaia órē,⁵ erwähnt auch der griechische Mathematiker und Geograph Claudius Ptolemäus aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. in seiner Geographia, Geographike Hyphegesis, ein um das Jahr 150 n. Chr. erstellter Atlas der damals bekannten Welt mit koordinatenmäßigen Ortsangaben und topographischen Punkten.

Von den Bergen, die Germania durchziehen, sind die sogenannten Sarmatischen Berge⁶ die berühmtesten, die wir erwähnten, und jene, welche unter dem Namen der Alpen über dem Kopf der Donau liegen, die fernsten Teile von denen, die bei $29^{\circ}47'$ und $33^{\circ}48'30'$, und jene, die Abnoba-Berge genannt werden, die fernsten Teile von denen, die bei $31^{\circ}49'$ und $31^{\circ}52'$ liegen.

Abb. 1: Germania magna nach Ptolemaeus aus Droysens Handatlas von 1886 (umkreist ist „Abnoba mons“)



Wenn wir nach Norden gehen, sind diejenigen, die Germania am Flusse Rhein bewohnen, die Nachkommen der Bructeri und die Sugambri, unterhalb derer die Suevi und Langobardi, dann die Tencteri und die Inkrionen zwischen dem Rhein und den Abnoba-Bergen.

Auf den nach Ptolemäus' Angaben gezeichneten Karten liegt Abnoba mons recht weit im Norden, sodass er entweder die Daten oder ein Gebirge verwechselt haben muss, denn dass Plinius und Tacitus mit dem Donauursprung im Abnoba-Gebirge Recht haben, beweisen uns weitere Fundstellen von Abnoba. Diese sind nun archäologischer Art.

Fundstellen für Abnoba sind:

Badenweiler: (lateinische Weihinschrift, römische Provinz Germania superior, Fundstelle Therme, Fundjahr 1784, Datierung 71 n. Chr.–250 n. Chr., Aufbewahrung Therme)

Dianae/Abnob[ae]/M(arcus) Senn[i]us/[Fr]onto s(olvit?) I(ibens?)/ex voto⁷

DIANAE
ABNOB[AE]
M SENNVS
[FR]ONTO S L
EX VOTO



Abb. 2: Weihinschrift für Diana Abnoba von Badenweiler⁸

Badenweiler war die „wohl ein-drucksvollste Thermenanlage nördlich der Alpen“ und „nachweislich ohne Zutun des römischen Militärs errichtet und betrieben worden“.¹⁰

Unter dem Markgrafen Karl Friedrich wurden 1783 römische Badeanlagen entdeckt und ausgegraben. Hierbei fand sich ein Altar zu Ehren von Diana Abnoba. Lange war schon bekannt, dass der Altar in seiner alten Form falsch zusammengesetzt war. Im März 1980 wurden in nahezu unzugänglichen Abstellkammern des Markgrafenbades in Badenweiler unter etlichen Architekturteilen auch Inschriftenreste entdeckt, die dem schon 1784 entdeckten Diana-Altar in der Badruine zugeordnet werden konnten.¹¹ Seither wissen wir, dass ein Marcus Sennius Fronto aus einem Gelübde (ex voto) heraus der



Abb. 3: Rekonstruierter Weihaltar von Badenweiler⁹

Göttin Diana Abnoba den Altar geweiht hatte. Er hatte einen Dreifachnamen, sein Vorname *Marcus* und sein Cognomen *Fronto* waren lateinisch, sein Familienname *Sennius (der Alte)* war keltisch. Dies beweist, dass er keltischer Herkunft war und noch in Verbindung mit seiner Kultur stand.¹²

„Weihungen solcher Art liegt in der Regel ein Tauschhandel mit der angesprochenen Gottheit zugrunde des Inhalts, der Gottheit – hier Diana als Beschützerin der Quelle – einen Altar zu stiften, wenn sie den Bittenden gesund mache.“¹³ Haben die Heilkräfte des Thermalwassers also schon damals ihre Wirkkräfte bewiesen? Laut Seitz waren der Diana Abnoba „wohl die Quellen und der darauf ausgerichtete Tempel geweiht“.¹⁴

Mühlenbach (lateinische Weihinschrift auf einem Altar, römische Provinz Germania superior, Fundstelle Pfarrhof, Fundjahr 1778, Datierung 193 n. Chr.)

In h(onorem) d(omus) d(ivinae) / Deanae Abn/obae Cassia/nus Casati / v(otum) s(olvit) l(ibens) l(aetus) m(erito) / et Attianus / frater Fal/con(e) et Claro / co(n)s(ulibus)¹⁵

Zu Ehren des göttlichen Kaiserhauses haben der Diana Abnoba Cassianus, des Cassatus Sohn, und Attianus, der Bruder, froh und freudig, wie sich ziemt, ihr Gelübde erfüllt, unter den Consuln Falco und Clarus¹⁶

Abb. 4: Weihaltar von Mühlenbach



IN H D D
DEANAE ABN
OBAE CASSIA
NVS CASATI
V S L L M
ET ATTIANVS
FRATER

Nach einem Hochwasser wurde der Originalstein von 193 n. Chr. 1778 im Pfarrhof aufgefunden und kam 1782 als Geschenk des Fürsten von Fürstenberg ins Klostermuseum von St. Blasien. Heute befindet sich das Original im Colombi-Schlössle in Freiburg. Ein Originalabguss steht in der Hauptstraße gegenüber vom Gasthaus zum Ochsen. Der Altarstein wurde für die Gottheit Diana Abnoba von zwei Brüdern als Erfüllung eines Gelöbnisses erstellt.

Der Widmer trug einen Doppelnamen, war also römischer Bürger. Sein Familienname Cas-

sianus ist ein latinisierter Name keltischer Herkunft, sein Cognomen Casatus war keltisch.¹⁷ Auffallend ist, dass Mühlenbach nicht an einer Römerstraße liegt, sodass kein Zusammenhang mit einer Straßenstation zu sehen ist.¹⁸

Waldmössingen (lateinische Weihinschrift, Fundstelle katholische Kirche in Schramberg-Waldmössingen, Fundjahr ?, Datierung 71 n. Chr. bis 200 n. Chr.)

Abnobae / sacrum / L(ucius) Vennon(i)us / ME¹⁹

ABNOBAE

SACRVM

L VENNON[]VS S

ME[²⁰

Der Stein wurde beim Bau der Kirche gefunden und vermutlich wieder dort vermauert; Inschrifttext nur handschriftlich überliefert.

Brandsteig (lateinische Weihinschrift, römische Provinz Germania superior, Fundstelle Straßenstation auf der Paßhöhe Brandsteig (Schiltach, Aichhalden-Rötenberg, Kreis Rottweil), Fundjahr 1825,²¹ Datierung 90–96 n. Chr., Original im Lapidarium wurde 1944 bei Fliegerangriffen auf Stuttgart im Krieg zerstört, Kopie auf dem Brandsteig)

Abnobae / Q(uintus) Antonius / Silo |(centurio) leg(ionis) I A/
diutricis et / leg(ionis) II Adiutri/cis et leg(ionis) III Aug(ustae)
/ et leg(ionis) IIII F(laviae) F(elicis) / et leg(ionis) XI C(laudiae)
P(iae) F(idelis) / et leg(ionis) XXII P(rimigeniae) P(iae) F(idelis)
D(omitiana) / v(otum) s(olvit) l(ibens) l(aetus) m(erito)²²

Der Abnoba. Quintus Antonius Silo, Hauptmann der Legio I adiutrix, Legio II adiutrix, Legio III Augusta, Legio IIII Flavia felix, Legio XI Claudia pia fidelis und der Legio XXII pia fidelis Domitiana hat sein Gelübde froh und freudig nach Gebühr eingelöst.

ABNOBAE

Q ANTONIVS

SILO > LEG I A²³

DIVTRICIS ET

LEG II ADIVTRI

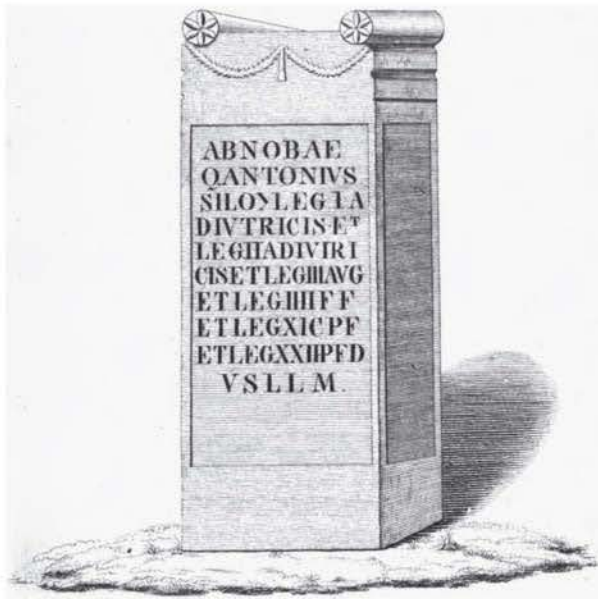
CIS ET LEG III AVG

ET LEG IIII F F

ET LEG XI C P F

ET LEG XXII P F D

V S L L M



W. Jahrb. 1825. 1. H. zu S. 74.

Abb. 5: Weihaltar von Brandsteig²⁴

Durch das Kinzigtal verlief von Straßburg (Argentorate) nach Rottweil (Arae Flaviae) und weiter zur Donau die Römerstraße, die im Jahr 74 n. Chr. unter Kaiser Vespasian unmittelbar nach der römischen Besetzung des oberen Neckargebiets gebaut wurde, und überschritt am Brandsteig die Passhöhe bei 693 m ü. NN. Dort stand eine „in ihrer Art einzigartige und eine der ganz seltenen Straßenstationen aus der Römerzeit in Baden-Württemberg“. „Eine dort liegende Quelle mit hoher Schüttung gab wahrscheinlich den Ausschlag, eine Straßenstation für den Pferdewechsel und vielleicht auch die Kontrolle des Verkehrs anzulegen“.²⁵

Warum Hauptmann Quintus Antonius Silo bei dieser mansio aufgrund eines Gelübdes den Weihstein aufstellen ließ und warum er sich der Abnoba verpflichtet fühlte, erfahren wir weder aus dieser noch aus den anderen Inschriften. Dass der Abnobastein als eine Beneficiärerweiheung des Antonius Silo zu verstehen sei, der zur „statio“ (Straßenstation) Brandsteig abkommandiert worden war, ist heute widerlegt.²⁶ Laut Kotterba sei er sicher nicht auf dem Brandsteig stationiert gewesen, „denn als Centurio war er zu hochrangig, um einem Straßenposten vorzustehen, auch wenn dieser an einer strategisch wichtigen Fernstraße lag“.²⁷ Außerdem bezeichnete sich Antonius Silo nicht als Beneficiärer.

Nach den bisherigen Funden spricht nichts für eine Nutzung des „Schänzles“ am Brandsteig als zivile Straßenstation. Seit 1842 ist hingegen sicher, dass es am Brandsteig mindestens ein Heiligtum gegeben hat.²⁸ Die Umfassungsmauer lässt an einen Tempelbezirk oder einen Gutshof denken. Als Belege für eine Deutung des Brandsteigs als Kultplatz dienen neben den zwei zusätzlichen Inschriftensteinen und dem 1983 gefundenen Merkkurrelief auch der Grundriss des seit 1842 bekannten Gebäudes, das an ein *sanctuarium* in der Art gallo-römischer Umgangstempel denken lässt, sowie die gefundenen bronzenen Hunde und ein bronzenener Ziegenbock.

Im Jahr 2013 wurden diese Überlegungen bestätigt. Mittels einer geophysikalischen Prospektion ist nun eindeutig ein Tempelareal mit mindestens sieben Tempeln vom Umgangstyp nachgewiesen und damit die Deutung eines Kontrollpostens widerlegt.²⁹



Abb. 6: Schänzle am Brandsteig (Foto Helmut Horn)

In christlicher Zeit wurde, wie oft an heidnischen Kultorten, ein heiliges Kreuz errichtet, dessen Stelle „darauf ein allgemeiner Zulauf, d.h. Ortsaufsuchung geworden ist und die Menschen dort hin zur täglichen Wallfahrt gepilgert sind“.³⁰ 1505 wurde deshalb eine Wallfahrtskapelle dort errichtet, die aber heute nicht mehr existiert.³¹

Friesenheim (Tempel der Göttin Diana Abnoba, römische Provinz Germania superior, Funddatum 1970, Datierung 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. bis 3. Jahrhundert)³²

Westlich der Bahnlinie und noch vor dem ehemaligen Kloster Schuttern zweigt nach Süden eine geteerte Straße zu einer „Römischen Siedlung“ ab. Nach 1,5 km kommt man im Gewann Bannstude zu einem beeindruckenden Abschnitt einer gepflasterten römischen Straße mit Fundamenten einer Raststation aus dem 2./3. Jahrhundert n. Chr. Die Anlage an der Römerstraße von Basel nach Mainz bildet einen Straßenknoten, wo nach Osten eine kleinere Straße rechtwinklig abzweigt. Die Fundstelle wurde 1970 vom vorbeifahrenden Zug aus entdeckt. Zwei Steingebäude, zwei Feuerstellen, ein Brunnen und zwei Brückenanlagen wurden freigelegt. Nebenbei wurden Spuren von Sickergruben, Abwasserkanälen, drei Holzhäusern, vorgeschichtliche Wohngruben und eine vorgeschichtliche Wasserschöpfstelle gesichert (La-Tène-, Hallstattzeit, Jungsteinzeit um 2000 v. Chr.). Stein- und Holzgebäude gehörten wohl zu einer Versorgungsstation, *mansio*, wie sie von den Römern entlang der Hauptstraßen angelegt wurden. Hier fand der Reisende Unterkunft und Verpflegung, dazu Einrichtungen für die wichtigsten Reparaturen.³³

Westlich der Straße beim Parkplatz steht ein rekonstruiertes Tempelchen der Diana Abnoba, in dem Teile einer Skulptur der Göttin gefunden wurden. „Ohne Zweifel gehört auch dieses



Abb. 7: Rekonstruktion der römischen Straßenstation von Friesenheim³⁴

kleine, einer Wegkapelle ähnliche Sanktuarium zur Straßenstation.“³⁵ „Den kleinen Kultbau hat man sich als einfache Fachwerkkonstruktion vorzustellen, die in ihrem Grundriß der Form eines griechischen Antentempels gleicht. Seine Wände stehen auf einem Sickerfundament, das ohne Mörtel zusammengefügt war. Das flache Satteldach bedeckten sogenannte Leistenziegel. Gegen Westen lag die Cella, das Heiligtum, in dem eine Figur der Göttin Diana Abnoba stand. Auch Reste anderer Götterbilder wurden in der Nähe gefunden.“³⁶

„Der Tempel öffnet sich zu der Stelle hin, wo von der großen Rheintal-Fernverbindung eine kleinere Straße rechtwinklig nach Osten zum Gebirge abzweigt. Das Kultbild der Abnoba blickt auf diese, nach römischer Zählweise, Dreiwegekreuzung (triviae) und in Richtung Schwarzwald.“³⁷

Pforzheim/Portus: (lateinische Weihinschrift auf einem Altar, römische Provinz Germania superior, Fundstelle bei Altstädter Kirche, Fundjahr 1909, Datierung 171–230 n. Chr., Aufbewahrung Pforzheim)

In h(onorem) [d(omus) d(ivinae) 3] / Abn[obae 3] / quae[stor(?)]³⁸

IN H [] / ABN [] / QVAE [] / []

Zu Ehren des göttlichen Kaiserhauses hat Quaestor³⁹ ? der Abnoba

Dieser der Abnoba geweihte Altar zeigt auf, wie wenig Text notwendig war, auch wenn uns der gesamte Text nicht erhalten ist, um aus einer Inschrift eine vollwertige Weihung zu



Abb. 8, 9: Skulptur (Abb. links) und Tempel (Abb. rechts) der Diana Abnoba bei Friesenheim. (Foto: Helmut Horn)

machen. Ähnliche Kurzinschriften finden sich auch zu Ehren anderer Götter.

Pforzheim: (Altar mit lateinischer Weihinschrift, römische Provinz Germania superior, Fundstelle Pforzheim Hagenschieß in der Villa Rustica, „Fohlenstallschlößchen“ im Schlosswald, bei Portus, Fundjahr 1832, Datierung 151–250 n. Chr., Aufbewahrung in Pforzheim, Kappelhof)

[— Ab]nob(a)e / [- A?]nulus / [& ⁴¹

[]NOBE / []NVLIVS / [/

Bad Cannstatt: (Altar mit lateinischer Weihinschrift, römische Provinz Germania superior, Fundstelle Bad Cannstatt bei Kastell, Fundjahr 1904, Datierung 2.–3. Jh. n. Chr., Aufbewahrung Württembergisches Landesmuseum, römisches Lapidarium)

Abnobae / sacrum / M(arcus) Proclinius / Verus stator / v(otum) s(olvit) I(ibens) I(aetus) m(erito) ⁴³

Der Abnoba geweiht. Marcus Proclinius Verus, Stator (hat den Altar aufstellen lassen und damit) sein Gelübde froh und freudig nach Gebühr eingelöst ⁴⁴

ABNOBAE
SACRUM
M PROCLINIUS
VERUS STATOR
V S L L M

Eine weitere Abnoba-Weihung ist nur unvollständig erhalten

A]bn[obae] / [s]a[crum] ⁴⁵



Abb. 10: Weihinschrift in Pforzheim ⁴⁰



Abb. 11: Weihaltar von Bad Cannstatt ⁴²

„Einer der wichtigsten Straßenknotenpunkte im römisch besetzten Südwestdeutschland war Bad Cannstatt. Hier kreuzten sich unter anderem die von Argentorate/Straßburg, Arae Flaviae (Rottweil) und Bad Wimpfen kommenden Straßen.“⁴⁶

„Vor dem Kastell Bad Cannstatt (Stuttgart) wählte Marcus Proclinius Verus für sein Abnoba-Denkmal die Stelle aus, an der beim rechten Lagertor mehrere Fernstraßen zusammenliefen. Hier befand sich wahrscheinlich auch die inschriftlich bezeugte Straßenstation.“⁴⁷ Es verwundert, dass der Schwarzwaldgöttin Abnoba noch in der Stuttgarter Region gedankt wurde, und so ist schon argumentiert worden, dass für die Römer der geographische Begriff des Schwarzwaldes bis hierher gereicht hätte. „Der Schlüssel zum Verständnis liegt aber in dem Begriff, mit dem Marcus Proclinius Verus seine militärische Funktion in der 500 Mann starken Cannstatter Reitereinheit (ala) bezeichnet, ‚stator‘.“ Laut Kotterba verberge sich unter dem Begriff des Stators nicht nur ein Unteroffizier für den Polizei- und Gerichtsdienst, sondern „zumindest in älterer Zeit hatte der stator eine weitere Funktion, der Statthalter in Mainz war der nächste Vorgesetzte des Cannstatter Kommandanten, zu dem regelmäßig Kontakt gehalten werden mußte. War erst der Schwarzwald überwunden, war für den Boten der weitere Weg nach Mainz leicht; Grund genug, bei der Rückkehr nach Cannstatt der Abnoba zu danken.“⁴⁸

Lahr (römische Provinz Germania superior, Fundort rechtes Ufer der Schutter in 2,3 m Tiefe im Osten von Lahr, Fundjahr 1894, Datierung?, Aufbewahrung?)

Dea[e Abnobae] ⁴⁹

Stettfeld (Gde. Ubstadt-Weiher, Krs. Karlsruhe) (lateinische Weihinschrift, „am Wege gegen Zeutern, beim sogenannten Schwedenbrunnen“, Fundjahr 1875, Datierung ? Aufbewahrung ?)

[D]jeana -A[bnoba] ⁵⁰

„Stettfeld, dessen Bedeutung als Straßensiedlung sich bereits 1866 durch den Fund eines Votivsteins für die quadruviae, die Vierweggöttinnen, angedeutet hatte und durch die neueren Ausgrabungen bestätigt wird, liegt an der Kreuzung wichtiger Fernverbindungen. Hier trifft die aus den Donauprovinzen in die obergermanische Provinzhauptstadt Mainz führende Straße auf die rechtsrheinische Route von Augst/Basel nach

Mainz. Eine weitere Straße kam wohl aus dem linksrheinischen Gebiet von Westen über Speyer nach Stettfeld.⁵¹

Karlsruhe (Sandsteinstatuette, römische Provinz Germania superior, Fundort am Albufer in Karlsruhe-Mühlburg, Fundjahr 1850, Datierung 101–250 n. Chr, Aufbewahrung Badisches Landesmuseum Karlsruhe)

Deae Abnoba(e) / Lucilius Moderatus v(otum) s(olvit)⁵²

DEAE ABNOBA(E)

LUCILIVS MODERATVS VS

Die Inschrift beginnt auf der Oberseite der Basis und ist auf der Vorderseite fortgeführt.

Die kopflose Statuette, die einen Pfeil aus dem Köcher zieht, mit einem Jagdgewand bekleidet und von einem Jagdhund mit einem Hasen im Maul begleitet ist, zeigt eine der griechischen Jagdgöttin Artemis und der römischen Diana ähnliche Jagdgöttin. Die Statue ähnelt der Abbildung im Tempelchen in Friesenheim und einer Bronzefigur, die heute im Museum des Beaux Arts in Lyon steht.

Beide Statuetten sind mit Chiton, Stiefeln und Köcher abgebildet

Diana und Abnoba:

Den Kelten war eine bildliche Darstellung von Göttern fremd. Als die Römer das Land besetzten, brachten sie ihre religiösen Vorstellungen mit. „Im Gegensatz zum monotheistischen Christentum gab es eine Vielzahl von Gottheiten, die für unterschiedliche Lebensbereiche zuständig waren und die man an ihrer Kleidung und für sie typischen Attributen erkennen konnte.“⁵⁵

„Die Einheimischen verehrten auch die Götter der Römer, da sie in den jeweiligen Wirkkräften der römischen Götter ihre eigenen Gottheiten wiedererkannten. Den antiken Vorstellungen nach war es nämlich möglich, Götter ihren Zuständigkeiten gemäß gleichzusetzen. Dieser Vorgang wird nach Tacitus (Germania 43) *interpretatio romana* genannt und hatte eine Romanisierung der Götterwelt der Kelten zur Folge.“⁵⁶

Diana war in der römischen Mythologie die Göttin der Jagd, des Mondes und der Geburt, Beschützerin der Frauen und Mädchen. Ihr entspricht in der griechischen Mythologie die Artemis. Als Varianten ihres Namens erscheinen auch *Iana*, *Deana*, *Diviana*.

Abgeleitet wird der Name von der indogermanischen Wurzel **dei-* mit der Bedeutung „glänzen“, „schimmern“, „schei-



Abb. 12: Abnoba von Karlsruhe⁵³



Abb. 13: Bronzestatuetten von Artemis/Diana⁵⁴

nen“, von der sich auch Götterbezeichnungen wie griechisch Dios (Διός) für Zeus und lateinisch Deus („Gott“) herleiten.

Diana war eine ursprünglich italische Gottheit. Ihr bedeutendstes Heiligtum (*Dianium*) befand sich bei Aricia am Nemi-see in den Albaner Bergen. Auffällig ist, dass sämtliche Weihungen aus der Zeit der Republik außerhalb der römischen Stadtgrenzen im religiösen Sinn liegen. Man hat das dahingehend interpretiert, dass Diana sich darin als eine Gottheit der Wildnis und des „Draußen“ erweist. Als Göttin der Wildnis wurde sie zusammen mit Silvanus verehrt und als Gottheit der Grenze (zwischen Wildnis und Zivilisation) von den an den Grenzen stationierten Truppen.

In der Kaiserzeit finden sich Kultstätten der Diana im gesamten Reich, wobei „Diana“ hier häufig die Interpretatio Romana einer lokalen Gottheit ist. So steht Diana z. B. für die syrische Göttin von Hierapolis, für Abnoba oder die Berggöttin Arduinna bei den Kelten.⁵⁷ Berge und Hügel stellte man sich als Sitz von göttlichen Wesen vor. So gibt es auch noch andere Berggottheiten wie Deus Vosegus, dem Gott der Vogesen, oder Apollo Alpinus oder Mars Carrus (vom alteuropäischen *carr* für *Stein*).

Diana erhielt jedoch im Laufe der Zeit noch mehr Funktionen. So übernahm sie von ihrem Bruder Apollo auch den Schutz der Heilquellen. Mag dies ein Grund für die Weihung in Badenweiler gewesen sein? Vielleicht stand ursprünglich auf dem Sockel der Inschrift eine Statue dieser Gottheit. (s. Abb. 3) In Badenweiler wurde Kinderlosigkeit geheilt, die Frauenabteilung war nicht kleiner als die der Männer. So könnte es sein, dass Abnoba in der Therme von Badenweiler als Fruchtbarkeitsgöttin verehrt wurde.

„In Rom und Italien war die Verehrung der Diana als Straßen- und Weggöttin unter der Gestalt der Diana Trivia weit verbreitet.“⁵⁸ Laut Kotterba bezeugen zudem antike Schriftsteller die Wesensgleichheit der Diana und Trivia. „Trivia Diana est“ erkläre schon Marcus Terentius Varro, Verfasser des etymologischen Wörterbuchs *De lingua latina* im ersten Jahrhundert v. Chr. und begründe dies damit, dass sie schon in den griechischen Städten an Dreizegkreuzungen verehrt worden sei. Wie die Diana Abnoba für den Schwarzwald habe die Diana Trivia als Straßengöttin in Italien landschaftsgebundene Aufgaben gehabt.⁵⁹ „In römischen Kartenwerken gehören die Ortsnamen ‚ad Dianam, Diana bzw. Dianae‘ mit zu den im gesamten römischen Reich am häufigsten wiederkehrenden Bezeichnungen für Straßenstationen.“ Er zeigt somit in seiner Publikation auf, dass Abnoba, die „Diana des

Schwarzwaldes“, offenbar vor allem als Schutzherrin der Straßen und der Wegekreuzungen verehrt worden war, da „zehn von elf bisher bekanntgewordenen Denkmälern“⁶⁰ der Diana Abnoba an wichtigen Fernstraßen, an Verkehrsknotenpunkten, auf Pässen, in Straßensiedlungen und Straßenstationen entdeckt wurden.⁶¹

An der Brigachquelle bei St. Georgen im Schwarzwald wurde eine Statue gefunden, worauf ein Hirsch, eine Hase und ein Vogel zwischen Menschenköpfen abgebildet ist. Diese wird gerne mit der Diana Abnoba in Verbindung gebracht und daraus gefolgert, dass Abnoba auch als Beschützerin des Waldes, des Wildes und der Quellen verehrt wurde. Jedoch ist die Zuweisung der Statue bis jetzt nicht gesichert und damit die Schlussfolgerung Spekulation. Interessant ist hingegen schon, dass am Ursprung der Donau im Mons Abnobae eine bildliche Darstellung gefunden wurde.

Mons abnobae

Kehren wir damit zum Ursprung unserer Betrachtungen über Abnoba zurück, die mit der Erwähnung des *Mons abnobae* bei Plinius und Tacitus begannen. Hatten beide noch das Gebirge, in dem die Donau entsprang, als das Abnoba-Gebirge beschrieben, war es von Ptolemäus weiter nach Norden verschoben worden.

Mit dem Zerfall des römischen Reiches trat nun auch eine neue Bezeichnung des Gebirgszuges auf, „eben jene des Schwarzwaldes, wie es erstmals in einer St. Galler Urkunde von 868 heißt“. St. Gallen hatte Besitz „in saltu *Svarzwald*“, in diesem Fall im Breisgau; erstmals kommt der Name in seiner deutschen Form hier vor. „Als *Nigra Silva* begegnet er uns in der Folgezeit oftmals in lateinischen Urkunden, so erstmals in einer Fälschung zum Jahr 763.“⁶² Damit wurde bis zu den Funden von Mühlenbach und am Brandsteig diskutiert, ob wirklich mit *Mons abnobae* der Schwarzwald gemeint sein könnte. Das darf nach den oben genannten Funden als gesichert gelten, Plinius und Tacitus hatten also Recht. Der heute so benannte Schwarzwald war das Gebirge (Mons) der Abnoba. Welche ursprüngliche Bedeutung Abnoba bei der vorrömischen und damit keltischen Bevölkerung hatte, konnte aufgrund völligen Fehlens keltischer Zeugnisse noch nicht erschlossen werden. Tiefergehende Darstellungen im Internet oder in esoterischer Literatur sind somit reine Fantasie. Aber vielleicht kommen wir durch linguistische Erschließung ihrer Bedeutung noch etwas näher.

Abnoba aus linguistischer Sicht

Der Name Abnoba wurde schon mehrmals versucht zu deuten.

In überlieferten und modernen keltischen Sprachen findet sich Altirisch *a(u)b* [n f] für *Fluss*, Irisch *abhainn* id., Alt Cornisch, Mittelbretonisch *auon* (**abonā*) id., Bretonisch *aven* id., Walisisch *afon* [f] id. und vielleicht auch im Lateinischen *amnis* (**abnis* oder **apnis*).^{63, 64, 65}

In England gibt es fünf Flüsse, in Schottland drei und in Wales einen Fluss mit Namen *Avon*,⁶⁶ in Irland mehrere Flüsse wie *Avonmore* (Irish: *Abhainn Mór* = *großer Fluss*), in Frankreich vier Orte mit Namen *Avon* an Flüssen und Ptolomäus erwähnt Αβον an der Mündung des Humber.⁶⁷

Geht man davon aus, dass *Abnoba* aus dem Keltischen stammt, ist schnell offensichtlich, dass die protokeltische Wurzel **ab-* für *Wasser/Fluss* in dem Wort enthalten ist. Dies führte zu Spekulationen, ob das Ende des Wortes von **nobh* für *Nässe/Nebel*⁶⁸ oder **noib* für *heilig* abgeleitet ist. *Heiliges Wasser* würde zwar ganz gut für Badenweiler passen, aber Ziegler weist darauf hin, dass eine Herleitung aus *aba-noiba* linguistisch nicht korrekt ist.⁶⁹

Der aktuelle Stand der linguistischen Wissenschaft erklärt *Abnoba* folgendermaßen:⁷⁰

Da lateinisch *mons* ein Maskulinum ist, kann *Abnovae/Abnobae* nur als Genitivattribut bestimmt werden. Es handelt sich also um ein feminines Substantiv *Abnova/Abnoba*. Man hat schon lange gesehen, dass dem Namen *Abnova/Abnoba* das keltische Wort für *Fluss* zugrunde liegt. Das Nebeneinander von (b) bzw. (β) und (v) bzw. (ou) beim gleichen Suffix findet man auch in anderen Belegen für keltische Orts-, Personen- oder Völkernamen in lateinischen und griechischen Nebenüberlieferungen (z. B. *Ausova/Ausoba/Ἀυσόβα*).

Das Durcheinander in der Schreibung beruhe darauf, dass durch einen Aussprachewandel altes (b) mit altem *u* zusammengefallen sei. Die ursprüngliche gallische Form dürfte also *abnoya* gewesen sein, das Suffix **uo-/ya*. Dieses Suffix diene häufig zur Bildung von Toponymen wie *Nassova/Ossonoba* etc. Das -o vor dem Suffix sei als Kompositionsfugenvokal zu beurteilen, sodass sich nun die schwundstufige Kompositionsform zu einem keltischen Wort **abō(n)* = „*Fluss*“ sich gehörig erklären lässt. Somit dürfte *abnoya* als Bezeichnung für den Schwarzwald etwa „*die durch Flüsse charakterisierte/flussreiche (Gegend)*“ bedeutet haben oder, weil die Donau hier entspringt, „*die durch einen besonderen Fluss charakterisierte (Gegend)*“.

Im Dictionnaire de la langue gauloise wird **abona*, *abu-* mit *Fluss* übersetzt,⁷¹ im Etymological Dictionary of Proto-Celtic **abon-* ebenfalls mit *Fluss* gleichgesetzt.⁷²

Bláček und Šeřčík⁷³ beschreiben im neuesten Artikel der Sprachforschung auch nochmals die alten Erwähnungen und Spekulationen (z. B. Holder 1896: *Flusswald*) und die Begründung für die substantivische Herleitung aus einem altkeltischen **abō* für *Fluss*. Das Suffix ordnen sie dem Instrumentalis Plural und damit einer Form **abn(o)b^{ho}* zu. Das lateinische *mons Abnoba*/*Abnobe* dürfte somit eine Adaption des keltischen **moniōs abnobi* für *Berge reich an Flüssen*⁷⁴ gewesen sein. Sie schlussfolgern, dass Gebirge nicht nur mit den Eigenschaften des Gebirges charakterisiert werden, sondern auch als Quellgebiet von wichtigen Flüssen, im Falle von *Abnoba* mit den Oberläufen des für das Alte Europa größten bekannten Stromes, die Donau.

Dem aufmerksamen Leser dürfte nicht entgangen sein, dass die linguistische Deutung von *Abnoba* sich nur auf die Ortsbezeichnung *Mons abnoba* bezieht und die Göttin *Abnoba* ausklammert. Steigen wir also noch ein bisschen tiefer in die Linguistik ein.

„Für das Konzept Wasser ist im Protoindogermanischen – wie auch für Feuer und evtl. einige andere Naturphänomene – eine semantische Differenzierung zwischen unbelebter Substanz und belebtem Wesen anzusetzen“.⁷⁵ So ist für den Begriff *Wasser* ein neutrales Nomen zur Bezeichnung der *Substanz Wasser* belegt (protoindogermanisch **wod-r/*uden*, protokeltisch **ud-es-kyo*, altirisch *uisce*, deutsch *Wasser*)^{76, 77}. Für das altindoeuropäische Wort **ab-* oder **āp-* nimmt man an, dass es *die Wasser* bedeutete, die als handelnde Wesen und daher als natürliche Kräfte mit religiösem Charakter angesehen wurden.⁷⁸ Der Begriff *Abnoba* hatte also nicht nur einfach mit Flüssen zu tun, sondern mit den spirituellen Kräften des Wassers. Nimmt es uns Wunder, dass die Kelten den Quellen der Donau, des Flusses, den die indoeuropäischen Auswanderer aus ihrem Ursprungsgebiet aufwärts gewandert waren, eine religiöse Bedeutung beimaßen?

Noch zwei weitere Göttinnen tragen dieselbe Wortwurzel **ab-*. In Portugal wurde eine Inschrift der *Abna* in Santo Trison entdeckt wurde, in Österreich in St. Peter in Holz hat ein Mann mit keltischem Namen Albanus die *Abiona* gewürdigt.⁷⁹

Am bekanntesten aber ist *Abano*, das wegen seiner heißen Mineralquellen (Abano Terme) auch aus dem Schwarzwald viel besucht wird. Dahinter steckt der alte venetische Gott *Aponus* der Heilquellen. Den Römern waren die Thermalquellen als

Fons Aponi (Quelle des Gottes Aponus, der den Schmerz nimmt) oder *Aquae Patavinae* ebenfalls bekannt. Die Quellen wurden intensiv genutzt und mit Badeeinrichtungen versehen, zu denen Patienten aus ganz Italien strömten.⁸⁰

Da es immer schwer ist, linguistisch die reine Wahrheit zu finden, so dürfte damit doch gesichert sein, dass Abnoba die Göttin jener Berge gewesen ist, die reich an Flüssen oder als Donauursprung bekannt waren. Und die Quellwasser müssen eine spirituelle Bedeutung besessen haben.

Und damit kehren wir noch einmal zurück zum Relief an der Brigachquelle bei St. Georgen.



Abb. 4: Relief an der Brigachquelle⁸¹

Das Original ist im Heimatmuseum von St. Georgen zu sehen, eine Kopie im Franziskanermuseum in Villingen-Schwenningen. Es wurde 1888/89 bei der Erneuerung des Küchengewölbes im Hirzbauernhof in Brigach gefunden. Auf der Steinplatte sind ein Hirsch, ein Hase, ein Vogel und drei Köpfe zu sehen. Es gibt verschiedene Deutungen der Figuren, auf die hier nicht eingegangen werden soll. Da der Stein aber keine Inschrift trägt und auch die Darstellung der mittleren Figur keine Ähnlichkeit mit anderen Diana-Abnoba-Darstellungen aufweist, kann der Stein Abnoba nicht sicher zugeordnet werden. Er unterstreicht nur die religiöse Bedeutung der Brigachquelle als wichtigste und auch am einfachsten zu erreichende Donauquelle.

Abnoba aus keltischer Sicht⁸²

Vergegenwärtigen wir uns, wie die Kelten gedacht und gehandelt haben. Auf diesen Aspekt ist man bisher in archäologischen Veröffentlichungen kaum eingegangen.

Wasser-, Fluss- und Quellgöttinnen waren ein Teil des keltischen Götterspektrums; dafür gibt es Belege im britischen, irischen und gallischen Gebiet.⁸³ Die zahlreichen Objekte, die

man in Flüssen, Seen und Mooren von der Bronzezeit aufwärts entdeckt hat, sind eindeutig als Weihgaben (Votivgaben) zu verstehen. Sie gehören zu einem Komplex von Riten mit dem Ziel, die Gottheiten zu ehren, die an Wasserplätzen residieren. Votivgaben (von lat. *votum*) sind aufgrund eines Gelübdes als symbolisches Opfer, insbesondere für die Rettung aus einer Notlage, und häufig an einer kultischen Stätte dargebrachte Gegenstände.⁸⁴

In keltischem Sprachgebiet ist die Vergöttlichung des Wassers durch eine Vielzahl an Flüssen, Quellen und Brunnen bezeugt, deren Namen *göttlich* oder *Göttin* beinhaltet. Die keltische Mythologie aus Irland führt uns am besten vor Augen, was die Menschen in jener Zeit dachten, und sie erinnert an den Glauben an eine weibliche Gottheit, die im Wasser wohnt und es beschützt.

Etliche Studien haben gezeigt, dass das Ablegen von Artefakten an wasserverbundenen Orten ein weitverbreiteter Brauch ab der Bronzezeit bis in die galloromanische Zeit war und dass es eine spezielle Bedeutung hatte, was die Menschen in Flüssen, Seen und Mooren ablegten. Denn dies geschah nicht zufällig, und die heute gefundenen Gegenstände waren auch nicht einfach damals verloren worden.

Die Archäologie hat nachgewiesen, wie in galloromanischer Zeit an wasserverbundenen Orten gehuldigt wurde. Die Pilger kamen zu den Quellen, um ihre Schmerzen zu lindern und beteten zu der Gottheit, die die heilenden Wasser bewohnte. Das Interessante ist, dass die religiösen Riten zwei Stadien umfassten. Kranke Pilger mussten erst zu der Stätte kommen, um die Gottheit anzurufen und einen Vertrag mit ihr zu schließen. Ein Geschenk wurde dabei der Gottheit mit dem Ziel vermacht, ihr Wohlwollen zu erreichen. Sogenannte Ex-votos („wegen eines Gelübdes“) wurden beim ersten Besuch bei dem Heiligtum abgelegt. Es gab verschiedene charakteristische Ex-Votos, aus denen man die Natur und die Eigenschaften der Gottheit ableiten kann. Leider fehlen diese bei Abnoba oder wurden bisher nicht beachtet. So gab es z. B. Kaolinstatuetten bei Schutzgottheiten und Abbildungen von kranken Körperteilen bei heilenden Gottheiten. Indem der Pilger eine Darstellung des erkrankten Körperteils den Händen der Gottheit überließ, hoffte er auf eine Heimkehr ohne Schmerz oder Krankheit. Diese anatomischen Ex-votos unterschieden sich von denen, die man nach Erfüllung des Gelübdes opferte.

Um der Gottheit zu danken, kehrten die Pilger zur Opferstelle zurück und opferten ein anderes Geschenk der Gottheit: ein Juwel, eine Münze, eine Vase oder eine Widmung, zum

Beispiel einen epigraphischen Altar oder Weihstein, die mit der abgekürzten Votivformel VSLM (v[otum] s[olvit] l[ibens] m[erito], „hat sein Gelübde gerne eingelöst“) endete. Diese Phrase zeigte an, dass das Gelübde erfüllt wurde und drückte die aufrichtige Dankbarkeit des Widmenden aus.

Gallische und britische Wassergottheiten waren wohl eher für die Heilung zuständig, irische für Weisheit, Dichtkunst, Hellsehen und esoterisches Wissen.⁸⁵

Nur die großen Ströme wie Rhein (Rhenos) und Donau (Danuvios) wurden von männlichen Göttern bewohnt, die anderen Wassergottheiten waren weiblich. Flüsse wurden als Mütter angesehen, die die Felder fruchtbar machten und das Vieh und die Menschen ernährten.

Abnoba aus heutiger Sicht

Abnoba war eine auf den Schwarzwald regional begrenzte Göttin. Unklar ist, ob sie dem Mons Abnobae ihren Namen gab oder dieser ihr. Ihr Name deutet auf eine Verbindung zum Wasser hin, sodass die einzig gesicherte Funktion in keltischer Zeit als Wassergöttin anzunehmen ist, wobei wir aber nicht wissen, ob Quell- oder Flussgöttin, ob Heilgöttin für körperliche Beschwerden oder Muttergöttin. Hochwahrscheinlich gibt es einen Bezug zu den Quellflüssen der Donau.

Obwohl Berggottheiten Personifizierungen bestimmter Berge sind und dies bei dem Begriff Mons Abnobae naheliegender wäre, ohne belegte Opferplätze in den Höhenlagen, ohne Gipfelheiligtum und schon aufgrund ihres Namens stellt Abnoba keine Berggöttin dar.

Die oft beschriebene Funktion als Schutzpatronin oder Beschützerin von Wald, Wild „und all derjenigen Personen, die sich in ihr aufhielten“⁸⁶, dürfte, wenn überhaupt, eher der Eigenschaften der römischen Diana zuzuordnen sein. Meines Erachtens ist es nicht sehr glaubwürdig, dass römische Soldaten so ängstlich waren, dass sie der Abnoba für eine gesunde Durchquerung des Schwarzwaldes einen Weihealtar stifteten. Vor allem da der Schwarzwald damals befriedet war. Da die Archäologie keine der Abnoba zuordenbare Ex-votos vorweisen kann und gefundene Inschriften keine Auskunft über ihren Schutz oder Heilkraft geben, können wir auch keine genaueren Rückschlüsse auf ihre damalige Funktionen ziehen. Wir können sie nur erahnen.

Wenn man ihre Eigenschaft auf die Schutzherrin der Straßen und Wegkreuzungen reduziert, wird man mit Sicherheit ihrer Bedeutung in der damaligen Bevölkerung nicht gerecht.

Wobei man auf jeden Fall differenzieren muss, was Kelten, Galloromanen und Römer in ihr sahen. Je romanisierter die Bevölkerung wurde, desto mehr verschob sich die Funktion der Abnoba von einer keltischen Wassergöttin zu einer römischen Diana. Ohne weitere Funde wird das Geheimnis der Abnoba nicht vollständig gelüftet werden können.

Anmerkungen

- 1 Siehe auch: Fickler, C. B. A: Die Donauquellen und das Abnoba-Gebirg der Alten, Karlsruhe, 1840.
- 2 Plinius, *Naturalis historia*, IV 79.
- 3 Rauracum = Basel-Augst.
- 4 Übersetzung Egon Gottwein, Speyer.
- 5 Ptolemaios *Geographia*: II, 11.7 und 11.8–9.
- 6 Wohl die Kleinen und Weißen Karpaten.
- 7 CIL (*Corpus inscriptionum latinarum*, <http://cil.bbaw.de>) XIII 5334, CIL XIII 5337; EDCS-ID (Epigraphik-Datenbank Clauss-Slaby, http://db.edcs.eu/epigr/epi_de.php): EDCS-10800739; HD001803 (Epigraphische Datenbank Heidelberg, <http://edh-www.adw.uni-heidelberg.de/home>); <http://www.ubi-erat-lupa.org/monument.php?id=8314>.
- 8 <http://edh-www.adw.uni-heidelberg.de>.
- 9 <http://arachne.uni-koeln.de>.
- 10 Seitz, Gabriele: Badenweiler, ein römisches Heil- und Kurbad. In: D. Planck (Hrsg.): *Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau*, 2005, 365.
- 11 Heinz, W: Der Altar der Diana Abnoba in Badenweiler. In: *Archäologische Nachrichten aus Baden*, Heft 27 (1981) 13f.
- 12 Beck, Noémie: *Goddesses in Celtic Religion*, Université Lumière Lyon 2, 2009, 206. http://theses.univ-lyon2.fr/documents/lyon2/2009/beck_n/download.
- 13 Heinz, W: Der Altar der Diana Abnoba in Badenweiler. In: *Archäologische Nachrichten aus Baden*, Heft 27 (1981) 15.
- 14 Seitz, Gabriele: Badenweiler, ein römisches Heil- und Kurbad. In: D. Planck (Hrsg.): *Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau*, 2005, 366.
- 15 CIL XIII 6283 = D 03915; EDCS-ID: EDCS-11000291; HD036912.
- 16 Übersetzung auf der Infotafel beim Altar in Mühlenbach.
- 17 Beck, Noémie: *Goddesses in Celtic Religion*, 2009, 205.
- 18 Widerspruch zu Kotterba, der auch den Mühlenbacher Fund der Römerstraße zuordnet. Ebenso vertritt er eine andere Meinung zur Namensdeutung. „Wie an der Art seiner Namensnennung zu erkennen ist, war Cassianus von einfacher Herkunft und besaß jedenfalls nicht das römische Bürgerrecht. Zu dieser Zeit war es jedoch kein Widerspruch, daß andererseits die sorgfältig gestaltete Inschrift und die geläufige Art, in der Cassianus die auf einer privaten Weihinschrift gar nicht notwendige offizielle Konsuldatierung verwendete, auf einen in Verwaltungsdingen Kundigen verweisen.“ In: Kotterba, M.: *Archäologische Nachrichten aus Baden*, Heft 55: *Diana Abnoba – Göttin des Schwarzwaldes und seiner Straßen*, 1996, 11.
- 19 CIL 13, 06356 = AE 1898, 00023; HD022196; EDCS-ID: EDCS-11000368; F. Haug – G. Sixt: *Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs*. 2. Aufl. Stuttgart 1914, 176–177, Nr. 99; <http://www.ubi-erat-lupa.org/monument.php?id=7939>.
- 20 Zeile 3 (Ende): ursprünglich vielleicht IV-Ligatur; das erste S steht klein über dem V, das zweite S rechts oberhalb des V.
- 21 „Ein Rötenerger Bauer vermauerte ihn in seinem Haus, allerdings so, dass die Inschrift gut zu lesen war. Angeregt durch eine von Pfarrer Rüdiger in Fluorn erstellte Abschrift verbrachte man den Stein ins Stuttgarter Lapidarium“, s. Anm. 24.

- 22 CIL 13, 06357 = D 03914 = AE 1984; HD036911; EDCS-ID: EDCS-11000369; <http://www.ubi-erat-lupa.org/monument.php?id=7688>.
- 23 Das Zeichen > bedeutet Centurio.
- 24 Memminger, J. D. G. (Herausgeber): Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie, Jahrgang 1825, erstes Heft, Stuttgart und Tübingen, 1826, 72–78.
- 25 Seidel, Ute, Archäologin im Regierungspräsidium Freiburg, in <http://www.archaeologie-online.de/magazin/nachrichten/archaeologen-erkunden-die-roemische-strassenstation-aichhalden-24522/>.
- 26 Wulfmeier, Johann-Christoph: Das Schänzle auf dem Brandsteig – ein Beneficiarierposten im mittleren Schwarzwald? In: Rom und die Provinzen – Mainz 2001, 179–187.
- 27 Kotterba, M.: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 55: Diana Abnoba – Göttin des Schwarzwaldes und seiner Straßen, 1996, 13.
- 28 Dito.
- 29 Osten-Woldenburg, Harald von der; Seidel, Ute; Tränkle, Florian; Tränkle, Ute: Neues aus „claßischem Boden“ – Ein römischer Tempelbezirk am „Brandsteig“ bei Aichhalden-Rötenberg. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 4/2013, 42. Jahrgang, 208–212.
- 30 http://www.online-rathaus.de/redsyst20/redsyst_artikel.php4?key=aichhalden&art_id=1432, 500 Jahre Tauf- und Wallfahrtskapelle Brandsteig, Übertragung aus dem Original-Urkundentext von 1505: „Alle Christ gläubigen Menschen wussten, dass an der Stelle des heiligen Kreuzes auf dem Brandsteig viele Bewirkungen des Allmächtigen geschehen sind. Darauf ein allgemeiner Zulauf, d.h., Ortsaufsuchung geworden ist und die Menschen dort hin zur täglichen Wallfahrt gepilgert sind. Für diese göttlichen Wirkungen sollte unser Schöpfer und Erlöser zu allen Zeiten billig gelobt werden. Deshalb wurde beschlossen, (im Jahr 1505) eine Kapelle (zu bauen), die durch Spenden der Wallfahrer an dieser Stätte, errichtet wurde.“
- 31 Wenn ein Heiligtum auf dem Brandsteig, als einem der wichtigsten Straßenpässe im Schwarzwald, in galloromanischer Zeit stand, in dem die Abnoba verehrt wurde, muss man davon ausgehen, dass schon in vorrömischer Zeit diese Quelle auf dem Pass eine besondere Bedeutung hatte. Warum sollte sich dann nicht ein Name in unsere heutige Zeit übertragen haben? So wäre es möglich, dass „Brand“steig nichts mit Brandrodung zu tun hat, sondern eine abgeschliffene Form des keltischen Wortes *brevant* = *Brunnen* darstellt, also der *Brunnensteig*.
- 32 <http://www.ubi-erat-lupa.org/monument.php?id=8314>.
- 33 Infotafel an der „Römischen Siedlung“ in Friesenheim.
- 34 Dito.
- 35 Fingerlin, Gerhard: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamts: Zwei römische Straßenstationen im südlichen Oberrheintal, 5. Jahrgang, Jan.–März 1976, 27.
- 36 dito.
- 37 Kotterba, M.: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 55: Diana Abnoba – Göttin des Schwarzwaldes und seiner Straßen, 1996, 9.
- 38 CIL 13, 11721; HD036475; EDCS-ID: EDCS-12600023; K. Kortüm, Portus – Pforzheim. Untersuchungen zur Archäologie und Geschichte in römischer Zeit, Sigmaringen 1995, 128, Nr. 16; Taf. 13. – AE 1995.
- 39 Quaestor ist die Amtsbezeichnung des niedrigsten Amtes in der römischen Ämterlaufbahn.
- 40 <http://db.edcs.eu>.
- 41 CIL 13, 06332; HD036496; AE 1995; K. Kortüm, Portus: Pforzheim. Untersuchungen zur Archäologie und Geschichte in römischer Zeit, Sigmaringen 1995, 140–141, Nr. 64.
- 42 <http://db.edcs.eu/epigr>.
- 43 CIL 13, 11746 = D 09269 = AE 1906, 00059, HD021773; EDCS-ID: EDCS-12700249; D. Planck (Hrsg.), Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau, 76, Abb. 63; <http://www.ubi-erat-lupa.org/monument.php?id=7420>.
- 44 Übersetzung: Landesmuseum Württemberg: Das römische Lapidarium als außerschulischer Lernort, 45.
- 45 CIL 13, 11747, HD036851; EDCS-ID: EDCS-12700250; <http://www.ubi-erat-lupa.org/monument.php?id=7938>.

- 46 Landesmuseum Württemberg: Das römische Lapidarium als außerschulischer Lernort, 8.
- 47 Kotterba, M.: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 55: Diana Abnoba – Göttin des Schwarzwaldes und seiner Straßen, 1996, 14.
- 48 Dito
- 49 CIL 13, 11710; EDCS-ID: EDCS-12600011.
- 50 Kotterba, M.: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 55: Diana Abnoba – Göttin des Schwarzwaldes und seiner Straßen, 1996, 9.
- 51 Dito.
- 52 CIL 13, 06326; HD036869; EDCS-ID: EDCS-11000335;
- 53 <http://web.rgzm.de>, Abb. nach Planck 2005.
- 54 Beck, Noémie: Goddesses in Celtic Religion, 2009. Bild von Musée des Beaux-Arts of Lyons. LIMC, II.2, 603,n°85.
- 55 Landesmuseum Württemberg: Das römische Lapidarium als außerschulischer Lernort, 18.
- 56 Landesmuseum Württemberg: Das römische Lapidarium als außerschulischer Lernort, 21.
- 57 Sämtliche Definitionen aus <http://de.wikipedia.org/wiki/Diana>.
- 58 Kotterba, M.: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 55: Diana Abnoba – Göttin des Schwarzwaldes und seiner Straßen, 1996, 6.
- 59 Kotterba, M.: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 55: Diana Abnoba – Göttin des Schwarzwaldes und seiner Straßen, 1996, 10.
- 60 S. Weihstein Mühlenbach. Das dürfte somit nicht ganz stimmen.
- 61 Kotterba, M.: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 55: Diana Abnoba – Göttin des Schwarzwaldes und seiner Straßen, 1996, 6.
- 62 Vortrag von Prof. Dr. Hansmartin Schwarzmaier, Karlsruhe, am 28.4.2006 über „Die Verkehrswege im nördlichen Schwarzwald im Verlauf seiner Erschließung im Hochmittelalter“.
- 63 Matasovic, Ranko: Etymological Dictionary of Proto-Celtic, Leiden, Brill 2009, 24.
- 64 Delamarre, Xavier: Dictionnaire de la langue gauloise, Paris 2003, 29+30.
- 65 Villar, Francisco: A further dialectal variant of the Indo-European word *āp-* «water/river». In Indogermanische Forschungen, Band 102, 1997, 84–107.
- 66 [http://en.wikipedia.org/wiki/River_Avon_\(disambiguation\)](http://en.wikipedia.org/wiki/River_Avon_(disambiguation)).
- 67 Blázek, Václav & Šefčík, Ondřej: Oronyms derived from water, *Mons Abnoba* and Haraitī. In: Historische Sprachforschung/Historical Linguistics, 124. Bd., 2011, 241.
- 68 <http://www.celtoi.net/celtoipedia/index.php5?title=Abnoba>.
- 69 Ziegler, Sabine, Lehrstuhl für Indogermanistik, Universität Jena: Schriftwechsel März 2013: „Sprache unterliegt immer genauen Regeln, die natürlich jeweils von Sprache zu Sprache verschieden sein können. Man kann aber eben nicht, auch wenn das viele denken, einfach mal Vokale oder Konsonanten verschwinden lassen.“ „1. Es gibt bestimmte Kompositionstypen, die nach bestimmten Mustern gebildet werden. Wenn Sie also ein Kompositum ab-noiba „heiliges Wasser“ annehmen, müssen Sie erklären, warum der sonst immer stehende Kompositionsfugenvokal (meist -a- und -o-, aber auch -i- oder -u-) hier fehlt: Die korrekte Form müsste, da das Wort für ‚Fluss‘ ein n-Stamm ist, abno-noiba oder aban-noiba lauten. 2. In dieser Zeit gab es keine Vokalsynkope, die zu ab-noiba hätte führen können. 3. Ein Kompositum mit dem Inhalt ‚heiliges Wasser‘ sollte noibo-abon- (dies wäre wohl kontrahiert zu noibabon-) wörtlich ‚Heiligwasser‘ lauten. 4. Es gibt keine Regel in den altkeltischen Sprachen, nach der aus einer Form noiba eine Form noba wird: Dies wäre eine sonst völlig unbezeugte Monophthongierung von oi zu o und somit eine unhaltbare ad-hoc-Annahme.“
- 70 Ziegler, Sabine: Bemerkungen zum keltischen Toponym *Abnova/Abnoba* in: Historische Sprachforschung/Historical Linguistics, 116. Bd., 2. H. 2003, 290–294. Teilweise sind die Erklärungen wörtlich übernommen.
- 71 Delamarre, Xavier: Dictionnaire de la langue gauloise, Paris 2003, 29.
- 72 Matasovic, Ranko: Etymological Dictionary of Proto-Celtic, Leiden, Brill 2009, 24.
- 73 Blázek, Václav & Šefčík, Ondřej: Oronyms derived from water, *Mons Abnoba* and Haraitī. In: Historische Sprachforschung/Historical Linguistics, 124. Bd., 2011, 239–249.
- 74 Dito, im englischen Original steht „range [rich on] rivers“.
- 75 Lucht, Martina: Der Grundwortschatz des Altirischen, Bonn 2007, 417.

- 76 Matasovic, Ranko: *Etymological Dictionary of Proto-Celtic*, Leiden, Brill 2009, 395.
- 77 Lucht, Martina: *Der Grundwortschatz des Altirischen*, Bonn 2007, 416.
- 78 Delamarre, Xavier: *Dictionnaire de la langue gauloise*, Paris 2003, 30.
- 79 Beck, Noémie: *Goddesses in Celtic Religion*, 2009, 204; <http://www.ubi-erat-lupa.org/monument.php?id=4881>.
- 80 http://de.wikipedia.org/wiki/Abano_Terme
- 81 Aus <http://www.donauquelle.de/brigachquelle.pdf>.
- 82 Beck, Noémie: *Goddesses in Celtic Religion*, 2009, 335 f.
- 83 Alle nachfolgenden Erklärungen sind inhaltlich übernommen oder wörtlich übersetzt aus: Beck, Noémie: *Goddesses in Celtic Religion*, 2009.
- 84 <http://de.wikipedia.org/wiki/Votivgabe>.
- 85 „As the numerous water sanctuaries, votive offerings and anatomic ex-votos indicate, Gaulish and British water-goddesses perform functions of healing, while Irish water-goddesses are related to wisdom, poetry, clairvoyance and esoteric knowledge. The name of the goddess of the River Marne, Matrona (‘Mother’), indicates that the water-goddess was also envisaged as a mother purveying fertility. Proto-historic ‘coffin-pirogues’ enclosing corpses of dead people, discovered in several Gaulish rivers, notably the Marne, point to a funerary character. This proves that the essence of the water-goddess was ambivalent. Having both a life-giving and funerary dimension, she could heal and grow the crops, as well as accompany the dead in their voyage to the otherworld, probably bringing them to be reborn in the afterlife. Therefore, the water-goddess has potent regenerative functions and represents the eternal cycle of life and renewal.“
- 86 [http://arachne.uni-koeln.de/arachne/index.php?view\[layout\]=objekt_item&search\[constraints\]\[objekt\]\[searchSeriennummer\]=221996](http://arachne.uni-koeln.de/arachne/index.php?view[layout]=objekt_item&search[constraints][objekt][searchSeriennummer]=221996) zu Weihaltar der Diana Abnoba in Bad Cannstatt.

Das Bildungsangebot in der Schulstadt Offenburg – vor 500 Jahren

Eugen Hillenbrand

Ein Vergleich in Sachen „Bildung“ über 500 Jahre hinweg ist riskant. Zumal niemand so recht weiß, was das eigentlich ist: Bildung. Aber der Wunsch, sie zu besitzen, ist weit verbreitet, wenn nicht gar selbstverständlich. Die Stadt Offenburg weist in ihrer Internet-Präsentation den Schulen und Bildungseinrichtungen einen hohen Stellenwert zu: „Offenburg hat als Herz und Zentrum der Ortenau auch eine zentrale Funktion im Bildungsbereich.“ In einer Übersicht listet sie sieben Grundschulen, sieben Grund- und Werkrealschulen und vier Realschulen auf, dazu vier Gymnasien, sechs berufliche Schulen, sieben Sonderschulen, eine Kunstschule, eine Musikschule und eine Hochschule für Technik, Wirtschaft und Medien. Die Liste ist beeindruckend, deckt sie doch das gesamte deutsche Schulsystem in seiner Vielfalt ab: Eine grundlegende gesellschaftliche Offerte im Bereich von Erziehung und Unterricht!

Andererseits müssen wir heute feststellen, dass nicht nur die Schulen, sondern alle traditionellen Bildungseinrichtungen ihr Monopol als Wissens- und Bildungsvermittler verlieren. Wer rasch eine Information erhalten will, benutzt den Personal-Computer. Der ist aus unserer modernen, naturwissenschaftlich-technisch geprägten Lebenswelt nicht mehr wegzudenken und hat die Art und Weise der Facebook-Generation, zu denken und zu wissen, bereits stark verändert. Aber gerade deshalb brauchen wir die Schule. Eine Schule, die das Vermögen der Schüler fördert, sich selbst bei der steigenden Flut von Wissen im Dialog zu orientieren und aus dem Prozess des Sammelns einen des Aneignens zu machen. Der derzeit bekannteste Prophet in Sachen Bildung, Richard David Precht, spricht dem gegenwärtigen Schulsystem diese Kraft ab und bläst „gegen die Obrigkeitspädagogik“ zum Angriff: „Wir brauchen andere Lehrer, andere Methoden und ein anderes Zusammenleben in der Schule. Mit einem Wort: Wir brauchen keine weitere Bildungsreform, wir brauchen eine Bildungsrevolution.“¹

Vor 550 Jahren gab es schon einmal einen gewaltigen Einschnitt in der Informationstechnik, als der Buchdruck die Wege zum Wissensgut weit öffnete.² Stolz vermerkte damals der Straßburger Drucker Ulrich Han, er drucke an einem Tag mehr, als man in einem ganzen Jahr abschreiben könne. An-

dere Autoren rühmten, dass durch diese *Multiplicatio* auch die weniger Bemittelten die Chance erhielten, zu den Schätzen des Wissens und der Bildung zu gelangen. Es gab allerdings eine große Hürde: die Sprache. Mindestens 75 % dessen, was in den Anfangsjahren der neuen Technik gedruckt wurde, erschien in lateinischer Sprache. Erst die Reformation, vor allem Luthers Bibelübersetzung, führte allmählich zu einer Wende hin zur Volkssprache. In diese Zeit möchte ich zurückblicken und fragen, wie man damals mit der Dialektik von Tradition und Fortschritt umgegangen ist. Und konkreter: Welche Bildungswege hat man damals in der Reichsstadt Offenburg gesucht? Ein solcher Blick auf vergangenes Leben konfrontiert uns mit fremdem Denken und Wissen. Diese andere Erfahrung könnte unser eigenes Bewusstsein sensibilisieren für Vorurteile oder Tagträume des Zeitgeistes. Blicken wir also zurück!

Die Empfehlungen eines erfahrenen Schulmannes

1512 veröffentlichte der Straßburger Drucker Renatus Beck die Schrift eines schon jung verstorbenen Mainzer Kanonikers namens Dietrich Gresemund (1475–1512). Sein Werk trug den Titel: *Carmen de Historia violatae crucis* (Geschichte vom zerstörten Kreuz)³. Sie erzählt von den Folgen der Spielsucht des Mainzers Schelkropf, der nach einem verlorenen Spiel alles kurz und klein geschlagen hat, darunter ein Kreuz und einige Heiligenbilder. Dafür wurde er mit dem Feuertode bestraft. Das in bestem Latein angefertigte, mehrseitige Gedicht ist eine einzige Deklamation gegen die Spielsucht und für die Heiligenverehrung und hat den hochangesehenen elsässischen Humanisten und Pädagogen **Jakob Wimpfeling** (1450–1528) so beeindruckt, dass er dazu eigens ein Vorwort verfasst und das Büchlein zur Schullektüre empfohlen hat. Bereits 1514 veranlasste er eine Neuauflage der Schrift, wiederum in der Hoffnung, „dass dieses edle Lied vom zerstörten Kreuz, das sogar die Italiener bewundern, eingehend gelesen werde von den zuverlässigsten Schulleitern (*a fidelissimis gymnasiolorum moderatoribus*), besonders in Helvetien, im Elsass und im Bistum Straßburg. Wenn ich mich nicht täusche, werden es **Hieronymus Gebweiler** in Straßburg, **Sapidus** in Schlettstadt und **Gervasius Sopher** in Offenburg den Schülern erklären, damit diese, aufgewühlt durch die Lehren Dietrichs, von der Spielsucht ablassen, wegen des Spiels nicht die Studien vernachlässigen, ... ihre Zeit nicht vergeuden und nicht in immer größere Schwierigkeiten geraten.“

Wimpfeling⁴ hat in diesem besonderen Falle noch einmal seine Überzeugung zum Ausdruck gebracht, dass in der Schule

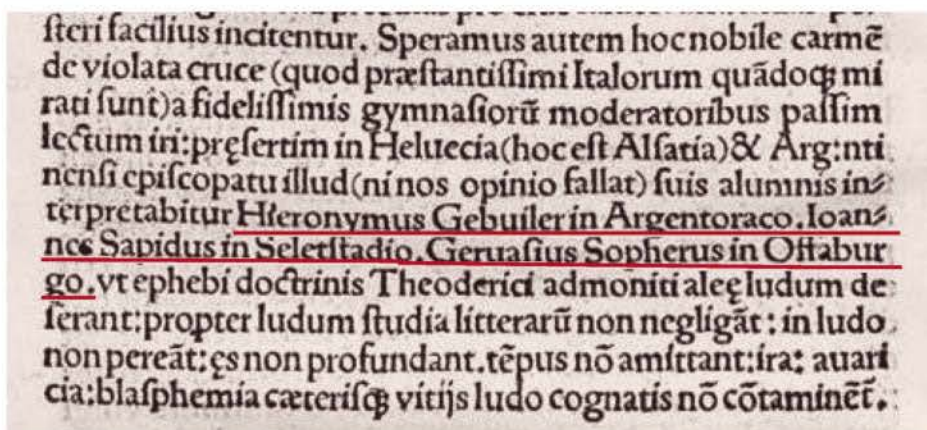


Abb. 1: Aus dem Vorwort Jakob Wimpfelings zu Gresemunds *Historia violatae crucis*, 1514, S. 10

die Grundregeln menschlichen Verhaltens vermittelt werden müssen, und zwar im Medium der *nobilissima lingua* Latein. Er selbst besuchte als Kind die Lateinschule seines Geburtsortes Schlettstadt, die sich damals unter ihrem Leiter Ludwig Dringenberg (†1490) zu einer bedeutsamen Bildungsstätte entwickelt hatte.⁵ Auch zwei der von ihm genannten Schulleiter waren eng mit dieser Schule verbunden. Sie hielt er für besonders fähig, das lateinische Gedicht gemeinsam mit ihren Schülern zu übersetzen und zu interpretieren. Sieht man sich deren Namen genauer an, so ist man geneigt, von einer „Seilschaft“ zu sprechen.

1. Hieronymus **Gebweiler**. Er wurde um 1474 in Horburg bei Colmar geboren und starb 1545 in Hagenau. Nach seinem Studium in Basel leitete er seit 1501 die Schule in Schlettstadt, die seit Jahren einen hervorragenden Ruf genoss. Zu seinen Schülern zählte der große Philologe des elsässischen Humanismus, der später seine stattliche Bibliothek seiner Vaterstadt Schlettstadt vermachte, wo sie bis heute Zeugnis ablegt von dem geistigen Niveau des oberrheinischen Humanistenkreises. 1509 wechselte Gebweiler an die Kathedralschule von Straßburg, die er aber 1524 verließ, als die Stadt sich der lutherischen Lehre anschloss. Seine neue Wirkungsstätte wurde nun Hagenau, wo er bis zu seinem Tode als Lehrer tätig war.
2. Johannes **Sapidus** (1490–1561), der seinen elsässischen Familiennamen *Witz* lateinisch veredelt hatte, besuchte ebenfalls die Schule seines Geburtsortes Schlettstadt, studierte ab 1506 in Paris die philosophischen Wissenschaften und wurde bereits 1510 zu Gebweilers Nachfolger an der Schlettstädter Schule ernannt. Seine pädagogischen Erfolge rühmte nicht nur Wimpfeling in den höchsten Tönen, sondern auch Erasmus von Rotterdam, jedenfalls bis in die zwanzig-

ger Jahre hinein, in denen Sapidus es ablehnte, an einer Prozession durch die Stadt teilzunehmen, und sich offen zur Lehre Martin Luthers bekannte. Seine Absetzung als Schulleiter in Schlettstadt (1525) war die Folge. Zwei Jahre später erhielt er wieder eine Anstellung im protestantischen Straßburg, das ihm die neu gegründete Lateinschule im Predigerkloster anvertraute. Straßburg blieb bis zu seinem Tode sein Lebensmittelpunkt.

3. Gervasius **Sopher** stammte aus Breisach, studierte ab 1505 in Freiburg bei dem hochangesehenen Magister artium Gregor Reisch. 1508/9 war er in Basel immatrikuliert und erwarb dort 1510 den Magistergrad. Noch während seines Studiums hatte ihn Wimpfeling nach Straßburg gerufen, wo er als Editor und Korrektor in der Werkstatt des höchst erfolgreichen Buchdruckers Johannes Grüninger arbeiten konnte. Seine erste Editionsarbeit hielt seinen Namen bis heute lebendig. Er übertrug 1508 eine Handschrift, die Wimpfeling in Speyer gefunden hatte, in den Druck: *Henrici IV. Ro. Imperatoris bellum contra Saxones heroico carmine descriptum*. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein blieb Sopers Edition das einzige Textzeugnis dieses Liedes vom Sachsenkrieg König Heinrichs IV. in den Jahren 1073–1075.⁶ Es wurde lange Zeit als humanistisches Machwerk angesehen, weil eine ältere handschriftliche Überlieferung fehlte. Mittlerweile aber konnte man die Echtheit der wertvollen Quelle nachweisen. – 1508 unterstützte Sopher seinen väterlichen Freund Wimpfeling auch bei der Herausgabe der „Straßburger Bischofsgeschichte“ (*Argentinesium Episcoporum Catalogus*),⁷ zunächst als Korrektor in der Werkstatt des Straßburger Druckers Johannes Grüninger, dann auch als Verfasser eines Widmungsgedichtes, mit dem er sich am Ende des Buches werbend an den Leser wandte.

1512 hatte er seine Straßburger Stelle wohl schon aufgegeben, um das Lehramt in Offenburg zu übernehmen. Auch dort hielt es ihn nicht allzu lange. Im März 1517 schloss er einen Vertrag mit Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg, die ihn zum Schulmeister angenommen und ihm *der schul und ir kint regierung vertraut haben*.⁸ Das Original liegt noch heute im Stadtarchiv Freiburg und ist in unserem Zusammenhang auch deshalb bemerkenswert, weil es seine Unterschrift trägt: *Ego Gervasius Soupfer artium et philosophiae Magister manu propria subscripsi* (Ich Gervasius Soupfer, Magister der freien Künste habe eigenhändig unterschrieben).

1520 vertauschte er seine Lehrerstelle mit einer Verwaltungsstelle, zuerst an der Universität Freiburg, seit 1523 in

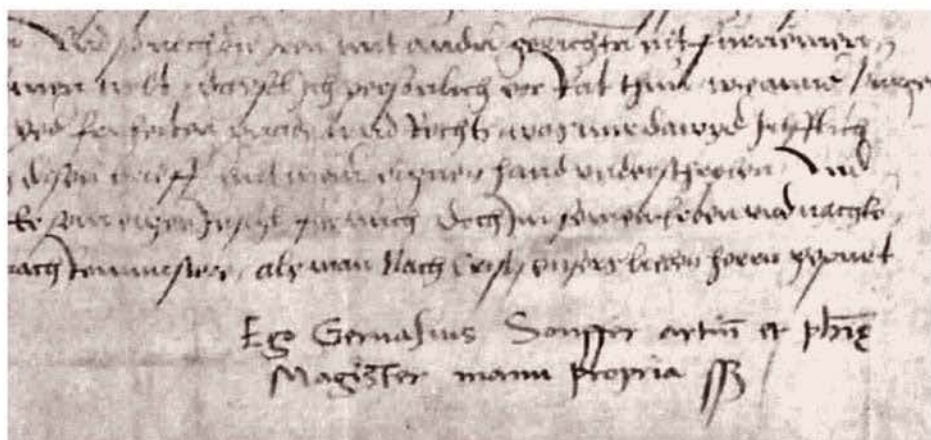


Abb. 2: Eigenhändige Unterschrift des Gervasius Sopher im Vertrag mit der Stadt Freiburg am 13. März 1517

der Administration des elsässischen Bistums. Die Reformation machte ihn zum städtischen Beamten, der bis zu seinem Tode 1556 mit seiner Familie in Straßburg lebte.

Das Empfehlungsschreiben Wimpfelings von 1512 bietet überraschende Einblicke in die geistige Situation dieser Umbruchzeit im Bistum Straßburg. Der schon über sechzig Jahre alte Schulmann förderte und forderte junge Gelehrte seines Umkreises, die ihre an den Hochschulen erworbenen Kenntnisse in der lateinische Sprache schon unter Beweis gestellt hatten, als seine und der Buchdrucker Mitarbeiter. Sie edierten oder korrigierten klassische und humanistische Literatur, verfassten Widmungsgedichte zu den neu erschlossenen Werken und engagierten sich als Lehrer in Lateinschulen ihrer Heimat. Jedenfalls mischten sich alle drei von Wimpfeling empfohlenen jungen Gelehrten lebhaft in die literarischen und religiösen Auseinandersetzungen ihrer Zeit ein.

Wegbereiter einer neuen Gelehrtengeneration und ihrer Schule

Als sich Gervasius Sopher im November 1505 in die Matrikel der Universität Freiburg eintrug, konnte er gleich ein Lehrbuch des Magister artium **Gregor Reisch** nutzen, das dieser für seine Schüler entworfen hatte und den Titel trug: *Margarita philosophica*.⁹ Zu seinem Schülerkreis gehörten nicht nur der Offenburger Paul Volz (1480–1544), sondern auch einige Wimpfelingsschüler, wie Matthias Ringmann (1482–1510), Martin Waldseemüller (1475–1518), Beatus Rhenanus (1485–1547) und Johannes Schott aus Straßburg. Er hatte als erster 1503 die *Margarita* im Druck vorgelegt und war damit offensichtlich einem großen Bedürfnis der Studierenden nach einem neuen Lehrbuch entgegen gekommen. Das Titelbild sucht den enzyklopädischen Anspruch des Werkes ins Bild umzusetzen (s. Abb.3).



Abb. 3: Titelblatt der *Margarita philosophica* des Gregor Reisch, 1503

gliederte Gregor Reisch sein Lehrbuch in zwölf Bücher: Buch I–VII die *Artes liberales*, Buch VIII–IX die Naturkunde, die im Wesentlichen auf den Lehren des Aristoteles gründete, Buch X–XI die Seelenlehre, Buch XII die Ethik. In dieses mächtige, tief in der Tradition verwurzelte Ordnungsmodell menschlichen Wissens führte Reisch seine Schüler ein. Er lehrte sie, dass ein Wissen nicht einfach da ist, sondern aufgenommen, neu durchdacht und weitergegeben werden muss. Dieses Prinzip galt für ihn nicht nur in den sieben freien Künsten, sondern auch in den höheren Disziplinen der Philosophie (Moralphilosophie und Theologie). Die dafür angemessene Form fand er im Dialog zwischen Lehrer und Schüler. In der Einleitung zum 8. Buch über den Rang der Naturwissenschaften eröffnet der Schüler das Gespräch folgendermaßen: „Ich erinnere mich, von dir schon gehört zu haben, dass die freien Künste nicht um ihrer selbst willen zu lernen sind, sondern als ein Grundwissen zur Erkenntnis der Natur und der höheren Stufen der Philosophie.“ Der Lehrer bestätigt es: „Die Naturwissenschaft darf selbstverständlich von keinem gebildeten Menschen vernachlässigt werden.“ Und er verweist auf den reichen Wissensschatz, „den die indischen, arabischen, ägyptischen, griechischen und lateinischen Lehrer

Inmitten eines geschlossenen Kreises hält die geflügelte und mit einer Krone geschmückte Philosophie schützend die Arme über sieben schöne Frauen als Personifikationen der sieben freien Künste mit deren geläufigen Attributen: Die drei sprachlichen Fächer Grammatik, Rhetorik und Logik des *Trivium* und die vier naturwissenschaftlich-mathematischen Fächer Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie des *Quadrivium*. Außerhalb des Kreises (in den unteren Ecken) vertreten Aristoteles die *Philosophia naturalis* und Seneca die *Philosophia moralis*. Über dem Kreis verkörpern die vier großen Kirchenlehrer die *Philosophia divina*: Augustin, Gregor der Große, Hieronymus und Ambrosius.

Es ist das seit Isidor von Sevilla (570–636) geläufige Bildungsprogramm des Mittelalters. Nach ihm

angesammelt haben“. Diese große Offenheit demonstriert er selbst durch Zitate aus allen Wissensbereichen von der Antike bis zu seiner Gegenwart.

Johannes Grüninger,¹⁰ der seit 1483 in Straßburg eine Druckerwerkstatt führte, erkannte den Marktwert des außergewöhnlichen Lehrbuches sofort. Schon im Februar 1504 bot er eine Neuauflage des Werkes an, *Margarita philosophica nova*, freilich ohne Erlaubnis des Autors. Der wehrte sich einen Monat später mit einem eigenen Nachdruck und warnte den Leser: „Was du in dem Druck anderer hinzugefügt findest, entspricht nicht unserer *Margarita*.“ Trotzdem druckte Grüninger seine Ausgabe noch viermal nach, obwohl der Drucker der durch Reisch autorisierten Ausgabe den Leser ermahnte: „Kaufe diese vom Autor durchgesehene Auflage und nicht die mit dem Stigma des Betrugs behaftete.“

In der so geschmähten Druckerwerkstatt arbeitete spätestens seit 1507 Gervasius Sopher als Korrektor. Wir erfahren das aus der schon erwähnten „Geschichte der Straßburger Bischöfe“, die ihr Autor **Jakob Wimpfeling** 1508 bei Grüninger drucken ließ.

Das Widmungsbild (Abb. 4) zeigt Wimpfeling, wie er dem damaligen Amtsinhaber, Bischof Wilhelm von Hohnstein, den Band überreichte. Hinter ihm stehen zwei junge Gelehrte. Es könnte sich hier um die beiden Korrektoren handeln, die am Ende des Bandes mit Namen genannt werden: Adolf Müling aus Straßburg und Gervasius Sopher aus Breisach. Es ist anzunehmen, dass der junge Student Sopher in Freiburg mit Wimpfeling, „der zentralen Gestalt des oberrheinischen Humanismus“, in Kontakt kam. Denn dieser begleitete und beaufsichtigte hier 1504/5 das Studentenleben der Söhne bekannter Straßburger Patrizier. Er konnte wohl bei dieser Gelegenheit den jungen Kommilitonen aus Breisach dazu bewegen, seinen Wohnsitz nach Straßburg zu verlegen, bei dem Buchdrucker Johannes Grüninger zu arbeiten und doch in Basel einen Studienabschluss zu machen. Gleichzeitig bot er ihm die Chance, sich einem Kreis gleichgesinnter Intellektueller, die hier an Stiften, Schulen und Druckereien tätig waren, anzuschließen. Sie verstanden sich als *sodalitas literaria*. Als 1514 Erasmus von Rotterdam auf einer Reise von England nach Basel bei ihnen Station machte, rühmte er sie voller Emphase als *Sodalitas non litteratis-*



Abb. 4: J. Wimpfeling überreicht dem Straßburger Bischof das Widmungsexemplar seines Werkes, 1508



Abb. 5: Titelblatt der programmatischen Schrift Wimpfeling's „Wegweiser für die deutsche Schule“, 1497

die Grundsätze einer neuen Pädagogik vertiefen sollte. In der Vorrede beschreibt er die Ausgangssituation: „Oft habe ich Mitleid empfunden mit unserer Jugend, die wohl beste Anlagen hat, aber nur selten gute Lehrer. Sie müssten klar erkennen, welches die Gegenstände des ersten Unterrichts für die Jugend sein sollen und nach welchem Lehrplan dieser Unterricht gestaltet werden soll ... Wenn nämlich das Fundament falsch gelegt wird, wie sollen dann die Schüler später in der Lage sein, sich für das geistige und leibliche Wohl der Gesellschaft und für die Verwaltung des Gemeinwesens einzusetzen?“

In 33 zum Teil ausführlichen Kapiteln bietet er eine Fülle grundsätzlicher und spezieller Anregungen, um der Schule den ihr angemessenen „Sitz im Leben“ zu erstreiten. Er will sie aus ihrer Enge herausführen auf die europäische Kommunikationsebene der Eliten. Das ist für ihn nur möglich über die Beherrschung der *nobilissima lingua* Latein. Aber dieser Sprachunterricht darf nicht Selbstzweck sein, sondern Schlüssel zum reichen Wissensschatz der Tradition, zu Recht, Verwaltung, Geschichte usw. Deshalb lobt er „die klugen Italiener“, die ihre Kinder nach einem neuen Konzept unterrichteten: Sie erklärten nur die Grundzüge der Grammatik, soweit sie unerlässlich sind, um die sprachlichen Strukturen zu verstehen. „Dann

sima modo sed et humanissima. (Gemeinschaft, die sich nicht nur durch höchste Bildung, sondern auch durch edle Menschlichkeit auszeichnete).¹¹ Ob Gervasius an dem Festessen zu Ehren des Humanistenfürsten im Straßburger Johanniterkloster teilnahm, wissen wir nicht. Eher nicht. Er hatte schließlich Dienstpflichten zu erfüllen an seiner ersten Schulmeisterstelle in Offenburg.

Mit welchen Vorstellungen über seinen Bildungsauftrag war Gervasius Sopher von Straßburg aus zur Schule in Offenburg gewandert? Eine Antwort auf diese Frage gibt Wimpfeling mit einem Leitfadens, den er seinen Schülern bereits 1497 an die Hand gegeben hatte unter dem Titel: *Isidoneus Germanicus* (Wegweiser für die deutsche Schule).¹²

Das Bild auf der Vorderseite deutet den Adressaten seiner Schrift an; sie wendet sich an den Lehrer, der sich in

führen sie die Schüler hin zu den Dichtern, Rednern und Geschichtsschreibern“, die ihnen „in reichem Maße Muster sprachlicher Gewandtheit anbieten“.

Als 1501 der Straßburger Drucker Johannes Schott, wohl auf Wimpfelings Drängen, ein Werk des etwa gleichaltrigen Ordensmannes Baptista Mantuanus, den man den „christlichen Vergil“ nannte, nachdruckte, fügte der Elsässer Pädagoge ein Nachwort bei, in dem er sich direkt an die studierende Jugend Deutschlands wandte.¹³ Sie möge den neuen Sprachstil üben, damit endlich seine Klage überflüssig wird: „Wir, die Deutschen, werden wegen unserer literarischen Unbildung als Barbaren abgetan. Um das in Zukunft zu vermeiden, wählt gute und gebildete Lehrer, die lateinkundig sind, die Rede- und Dichtkunst beherrschen und ein nützliches Fundament legen, um die wahre Philosophie, die Ethik, die Theologie und die Gesetze zu erfassen.“ Der Lehrer hat nicht nur einen Lehrauftrag, sondern auch einen Erziehungsauftrag.

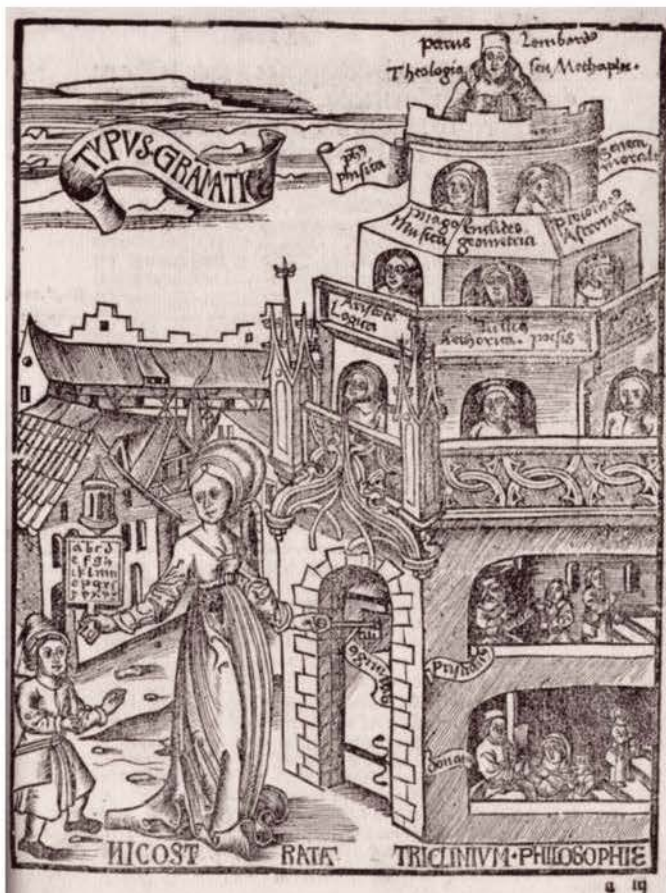
Eine Sammlung von Texten, die Wimpfeling für vorbildlich hielt, reichte er 1505 in einer neuen Schrift nach. Sie wandte sich nicht nur an die Lehrer, sondern vor allem an die Schüler selbst. Deshalb auch der Titel: *Adolescentia* (Jugend).¹⁴ Er bot ihnen eine reiche Auswahl von Texten antiker, patristischer, mittelalterlicher und humanistischer Autoren bis zur unmittelbaren Gegenwart, verbunden durch eigene Zwischentexte. Alle reflektieren sie in einer offenen, eher assoziativen Form Grundsätze einer guten Bildung und Erziehung. Die Resonanz war überwältigend. Nicht weniger als sieben weitere Editionen folgten bis 1515. Und schon dem ersten Nachdruck von 1505 waren eine ganze Reihe von „Ergänzungen“ beigefügt. Selbstverständlich verwendete Sopher dieses Unterrichtswerk in seiner pädagogischen Arbeit.

Die Offenburger Lateinschule am Ende des Mittelalters

Was für eine Schule hat Sopher in Offenburg angetroffen? Die Frage ist kaum zu beantworten. Denn es lassen sich gerade mal drei Zeugnisse finden, die hier eine Schule vor 1500 belegen. In zwei Urkunden von 1275 und 1351 wird jeweils ein *rector puero-rum* erwähnt, aber über dessen Stellung und Aufgabenbereich erfahren wir nichts und infolgedessen auch nichts über die Rechtsstruktur einer solchen Bildungsinstitution. (Es könnte sich bei den genannten Lehrern auch um freischaffende Schreib- und Rechenmeister gehandelt haben, die in ihrer Privatwohnung Unterricht erteilten, wie es etwa die beiden bekannten Werbetafeln aus Basel von 1516 zum Ausdruck bringen.)

Aus einer Urkunde, die 1424 am bischöflichen Hof in Straßburg ausgestellt wurde,¹⁵ lassen sich aber einige Schlüsse ziehen. Darin vermacht der ehemalige Verwalter des Andreasspitals seine gesamten Einkünfte aus Gütern in und um Offenburg dem Spital mit der Maßgabe, dass bei seiner Beerdigung, in deren Oktav und am 30. Tag danach in der Spitalkirche Gottesdienste gefeiert werden sollen durch den geistlichen Leiter, seine vier Kapläne und den Schulleiter mit den Schülern der Stadt (*rector scholarum ac scolares oppidi Offenburg*). Es sollen ein Seelenamt gehalten werden mit Gesang (*cum voce*) und vier stille Messen (*legendo*). Die Kirchenmusik war Aufgabe der Schule. Dafür erhielt ihr Leiter auch die übliche Präsenzgebühr ausbezahlt in derselben Höhe wie die Geistlichen: zehn Pfennige. Aber er muss an den genannten Tagen mit seinen Schülern die Gottesdienste mitfeiern. Die Verpflichtungen des Stifters, der Geistlichkeit und der Schule wurden in das Anniversarbuch des Spitals eingetragen. Aus einem noch vorhandenen Auszug zum Monat Juli schließt E. Batzer, dass auf diese Weise mindestens 30 bis 40 Jahrtagsgedächtnisse festgehalten wurden. Die Bindung der Schule an die Kirche war demnach äußerst eng, man wird ihr auch in Offenburg die Schulaufsicht mit dem entsprechenden Patronats- und Präsentationsrecht zusprechen müssen, wie es bei zahlreichen anderen Schulen der

Abb. 6: Darstellung der „Grammatik“ in Gregor Reischs *Margarita philosophica*, 1503



Zeit als Folge des klerikalen Bildungsmonopols nachzuweisen ist.¹⁶

Gervasius Sopher hatte in dieser Schule das Fundament der Bildung zu legen. Gregor Reisch setzte diese Aufgabe sinnfällig ins Bild:

Vor dem Turm, dem *Triclinium philosophiae* (Gasthaus der Philosophie) steht eine elegant gekleidete Dame mit Namen *Nicostrata*. Sie wurde in der Antike als Erfinderin des lateinischen Alphabets verehrt, das sie auf einer Buchstabentafel dem Schüler vor Augen hält. Ihre linke Hand umfasst einen Schlüssel *Congruitas* (Übereinstimmung). Mit ihm öffnet sie dem lernbegierigen Schüler den Turm der Wissenschaften, damit er sich über die Sprache das Wissen der Welt aneignen kann. Im Gegensatz zum Titelbild der Erstausgabe der *Margarita philo-*

sophica werden hier die Wissenschaften in ihren bedeutendsten Vertretern vorgestellt: Im unteren Stockwerk lehrt der römische Grammatiker Donatus mit der Rute in der Hand die elementaren Regeln der Sprache und Syntax. Ein Stockwerk höher verfeinert der römische Autor Priscianus das Instrument der Sprache durch Zitate klassischer Autoren. Beide Werke blieben das ganze Mittelalter hindurch maßgebliche Lehrbücher der lateinischen Sprache. Auf diesem Unterbau ruhen die schlankeren Turmgeschosse, aus deren Öffnungen die großen Vertreter der anderen freien Künste grüßen: Aristoteles für die Logik, Cicero für die Rhetorik und Poesie, Boethius für die Arithmetik, Pythagoras für die Musik, Euklid für Geometrie und Ptolomaeus für Astronomie. Damit wäre eigentlich das Bild der sieben freien Künste im Lehrplan abgeschlossen. Aber Reisch lenkt den Blick seiner Studenten in weitere Bereiche des menschlichen Wissens. Denn im obersten Geschoss erscheinen der Philosoph Aristoteles als Repräsentant der Natur- und Seelenlehre und Seneca als Repräsentant der Ethik. Ganz oben auf den Zinnen thront Petrus Lombardus, dessen Sentenzenbücher aus der Mitte des 12. Jahrhunderts eine systematische Darstellung der Theologie und Metaphysik zu geben versuchen.

Diesem großen abendländischen Bildungsprogramm war Gervasius Sopher verpflichtet. Die Grundlagen dazu hatte er an seiner Offenburger Schule zu vermitteln. Er lehrte sozusagen in den zwei Schulräumen des Donat und Priscian. Sie waren auch längst schon in Offenburg eingerichtet, ganz in der Nähe der Pfarrkirche. Dafür gab es einen triftigen Grund. Die Arbeit des Lehrers endete, wie oben schon zu 1424 angedeutet, nicht in der Schule, sondern umfasste auch den Chordienst in der Pfarrkirche. Sopher hatte nicht nur die Aufgabe, *der s c h u l und schuler treulich und flisslich zewarten*, sondern auch dafür zu sorgen, *das im c h o r loblich, erlich geregiert, gesungen und in allen zuchten gehalten und die kind und knaben gutlich, tugentlich gelert, nit misshandelt, unzymlich geschlagen, gestossen und geworffen, sondern zuchtiglich und frundlich underwysen werden*. Dazu verpflichtete er sich zwar erst in dem Vertrag, den er im März 1517 mit dem Rat der Stadt Freiburg abschloss. Damit endete seine Lehrtätigkeit in Offenburg, aber die Erfahrungen, die er auf seiner ersten Schulleiterstelle sammeln konnte, dürften ihm sicherlich in den Verhandlungen mit dem neuen Schulherrn hilfreich gewesen.

Besonders naheliegend ist dieser Schluss bei seiner Schulordnung von 1518. Er widmete seine *Leges et ordinationes litteratorii ludi* (Gesetze und Anordnungen für den Schulunterricht)

den „allerliebsten Söhnen und über alles geliebten Schülern, damit sie ihr Leben klug einrichten und das gewünschte Lernziel erreichen können“¹⁷.

Leider erfahren wir über den Unterrichtsbetrieb und den Lehrplan aus den zwanzig Paragraphen nicht allzu viel. Sie fassen eher einige Grundregeln schulischer Disziplin zusammen. Gleich die ersten beiden Paragraphen binden die Schüler in die Kirchengemeinde ein. Vom Schulhaus aus zogen diese gemeinsam zum Gottesdienst, der im Sommer um sechs Uhr begann, im Winter um sieben Uhr. Am Sonntag war strikte Teilnahmepflicht vorgeschrieben, auch für die auswärtigen Schüler. Falls beim Verlesen der Anwesenheitsliste einer fehlte, drohte ihm die härteste Rutenstrafe.

Es verwundert nicht, dass der Pfarrer die Liste der städtischen Honoratioren anführte, denen die Schüler besondere Achtung entgegenbringen mussten. Erst nach ihm folgten die Adligen, Ratsherren, Lehrer und sonstige angesehene Männer und Frauen der Stadt. Wenn die Schüler diesen Personen auf der Straße begegneten, hatten sie die Mütze abzunehmen und ehrerbietig zu grüßen. (§ 3)

Die Schüler waren in zwei Leistungsgruppen eingestuft, die wiederum auf zwei Klassen verteilt wurden. Das erforderte entsprechendes Lehrpersonal. Sopher spricht von einem Lehrer (*praeceptor*) und seinem Hilfslehrer (*hypodidascalus*).

Das Lehrer-Schüler-Verhältnis wird in mehreren Anläufen thematisiert. Sopher beruft sich dabei auf Quintilian, den gefeierten römischen Lehrer der Rhetorik, der seine Lehrerfahrungen in der Schrift „Über die Ausbildung zur Beredsamkeit“ zusammengefasst hat und mit seinem Programm bis in die Neuzeit hinein wirkte: Ziel war die sprachliche Ausdrucksfähigkeit, sie war die Grundlage der Bildung. Von den ersten Erziehungsmaßnahmen bis zum Schulstoff und dessen Verteilung auf die entsprechenden Altersstufen erörterte Quintilian alles, was dem Endziel eines gebildeten Menschen förderlich war. Dieses Modell galt Sopher als Richtschnur. Für ihn war der Lehrer der geistige Vater des Schülers. Gegenseitige Zuwendung war deshalb eine Selbstverständlichkeit. Sopher erwartete von seinen „über alles geliebten Schülern“, dass sie sich nur lobend über ihren Lehrer äußern sollten.

Der Schulalltag begann pünktlich im Sommer um fünf Uhr, im Winter eine Stunde später, und zwar mit dem Lied „Komm heiliger Geist“. Die beiden unteren Klassen durften noch eine Stunde länger im Bett bleiben. Wer zu spät zum Unterricht kam, spürte die Rute. Einem Teil der Schüler bot der Lehrer auch Unterkunft an. Nur so ist zu verstehen, dass auch das

morgendliche Aufstehen genau geregelt wurde: Anziehen, Hände und Gesicht waschen, Zähne putzen, Morgengebet, kurze Repetition des vorgesehenen Unterrichtsstoffs, denn „er soll seinem Lehrer mit Vergnügen zuhören“. Lernen soll Spaß machen. Die Popstars moderner Schulkritik fänden hier mit ihren zentralen Metaphern „Begeisterung“ und „Potenzialentfaltung“ 500 Jahre alte Vorgänger.

Zwei Gruppen von Schülern werden gesondert erwähnt: 1. Auswärtige Schüler. Sie müssen sich wie die andern an die Regeln der Schule halten und dürfen nicht den Gottesdienst oder den Unterricht schwänzen, nur weil sie ausschlafen wollen. Sonst kann ihnen der Rat der Stadt den Aufenthalt innerhalb der Mauern verbieten. Auch Taugenichtse oder Kneipenhocker haben hier nichts zu suchen. – 2. Bedürftige Schüler. Sie können sich ihren Lebensunterhalt und ihr Schulgeld in der Stadt verdienen, indem sie als Kurrende-Sänger von Haus zu Haus ziehen und mit Liedern um Brot bitten. Aber sie durften dabei nur lateinische Gesänge, die zum Kirchenjahr passten, vortragen. Bei Anfängern konnte eine Ausnahme gemacht werden.

Für alle Schüler galt eine Grundregel: In der Schule war nur die lateinische Sprache erlaubt. *Nullus scolasticus alio quam latino sermone utatur.*¹⁸ Das Schulhaus war das Übungsfeld, um sich aus der Volkssprache des Alltags zu emanzipieren in die reine und elegante Sprache des Lateins, „ohne die jede Art von Studium mangelhaft bleibt“. Eine im 15. Jahrhundert weit verbreitete Regel mahnte die Schüler:¹⁹

Latinum semper loquere, aptum namque facit, de hoc sermo qui libet loquendo pronus erit. – Du solt stätz reden latin, wenn es ist bequeme den synnen din. Wenn latein reden mit stätigkayt wirt ein yetliche red zu sprechen berayt.

Sopher enttäuschte Wimpfelings Vertrauen in seine Fähigkeiten als Lehrer nicht. In einem Brief vom Mai 1518, worin es um das Werk des humanistisch gebildeten Karmelitermönchs Baptista Mantuanus ging, versicherte er ein zweites Mal: „Ich bin überzeugt, dass Gebweiler, Sapidus, Sopher und noch andere Lehrer fähig sind, diese stilistisch gepflegte und zugleich christliche Literatur den Schülern zu vermitteln. Denn Christen sind wir, wollen es sein und so heißen.“²⁰ Das war ein Schlachtruf, ein halbes Jahr nach dem Thesenanschlag Luthers an der Schlosskirche zu Wittenberg!

Wie konnte eine Schule in der kleinen Reichsstadt Offenburg diesem Anspruch gerecht werden? Welches Lehrmaterial

stand dem *Rector puerorum* im Unterricht zur Verfügung? Zumindest von einem damals ganz modernen Schulbuch wissen wir, dass er damit arbeitete. Es war 1513, also in den Anfängen von Sopers Lehrtätigkeit in Offenburg, in Köln erschienen und trug den Titel: *Joannis Murmellii Ruremundensis cui titulus Pappa*. (Des **Johannes Murmellius** aus Roermond Pappbrei.)²¹

Der Verfasser dieses Schulbuchs studierte in Köln, arbeitete dann bis 1513 als Lehrer an verschiedenen Schulen in Münster und empfahl seinen „Pappbrei“ den Schülern als kräftige Nahrung auf dem Weg zum Parnass, dem Berg Apolls und der Heimat der Musen. Das 1513 in Köln gedruckte Schulbuch sollte das „barbarische“ Mittelalter-Latein überwinden zugunsten einer modernen Sprachpflege. Dieses Ziel hatte Murmellius schon vorher in seinem „Handbüchlein für Schüler“ (1505) deutlich formuliert.²² Sie sollten sich darüber im Klaren sein, wie wichtig eine gute sprachliche Ausbildung ist und welche Pflichten sie in ihrer Schulzeit zu erfüllen hatten. Sie müssten sich nicht nur um Wissen, sondern auch um sittliche Reife mühen. Um dieses Ziel zu erreichen, bedürfe es guter Lehrer, die an öffentlichen Schulen ihre verantwortungsvolle Erziehungsaufgabe wahrnehmen. Sopher kannte die programmatische Schrift. Es ist anzunehmen, dass er sich auch Murmellius' neues Schulbuch, das den humanistischen Bildungsplan in pädagogische Praxis umsetzen wollte, sofort besorgte. Freilich musste er feststellen, dass es für seinen Unterricht in Offenburg völlig ungeeignet war. Das lag schlichtweg an der Sprache, aber nicht an der lateinischen. Denn Murmellius hatte seinen Münsteraner Schülern das Latein ins Niederdeutsche übertragen. Im ersten Teil gab er ihnen ein lateinisch-deutsches Glossar an die Hand: *Variarum rerum dictiones latine cum germanica interpretatione Mennigherley dinghen en latijnsche vocabulen mit duytsche beduydinge*. Aber was heißt *Interpretatio germanica*? Es gab nicht die deutsche Sprache, sondern nur Mundarten. Also übersetzte er für die Münsteraner Jugend: *tempus* – *tijet*, *aqua* – *water*, *caniculus* – *huntken*. Da lasen die Offenburger Schüler zwei Fremdsprachen.

Die Entstehung eines Lehrbuches im Offenburger Schulalltags

Also arbeitete Sopher die ganze Vorlage ins Alemannische um und gab den Text 1517 in Basel neu heraus. Er muss ihn folglich während seiner Offenburger Zeit redigiert haben. In seiner Bearbeitung hieß *tempus* – *zeit*, *aqua* – *wasser*, *caniculus* – *hundlin*. Den Gesamtaufbau des Lehrbuchs übernahm er: Wörter-

buch, Redensarten, Sittenlehre, Sprichwörter, Grundgerüst der Grammatik, Metrik. Obwohl sein Name auf dem neuen Titelblatt nicht angegeben ist, hat er das Werk doch stark verändert und in der Offizin des Basler Druckers Adam Petri publiziert.

Am oberen Rand des reich geschmückten Titelbildes erscheint das Signet des Druckers AP (Adam Petri). Auf den beiden Säulenbasen ist die Jahreszahl 1516 eingraviert. Dagegen nennt die Schlusschrift des Buches als genaues Erscheinungsdatum den 3. August 1517. Sophers Neubearbeitung ist häufig nachgedruckt worden, aber nicht mehr durch Adam Petri. Dieser zog es vor, in seiner Offizin hauptsächlich Schriften der deutschen Reformatoren zu verbreiten.

Schon 1522, nur drei Monate, nachdem Martin Luther seine Übersetzung des Neuen Testaments („Septemberbibel“) zu Wittenberg im Druck vorgelegt hatte, brachte Petri des Reformators *new Testament yetzund recht grüntlich teutsch* erfolgreich auf den Buchmarkt. Sophers Schulbuch wurde für den Basler Drucker zum Auslaufmodell. Sein Buch übernahm 1521 der Straßburger Drucker Martin Flach ins Verlagsprogramm, ein Jahrzehnt später der Marburger Drucker Franz Rhode; der Mainzer Ivo Schöffler legte es zwischen 1536 und 1543 fünfmal im Druck vor. Ganz offensichtlich ein erfolgreiches Schulwerk!

Wie im Titel vermerkt, erweiterte Sopher den Umfang des Wörterbuchs von 2600 Lemmata um über 1100 Neueinträge. Die Grundstruktur des benutzten Glossars behielt er freilich bei: nicht alphabetisch, sondern nach Sachgruppen geordnet, beginnend mit Gott, Himmel, über Zeit, Geographie, Mensch, Naturkunde, Kirche, Haus, Kleidung, Nahrungsmittel, Maße, Geld und Zahlen, endend mit den vier letzten Dingen Tod, Jüngstes Gericht, Paradies, Hölle. Unter didaktischen Gesichtspunkten erleichterte diese Einteilung in insgesamt 48 Sachbereiche den Schülern die Aneignung des Grundwortschatzes. Sopher fügte noch zwei weitere hinzu.

Seine Veränderungen betrafen nicht nur die sprachliche, sondern auch die inhaltliche Seite. Dabei fällt auf, dass er fast

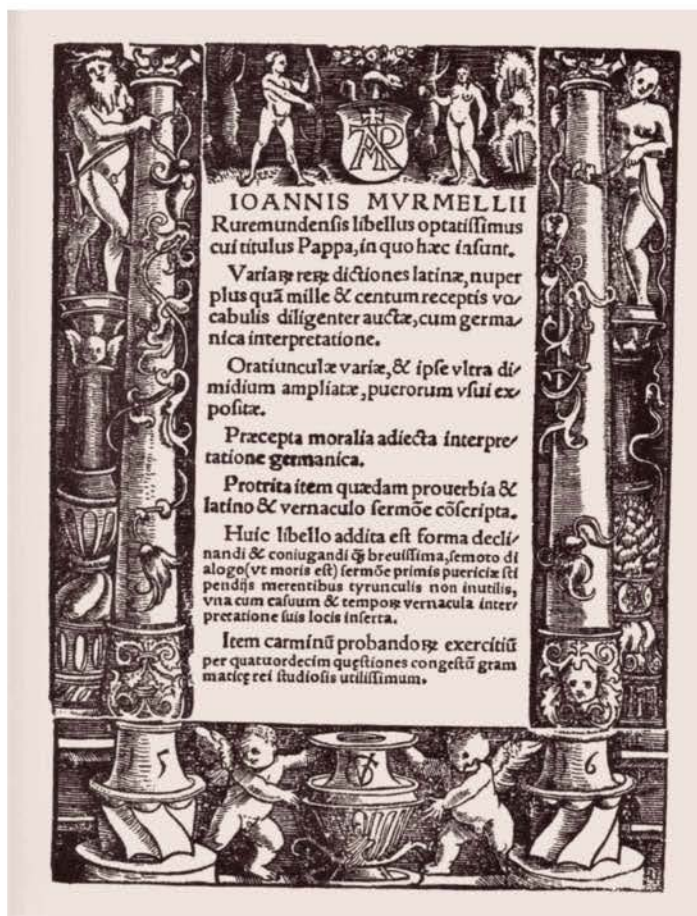


Abb. 7: Titelblatt des von Sopher neu bearbeiteten Schulbuchs Pappa, 1507

nur Nomina aufzählt und Verben höchstens als deren Ableitung anfügt. Ein Beispiel soll genügen: *caligo, dunckelheit g.f.d.iii. Caligare, dunckelwerden. Hieronymus in Exodo, Oculi eius caligaverunt. Sine ougen warent im dunckel worden.* (Mit der Abkürzung *g.* bestimmt er durchgehend das Genus der lateinischen Vokabel: *g.f.* bedeutet *genus femininum*, *g.m.* *genus masculinum*, mit *d. I–V* die Deklinationen).

In den beiden Sachbereichen „Natur- und Kulturlandschaft“ erweiterte er seine Vorlage von 1513 erheblich, indem er gezielt die Erfahrungswelt der Schüler miteinbezog. Den Eintrag des Murmellius *Patria. Ein landt daer einin is geboren* ergänzte Sopher 1517 in: *Patria, ein vatterland o d e r h e i m e t d o einer geboren ist.g.f.d.I.*

Während Murmellius sich mit dem Begriff *mons, berg* zufrieden gab, fügte Sopher demselben Begriff weitere verwandte Sachwörter hinzu: *Monticulus ein berglein. g.m.d.II. – Cecius der Callenberg, qui et mons calvus dicitur.g.m.d.II. – (Der Kahlenberg, dessen Etymologie hier erklärt wird, liegt im saarländischen Bliesgau an der elsässischen-deutschen Grenze). Mons pharetratus, der Kochersberg, ita Jacobus Vuimpfelingius nominat (Der Kochersberg liegt nordwestlich von Straßburg). – Vogesus, das elsas gebyrg. – Collis, ein berg do man win oder korn uffbuwet. G.m.d.II.*

In das die Kulturlandschaft erörternde Kapitel *Der landen und der nationen und der stett namen* fügte Sopher ganze Blöcke von neuen Namen ein, u. a. *Leopontii, die growen punter* (Graubündener); *Rheti idem; Alsatia, elsasland; Brisgea seu Brisacogea, das brigow; Durgea, durgow; Herogea, das ergow.* Der alemannische Raum findet in Sopers Wörterbuch seinen gebührenden Platz. Noch deutlicher wird dieses Bemühen in der Liste der Städte, die er den niederrheinischen und westfälischen neu hinzufügt. Nahezu fünfzig neue Städtenamen aus dem alemannischen Raum mit Schwerpunkt Elsass und Schweiz zählte er auf. Aus seiner engeren Heimat sind es Freiburg, Breisach, Basel, Colmar, Ruffach, Schlettstadt, Zabern. Die Namen konnten den Schülern vertrauter sein als Jülich oder Lübeck.

Neben der Erweiterung des Wortschatzes kam es Sopher auch auf die angemessene *teutsche bedeutunge oder ußlegunge* an. Dabei genügte ihm oft ein Wort allein nicht, um den Sinn des lateinischen Wortes zu erfassen. Ein Beispiel aus dem Themenbereich „Alter des Menschen“ soll seine Mühe belegen:

Infans. Murmellius: *ein kynd dat noch nychte recht spreken kan.* – Sopher: *Infans, ein kindt under syben jaren, das noch nit recht reden kan.*

Puer. Murmellius: *En kint.* – Sopher: *ein kindt oder ein knab über syben jaren und noch under fierzehen jaren.*

Adolescens. Murmellius: *ein jongelinck*. – Sopher: *Adolescens, ein jungling. Adollescencia, die jugent, est et proprie aetas infra quartum decimum annum et vicesimum primum, das alter zwischen fierzehen jaren und ein und zwentzig jaren.*

Juvenis. Murmellius: *ein jonc man of ein iunfer*. – Sopher: *Juvenis, ein jung man oder junger gesell*. – *Juventa est aetas juvenilis quae est infra vicesimum primum et vicesimum octavum annos, das alter zwischen XXI und XXVIII jaren.*

Die Präzisierung von Kleinkindzeit, Kindheit, Jugend und Erwachsensein durch die Abfolge von je sieben Jahren übernahm Sopher zweifellos aus einem seit über hundert Jahren an den Straßburger Schulen benutzten Wörterbuch des Stiftsherrn und Lehrers an der Stiftsschule von St. Thomas, Twinger von Königshofen (†1420).²³ Dieser hatte es wohl als Handbuch für die Lehrer verfasst, die in der Bischofsstadt Unterricht erteilten. Es sollte dem allgemeinen Nutzen der Kinder (*communis parvulorum utilitas*) dienen.

Neu in das Vokabular eingefügte Begriffe lassen auf jeder Seite erkennen, dass Sopher sie mit Bedacht ausgewählt hat. Sie spiegeln oft genug den bäuerlichen Alltag in einer Weinbauerngegend wider, besonders augenfällig in dem Sachbereich, der *mancherhand husrot* aufzählt: *Ligo ein haw*. – *Bidens ein karst*. – *Sarculum ein ege*. – *Rastrum ein rechen*. – *Falx ein sichel oder seges (Sense)*. – *Falx vineatica ein rebmesser*. – Kindern, die solche Vokabeln lernen müssen, ist die lateinische Sprache keine fremde Sprache mehr.

Diesem Grundwortschatz fügt er, wie Murmellius, ein zweites Kapitel hinzu: *Mancherley redlin zu gebruch der kinder uszgelegt*. Er erweitert darin die niederdeutsche Vorlage um das Doppelte. Seine Schüler sollten sich Sprachmuster aneignen, wie sie sich in der Schule untereinander und mit dem Lehrer unterhalten konnten, – aber auf lateinisch. Schon das erste Beispiel gibt den Grundton dieser Aneignung an. Während Murmellius das Grußwort *Salve* mit *Wes gegroet* übersetzt, bietet Sopher einen vertrauteren Ton an: *Salve. Bis gegruszt, oder gott grusz dich*. Und aus dem *Johannes* macht er einen *Hans*. Er lässt einen Schüler fragen: *Ubi est ludus literatorius? Wo ist die schul*. Denn: *Studendi latini eloquii causa in hanc urbem veni. Von wegen latinsches ziergesprachs zu lernen bin ich in diese stat kummen*. Beide Sätze stehen nicht bei Murmellius. Aber eine deftige Beschwerde nahm Sopher aus dessen Sprachschatz auf: *Johannes calceos meos comminxit*. Murmellius: *Johannes heft myne schoen bemyeghen*. – Sopher: *Johannes hat mir mine schuch bebrunzt*. Der Offenburger Lehrer schätzte es, dem Volk aufs Maul zu schauen und nahm auch witzige Redensarten in seine Samm-

lung auf: *Brevibus concionibus at longis farcimibus gaudent rustici. Kurtze bredigen, aber lang brotwurst handt die puwern gern.* Sopher ist offensichtlich überzeugt, dass ein Satz dieser Güte leichter im Gedächtnis bleibt als eine Grammatikwendung.

Während Murmellius die Formel *Ad graecos annos* einfach mit *nommer* (nie mehr) übersetzt, schreibt Sopher: *An sant Nimmerlins tag.* Und das im klassischen Latein benutzte Wort *Arde-lio* für „geschäftig tuender Müßiggänger“ wird für ihn zum *Hans in allen gassen.*

Das dritte Kapitel mit *Praecepta moralia – leere der manyeren zu leben* übernahm Sopher ohne Abstriche oder Zusätze von Murmellius, obwohl die Zusammenstellung recht diffus und beliebig erscheint. Am Beginn der insgesamt neunzig Regeln stehen die zehn Gebote, gefolgt von Vorschriften aus einem Verhaltenscodex, den Jakob Wimpfeling 1504 seinem Schüler Peter Sturm als *Moralitates pro pueris* vorgelegt und in die zweite Auflage seines Erziehungsbuches *Adolescentia* 1505 als Anhang aufgenommen hat. Murmellius übernahm daraus 1513 fünfzehn Sätze in seine *Pappa*, und Sopher wiederholte sie sowohl in seinem oberdeutschen Lehrbuch von 1517 als auch in seiner Schulordnung von 1518. Schon Wimpfeling begann seine *Moralitates* mit eigentümlichen Ermahnungen: Zeitig aufstehen, das Kreuzzeichen machen, Kleider anlegen, Haare kämmen, Hände waschen. Auf Verhaltensregeln im Gottesdienst, in der Schule und Öffentlichkeit, bei Tisch usw. folgen im zweiten Teil allgemeine sittliche Grundsätze, die keineswegs nur für Schüler galten, sondern für alle. Als Beispiel sei einer der letzten Sätze der *Praecepta moralia* angeführt: *Mendico statim da neque cras vendica. – Gib von stund an dem betler und sag zu keinem nit: Kumm morn!*

In einem vierten Kapitel stellte Murmellius 43 Sprichwörter zusammen, die Sopher noch durch acht weitere ergänzt: *Ettliche genyeteten (erprobten) gemeine sprichwort so zu latinischer so auch zu tutscher sprach zusammen geschriben.* Der Schatz, aus dem hier geschöpft wird, ist also ausdrücklich nicht nur auf die klassische Antike eingegrenzt, sondern umfasst auch deutsches, ins Lateinische übersetztes Sprachgut. Die meisten Sätze konnte Murmellius einer Sprichwörtersammlung entnehmen, die Erasmus von Rotterdam seit 1500 unter dem Titel *Adagiorum collectanea* mehrfach erweiterte, bis sie zuletzt auf einen Umfang von 3285 Sprichwörtern angewachsen war.²⁴ Daraus wählte Murmellius eine verschwindend kleine Zahl aus. Sie umfasst antike Sentenzen, Bibelsprüche und eben auch deutsche Sprichwörter in lateinischer Fassung.²⁵ Während die niederdeutsche Version zum Teil schwerfällig daherkommt, gibt

Sopher seinen Übertragungen nicht selten einen lebendig-lockeren Ton.

Schon der erste der von ihm neu hinzugefügten Sätze charakterisiert seinen Umgang mit der Sprache. *Ex abundantia cordis os loquitur. Wes das hertz voll ist, gat der mund uber.* Genau so nahm Martin Luther das Bibelwort (Matth. 12.34) in seine Übersetzung des Neuen Testaments auf und erntete dafür heftige Kritik von zeitgenössischen Theologen. Im *Sendbrief von Dolmetschen* (1530) wehrte er sich mit den Worten: *Als wenn Christus spricht Ex abundantia cordis os loquitur. Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die buchstaben furlegen und also dolmetschen: Auß dem uberflus des hertzen redet der mund. Sage mir, Ist das deutsch geredt? Welcher deutscher verstehet solchs? Was ist uberflus des hertzen fur ein ding? Das kann kein deutscher sagen. ... Sondern also redet die muotter ym haus und der gemeine man: Wes das hertz vol ist, des gehet der mund uber. Das heist gut deutsch geredt, des ich mich geflissen und leider nicht allwege erreicht noch troffen habe. Denn die lateinischen buchstaben hindern aus der massen (über alle Maßen) seer gut deutsch zu reden.*²⁶

Luther setzt sich hier engagiert mit dem alten Problem der Übersetzung aus der fremden in die eigene Sprache auseinander, wie das schon der Kirchenvater Hieronymus auf die knappe Formel gebracht hat: *Non verbum e verbo, sed sensum exprimere de sensu.* Das Thema wurde unter den jungen elsässischen Humanisten lebhaft diskutiert. Der Wimpfeling-Schüler Matthias Ringmann glaubt, sich rechtfertigen zu müssen für seine Caesar-Übersetzung, die er 1507 bei Johannes Grüninger in Straßburg herausgab.²⁷ *Es erforderet ein iedlich gezüing und sprach iren eignen lauff und fürgang.* Mit Recht habe der römische Dichter Horaz in seiner *Ars poetica* gefordert, *das ein ietlicher interpres (das ist ein Dolmetsch), der ein gezüing durch dz ander ußlegt, sich nit vleissen soll in gleicher ordnung wort für wort zu machen, sunder setze ein guotenn verstendigen sinn.*

Darüber musste sich auch der Lateinlehrer Sopher Gedanken machen. Er suchte wie Luther eine volksnahe Sprache, auch wenn sie sich vom ursprünglichen Text löste. Ihm lag die Sprache der Mutter und des gemeinen Mannes am Herzen, wie er auch schon im Wörterbuch bewies. Die deutsche Fassung von *abundantia cordis* hat er nicht erfunden, sondern bereits aus dem volkstümlichen Sprachschatz geschöpft. Schon eine Colmarer Handschrift des ausgehenden 15. Jahrhunderts notierte den *gemein spruch: was das herz voll ist, louf der munt uber.*²⁸ Sopers Lateinbuch sollte zu einer lebendigen Begegnung zweier Sprachen anregen. In dieser Intention hat er auch die lateinische Wendung *ad graecos annos* umgesetzt, nicht

wörtlich, sondern so, wie er selbst es gewohnt war und seine Schüler es gut verstanden: *an Nimmerlins tag*. Das lateinische Sprichwort *Simile simili semper haeret* übersetzte Murmellius mit *gelych is gern by gelych*, Sopher mit *Glich und glich gesellet sich*.

Ein letztes Beispiel zur Verarbeitung überkommenen Sprachguts: *Viva vox magis afficit* (die lebendige Sprache berührt mehr). Murmellius zitiert hier aus einem Brief des römischen Anwalts Plinius des Jüngeren (62–114) an seinen Neffen. Der Münsteraner Pädagoge nahm das Zitat in sein Lehrbuch von 1513 so auf, wie er es in einem Sprichwort der erasmianischen Adagia unter der Überschrift *Viva vox* fand.²⁹ Erasmus stellte gleich zu Anfang fest, dass nur die Stimme, die unmittelbar aus dem Mund des Sprechenden vernommen wird, eine wirkungsvolle Kraft hat, nicht die „aufgeschriebene“. Dieser fehle „Handlung und Bewegung, und das ist Leben“. Der große Humanist beruft sich dabei auf den großen Kirchenlehrer Hieronymus (358–420): „Es hat die lebendige Stimme, ich weiß nicht wie, mehr verborgene Kraft; sie wirkt stärker, wenn sie aus dem Mund des Lehrers in die Ohren des Schülers überströmt.“ Das musste den jungen, humanistisch gebildeten Pädagogen wie Musik klingen. Beide erläuterten deshalb in ihrer Sprichwortfassung ausdrücklich den nicht aufgelösten Komparativ *magis* (mehr) durch *mer dan die g e s c h r i f t*. Sie reflektierten nicht nur ein neues Miteinander von Schülern und Lehrern, sondern auch den Weg dahin. Eine lebendige Sprache, die alltägliche Sprache, sollte aus dem reinen Formalismus der Grammatik als Regelwerk herausführen. Selbst im strengen Grammatikteil löste Sopher den Optativmodus des Verbums *amare* noch durch die charmante Übersetzung auf: *wollt got, das ich lieb hett*.

Seinem neuen Lehrbuch stellte der junge Pädagoge eine Widmung an die Schuljugend (*scolastica iuventus*) voran. Murmellius und er selbst wollten diese auf dem einfachsten Wege „zum rechten Gebrauch der reinen, unverfälschten lateinischen Sprache“ führen. Ausdrücklich kritisierte er jene „zusammengefaselten Wörterbücher“, wie das im Spätmittelalter am meisten benutzte *Catholicon* des Dominkaners Johannes Balbus. Es diente bis ins 16. Jahrhundert hinein dazu, die Bibel in korrekter Weise auszulegen. Die Nachfrage war groß, sodass die frühen Buchdrucker den Marktwert erkannten. Allein in Straßburg wurde das *Catholicon* zwischen 1466 und 1482 fünfmal gedruckt. Gegen diese Konkurrenz musste sich das neue Lehrbuch erst einmal durchsetzen. Eindringlich warb deshalb Sopher für das neue, „glänzende Büchlein“ des Murmellius, das sich durch eine sorgfältige Auslese an Wörtern, Redewendun-

gen, sittlichen Unterweisungen und Sprichwörtern aus dem üblichen Angebot heraushebe. Es konnte sich im ganzen deutschen Sprachraum durchsetzen. Insgesamt erschienen bis 1576 über fünfzig Auflagen.

In dem Vorwort vom 5. August 1517 wandte sich Sopher zwar an die Freiburger Schüler; doch die gleiche Ermunterung hatten schon seine Zöglinge in Offenburg gehört: „Lies dieses Büchlein, lies es immer wieder und lies auch vor, du wirst deine Freude daran haben. Lebe wohl. Und umarme in gegenseitiger Liebe den Sopher, der dir sehr zugetan ist.“ Seine Lehrtätigkeit in Offenburg dauerte nur wenige Jahre. Aber sein Übungsbuch für den ersten Unterricht in Latein ist noch heute ein Zeugnis lebendiger Schulpraxis – vor gerade mal 500 Jahren.

Anmerkungen

- 1 Precht, R. D.: Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern. 2013.
- 2 Giesecke, M.: Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologie. 1991. – Widmann, H.: Die Wirkung des Buchdrucks auf die humanistischen Zeitgenossen und Nachfahren des Erfinders. In: Das Verhältnis der Humanisten zum Buch, hg. v. F. Kraft und D. Wuttke. (Mitteilungen der Kommission für Humanismusforschung, 4), 1977. – Mertens, D.: Früher Buchdruck und Historiographie. Zur Rezeption historiographischer Literatur im Bürgertum des deutschen Spätmittelalters beim Übergang vom Schreiben zum Drucken. In: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, hg. v. B. Moeller, H. Patze u. K. Stackmann. (Abh. d. Akad. d. Wiss. in Göttingen, Phil.-hist. Kl. III, 137), 83–111.
- 3 Theodoricus Gresemundi Historia violatae crucis. Straßburg 1512. – Theoderici Gresemundi Carmen de Historia violatae crucis. Et eius vita. Straßburg 1514.
- 4 Die neueste und umfassendste Übersicht zu Wimpfeling bietet D. Mertens in: Deutscher Humanismus 1480–1520, Verfasserlexikon II, 2013, Sp. 1289–1375. – Grundlegende Informationen zu Wimpfeling's Wirken bietet sein Briefwechsel, hg. v. O. Herding und D. Mertens (Jacobi Wimpfelingi Opera selecta III), 2 Bde., 1990. – Freundgen, J.: Jakob Wimpfeling's pädagogische Schriften, 1892.
- 5 Knepper, J.: Das Schul- und Unterrichtswesen im Elsass von den Anfängen bis gegen das Jahr 1530. 1905, bes. 236–242.
- 6 Quellen zur Geschichte Kaiser Heinrichs IV., hg. v. F.-J. Schmale. (Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters, XII) 1963.
- 7 *Argentinensium episcoporum cathalogus*, Straßburg, J. Grüninger 1508.
- 8 Paktverschreibung des Stadtschulmeisters zu Freiburg i. B. vom 13. März 1517. In: Vor- und frühreformatorische Schulordnungen und Schulverträge, hg. v. J. Müller, II. Abt., 1886, Nr. LXXVII, S. 192f.
- 9 Reisch, Gregor: Margarita philosophica. Nachdruck der Basler Ausgabe 1517. (Instrumenta philosophica, series thesauri 1) 1973. – Die erste Enzyklopädie aus Freiburg um 1495. Die Bilder der Margarita philosophica des Gregor Reisch. Faksimile-Druck, hg. v. U. Becker, 1970. – H. G. Wehrens, Gregor Reisch, seine Margarita philosophica und Freiburg im Breisgau. In: Schauinsland. Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins 123, 2004, 37–57
- 10 Geldner, F.: Die deutschen Inkunabeldrucker. Ein Handbuch der deutschen Buchdrucker des 15. Jahrhunderts nach Druckorten. I. Das deutsche Sprachgebiet. 1968, hier 71ff.

- 11 Allen, P.S.: *Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami II*, 11910, Nr. 308, 17 24. – J. Wimpfeling, Briefwechsel (wie A. 4), II, Nr. 314.
- 12 Wimpfeling, J.: *Isidoneus Germanicus*, 1497. – J. Freundgen, J. Wimpfelings pädagogische Schriften (wie Anm. 4), 81–174.
- 13 Battista, Mantovano: *duarum Parthenicum libri*, Straßburg, J. Schott, 1501.
- 14 J. Wimpfelings *Adolescentia*, hg. v. O. Herding (J. Wimpfelingi Opera selecta I), 1965. – Freundgen, J.: J. Wimpfelings pädagog. Schriften (wie Anm. 4), 175–328.
- 15 Batzer, E.: Die Urkunden des St.-Andreas-Hospitals zu Offenburg, 1905, 326–330, Nr. 23 u. 24
- 16 Schiffler, H. u. Winkeler, R.: Tausend Jahre Schule. Eine Kulturgeschichte des Lernens in Bildern. 1985. – Schule und Schüler im Mittelalter. Beiträge zur europäischen Bildungsgeschichte des 9. bis 15. Jahrhunderts, hg. v. M. Kintzinger u. a. (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 42) 1996.
- 17 Wohleb, L.: Die Freiburger Lateinschulordnung des Humanisten Gervas Sauffer (1518). In: Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 15 (1925) 1–16.
- 18 Henkel, N.: Deutsche Übersetzungen lateinischer Schultexte. Ihre Verbreitung und Funktion im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 90, (1988) 94–102.
- 19 Grubmüller, K.: Trivium. In: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, hg. v. B. Moeller u. a. (Abh. d. Akad. d. Wiss. in Göttingen, Phil.-hist. Kl. 3. Folge, Nr. 137. Göttingen 1983, 371–397.
- 20 Wimpfeling, Briefwechsel (wie Anm. 4), 828, Nr. 335.
- 21 Murmellius, Johannes: Pappa. Köln 1513 und Basel 1517. Mit einer Einführung v. P. O. Müller. (Documenta Linguistica, Reihe 1: Wörterbücher des 15. u. 16. Jahrhunderts). 2006. W. Kühlmann, Murmellius, Johannes. In: Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon II, 2009, Sp. 277–299. – W. Kettler, Untersuchungen zur frühneuhochdeutschen Lexikographie in der Schweiz und im Elsass. 2008, bes. 328–360. – P. O. Müller, Deutsche Lexikographie des 16. Jahrhunderts. Konzeptionen und Funktionen frühneuzeitlicher Wörterbücher. (Texte und Textgeschichte, 49) 2001.
- 22 Murmellius, J.: *De discipulorum officiis, quod Enchiridion scholasticorum inscribitur*, 1505. – Übers. in: Des Johannes Murmellius pädagogische Schriften, hg. v. J. Freundgen. (Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter u. neuer Zeit, 18), 1894, S. 52–118.
- 23 Die Vokabularien von Fritsche Closener und Jakob Twinger von Königshofen. Überlieferungsgeschichtliche Ausgabe, hg. v. K. Kirchert u. D. Klein. (Texte und textgeschichtliche Würzburger Forschungen 40–42) 1995.
- 24 Erasmus von Rotterdam, *Adagia*, hg. v. P. Mesnard (Erasmi opera omnia II) 1993.
- 25 Simon, I.: Zum Humanismus in Münster und zu den Sprichwortsammlungen von Johannes Murmellius und Antonius Tunicus (1514). In: Niederdeutsches Wort 40, 2000, 47–75, und 41, 2001, 57–89.
- 26 Ein Sendbrief D. M. Luthers vom Dolmetschen. In: Martin Luther, Studienausgabe, hg. v. H-U. Delius, Bd. 3, 1983, 477–496, hier 486f.
- 27 *Julius der erst Römisch Keiser von seinen kriegem erstmals uß dem Latin bracht und niuw getruckt*, übers. v. Matthias Ringmann Philesius, Straßburg 1507. – Limbeck, S.: Theorie und Praxis des Übersetzens im deutschen Humanismus. Albrecht von Eybs Übersetzung der „Philogenia“ des Ugolino Pisani. Diss. Freiburg 2000.
- 28 Haupt, H.: Oberrheinische sprichwörter und redensarten des ausgehenden 15. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 29 (1897) 109f.
- 29 Erasmus, *Adagia* (wie Anm. 24), II, I, Nr. 117.

Ettenheimer Gärten, Teil 3–6*

Der Olizy'sche Garten im Bienli vor dem Thomastor

Dieter Weis

Die Familie Olizy besaß vor dem Thomastor nicht nur das kleine „Gärtel“, wie an anderer Stelle berichtet, sondern auch einen größeren Garten etwa dort, wo sich heute die „Alte Brauerei“ befindet.

Ein erster Hinweis findet sich bei der Generalbannerneuerung vom Jahr 1670 unter *„Gaerten in der Bini vorm Thauenthor“*: *„Item 10 Mannsht, garten daselbst, einers. der große Meyerhof, ands der Steinenweg, oben auf die Allmend, unten auf Roman Klebeisen. H. Barthelme Greiners Erben“* (gehörig)¹

Als Steinenweg wurde damals und noch bis ins 19. Jahrhundert die jetzige Festungsstraße bezeichnet. Mit Allmend ist der Ringsheimer Weg gemeint. Zu den Barthelme Greiners Erben gehörte vermutlich Maria Catharina geb. Greiner, die Ehefrau des Mahlberger Oberamtmanns Franz Ernst von Olizy.

Diese Angaben bestätigt auch ein Eintrag im Ettenheimer Zinsbuch vom Jahr 1698, wonach *„Herr Frantz Ernst Olisy et Consorten“* Bodenzins von 2 ß 10 Pfennig zahlen mussten.²

„Von ungefehr zehen Manßhawet [= ca. 42 a] garthen vor dem Thomae Thor, Ein seith der steiner weeg, und ander seith Meines gnädigsten Fürsten undt Hr [der Fürstbischof von Straßburg] groß Hoffguth, oben der Ringsheimerweeg, undt unden H. Jacob Pero undt H. Prälathen garthen.

Daran sollen geben:

<i>H. Frantz Ernst olisy</i>	1 ß
<i>H. Christoph Zoller</i>	– 11 Pfennig
<i>H. Harnist seel. Erben</i>	– 11 Pfennig“

* 1. Der Prinzensgarten (Ortenau 2012); 2. Ein Ettenheimer Adelshof und die angrenzenden Gärten (Ortenau 2013); 3. Der Olizy'sche Garten im Bienle vor dem Thomas Tor (Ortenau 2014); 4. Das „Gärthel vor dem Thomasthor“ (Ortenau 2014); 5. Das Gelände der Familie Olizy im Pfaffenbach (Ortenau 2014); 6. Der Oberendhof und Oberendhofgarten (Ortenau 2014); 7. Verkauf des Meyenberg-Guts an Lorenz Stölcker; 8. Gärten beim Amtshaus (heute Palais Rohan); 9. Oberforstmeister Schilling von Canstatt als Nutzer seiner Ettenheimer Dienstgärten; 10. Der Herrschaftsgarten im Pfaffenbach; 11. Dienstgärten, Dienstständer und Dienstmatten; 12. Der Gutleuthausgarten; 13. Der Spitalgarten am „Creutzerweg“; 14. Der Kirchengarten am Steinenweg; 15. Gärten des Klosters Ettenheimmünster in Ettenheim; 16. Allmendgärten; 17. Der Garten des Stadt- und Amtsschreibers Joseph Chomas im Pfaffenbach; 18. Privatgärten

Bei der nächsten Bannbeschreibung vom Jahr 1721 ist der Garten wieder aufgeführt:³

„Item siben manshawet undt zweieinhalb Viertell manshawet garthen allda, ziehen Landt auff der ringsheimberweg, Landt ab die fraw Harnistin. gegen rhein der pfaffenbacher graben [heute verschwunden] undt ein fürstengueth, gegen wald die allmendt [Steinenweg], der olisischen fraw wittib undt Erben vermög Inventory gehörig“

Zwischen den Olizi'schen Erben kam es zu Streitigkeiten, wem der Ertrag des Gartens zusteht bzw. wie er zu verteilen sei. Über seine Forderungen an Herrn Felix Anton von Maillot stellte Leopold Hermann von Olizy eine „weitläufige“ Rechnung auf, in der auch der Garten im Bienle erscheint. So schreibt von Olizy unter der lfd. Nr. 24: *„Ist demselben bewußt, dass ich 1738 habe den alten Zaunsteckenhag am Obstgarten vor dem thoma thor frisch setzen lassen, hat mich gekostet über 30 neue Zaunstecken“* (...). Samt Fuhrlohn, drei neuen Latten, 175 Lattnägeln und Taglohn für drei Mann habe es insgesamt 3 f 5 ß 5 Pfennig gekostet. Im folgenden Jahr 1739 (lfd.Nr. 25) habe er den nämlichen Garten mit Weiden-Zaunstecken gegen Joseph Jengers Garten separieren lassen, was insgesamt 11 f 7 ß 11 kostete.

Unter Nr. 26 schreibt er: *„Item ist demselben bewußt wie daß ich 1739 im selbigen obstgarten habe lassen 6 schöne junge ge-zweigte obstbäum setzen (...) Kosten 6 f.“*

Schließlich beschließt er seine Vorwürfe und Forderungen (nach Kostenersatz?) hinsichtlich des Gartens wie folgt:

„It. ist demselben bekannt, dass ich in selbigem jahr habe drey sparglenländer in dem kleinen Krautgärtlein, im binle genandt, lassen anlegen, Er aber ao. 1740, da ich in flandern ware, solche vermeßentlich, da daß gudt allschon im proceß ware, wie es noch dato ist, folglich widerrechtlich heraufsgeworffen, undt zu grundt gehen hat lassen. waren 300 setzling, dieße haben mich sambt 6 wagen beßerung – setzer lohn [?], undt underhalt über 8 f gekostet, welche Er mir in gewissen zu Ersetzen schuldig ist. th. 8 f.“⁴

Felix Anton von Maillot verfasste eine „Gegenantwort“, worin er seine Forderungen an Leopold Hermann von Olizy darstellte und zu den einzelnen Forderungen seines Schwagers Stellung nahm bzw. diesen zum Teil widersprach.⁵

Zu den Angaben von Olizy unter den Nummern 24 und 25 schrieb er nur kurz: *„dißsen graßgarten habe angetretten wie solcher von fürstl. Comission angewißen undt geschätzt worden“.*

Zu Nr. 26 schrieb er: *„wirdt beantwortet wie art. 24. die gemeldte 6 gesetzte junge bäum seindt nicht zu stand kommen“.*

Zu Nr. 27: *„Ist Einer antworth nicht werth, Zu mahlen ich solchen garten angenommen vermög Comission.“*

Die Widersprüche bei den Angaben der zwei Streitenden sind groß und nicht nachzuvollziehen. Falls das Gartengrundstück bereits im Jahr 1739 in das Eigentum des Herrn von Maillot gelangte, konnte sein Schwager von Olizy ihn nicht mehr beanspruchen. Da er aber die damalige Teilung nie anerkannte, bleibt zu vermuten, dass er den Garten während seiner Anwesenheit in Ettenheim in der von ihm angegebenen Weise nutzte und dass er die Kosten einfach Herrn von Maillot in Rechnung stellte, um sie mit dessen Forderungen an ihn aufzurechnen.

Durch diese Erbstreitigkeiten sind uns jedenfalls einige Angaben über den Garten überliefert worden, was sonst selten der Fall ist.

Wie das kleine „Gärtel“ vor dem Thomastor führte Felix Anton von Maillot am 15.2.1754 in seiner „Beschreibung“ der Güter, welche er selbst in Genuss habe, auch den Garten im Biele auf:⁶

„Kretzenbacherfeld, It. 7 Mansht. 2 ½ Virtel Mansht. garten im binlin, Land auf der ringsheimerweg: Land ab Joseph Werber.“

Über die weitere Geschichte dieses Gartens lässt sich hier nichts Besonderes berichten. Vermutlich kam er wie die anderen Grundstücke der Familie Maillot in den Besitz des Freiherrn von Ichtratzheim, des späteren Schwiegersohns des Beat Martin von Maillot.⁷

Anmerkungen

1 StAE, General-Urbar 1670, 97b

2 StAE, Zinsbuch 1698

3 StAE, General-Urbar 1721, 477b

„Im Rohrbacher Veldt – Gärten im Binli“

4 GLA 127/545. Die Kosten werden detailliert angegeben. Die Rechnung von Olizy ist nicht datiert. Sie wurde später (ca. 1759) beim Prozess vor dem Reichskammergericht Wetzlar mit vielen anderen Unterlagen vorgelegt.

5 GLA 127/545. Felix Anton von Maillot nahm am 6.10.1759 Stellung zu den Forderungen seines (verstorbenen) Schwagers und machte eine Gegenrechnung auf: „Gegen antworth auf des Herrn von olisy Aufstellungen gegen meine rechnung undt anforderung.“ Seine Angaben sind im Gegensatz zu denen seines Schwagers Olizy oft kurz und klar formuliert.

6 StAE, Urkunden Nr. 24. Leider fehlt in den bekannten Akten die Anlage zum Teilungsvertrag vom 6.7.1739, in dem die einzelnen Grundstücke aufgezählt wurden. Aus der fehlenden Anlage ließe sich Näheres über die Verteilung entnehmen.

7 Wegen fehlender Unterlagen wie Kaufverträge usw. im Stadtarchiv und des nicht auffindbaren Familienarchivs Maillot/Ichtratzheim bestehen hierüber Unklarheiten.



Wegkreuz vor dem Thomastor von 1748.

Das „Gärthel vor dem Thomasthor“

Vor dem Thomastor lagen verschiedene Gärten, nicht nur der später als „Prinzengarten“ bezeichnete große Garten auf der Westseite des „Pfaffenbacher Wegs“, sondern auch auf der Ostseite Richtung Süden (also aufwärts) zwischen diesem Weg und dem Stadtgraben. Die Gärten befanden sich teilweise im aufgefällten Stadtgraben. Auch abwärts (landab) gab es einige Gärten. Über die Gärten Richtung Süden (landauf), die sich über das Finsterwäldle um den Friedhof bis in den Kretzenbach und zum oberen Tor erstreckten, sind viele Angaben überliefert. Mangels alter Lagepläne – es wurden bekanntlich früher nur die Angrenzer genannt –, bestehen trotzdem Schwierigkeiten, die Eigentümer, die genaue Lage und Größe einzelner Gärten hier anzugeben.

In einem alten Zinsbuch vom 13.11.1659 ist ein „Gärtlein“ des Schultheißen Hans Georg Sachß „vorm Thomasthor“ aufgeführt, wofür er 1 ß (Schilling) 6 Pfennig Bodenzins zahlen musste.¹ Die genaue Lage des Gärtleins ist nicht angegeben.

Eine nächste Aufzeichnung erfolgte anl. der General-Bannerneuerung im Jahr 1670. Der Pfaffenbach zählte damals zum „Kretzenbach“.²

Unter der Bezeichnung „Geländ vor dem Thomasthor beim Kreuz“ (Wegkreuz) ist Folgendes zu lesen:

„Item 1½ Mannshawet Gländ beym Creutz gelegen, Einseith neben dem weeg, Anders. neben gädigster Herrschafft aigenthum (gestrichen: dem Stattscheibereygarthen), oben auff den weeg, unden auff den Stattgraben.

den greinerischen Erben und Michael Vogt“ (gehörig).³

Demnach grenzte der Garten an den Ringsheimer Weg (landab), an den Stadtschreibereigarten (landauf), gegen Wald an den Stadtgraben und gegen Rhein an den Pfaffenbacher Weg. Die Lage der Gärten wurde bei der Bannbeschreibung im Jahr 1721 aus gutem Grund auf andere Art (nach den Himmelsrichtungen) beschrieben.

Der Stadtschreiberei- oder Herrschaftsgarten wird in einem besonderen Abschnitt behandelt. Im Jahr 1721, also bei der nächsten Bannbeschreibung, sind die Angaben über die Gärten landauf ab dem Thomastor genauer:

„Im Pfaffenbach bey dem thoman thor Item ein mannshawet garthen allda, ziehet Landt auf die olisische erben, Land ab die allmendt bey dem thomenthor [Ringsheimer Weg], gegen Rhein der pfaffenbacher allmendweg, gegen Waldt der Stattgraben.

*Hrn. Mathiß rißen erben 2/3tel mansht. undt Barthell Blanckh erben 1/3 mansht. lauth Inventory gehörig“.*⁴

Es folgte landauf (Richtung Süden) der nächste Garten, der an den Stadtschreibereigarten angrenzte:

*„Item ein manshawet garthen allda, ziehet Landt auff ein Herschafft gueth, Landt ab Mathiß rißen seel. erben, gegen Rhein der pfaffenbacher allmendt weeg, gegen Waldt der Stattgraben der olischen fraw Wittib undt Erben 2/3tel mansht. undt der fraw harnistin 1/3 manshawet vermög Inventory gehörig“*⁵

Nun soll der Weg des Olizy'schen Gärtels noch weiter verfolgt werden:

Am 6./8.7.1739 teilten die Olizy'schen Erben der verstorbenen Witwe Maria Katharina Olizy geb. Greiner von Streiteck deren Nachlass. Antragsteller war Felix Anton von Maillot, dessen Ehefrau eine Tochter der Verstorbenen war.

Es wurden sämtliche bürgerlichen und adeligen Güter, welche von der Verstorbenen herrührten und im Ettenheimer Bann lagen, unter den Erben aufgeteilt. Erben waren die mit Herrn von Maillot verheiratete Catharina Franziska von Olizy, Leopold Hermann von Olizy, Maria Barbara von Reich geb. von Olizy und Maria Theresia von Gail geb. von Olizy. Alle vier Erben waren Geschwister und Kinder der Verstorbenen.⁶

Der einzige lebende Sohn und Miterbe, Leopold Hermann von Olizy, war bei der Teilung nicht anwesend. Da er mit dem Ergebnis nicht einverstanden war, reichte er Klage ein. Das Reichskammergericht in Wetzlar wies seine Klage im folgenden Jahr ab, und so blieb der Vertrag gültig.⁷ Olizy bezichtigte seinen Schwager Maillot, ihn betrogen zu haben, was dieser wiederholt zurückwies. Auf diese Streitigkeiten kann hier nicht näher eingegangen werden.⁸

Das „Gärthel“ vor dem Thomastor wird in einer sogen. „Privat verfaßten Rechnung zwischen Frau Schwester (Maria Barbara) von Reich Einseiths, und dann mit Leopold (Hermann) von Olizy anderseiths, welche die Erbschafts Rechnung nichts angeht“ erwähnt. Zu den Forderungen der Frau von Reich gegen ihren Bruder Leopold Hermann schreibt dieser: *„Mehr von das Gärtel 1738 1 f. 5 ß, das ist das gärthel vor dem thomae thor-. Nota von diesem Gärtel kann Sie mir nichts ansetzen, dieweilen sie solches anno 1738 völlig genutzt hat, gleichwie den Überrest ihres völligen quart antheils an Einkünfften.“*⁹

Aus den Akten lässt sich nicht entnehmen, wer das „Gärthel“ nach der Teilung des mütterlichen (Greinerischen) Erbes

als Eigentum besaß, oder ob es gemeinsames Eigentum der vier Erben blieb und der Nutzer nur ein Viertel der Einkünfte zu beanspruchen hatte.

In einer „Beschreibung derjenigen gueter, welche Ueberschriebener selbst in genuß habe, davon die geldter abstaten solle“ des Felix Anton von Maillot vom 15.02.1754 ist u. a. auch das „Gärthel“ aufgeführt:

„Kretzenbacherfeld, It. an 1 Masht. im finster weldele [richtig eher Pfaffenbach], ziehet Land auf Ein herrschaft gueth: Land ab Hr. Ambtschultheiß Hanß Michel riß. NB daran solle ich haben 2/3 mansht. undt H. Joseph Harnist 1/3 msht.“¹⁰

Also forderte die Stadt von Herrn von Maillot den Bodenzins für das „Gärthel“, und so müsste er in dieser Zeit auch der Eigentümer gewesen sein.¹¹

Der Schwager und Erbe des Beat Martin von Maillot, Freiherr von Ichtratzheim, verpfändete am 5.8.1811 neben dem großen Garten vor dem Thomas Thor auch „den kleinen Garten alda, E. seiths der Stadtgraben, anderseits der Pfaffenbacher Weg, aest. (geschätzt) 300 f“.¹²

In den ab 1800 erhaltenen Stadtrechnungen samt Beilagen ist jährlich ein „Allmend- und Bodenzinß-Register“ beigefügt, in dem auch die Zahlungen des Freiherrn von Ichtratzheim „von der Steeg am Hauß und Gärthel beym Thomas thor“ verzeichnet sind. Es wurden jährlich regelmäßig 5 ß (Schilling) 6 Kreuzer gezahlt (bis 1824).

Der Erbe Peter Bosch zahlte nur noch 33 Kreuzer. Er lebte als Diener mit seiner Ehefrau Theresia geb. Hirn im Haushalt des Herrn von Ichtratzheim. Bosch erbte außer dem später als „Prinzengarten“ bezeichneten Garten noch weitere Grundstücke.¹³

Seine Nichte, die ledige Magdalena Ehrmann aus Steinbourg/Elsass, gab am 2.5.1834 vor dem Gemeinderat zu Protokoll, dass sie an „Josef Braun den Bäcker dahier $\frac{3}{4}$ Mansht. Garten vor dem Thomas thor, einers. Käufer selbst. anders. Xaver blanck, zinst jährlich 3 Kreuzer, für 132 f“ (...) ¹⁴ verkauft habe. Die Verkäuferin heiratete am 13.6.1834 den Herbolzheimer Dreikönigswirt Xaver Kuhn.

Anmerkungen

1 StAE, Allmendzins-Erneuerung v. 13.9.1659 (Akte Nr. 24)

2 StAE, General-Urbar 1670

3 wie Anm. 2, S. 163 b

4 StAE, General-Urbar 1721, S. 312 b

5 wie Anm. 4, S. 312

6 GLA 229/27101: Die Teilung fand am 6./8.7.1739 „auff dem Ettenheimer Rathaus“ statt. Demnach war „Franz Melchior Fischer, bischöfl. strauburg. hof- und regierungs Rath, auff ansuchen Hr.

- Felix Antoni v. Maillot uxorio nomine (namens seiner Frau), Frowen C.F. von Olizy, zu Ettenheim wohnhaft, per Decretum Regiminale sub dato d. 7 t. Januari letzthin die commission auffgetragen worden“ (...) die Teilung durchzuführen. Die Gärten sind im Vertrag nicht genannt. Die erwähnte „Specification“ ist in der Akte mit der Vertragskopie leider nicht enthalten (GLA 72/3012).
- 7 GLA 127/549
 - 8 Im GLA befinden sich viele „weitläufige Schreiben“ des Leopold Hermann von Olizy, vor allem in den Akten der Reichsritterschaft Ortenau – Prozessakten Olizy –.
 - 9 GLA 229/88071, Die Aufstellung ist datiert:
Straßburg, den 1. April 1756. Leopold von Olizy de Planques fordert von sämtl. Einkünften einen großen Anteil, den die Miterben nicht anerkennen wollten.
 - 10 StAE, Urkunden Nr. 24
 - 11 Aus den Steuerrechnungen der Stadt lässt sich nichts Genaues entnehmen. Sie sind sehr lückenhaft und ohne Beilagen erhalten.
 - 12 StAE, Unterpfindbuch Bd. II, S. 183 Nr. 66.
Darlehensaufnahme über 1838 f bei einer Theresia Hion.
 - 13 StAE, Kaufprotokolle Bd. III, S. 119–119b
Das „Gärthel“ vor dem Tor ist aber im Protokoll vom 22.11.1821 nicht aufgeführt (betr. Versteigerung am 15.11.1821). Da es aber später von seiner Nichte verkauft wurde, muss es zur Erbmasse gehört haben. Das Testament des Freiherrn von Ichtratzheim wurde leider vernichtet.
 - 14 StAE, Kaufprotokolle Bd. VI, S. 275 b–276

Das Gelände der Familie Olizy im Pfaffenbach

Die Familie Olizy besaß neben den beiden Gärten vor dem Thomastor noch Wiesen und viel Ackerland. Davon soll das sogen. Gelände neben dem Prinzensgarten hier erwähnt werden. Es ist nicht bekannt, was man damals unter dem Begriff „Gelände“ genau verstanden hat. Er kommt nicht sehr oft vor. Bei der Lagebeschreibung dieses Geländes wird auch immer der Name des Besitzers des angrenzenden heutigen Prinzensgartens genannt, und so ist auch das „Gelände“ von Interesse.

Im Güterverzeichnis anl. der Generalbannerneuerung von 1670 ist über das „Gelände“ Folgendes zu lesen:¹

„Im Pfaffenbach, Item 3 Mannsh. Gländ, Eines. Doctor Goll zue Offenburg, anderseith H. Schultheiß Sachß, oben auff Joseph Stachen, unden auff die von Endingen (stoßend) denen Greinerischen Erben gehörig“

Das Gelände lag somit an der Südseite des Gartens der Herren von Endingen, des späteren „Prinzensgartens“. Es gehörte den Greinerischen Erben wie der an anderer Stelle beschriebene Garten der Familie Olizy im Bienle.² Bei der nächsten Bannbeschreibung vom Jahr 1721 ist das Gelände wieder aufgeführt:³

„Im Pfaffenbach, Item drey manshawet geländt allda ziehen Landt auff Urich schilling, Land ab der Hr. reich und Herr von gaill, gegen Rhein ein hoher rain, gegen waldt ein Kirchguth der olisichen fraw wittib undt Erben lauth inventory gehörig“

Nach dieser Lagebeschreibung entsprechend der vier Himmelsrichtungen (landab: Richtung Norden) sind als damalige Eigentümer des „Prinzengartens“ die Herren Reich und von Gaill genannt, was auch bei der Lagebeschreibung des „Prinzengartens“ so ausgesagt ist.

In seiner „Beschreibung derjenigen gueter, welche ich underschriebener selbst in genuß habe, davon die geldter abstaten solle“ vom 15.2.1754 führt Felix Anton von Maillot neben dem Garten im Bienle und dem kleinen Garten vor dem Thomastor auch das Gelände im Pfaffenbach auf:

*„Kretzenbacherfeld, It. 3 mansht geländ im pfaffenbach, Land auf Joseph Schilling Wittib: Land ab Hr. von reich von Aldorff“.*⁴

Es stellt sich nun die Frage, ob damals der „Prinzengarten“ der Familie Reich allein gehörte?⁵

Nach dem Tod des Felix Anton von Maillot erbte dessen Sohn Beat Martin die Ettenheimer Güter seines Vaters. Später ging das Erbe an den Schwiegersohn des Beat Martin, Frh. von Ichtratzheim, der die einzige Tochter von Beat Martin von Maillot geheiratet hatte. Über die Erbregelungen fanden sich bisher keine Akten. Der Verbleib der Familienarchive Maillot/Ichtratzheim ist nicht bekannt.

Nach dem Tod des Freiherrn von Ichtratzheim ließ sein Erbe Peter Bosch am 15.11.1821 den „Prinzengarten“, 6 Mannsht. Matten und das Gelände im Pfaffenbach von 3 Mannsht versteigern:

*„einers. Kirchengut, anders. Josef Georg d. Herrschaftskiefer, zinst der Stadt jährlich 6 xr, ist aber zehendfrey äst. (geschätzt) 200 f“*⁶

So kam das Gelände in bürgerlichen Besitz.

Anmerkungen

- 1 StAE, General-Urbar 1670, S. 178
- 2 Miterbin war vermutlich die Ehefrau des Mahlberger Oberamtmanns von Olizy, Maria Katharina geb. Greiner.
Neben diesem Gelände lag noch ein anderes Gelände, der Kirche gehörig, das wie folgt beschrieben wird: „3 Mansht. Gländ, Einers. der Pfaffenbacherweeg, Anderseith die Greinerischen Erben, oben auff Joseph Stachen, unden auff die von Endingen“ (stoßend). Also lagen beide Grundstücke nebeneinander und das „Kirchengelände“ vorne am Weg. Heute befindet sich hier das Anwesen der Familie Hugo Beck.
- 3 StAE, General-Urbar 1721, S. 313
- 4 StAE, Urkunden Nr. 24
- 5 Vergleiche Urbar 1721 = Eigentümer Hr. Reich und v. Gaill.
Ob und in welcher Weise irgendwelche Abmachungen innerhalb der beiden Familien erfolgten, ließ sich nicht feststellen.
- 6 StAE, Kaufprotokolle Bd. III, S. 119 b, Nr. 340

Oberendhof und Oberendhofgarten

Das Kloster Ettenheimmünster besaß in Ettenheim „eigentümliche“ Güter, Gartenland und Reben. Dazu gehörten große Lehen- und Hofgüter:¹

- a) „Der Ober-Endhof, der älteste, gehörte ursprünglich zum Herrenhofe, von welchem er später getrennt wurde.
- b) Falkenstein'scher- (Falken-) Hof, von den Edlen von Falkenstein an das Kloster zu Eigenthum verkauft.
- c) Widdum oder Pfarrgut. Durch Einverleibung der Pfarrei an das Kloster gekommen (1435).“

In Ettenheimweiler besaß das Kloster als Maiergüter den großen und den kleinen Hof.

Über den Namen „Oberendhof“ ist nichts Näheres bekannt. Er lag etwa dort, wo sich heute das Amtsgericht befindet. Das war damals vermutlich das „obere Ende“ der Stadt. Vor dem Jahr 1800 war es nicht erlaubt, nördlich des alten Bachs Häuser zu bauen, sodass der Hof früher wohl das einzige Gebäude im Norden der Stadt war (Ausnahme: „Gutleuthaus“). Er war vermutlich auch Namensgeber für den „Meierberg“.

Aus den überlieferten Schriften lässt sich wie beim „Gutleuthaus“ nicht genau feststellen, wie lange das alte Hofgebäude dort stand. Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg oder in einem der vielen späteren Kriege sind denkbar.

Die Hofgüter in Ettenheim trugen aber weiterhin den Namen des jeweiligen Hofes. Noch in einem Verzeichnis der Ettenheimer Großh. Amtskellerei vom 9.2.1810 sind der „Oberendhof, der Falkenhof und das Wittunguth“ enthalten.²

Die Größe des Oberendhofguts gibt auch ein Verzeichnis der Ettenheimer Amtskellerei vom 11.9.1800 zu erkennen, in dem die Grundstücke mit ihrem Schätzwert und mit Angaben zu ihrer Bewertung (gut, mittelmäßig und schlecht) einzeln aufgeführt sind.³ Es trägt den Titel: *„Verzeichnis derjenigen Herrschaftl. Ettenheimmünsterischen Schupflehen Güteren, (die) zum sogenannten Oberendhof gehören, welche Kaspar Jäger seel. in Ettenheim auf Lebenslang unter dem Pflug gehabt hat.“* Darunter ist als Nachtrag aufgeführt: *„6 Msht. an 3 Jeuch Ackers, im Meyerhof genannt, Land auf der Weeg, Land ab die Stölckerischen Erben, Wert 200 f“.* Mit Weg könnte der Münchweierer Weg bzw. Straße gemeint sein.

Angaben aus der Ettenheimer Bannerneuerung vom Jahr 1660

Die ältesten Angaben zum Oberendhof selbst finden sich im Verzeichnis zur Bannerneuerung im Jahr 1660:⁴

„Item ein hoff, der meyer hoff genant, Einerß.: Ju(nker) v. bulach, a.ß.: andreas plauer, undt der geweißte stattschr.: oben auff den Münchweyrer weeg: unden auf Ju v. bulach, christmann scherer, und schaff-(ner?)

Ist des gottshauß Ettenhbmstr. eigenthumb“

Demnach stand zu diesem Zeitpunkt das Hofgebäude noch, sonst hätte es „eine lehre Hoffstatt“ heißen müssen wie in anderen Fällen (z. B. beim Falkenhof).

Angaben aus der Bannerneuerung vom Jahr 1670

„Am oberen End, Item ungefehr 2 Jeuch (ca. 68 a) Reben und Hanfgeländ, eines neben H. Prälat u. H. von Bulach, anders. der Stadtschreiber Georg Wilhelm Mehl, oben auf den Münchweierweg, unten auf den Schultheißen zu Schuttertern. dem H. Prälat zu Ettenheimmünster gehörig.“⁵

Angaben aus der Bannerneuerung vom Jahr 1721

Im Jahr 1721 wird auch der Oberendhofgarten erwähnt:⁶

„Meyerberg, Item zwey Jeuch garthen und hoffstatt wie auch geländt allda. den oberendthof oder Meyhoffgueth gemeint, ziehet Landt auff der Münchweyer weeg, Landt ab Michal friderich undt geörg Winterer, gegen rhein die olisischen erben, gegen waldt Hans Jakob sartori und Herr Johannes gilg Herrn praelaten zue Ettenheimbmünster vermög particular Ernewrung gehörig“

Zinserneuerung vom Jahr 1797

Im Jahr 1797 wurden auf Antrag des Freiherrn Hannibal Albertini von Ichtratzheim die ihm zustehenden Geld- und Weinzinsen in der Ettenheimer und Ringsheimer Gemarkung ermittelt und neu festgesetzt.⁷ Bei den „Geldzinsen von Johann Jacob von Andlaw herrührend“ wird auch der Oberendhof genannt:

„Nr. 8 Löbl. Gotteshaus Ettenheimmünster, Von einer Hofstatt modo (oder) ein Garthen worauf vor diesem (vor dieser Zeit) ein Meyerhoff gestanden, am oberen End gelegen, land auf der Münchweyrer weeg, land ab [? unleserlich] und gegen rhein Hr. amtschafner stölcker Erben, gegen walt das Ettenheimmünsterische ober End Guth Ein Gulden 5 ß“

Also war zu dieser Zeit der frühere Maierhof nicht mehr vorhanden. Das Kloster Ettenheimmünster verpachtete in den wenigen Jahren vor seiner Aufhebung seine Ettenheimer Güter an die bisherigen Lehensnehmer weiter. Abt Häußler wurden später von der bad. Verwaltung deswegen große Vorwürfe gemacht. Ob er damit seinen Lehensnehmern nur helfen wollte? Oder hatte er noch andere Motive? So gab er beispielsweise „am 4 ten Theil des freyen Oberendhofguts die Helffte I: maßen die bishe-

rige Lehensmayerin Frau Francisca Stölckerin gebohrene Harnistin gewesene Amtschaffnerin zu Ettenheim den ermelden ingehabten Antheil lehens gnädiger Lehen Herrschaft anheimgestellt: I auf gehorsam bittliches Anhalten ihrem Sohn Xaveri Stölcker, burger und Metzgermeister (später ‚Hermelin‘-Wirt) (...) auf seine Lebens Täge zu einem Lehen“ (...) ⁸

Nach der Aufhebung des Klosters versuchte der bad. Staat möglichst viele Grundstücke „zu Geld zu machen“.

Sie wurden den früheren Pächtern angeboten, und wenn diese nicht zahlungskräftig waren, ging man zur Versteigerung über. Der Staat brauchte dringend Geld (Napoleonische Kriege und Hungersnöte). So verkaufte man im Jahr 1812 auch das Klostergebäude in Ettenheimmünster.

Über die Verkäufe der Lehensgüter sind umfangreiche Akten vorhanden. Aber darauf näher einzugehen, würde hier zu weit führen. Es soll aber noch erwähnt werden, dass der Sohn des im Juli 1806 verstorbenen Caspar Jäger ein Gesuch einreichte, ihm das durch den Tod seines Vaters erledigte Lehen zu übergeben. Mathias Jäger schrieb am 18.7.1806 an das „Kurfürstl.Hofraths Collegium“ u. a. *„Vor einigen Tagen hatte ich das Unglück meinen Vater, den Rathsverwandten Kaspar Jäger von Ettenheim, zu verlieren. Im Leben war derselbe Träger eines Ettenheimmünsterischen Schupflehens, welches schon über 150 Jahre auf unserer Familie gewesen.“*⁹

Einen ähnlichen Antrag stellte auch Martin Winterer hinsichtlich des an die Herrschaft anheimgefallenen Ettenheimmünsterischen zum Oberendhof gehörigen Schupflehens.

Das Oberendhofgut war auf mehrere Lehensmaier verpachtet, also mehrfach geteilt. Im Antrag von Winterer wird auch der Bodenzins „vom Antheil des Plazes, worauf ehedessen der Oberendhof gestanden“, erwähnt.¹⁰

Nach den vorliegenden Kaufprotokollen wurden Teile des Schupflehenguts zum Oberendhof im Jahr 1817 „mit Vorbehalt höchster Genehmigung“ versteigert:

- a) am 22.8.1814 Grundstücke, die infolge des Todes von Anton Winterer (Sohn: Martin) der Landesherrschaft zufielen.¹¹
- b) am 5.9.1814 Grundstücke „aus dem durch Ableben des Kaspar Jägers derselben anheimgefallenen Schupflehenguts zum Oberendhof“ (Sohn: Mathias).¹²

Demnach konnten die Söhne der verstorbenen Lehensmaier die Güter nicht als Ganzes käuflich erwerben.

Dagegen wurde dem Hermelinwirt Xaver Stölcker lt. Beschluss des Bad. Finanzministeriums vom 24.4.1818 sein bisher „im Zeitbestand benutzte Schupflehengut des Oberendhofs

bestehend in (...) für insges. 3469 f 40 xr käuflich als Eigentum überlassen“.¹³ Die Familie Stölcker lebte also in guten finanziellen Verhältnissen.

Die Witwe des Xaver Stölcker, Maria Anna geb. Riß, hinterließ nach ihrem Tod am 21.12.1853 verschiedene Grundstücke vier Kindern des ebenfalls verstorbenen Benedikt Stölcker.¹⁴ Dazu gehörten 239,84 Ruthen (ca. 22 ar) Garten im Maierberg neben dem Weg und Josepha Stölcker zu 333 f 20 xr und 51,14 Ruthen (ca. 5 a) allda allseits Karl Stölcker („Hermelin-“ bzw. „Kreuzwirt“?) zu 30f. Da keine Lagepläne auffindbar sind, kann die genaue Lage der Grundstücke nicht angegeben werden.

Der Sohn Karl des „Freihofwirts“ Benedikt Stölcker betrieb auf dem Gelände des früheren Oberendhofs bis zu seinem Tod am 2.5.1898 eine Gärtnerei, die anschließend von seiner Witwe Theresia geb. Wehrle weitergeführt wurde. Mindestens zu dieser Zeit stand wieder ein Hof mit Nebengebäuden (gegenüber der Brücke über den Bach) auf dem Platz der Gärtnerei. Die Erbauungszeit des Hofgebäudes ist nicht bekannt.

Die Familie Stölcker verkaufte wenige Jahre später einen Teil ihrer Grundstücke an den bad. Staat, der dort von 1908 bis 1909 das heutige Amtsgerichts- und Notariatsgebäude erbaute.

Die Gärtnerei wurde etwas weiter in Richtung Osten verlegt und noch bis nach dem 2. Weltkrieg von Sohn Otto und Enkel Karl Stölcker weiterbetrieben.

Anhang: Reben und Gärten beim Oberendhof

In der Nähe des Oberendhofs befanden sich Gärten und Rebgrundstücke im Besitz des Landadels, weshalb hier darauf eingegangen werden soll.

Die Angaben erfolgen nach den Zinsbüchern aus dem 17. Jahrhundert. Leider sind die Schriften teilweise schwer lesbar,



*Stadt Ettenheim,
rechts unten der Hof
mit der Gärtnerei der
Familie Stölcker,
Foto um 1900.*

und so ergeben sich besonders bei den Namen der Anlieger Probleme.

Zinsbuch von 1625 (GLA 66/2448):

Junker Johann Ludwig Zorn von Bulach, Amtmann, gibt jährliche „*Ane Geldt Neun Schilling, vier Cappen und zwey Hüner Von einem Garthen bey dem Oberendhoff, Einseits ahne gedachten hoffguth (Oberendhof des Klosters), Anderseit ahn Martin Wallmann gelegen, Oben auff Bastian Keysern, Unden auff die Stras stoßendt*“.

Außerdem gibt er ein Saum Wein jährlich

„Von einem Jeuch Reben und garthen ahm Oberendt, Einseits ahn hans Metzgern dem Schreiner, Anderseits ahn hanß wilhelm Venßmanns Erben, gelegen, Oben auff Andres haßen, Unden auff gedachten Junckher Ambtmann selbstn stoßendt.

Gibt jener auch gelt drithalben schilling, zwehn Cappen Und zwehn Pomerantzen, welche Edelgedachter Junckher bey diser Renovation wie bey den geltzinsen zustehen, ererst in diß guth gelegt.“

Zinsbuch von 1656 (GLA 66/2449)

„Junckher Johann Ludwig Zorn von Bullach, OberAmbtmann zue Benfelden Zinst Jahrß (einen) Cappen für Ein Stuckh von Sechß Manßhauet Reeben am ober Endthoff, Ein und die Anderseit auff den Junckher selbst, oben auff Hanß Menrodt, Unden auff den oberenthoff stoßend. Zinst dem Gotteshauß sonsten auch ein halben Saum Wein (...)“

Ein weiteres Saum hatte Junker von Bulach – wie im Jahr 1625 – auch im Jahr 1656 für das Jeuch Reben- und Gartengelände zu liefern. Er „gibt zuvor auch geldt 2ß 6 Pfennig, zween Cappen und zwe Pomerantzen“.

Zinsbuch von 1684 (GLA 66/2450)

Im Jahr 1684 erscheint anstelle des Junkers Zorn von Bulach der Junker Franz Jakob von Andlaw. Er musste für ein halbes Jeuch Reben am Oberendhof ein Ohm und sechs Maas Wein als Zins liefern.

Für das Jeuch Reben und Garten am oberen End hatte er wie sein Vorgänger jährlich ein Saum Wein als Zins zu zahlen.

Außerdem gibt er „auch gelt 2 ß 6 Pfennig, Cappen 2 stuckh und Pomerantzen zwey stuckh, welche Erstgedachter Junckher bey Ao. 1625 vorgangener Renovation, wie bey dem gelt Zinsen zu sehen, erst in dises guth gelegt“.

Es fällt auf, dass im Garten beim Oberendhof Pomeranzen gepflanzt wurden. Ob diese Pflanze in Ettenheim nur dort anzutreffen war? Sie wird sonst nirgends erwähnt. Vermutlich

wurden die kleinen Bäume mit den der Apfelsine ähnlichen Früchten zur Zierde des Gartens verwendet.

Als „Cappen“ wurde damals der Kapaun bezeichnet, womit ein kastrierter Masthahn gemeint war. Die Gartengrundstücke der Junker Zorn von Bulach und von Andlaw gelangten später vielleicht ganz oder teilweise in den Besitz der Familie Stölcker. Die bestehenden Lücken in der schriftlichen Überlieferung lassen es aber nicht zu, den Weg weiter zu verfolgen.

Anmerkungen

- 1 Kürzel, Albert, Stadt Ettenheim und ihre Umgebung, Lahr 1883, S. 15/16, hier noch weitere Angaben zu den Hofgütern.
- 2 GLA 391/10418 „Verzeichnis sämtlicher in dem Ettenheimer Bann liegende herrschaftliche eigenthümliche als auch Erb- und Schupflehen güter“ (mit Angabe der Gartenanteile). Der bad. Staat beabsichtigte, die Güter zum Teil an die bisherigen Lehensnehmer (Lehensmaier) zu verkaufen oder öffentlich versteigern zu lassen.
- 3 StAF B 701/4 Nr. 53
- 4 GLA 66/2451, S. 158 (1660)
Der „Falckenhoff“ ist ebenfalls angegeben (S. 125):
„Item Ein lehre hoffstatt worauf vor dießem (vor dieser Zeit) der falckenhoff gestanden, 4½ Mht. groß: E. ß: d'stattmuer, a. ß. thoma brogle, oben auff die allmend, unden auff hanns beckhen“. Demnach war der Hof zerstört, vermutlich im 30-jährigen abgebrannt wie die andern Häuser. Er stand in der „Thomannaß“ (heute Thomasstraße).
Vermerk in der Beschreibung: „gndst. herrschafft zum halben theil undt dem gottshaus EttenheimbMstr. die helffte gehört“
- 5 StAE, General-Urbar 1670, S. 65
- 6 StAE, General-Urbar 1721, S. 185a
- 7 StAE, alte Akte Nr. 582a. In demselben Verzeichnis ist unter Nr. 10 auch das Anwesen von Johann Baptist Köbele Erben, „in der thomas Gaß gelegen“ angegeben „ehedessen der Ettenheimmünsterische Falkenhof“!
- 8 GLA 391/10378. In der Urkunde werden die zugehörigen Grundstücke aufgezählt. In einer Liste vom 9.3.1818 stehen alle Grundstücke des „Schupfenlehenguts, welches Xaver Stölcker in Ettenheim in Bestand hat“, mit ihrem Wert (Anschlag), darunter der „Mayerberg“ mit 200 f. Insgesamt ergab es 5911 Gulden!
- 9 wie Anm. 3
- 10 GLA 353/52, Amtskeller Stölcker schreibt am 8.6.1805 in diesem Zusammenhang u. a. „Von dem ehemaligen Kloster Ettenheimmünster ist gnädigste Landes Herrschaft dahier in Ettenheim unter den vielen Lehen Güteren auch der sogenannte Oberendhof, aus 111 Jeuch Ackeren und Geländ und 12 Jeuch Matten (bestehend), zugefallen. Dieser Hof ist zu Lebenslänglichen oder sogenannten Schupflehen ausgeliehen.“
- 11 StAE, Kaufprotokolle Bd. II, S. 222
- 12 StAE, Kaufprotokolle Bd. II, S. 226b
- 13 StAE, Kaufprotokolle Bd. II, S. 350b
- 14 StAE, Kaufprotokolle Bd. XVI, S. 111b–112b

Sämtl. sogen. Privatteilungen können nicht nachvollzogen werden, weil viele Akten des Ettenheimer Amtsrevisorats (bis etwa Mitte 19. Jahrh.) vernichtet wurden. Es würde auch den Rahmen dieses Berichts überschreiten.

Menschlichkeit in unmenschlichen Zeiten – die mutigen Frauen vom Stollengrund

Rolf Oswald

Die Gemeinde Nordrach mit ihren etwa 2000 Einwohnern erstreckt sich in einem langen, verzweigten Tal. Die Bauernhöfe liegen teilweise weit entfernt vom Dorfkern an den Berghängen. Drei bis vier Kilometer von der Dorfmitte in östlicher Richtung liegt der Stollengrundhof. Der Weg zu ihm führt steil hoch durch den Wald. Zur Zeit des Nationalsozialismus lebte auf dem Stollengrundhof die Bauerfamilie Birk. Georg Birk, der Bauer, starb 1938 an Multipler Sklerose. Seine Frau Franziska Birk, geb. Pfundstein, und er hatten fünf Kinder, einen Sohn und vier Töchter.¹

Außerdem wohnten damals auf dem abgelegenen Hof die betagte Mutter des Bauern, Paulina Birk, sowie die fast 60-jährige Schwester des Bauern, die ebenfalls Franziska hieß (1888 bis 1948). Die Verantwortung für die Bewirtschaftung des Hofes und die Familienführung lag in den Händen der Bäuerin Franziska Birk. Sie wurde am 18. Februar 1894 in Nordrach geboren. Ihr elterliches Haus befand sich im Bärhag.

Als im September 1939 bekannt wurde, dass es Krieg mit Polen gebe, fragte sich die Mutter mit ihren fünf Kindern voller Sorge, wie sie diese Zeit bewältigen sollte, die mit dem Krieg auf das Land und die Familie zukommen würde. Es war nun eingetreten, was sie seit dem Anfang der nationalsozialistischen Be-



Abb. 1: Bäuerin Franziska Birk mit ihren Töchtern: v.l. Lydia, Alisia, Franziska, vorne rechts Cäcilia, ca. 1940.



*Abb. 2: Familie Birk
ca. 1937: v.l. Groß-
mutter Paulina Birk,
Georg Birk, seine Frau
Franziska mit Tochter
Cäcilia auf dem Arm,
Franziska, Schwester
von Georg Birk, Alisia
und Franziska.*

wegung und der hetzerischen Reden im Radio befürchtet hatte. Sie war völlig dagegen, Konflikte mit Gewalt zu lösen. Die Bäuerin war sich sicher, dieser Krieg würde nur Unglück für alle bringen.

Sie wollte es nicht hinnehmen, als schon kurz nach Kriegsbeginn ihr Sohn Wilhelm den Einberufungsbefehl zum Kriegsdienst in die Wehrmacht bekam: Ihr Sohn gehörte doch auf den Hof, hier war der Lebensmittelpunkt der Familie, hier wurde er dringend als Nachfolger des verstorbenen Vaters gebraucht. Für diese Aufgabe hatte er die Landwirtschaftsschule in Haslach besucht. Was hatten sie auf ihrem abgelegenen Hof mit einem Krieg in Polen zu tun? Verzweifelt versuchte die Bäuerin auf dem Rathaus und bei weiteren Stellen, auch bei einem Rechtsanwalt, zu erreichen, dass Wilhelm als einzige männliche Person auf dem Hof bleiben konnte – vergebens.

Der Fremdarbeiter Mikolaj Murowicki (14.4.1917 bis 5.4.1994)

Als die Mutter 1940 hörte, Fremdarbeiter aus Polen kämen zur Unterstützung der Bauern nach Nordrach, meldete sie sich beim Bürgermeisteramt und bat um Zuweisung eines Arbeiters.

Im Oktober 1940, fast zeitgleich mit der Einberufung ihres Sohnes Wilhelm zur Wehrmacht und damit zum Kriegsdienst, kam der damals 23-jährige Pole Mikolaj Murowicki auf den Hof.

Er war als polnischer Soldat gefangen genommen und in ein Gefangenenlager in Wildberg, in der Nähe von Calw im Nordschwarzwald, gebracht worden. Dort hatte er angegeben, er sei Wald- und Landarbeiter, und hatte erreicht, dass er zur Arbeit in der Landwirtschaft eingeteilt wurde.²

Mit verschiedenen Unterlagen bekam er auch ein Merkblatt, in welchem einleitend versprochen wurde:

*„Arbeiter! Die Deutsche Wehrmacht hat euch von dem Terror Stalins und dem der bolschewistischen jüdischen Kommissare befreit. Die Bolschewisten haben, wo sie nur irgend konnten, Eure Fabriken zerstört, sie haben die Lebensmittel vernichtet, Eure Höfe und Wohnungen verbrannt, sie haben Euch die Grundlagen Eures Lebens genommen. **Deutschland kann und will Euch helfen!** In Deutschland bekommt Ihr Arbeit und Brot, wir sichern Euch eine anständige, gerechte und menschliche Behandlung zu, wenn Ihr sorgfältig und fleißig arbeitet und Euch einwandfrei führt ...“³*

Mit Mikolajs Ankunft bekam auch die Bäuerin Birk amtliche Papiere, allerdings mit einer ganz anderen Botschaft. Aus einem Merkblatt ging hervor, dass die polnischen Arbeitskräfte „fremdrassig und minderwertig“ seien, denen die Deutschen in jeder Hinsicht überlegen wären. Neben vielen Warnungen vor den Polen wird in einem Merkblatt unter dem Aufruf: „*Haltet das Deutsche Blut rein!*“ ausgeführt:

„So wie es als größte Schande gilt, sich mit einem Juden einzulassen, so versündigt sich jeder Deutsche, der mit einem Polen oder einer Polin intime Beziehungen unterhält. Verachtet die tierische Triebhaftigkeit dieser Rasse! Seid rassenbewusst und schützt eure Kinder. Ihr verliert sonst euer höchstes Gut: eure Ehre.“⁴

Für den Alltag der Fremdarbeiter galten rigide Regeln, die im sogenannten Polenerlass der Reichsregierung festgelegt wurden. Sie wurden auf kommunaler Ebene mehrfach wiederholt und konkretisiert:⁵

- Aufenthaltswang – das Verlassen des Arbeitsortes war streng verboten;



Abb. 3: Mikolaj Murowicki als polnischer Soldat 1938.

- die Polen durften nicht am selben Tisch mit deutschen „Volksgenossen“ essen;
- Benutzung von Fahrrädern war für die Polen verboten;
- das Kennzeichen P musste auf allen Kleidungsstücken gut sichtbar aufgenäht werden;
- Unterbringung war nur dort erlaubt, wo ein deutscher Mann anwesend war.

Die Familie Birk hielt sich nicht an diese und weitere diskriminierende Regelungen, Franziska Birk sagte mit Bestimmtheit: *„Wer mit uns arbeitet, der isst auch mit uns.“*⁶ Nur wenn fremder Besuch kam, ging Mikolaj Murowicki in einen anderen Raum.

Mikolaj Murowicki kam aus einem guten Elternhaus. Der Vater war bei einer Behörde in Polen beschäftigt. Er selbst hatte die höhere Schule besucht und eine Forstlehre begonnen. Zu seiner Familie gehörten zwei Brüder und eine Schwester. Die zwei Brüder sind später nach England ausgewandert.

Der Besuch des Gottesdienstes in Nordrach war dem frommen Katholiken Mikolaj verboten. 1942 wurden die Regelungen zur seelsorgerlichen Betreuung der polnischen Zivilarbeiter nochmals verschärft.

- Es dürfen Sondergottesdienste nur am ersten Sonntag eines Monats in der Zeit von 10 bis 12 Uhr stattfinden.
- „... es ist grundsätzlich der Gebrauch der polnischen Sprache, auch bei Absingen von Liedern, verboten“.
- Die Abnahme der Beichte in polnischer Sprache ist ebenfalls verboten.
- Deutschen ist die Teilnahme an den Sondergottesdiensten für Polen verboten.⁷

In Nordrach hat man sich mit einer sogenannten Polenmesse für die Ostarbeiter geholfen. Der katholische Gemeindepfarrer Anton Nöltner hatte sich geweigert, für die Polen die Messe zu halten, deshalb übernahm dies ein älterer Pfarrer, Anton Späth, der angeblich bei der Kirche schon zuvor in Ungnade gefallen war. Mikolaj arbeitete in der Landwirtschaft ebenso wie bei der Tierhaltung und beim Holzschlag im Wald. Er wird als sehr fleißiger und freundlicher Mann geschildert.

Schule in Nordrach-Kolonie

Die Töchter der Birks mussten zusätzlich zur häuslichen und zur Arbeit auf dem Feld täglich die Dorfschule in Nordrach-Kolonie besuchen. Der Schulweg war etwa 3 km weit, steil ins Tal hinab. Das war besonders im Winter, der immer sehr schnee-

Arbeitskarte — Befreiungsschein

Gültig bis auf weiteres. Widerruf vorbehalten

Familiennam: Murowicki

Vor(Ruf-)name: Mikolaj

Geburtsname bei Frauen: _____

Geboren am 14.4.17 in Hrebieni

männlich, ~~weiblich~~ ledig, ~~verheiratet~~

Staatsangehörigkeit: Staatenlos (Polen)

Volkszugehörigkeit: _____

Herkunftsland (eingereist aus): _____

Heimatort: Baranowitschi
Dist. Nowogrudeck

Wohnhaft: _____

(bei Anstellung d. Befr.Sch.)
Beschäftigt als: Landw. Knecht 1A2c

Arbeitsbuch-Nr.: A 347Ha/000557

Arbeitsstelle: Georg Birk, W., Landwirtschaft,
Nordrach

Trpr.-Nr. 10.8.4 Im Inl. seit 10.8.4

Ausgestellt am 30.12.1943

Arbeitsamt
Offenburg

(Dienstsiegel)

*) Dem ausländischen Arbeiter/Angestellten auszuhändigen!

Abb. 4:
Arbeitskarte von
Mikolaj Murowicki
vom 30.12.1943.

reich und kalt war, sehr anstrengend. Der Vater hatte, als er noch lebte, bei Neuschnee einen Korb mit schweren Steinen gefüllt und damit einen Weg gebahnt. Alisia hat von 1927 bis 1935 die Schule in Nordrach-Kolonie besucht. Dort wurden die ersten vier Klassen der Volksschule in einem Schulraum gemeinsam unterrichtet. Die „unfolgsamen“ Kinder und Jugendlichen mussten in den ersten Reihen sitzen, damit der Lehrer sie besser beobachten konnte. Morgens zu Schulbeginn mussten die Schülerinnen zur Begrüßung des Lehrers den „Hitler-Gruß“ zeigen. Einer der Lehrer, Herr Bender, war sehr streng, manchmal war er so zornig, dass er auf die Bänke stieg, von einer Bank zur anderen Bank sprang, bis hin zu demjenigen, der ihn geärgert hatte und den er deshalb mit dem Stock auf den Hintern schlug. Der andere Lehrer, Herr Schülj, konnte fantasievoll und romantisch erzählen, von „Toten, die wieder herumliefen und

vom Spuk und von solchen Sachen“. Die Lehrer sprachen sehr positiv über den Nationalsozialismus. Sie sangen oft ein Lied mit folgenden Worten „Ja wir sind die Braunen, die Adolf Hitler lieben ...“ Im Klassenzimmer hing ein Bild von Adolf Hitler, das sollte an einem Festtag besonders hervorgehoben und deshalb geschmückt werden. Alisia Birk hat sich eifrig gemeldet, sie wollte es unbedingt schmücken, was sie dann durfte. Allerdings fragte sie sich: Warum waren denn die Eltern und die Oma zu Hause so gegen Hitler, ihre Mitschülerinnen aber so für ihn? Sie verstand dies nicht, denn auch der Lehrer hat die großen Taten von Adolf Hitler gelobt. Diese unterschiedlichen Ansichten führten bei Alisia zu großen inneren Konflikten. Was sollte sie glauben? Die Mutter hatte zu Hause immer Recht. Dasselbe galt aber auch für den Lehrer in der Schule, er war ebenfalls eine Respektperson. Lebte sie in zwei verschiedenen Welten?

Die Mutter Franziska Birk

Franziska Birk war eine sehr umsichtige und sparsame Frau, die darauf achtete, dass nichts verloren ging und nichts verdarb; es musste „auch noch die letzte Kirsche vom Baum geholt werden, damit sie nicht verfaulte. Beim Pflücken durfte aber kein Zweiglein beschädigt werden.“⁸ Diese Frau, die ehrfürchtig die Dinge des Alltags behandelte, sich couragiert und gutmütig anderen gegenüber verhielt, hatte neben der harten Arbeit im Feld und Wald noch ein Hobby: die Bienenzucht. Sie hatte eine Imker-Ausrüstung, darin ging sie sehr sicher und gekonnt zu Werke.

Die Mutter war eine starke Persönlichkeit, die sich mit dem, was sie für richtig hielt, durchsetzte. Zum Beispiel: Es gab auf dem Hof ein Wasserrad, das über einen Transmissionsriemen drei Geräte antreiben konnte: die Dreschmaschine, die Schrotmühle und eine Häckselmaschine für das Stroh. Als das örtliche Elektrizitätswerk, das „Badenwerk“, Strom bis nach Nordrach-Kolonie verlegte, wollte man ihren Hof nur mit Haushaltsstrom beliefern. Sie hat von den Männern energisch gefordert, auch einen Starkstromanschluss für die Maschinen zu verlegen. So ist es dann auch geschehen. Für die Mädchen war die Mutter eine absolute Respektperson, sie hätten sich niemals getraut, der Mutter zu widersprechen oder sie gar zu kritisieren. Auch Streit unter den Schwestern gab es in Anwesenheit der Mutter nie, sie duldeten das nicht; so mussten sie ihren Streit auf dem Schulweg oder sonst wo austragen. Die Mutter war gegen Gewalt und Aggression. Sie ist als strenge, aber seelengute Frau in Erinnerung. Keine ihrer heute noch lebenden drei Töchter kann sich erinnern, je von der Mutter bestraft worden zu sein.

Für Volk und Vaterland 1940

Alisia, die älteste Tochter, war 1940 inzwischen 19 Jahre alt; Franziska 17, Lydia 12 und die Kleinste, Cäcilia, war gerade fünf Jahre alt.

Wilhelm, der Sohn, war nun schon über ein Jahr an der Ostfront. Er schrieb Feldpost-Briefe und fügte Fotos bei, auf denen er als stolzer Uniformträger abgebildet war.

Die Mutter schrieb zurück und schickte ihm regelmäßig Päckchen mit Speck und gutem Bauernbrot. Weil er viel marschieren musste, hatte er oft wund Füsse, dafür legte ihm die Mutter fürsorglich Heilsalbe und neue, selbstgestrickte Socken ins Päckchen.

Irgendwann im Jahre 1941 kamen diese Päckchen ungeöffnet zurück; die Kinder nahmen sie in Empfang und fragten sich bang, was das zu bedeuten habe. Sie hatten eine böse Ahnung und sie versteckten die ungeöffneten Päckchen vor der Mutter.

Eines Tages im Oktober 1941 war die damals 12-jährige Lydia in der Schule in Nordrach-Kolonie; nach Schulschluss sprach sie der Briefträger an und sagte: „Hier ist ein eingeschriebener Brief für die Mutter, nimm ihn mit hoch und gib ihn ihr.“ Der Briefträger hatte, um sich den Weg in den abgelegenen Hof zu sparen, ihr schon öfter diesen Auftrag gegeben. Aber diesmal war es ganz anders, es durchfuhr sie sofort ein furchtbarer Schreck. Es musste etwas mit dem Wilhelm passiert sein! Sie konnte vor Angst nicht sprechen und wollte den Brief nicht annehmen. Lydia befürchtete, es könne etwas ganz Schlimmes über den Bruder drin stehen.

Die quälende Angst löste sich auf dem Weg nach Hause nicht auf. Was tun mit dem Brief? Sie konnte ihn nicht der ahnungslosen Mutter geben, sie konnte sich aber auch nicht vorstellen, einen Brief zu öffnen, der an die Mutter gerichtet war. Lydia wollte ihn nicht wahrhaben, ihn irgendwo verstecken. Als sie Mikolaj sah, vertraute sie sich ihm an, sie habe so Angst, weil sie nicht wisse, was in dem Brief steht. Er versuchte, sie zu beruhigen und öffnete mit ihr den Brief. Sie lasen, dass der Bruder bei Smolensk schwer verwundet wurde und im Lazarett gestorben war. Als die Mutter dies erfuhr, war sie völlig verzweifelt und weinte hemmungslos; ihr Schmerz löste heftigste Weinkrämpfe ohne Ende aus, es war so furchtbar, dass die kleine Tochter Cäcilia Angst bekam und glaubte, die Mutter müsse nun auch sterben. Sie flehte die Mutter an: „Mama, denk auch noch an mich, ich bin doch die Jüngste.“⁹

Im Familienalbum findet sich ein Foto aus dieser Zeit: Es zeigt einen Erdaushub, darin stehen geschmückte Särge, die



Abb. 5: Wilhelm Birk (1920–1941) als deutscher Soldat 1940.



Abb. 6:
Grabstätte
Ostfront.

Hakenkreuzfahne schimmert unter dem Gebinde durch, auf Schleifen stehen Abschiedsworte. Daneben liegen in Säcken eingebunden weitere Leichen.

Die Familie deutete dies damals so: in den Särgen sind die gefallenen Offiziere aufgebahrt, in die Säcke hat man die Leichen der einfachen Soldaten gepackt.

Kontrollen durch die sogenannte Landwache¹⁰

In Nordrach hatten die Nationalsozialisten eine starke Stellung. Seit 1931 gab es eine Ortsgruppe der NSDAP, die von einigen wenigen Mitgliedern gegründet worden war. Schon im Jahre 1934 wurde der ehemalige Propagandaleiter dieser Ortsgruppe, Ludwig Spitzmüller, zum Bürgermeister ernannt.¹¹ Inzwischen gab es über 150 eingetragene Parteimitglieder, und die NSDAP-nahen Organisationen wie die NS-Frauenschaft, die SA, die NS-Handwerker, die Hitlerjugend (HJ) und der Bund deutscher Mädchen (BdM) hatten ebenfalls viele Mitglieder und entfalten, wie im gesamten deutschen Reich, so auch im lokalen Bereich ihre Aktivitäten und ihre Propaganda. Zum engmaschigen Netz der politischen Kontrolle gehörte eine Gruppe von Parteimitgliedern die, meist aus Altersgründen, nicht zum Kriegsdienst eingezogen worden waren, die in Nordrach sogenannte „Landwache“. Eine ihrer Aufgaben war es, die Einsatzstellen der Fremdarbeiter, auch die entfernteren Gehöfte, daraufhin zu überwachen, ob die nationalsozialistischen Vorgaben eingehalten wurden. Mit ihrem Auftauchen und ihrem ruppigen Verhalten war immer zu rechnen. Die Bewohner des Stollengrundhofs waren deshalb ständig auf der Hut. Man erinnert sich heute unter anderem noch an folgende Begebenheiten:

Eines Abends, es war schon dunkel, hatte der Hund angeschlagen und nicht mehr aufgehört, wütend zu bellen. Nach

einiger Zeit wies die Bäuerin Mikolaj an, den Hund loszulassen. Man würde dann sehen, was draußen los sei. Es gab Geschrei von einer Gruppe mit drei Männern, die nun auf den Hof kamen. Sie hatten hellbraune Uniformen und hohe Stiefel an: Es war die „Landwache“. Mit dabei war auch Erwin Spitzmüller, der Bruder des Bürgermeisters Ludwig Spitzmüller. Er hat fürchterlich geschimpft, geflucht und behauptet, der Pole habe den Hund auf ihn gehetzt. Er drohte mit scharfer Bestrafung. Die Bäuerin stellte sich vor Mikolaj und machte energisch klar, sie habe veranlasst, den Hund loszulassen. Spitzmüller wurde so wütend, dass er seinen Stock auf ihrem Tisch vor Wut kaputt geschlagen hat. Murowicki sorgte dafür, dass sich dieses zerstörte Objekt als Zeugnis zügelloser Aggression der angeblichen Ordnungshüter noch lange im Hause befand.

So hatte die Familie Birk eine Kuh mehr im Stall, als sie beim Bürgermeisteramt angemeldet hatten. Wenn jemand auf den Hof kam, wurde diese Kuh im Wald versteckt und eines der Kinder musste bei ihr sein. Als einmal die Männer der Landwache nahten, verkroch sich Lydia Birk eilig mit der Kuh im Wald. Aus ihrem Versteck sah sie nach einiger Zeit die drei uniformierten Männer vom Hof in ihre Richtung kommen. Was tun? Lydia kannte die Kuh gut und wusste, dass sie es gern hatte, wenn man sie am Bauch streichelte. Damit sie ja keinen Laut von sich gab, kraulte sie deshalb den Kuhbauch. Plötzlich lachten die drei Männer laut auf, das Mädchen bekam einen Schreck und erstarrte vor Furcht. Sie bildete sich ein, sie sei entdeckt worden und die Uniformierten würden sie wegen ihrer Hilflosigkeit auslachen. Und dann bestrafen.

Offenbar haben viele der bäuerlichen Familien, bei denen Fremdarbeiter tätig waren, die demütigenden Regelungen für diese Arbeiter und Arbeiterinnen nicht oder nur sehr locker befolgt. Die von den Nationalsozialisten gleichgestellten Verwaltungen haben jedenfalls in vielen Schreiben aus Berlin und den Kommunalbehörden immer wieder von den Bürgermeistern schärfere Kontrollen gefordert und Strafen, auch für die deutschen Arbeitgeber, bei Nichtbefolgung der Vorschriften angedroht. Dabei handelte es sich nicht nur um leere Drohungen, Strafen wurden auch vollzogen. In Schiltach, das wie Nordrach zum Einzugsbereich der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) Offenburg gehörte, wurde am 14. Januar 1942 der 27-jährige Pole Bernard Perzynski erhängt. Ihm wurde zur Last gelegt, er habe ein Liebesverhältnis mit einer jungen deutschen Frau gehabt, die im gleichen Betrieb eingesetzt gewesen war. Die in Schiltach beschäftigten Zwangsarbeiter mussten zur Abschreckung bei der Erhängung anwesend sein.¹²

Die Großmutter Paulina Birk

Die Großmutter der vier Mädchen kam aus einem Försterhaus aus der Nähe von Gengenbach; sie war eine kluge Frau gewesen, die trotz der vielen Arbeit auf dem Hof regelmäßig und mit Interesse die Zeitung gelesen und auch politische Nachrichten im Radio gehört hat. Nach dem Tode des Bauern Birk 1938 war ein einfaches Radio angeschafft worden, das hatten sich die Töchter gewünscht. Auch die „Schwarzwälder Post“¹³ wurde auf dem Hof gelesen. Paulina Birk war strikt gegen die nationalsozialistische Propaganda und vertrat ihre Meinung dazu, die auch in ihrem christlichen Glauben begründet war, ganz offen. Die vier jungen Mädchen wurden in dieser Zeit immer wieder in der Schule und im Dorf aufgefordert und bedrängt, dem Bund deutscher Mädchen (BdM) beizutreten und in dieser Gruppe mitzumachen; sie hätten sich auch gerne beteiligt, denn man bekam zur weißen Bluse ein hübsches Dreieckstuch mit einem Lederknoten, den man verstellen konnte und vor allem: die BdM-Mädchen durften den Maibaum aufstellen, um den herum dann vergnügt getanzt worden ist. Die Großmutter und ebenso die Mutter waren aber gegen diesen Bund und sie durften nicht beitreten. Auch die Bäuerin selbst wurde gedrängt, der NS-Frauenschaft¹⁴ beizutreten, sie lehnte aber diese NS-Gruppierung ab und hat sich beharrlich gegen eine Aufnahme geweigert; wie sie auch nie den Arm zum Hitler-Gruß erhoben hat. Sie äußerte im familiären Kreis immer die Meinung, die Nationalsozialisten „haben kein gesundes System, mit dem man etwas aufbauen kann“¹⁵.

Was die Großmutter sagte, war immer sehr klar und es galt uneingeschränkt. Dies bezog sich auf die häuslichen Angelegenheiten wie auch auf die Beurteilung von Lebens- und Gesellschaftsfragen. Sie war aber auch sehr gesellig, konnte auf der Mundharmonika spielen und hatte es sehr gerne, mit den Mädchen Karten zu spielen.

Der Deserteur

Der Wehrmachtssoldat Walter Dietze wurde in Thüringen geboren. Er hatte Elektriker gelernt und sich bei Kriegsbeginn freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet, und zwar zu den Fallschirmjägern. Während des Krieges war er an mehreren Fronten in verschiedenen Ländern eingesetzt. Als die Alliierten in der Normandie landeten, wurde seine Einheit an die Westfront verlagert.

„Dort traf er seinen Vater Willi (er kannte dessen Einheit) und da die Stammeinheit von Walter Dietze im Auflösen begriffen war, ging er kurzerhand mit Willis Einheit nach Südfrankreich. Die

Stammeinheit galt als eine versprengte Gruppe und eigentlich bestand Meldepflicht bei der jeweiligen Kommandantur. D.h., ab nach Südfrankreich war nicht legal. Mein Vater machte sich auf den Weg nach Hause (im Prinzip desertiert), versteckte sich, wurde gesucht und konnte zunächst rechtzeitig verschwinden. Er wurde in Erfurt erwischt, fand aber einen ihm wohlgesonnenen Richter, der ihn nicht zum Tod, sondern zu 10 Jahren Zuchthaus in Berlin verurteilte. Dort angekommen, wurde er zum Fronteinsatz an die Westfront abkommandiert.¹⁶

Beim Rückzug der Westfront kam er im Spätjahr 1944 nach Nordrach. Weil er befürchtete, bei einer weiteren Flucht in den Osten würde ihre Kompanie möglicherweise auf die Rote Armee stoßen, wovor alle Angst hatten, und weil es ihrer Meinung nach nichts mehr zu verteidigen gab, hat er mit zwei anderen Soldaten beschlossen, nicht mehr weiterzukämpfen, sondern sich abzusetzen.

Zusammen boten sich die drei Soldaten auf dem Stollengrundhof zur Arbeit auf dem Feld, im Stall und im Wald an. Allerdings, so sagten sie der Bäuerin, müssten sie sich in einem bestimmten Abstand bei ihrer Kompanie melden und die Genehmigung zum Fernbleiben von der Truppe einholen. Und immer wieder ging auch einer weg, angeblich zur Kompanie, um diese Genehmigung einzuholen. Unbefangen erzählten Mitglieder der Familie Birk in der Nachbarschaft von den drei Soldaten, die sehr fleißig und sehr lustig seien. Das war ein schwerer Fehler.

Eines Abends kamen Uniformierte. Sie behaupteten, der Hof sei umstellt, Flucht sei sinnlos. Die drei Soldaten wurden verhaftet. Es wurde ihnen vorgeworfen, sie hätten sich unerlaubt von ihrer Truppe entfernt und damit Fahnenflucht begangen. Auf Wehrkraftzersetzung und Fahnenflucht standen nach dem damaligen Strafrecht harte Strafen, bis hin zur Todesstrafe. Die Praxis allerdings war bei Kriegsende noch schlimmer: Deserteure wurden oft ohne Gerichtsverhandlung sofort standrechtlich erschossen. Man rechnet in der Endphase des Krieges mit bis zu 8000 hingerichteten Fahnenflüchtigen. Auch aus der Region sind mehrere Fälle von Erschießungen bekannt.¹⁷

Die Bäuerin, Franziska Birk sollte ebenfalls verhaftet werden, weil sie den drei fahnenflüchtigen Soldaten Unterschlupf gewährt habe und deshalb der Beihilfe zur Fahnenflucht beschuldigt wurde. Walter Dietze und die beiden anderen Soldaten erklärten gegenüber den Uniformierten, sie hätten die Familie getäuscht und sich als beurlaubte Soldaten ausgegeben,



Abb. 7: Walter Dietze als Fallschirmspringer im Zweiten Weltkrieg.

die Bäuerin habe nichts von ihrem unerlaubten Fernbleiben von der Truppe gewusst. Während der Festnahme der Soldaten und des Verhörs mussten die vier Töchter auf Geheiß der Tante in einem hinteren Raum auf den Knien darum beten, dass die Mutter nicht mitgenommen werde. Die drei Soldaten wurden gefesselt abgeführt (einer von den Uniformierten war im Dorf unter dem Spitznamen „der Polizei“ bekannt). Nach einiger Zeit hieß es im Bürgermeisteramt, die drei Soldaten seien als Deserteure verurteilt und erschossen worden. Die Familie Birk war von dieser Nachricht tief betroffen. Mutter Birk wies mitfühlend ihre Töchter an, für jeden der Hingerichteten ein Vaterunser zu beten. Eine der Töchter, die nicht so gerne betete, meinte etwas trotzig „für den Herrn Dietze müssen wir nicht beten, der ist ja evangelisch“.

Walter Dietze konnte sich aber mit einem Kameraden unter dramatischen Umständen befreien. Es wird berichtet, sie seien gefesselt in einem Güterwagen nach Freiburg transportiert worden. Unterwegs habe es einen Luftangriff gegeben. Im Durch-einander dieses Angriffs habe einer mit den Zähnen einen Eisennagel herausziehen und ihre Fesseln damit öffnen und fliehen können.

„Was aus den anderen zwei Soldaten wurde, ist nicht bekannt. Walter machte sich erneut, aber immer nur nachts, auf den Weg in den Stollengrund. Nach ca. 3 Wochen (nach der angeblichen Hinrichtung) kam er dort an; es war wohl im Januar oder Februar 1945. Er machte sich nicht bemerkbar, versteckte sich auf dem ‚Heubarn‘ und ernährte sich von den Äpfeln, der Milch und dem Honig, der in der Nähe versteckt wurde. Er wurde schließlich von der Tochter Franziska entdeckt, die Eier suchen sollte, welche die Hühner ab und zu auch auf dem ‚heubarn‘ gelegt haben. Einige Tage versorgte sie ihn heimlich mit Brot, vertraute sich dann doch ihrer Mutter an.“¹⁸

Und wie reagierte sie? Die Freude darüber, dass er noch lebte, war wohl grösser als die Angst vor der sicheren Strafe, die ihnen drohte, falls er entdeckt würde. Die Bäuerin beschloss jedenfalls, trotz des großen Risikos für die ganze Familie, er könne bleiben. Sicherlich im Einvernehmen mit der Großmutter und in der Hoffnung auf ein baldiges Ende dieses Krieges. Sein Versteck war im Boden zwischen Scheune und Stall. Dort war ein 60–80 cm hoher Zwischenraum zwischen der Decke des Stalls und dem Scheunenboden. An diesem Platz wurden seit Kriegsbeginn auch Nahrungsmittel, z. B. Brot und Honig und andere Dinge, versteckt, die „niemanden etwas angingen“. Lydia und der kleinen Cäcilia wurde zunächst, aus Sicherheits-

gründen, die Anwesenheit dieses Mannes verschwiegen. Man hat ihn heimlich mit Nahrungsmitteln versorgt. Nachts ist er herausgekommen und hat sogar manchmal auf dem Feld gearbeitet. Dieser gefährliche Zustand dauerte mehrere Monate. Uniformierte waren in dieser Zeit mehrfach auf dem Hof und haben nach dem Fahnenflüchtigen gesucht, der ihnen entkommen war. Die Familie war in ständiger Angst, er könne bei den Nachforschungen entdeckt werden. Nicht auszudenken, was dann mit der Mutter passiert wäre, denn sie hätte nicht noch einmal angeben können, nichts von der Anwesenheit eines Deserteurs auf dem Hofe gewusst zu haben. Aber er blieb in den letzten Kriegswirren, die zunehmend auch den Stollengrund erreichten, von den Nationalsozialisten und ihren Sympathisanten unentdeckt.

Kriegsende

In diesen letzten Wochen des Krieges irrten immer wieder flüchtende deutsche Soldaten durch den Stollengrund, meist in einem elenden, bejammernswerten Zustand. Sie baten um Hilfe, um etwas zu essen – keiner wurde von den Frauen abgewiesen. Sie halfen, wo sie konnten. Franziska Birk beschloss sogar, ein Schwein schlachten zu lassen, damit man weiter mit Essen aushelfen könne. Die Tochter Lydia beobachtete einmal, wie ein Soldat zur ihrer Mutter sagte, er sei aus dem benachbarten Bad Peterstal, er traue sich aber nicht in Uniform als deutscher Soldat nach Hause. Er befürchtete sowohl als Fahnenflüchtiger wie als Feind bestraft zu werden. Ohne zu zögern gab ihm die Mutter Hose und Jacke ihres gefallenen Sohnes Wilhelm, drückte ihm eine Hacke in die Hand, damit er sich als ziviler Waldarbeiter ausgeben und sich so nach Hause durchschlagen konnte. Auch dies war Beihilfe zur Fahnenflucht und wäre, falls es den bis zum Schluss fanatisierten Nationalsozialisten bekannt geworden wäre, hart bestraft worden.

Die Mutter und die Großmutter hatten zu dieser Zeit allerdings auch große Sorgen um die Töchter wegen der Soldaten, die auf ihrem Rückzug und der Flucht vorbeikamen und auf dem Hof Halt machten. Wenn die jungen Frauen sich mit den Soldaten unterhielten, saß die Oma immer hartnäckig dabei. Auch wenn Laub aus dem Wald benötigt wurde, das man anstelle von Stroh als Streu im Stall nutzte, hat ihnen die Oma verboten, alleine in den Wald zu gehen, vor allem wenn Soldaten in der Nähe waren.

Das Ende des Krieges erlebten die Nordracher am 19. April 1945 mit dem Einzug der französischen Soldaten, darunter Ma-



Abb. 8: Hochzeitsfoto
Nikolaj und Franziska
Murowicki 16.1.1947

rokkaner, die teilweise noch kämpfend von Bad Peterstal her über Schäfersfeld ins Nordrachtal kamen.¹⁹ Auch hier stellte sich die Bäuerin unerschrocken vor diese fremden Soldaten und verstand es, jeglichen Schaden und Übergriffe der Männer von ihren Töchtern fernzuhalten. Dies gelegentlich mit List: So schärfte sie zum Beispiel der jüngsten Tochter Cäcilia ein, als ein Marokkaner besonderes Interesse an deren Schwester Alisia zeigte, sie solle gegenüber den Soldaten ihre ältere Schwester als ihre Mutter ausgeben.

Die polnischen Fremdarbeiter waren nun, nachdem der Krieg zu Ende war, frei und die Repatriierung wurde von Vertretern der jeweiligen Herkunftsländer organisiert. Mikolaj Murowicki jedoch beschloss, in Nordrach auf dem Stollengrundhof zu bleiben. Es darf angenommen werden, dass er sich schon lange in eine der Töchter verliebt hat. Nun war wieder möglich, was vorher undenkbar, ja sogar mit der Todesstrafe bedroht war: Franziska Birk und Mikolaj Murowicki konnten sich zu ihrer Liebe bekennen. Trotz Bedenken der Mutter verheirateten sie sich am 16. Januar 1947. Heftige Vorbehalte gegen diese Verbindung gab es nicht nur auf deutscher Seite, auch die polnischen Verwandten von Nikolaj (wie er sich längst nannte), insbesondere der Bruder Anton, sprachen sich mit Hinweis auf die Gräueltaten der Deutschen in Polen gegen diese Heirat aus.

Als das Ehepaar im November 1947 die erste Tochter, Elisabeth, bekam, hieß es im Dorf, jetzt sei ein Polenkind zur Welt gekommen, und als schließlich die beiden Töchter, Ursula war im Januar 1950 geboren, zur Schule gingen, wurden sie wegen ihres fremdländischen Namens Murowicki gehänselt.

Nikolaj und seine Frau beantragten auf dem Landratsamt in Wolfach eine Änderung des Namens von Murowicki in den Namen Birk, den Geburtsnamen der Frau. Dazu musste das Einverständnis aller jener Bewohner von Nordrach eingeholt werden, die den Namen Birk trugen.

Mit seiner Frau zusammen bewirtschaftete er das Anwesen, er war stolz darauf, den Hof gut in Schuss und schuldenfrei führen zu können. Er hat das, was er gekauft und in Anspruch genommen hat, immer gleich bezahlt. Auch von den anderen Bauern ist er zunehmend anerkannt worden. Man nannte ihn in Nordrach übrigens „Dolla“. Niemand weiß, wie er zu diesem Namen gekommen ist.

Der Kontakt zu seiner polnischen Herkunftsfamilie war ihm wichtig, deshalb hat er mit seiner Familie mehrfach seinen ältesten Bruder Anton, ein sehr lustiger Mensch, der inzwischen die Ehe akzeptierte, in England besucht. Auch der Bruder war mehrere Male zum Gegenbesuch auf dem Stollengrund. Als

Anton das erste Mal 1950 nach Nordrach kam, waren in seinem Gepäck Bananen – die ersten Bananen auf dem Stollengrundhof! Nikolaus Birk starb am 5. März 1994.

Walter Dietze „machte sich kurz vor, oder unmittelbar nach Kriegsende ... auf den Weg nach Zell, um nach Arbeit zu suchen. Im Nordracher Dorf wurde er vom Ortspolizist Günther erkannt. Das war Walter nicht geheuer und er flüchtete Richtung Mühlstein. In Unterharmersbach wurde er von einer Familie Beuninger auf seine Uniform angesprochen. Die hatten wohl erkannt, dass er desertiert ist und sie gaben ihm zivile Kleidung. Vater machte Bekanntschaft mit einer Familie Schmieder, die Frau war Französin, sie ging mit ihm zur französischen Kommandantur und kümmerte sich um die offizielle Entlassungspapiere aus der Armee, damit eine Beschäftigung bei der Fa. Prototyp möglich wurde. Er meldete sich erneut im Stollengrund, da er ja sonst keine Bleibe hatte, und fuhr täglich mit dem Fahrrad zur Arbeit nach Zell a. H.“²⁰

Später heiratete er Alisia, die älteste Tochter der Familie Birk. Er war anschließend 43 Jahre bei der Firma Prototyp in Zell am Harmersbach beschäftigt; viele Jahre war er Mitglied des Stadtrats in Zell und 33 Jahre Vorsitzender im Pflegeheim St. Gallus.

Der Krieg, den die Nationalsozialisten begonnen haben, hinterließ nicht nur in den Städten Trümmer, Hunger, zerschlagene Familien und eine große Wohnungsnot der Flüchtlinge, auch auf dem Lande, in Nordrach herrschten Not und Armut. Das Leid über die an der Front umgekommenen Ehemänner und Söhne war groß.²¹ Die Frauen vom Stollengrundhof stehen, wie viele andere Frauen auch, für eine Tapferkeit im Alltagsleben, für die es keine Orden gibt.

Diese Erinnerungen basieren, soweit nichts anders vermerkt, auf protokollierten Gesprächen in den Jahren 2011/2013 mit Alisia und Walter Dietze, Lydia Giessler, Ursula Bohnert (Tochter von Franziska und Nikolaus Birk), Cäcilia Giessler und ihrer Tochter Angelika Laifer sowie Recherchen im Gemeindearchiv Nordrach.

Anmerkungen

- 1 Sohn Wilhelm (geb. 1920) und vier Töchter: Alisia geb. 28.11.1921, Franziska geb. 11.01.1923, Lydia geb. 20.12.1928 und Cäcilia geb. 23.12.1935.
- 2 „Bescheinigung über die Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft“ Stalag VC den 8. August 1940. In: GANO 1910.



Abb. 9: Hochzeitsfoto Walter Dietze und Alisia, geb. Birk, 2. Mai 1946.



Abb. 10: Walter Dietze und Franziska Birk Mitte der 1960er Jahre.

- 3 Merkblatt Nr. 1 für Ostarbeiter. Herausgeber: Der Beauftragte für den Vierteljahresplan. Der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz. o. D. Privatbesitz Ursula Bohnert.
- 4 Merkblatt. Wie verhalten wir uns gegenüber Polen? In: GANO 1910.
- 5 Schreiben des Landratsamt Wolfach vom 8.11.1940 an die Bürgermeister des Landkreises, in: GANO 1910
- 6 Gespräch mit Lydia Giessler am 22.12.2011
- 7 Erlass des Reichsführers SS vom 26.7.1942, in: ebd.
- 8 Cäcilia Giessler, geb. Birk, im Januar 2012
- 9 Lydia Giessler in ihrem Bericht am 22.12.2011
- 10 Bei dieser Nordrachter Gruppe handelte es sich vermutlich um die 1942 ins Leben gerufene Hilfspolizeiorganisation mit der Bezeichnung „Landwacht und Stadtwacht“. Sie wurde vom Reichsführer SS als Maßnahme „zum Schutz der Bevölkerung gegen entwichene Kriegsgefangene ...“ ins Leben gerufen. Zitiert nach: „Land- und Stadtwacht – eine kriegsbedingte Polizeiverstärkung“ von Manfred Teufel, Tuttlingen, in: Archiv für Polizeigeschichte 1999 S. 53–66
- 11 Siehe ausführlichen Bericht in der Schwarzwälder Post vom 15.5.1934 in dem Spitzmüller „als unerschrockener Kämpfer und Streiter Adolf Hitlers und eifriger, unermüdlicher und umsichtiger Förderer der Bewegung im Tale“ charakterisiert wird.
- 12 Vgl. Dr. Hans Harter: „Der Liebe wegen von der Gestapo hingerichtet“, in: Schwarzwälder Bote vom 15.1.1992, und Dr. Michael Hensle: „Zwangsarbeit in Schiltach und Lehengericht und die Polen-Erlasse“, unveröffentlichtes Manuskript Januar 2012. Noch heute erinnert der sogenannte „Polenstein“ in Schiltach an dieses Verbrechen. Leider steht der Stein völlig abseits am Waldesrand und die Aufschrift ist kaum mehr lesbar.
- 13 Heimatzeitung, die 1933 gleichgeschaltet wurde und ab Mai 1941 eingestellt werden musste.
- 14 Die NS-Frauenschaft Nordrach umfasste 1945 88 Frauen; die Leiterin war bis zu ihrem Tode 1942 Hilda Spitzmüller, die Frau des Bürgermeisters, die auch Kreisleiterin der NS-Frauenschaft des Kreises Wolfach war, siehe Schwarzwälder Post vom 7.2.1937
- 15 Gespräch mit Frau Alisia Dietze am 16.1.2012
- 16 Aus den schriftlichen „Erinnerungen an die Kriegszeit von Vater“ von Herbert Dietze, dem Sohn von Walter Dietze.
- 17 So berichtet Ekkehard Klem in dem Jahrbuch „Geroldsecker Land“ Nr. 51 von 2009 unter dem Titel „Das Heiligenzeller Soldatengrab“ von einem Vorfall, bei dem mit größter Wahrscheinlichkeit drei Volkssturmänner, die einfach die „Schnauze“ voll vom Krieg hatten und nach Hause wollten, vom abziehenden deutschen Militär wegen Fahnenflucht standrechtlich erschossen wurden. In Oberwolfach wurde der Kaufmann Konrad Wagner (1900–1945) aus Hornberg in der Nacht vom 19. auf 20. April 1945 als Deserteur hingerichtet. An der Friedhofsmauer erinnert ein Gedenkstein an dieses Verbrechen. Der Lokalhistoriker Hans-G. Haas hat dieses Geschehen recherchiert. In: Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945 Baden-Württemberg II Frankfurt/M.
- 18 Aus den schriftlichen „Erinnerungen an die Kriegszeit von Vater“ von Herbert Dietze, dem Sohn von Walter Dietze.
- 19 Berichte zum Kriegsende in der Region siehe Wolfgang M. Gall/Karl Maier/Mathias Reininger/Jürgen Stude, Chronologie des Kriegsendes in der Ortenau – eine Dokumentation. In: Die Ortenau (1995) 555 und in: Geroldsecker Land (1966/67) Der Landkreis in den Tagen des Zusammenbruchs 1945, von Landrat Georg Wimmer, 183–222
- 20 Aus den schriftlichen „Erinnerungen an die Kriegszeit von Vater“ von Herbert Dietze, dem Sohn von Walter Dietze.
- 21 88 männliche Bewohner von Nordrach sind im Zweiten Weltkrieg gefallen und weitere 46 galten noch 1989 als vermisst. In: Hans Georg Kluckert: Nordrach – Geschichte, Menschen und Landschaft des Tales, Herausgeber: Gemeinde Nordrach.

Bildnachweis:

Alle Fotos Privatbesitz: Abb. 1, 2, 3, 4 und 8 Ursula Bohnert; Abb. 5, 6 und 10 Lydia Giessler; Abb. 7 Herbert Dietze, Abb. 9 Walter Dietze

Geräusche und Rufe als geschichtliche Gegebenheiten

Eine vorläufige Bestandsaufnahme

Karl Volk

Hat man jemals bedacht, dass mit dem geschichtlichen Wandel, der unsere Gegenwart bestimmt, auch Rufe und Geräusche überhaupt auf dem Rückzug oder schon ganz verstummt sind? Zugegeben, neue Klänge bringt auch die Technik hervor, freilich nicht jedem und nicht jederzeit willkommen.

Unsere Feststellungen, fast durchweg eigene Erinnerungen, verbleiben zunächst, ja sogar lange, sozusagen auf dem Land. Ein erstes Beispiel. Die Aufforderung – eine möglicherweise heute schon weithin vergessene, ironisch gemeinte Aufforderung, auf Menschen im Gespräch zuzugehen – hieß: „Man schwätzt mit den Leuten, man schwätzt ja mit dem Vieh auch!“ Ja, ganz gewiss. Das Kosewort für jede Kuh, wohlgerne gattungsspezifisch, war „Hoali“, das sichere Zeichen für sie, dass man ihr wohlwollte. Kühe auf der Weide hörten auf den Ruf „Hu-u“, wenn sie in den Stall zurückkommen sollten. Sie verstanden auch laut gerufene Schimpfwörter, falls sie aus dem Klee-, Rüben- oder Kartoffelfeld vertrieben werden mussten. Die Viehherden sind weniger, dafür größer geworden, so groß, dass die einzelnen Tiere keine Namen mehr haben (Gemsi, Blüemi, Strießi) und auch keine Glocken mehr tragen. Man mag es bedauern, die Harmonie, die Messing- und Blechglocken hervorbrachten – Balsam für die Seelen gestresster Urlauber –, hat Seltenheitswert. Weniger zu bedauern ist, dass man in der Abenddämmerung das laute, anhaltende Brüllen des Viehs, das hungrig und durstig vom trockenen, abgenagten Weidberg kam, nicht mehr hört. Warum weniger zu bedauern? Das Weidevieh von heute ist längst gesättigt.

In diesen Zusammenhang gehört, ganz wörtlich gemeint, das „Ins-Horn-Stoßen“. Man blies tatsächlich in ein großes Ochsenhorn mit abgefeilter Spitze und erzeugte einen sehr übel klingenden, wüsten, ich möchte sagen: fast „viehischen“ Laut, der den Leuten auf dem Feld anzeigte: „Zum Mittagessen nach Hause kommen!“ oder dem Hirtenbuben/-mädchen, es sei Zeit zum „Einfahren“, das heißt, das Vieh in den Stall zu führen. Ein Schall ohne jede Musikalität ertönte da, er musste nur in seiner Stärke die menschliche Stimme übertreffen.

Und – ein Danklied sei dem Herrn aus ehrlichem Herzen – das Klatschen der Peitsche auf dem Rücken der Ochsen mit der

Folge von schwarzen Striemen auf ihrer Haut: das hört und sieht man auch nicht mehr. Feinfühlig, tierliebende Menschen verfolgen diese Peitschenhiebe, als hätten sie ihnen selbst gegolten, noch in den Nächten, und das jahrelang bis heute. Und da schon von Widerlichem die Rede ist: das Mark und Bein erschütternde Schreien beim Schweineschlachten blieb im Ohr, wenn der erste Schlag nicht richtig traf oder zu schwach geführt wurde: der Schussapparat von heute wirkt sicher und die Hausschlachtungen gehören größtenteils der Vergangenheit an. Apropos Peitsche: Der Stolz des Kutschers war außer gepflegten Pferden das Peitschenknallen, erleichtert und verstärkt durch den „Zwick“, einen speziellen Bindfaden am Ende des Peitschenriemens. In den Bergen war dieses Schnalzen Sache der Hirten, gehörte zum Brauchtum, wurde zu einer Kunst entwickelt und ist längst eine ganz besondere Attraktion an Heimatfesten.

Von den größeren Tieren in den Ställen nun zum Federvieh. Die Hähne sieht man heute fast nur auf der Kirchturmspitze oder gerupft und ausgenommen im Supermarkt und auf dem Teller. Ihre schöne Stimme – die berühmteste ertönte in der Frühe jenes Freitags in Jerusalem – ist kaum noch zu hören, ja das Geflügel ist heute in Hühnerfarmen menschlichen Blicken entzogen. Eier werden künstlich bebrütet. Das lässt den Bruttrieb kaum noch entstehen, folglich hört man auch den Laut nicht mehr, womit das Huhn seine Brutwilligkeit anzeigte, das heißt, es wird nicht mehr „glucksig“. Natürlich sind auch die Lockrufe der Glucke und das angstvolle, herzerreißende Piepsen eines Kükens, das sich verirrt hat oder aus dem Gestrüpp nicht wieder herausfindet, nicht mehr zu hören.

Für die meisten Haustiere gab es jeweils eigene Befehls- und Lockrufe. Der für die Kühe wurde schon genannt. Die Zugtiere wussten genau, was „Hüh“ und „Hot“ (Schneller! Vorwärts!), „Eha“, „Öha“ oder „Brrr“ (Halt!) und „Wüst her“ (Zurück!) bedeutete. Den Schafen rief man: Komm, dock, dock dock, den Schweinen: Komm hutz, hutz hutz, den Ziegen: Komm gitz, gitz gitz, den Hühnern: Komm bib bib, bib, der Katze: Komm bulli, bulli, bulli. Der Hund wurde mit seinem Namen gerufen: Gängige Hundennamen: Karo, Hellauf, Waldi, Scholli.

Nun zu den Geräuschen, die menschliche Arbeit erzeugte: große Wiesenflächen mussten gemäht werden. Das schleifende Geräusch der Sense auf dem Boden, unterbrochen vom Wetzen der Sense, wer kennt noch das Wort für das Behältnis des Wetzsteins, das der „Mähder“ auf dem Rücken trug: das „Steinfutter“? Eine neue Technik hieß dieses Geräusch verstummen. Verschwunden ist neben der Haustüre der Granitblock als Sitz

für den Mäher, der auf dem Dangelstock, einem in den Stein eingelassenem Eisen mit schmaler, glatter Fläche, die Schneide der Sense langsam gleiten ließ und den Dangelhammer mit seiner typischen Rundung in schnellem Takt auf den Stahl schlug. Nur so war der „Scherben“, wie man sich im Dialekt auch ausdrückte, zu schärfen. Ein Verfahren, das gekonnt sein wollte, denn in die Schneide konnte leicht eine „Blase“ (Ausbuchtung) geschlagen werden, was das Mähen entschieden erschwerte. Hämmerte man einen Riss hinein, war die Sense Schrott. Ein schon nicht mehr bekannter Brauch ist, die Sense („Säggis“ im Dialekt) „brüllen“ zu lassen, wenn „abgemäht“ war. Der Wetzstein wurde am stumpfen Teil der Sense gerieben: Wer es hörte, wusste, auf diesem Bauernhof ist das Heuen zu Ende. Hier können sie „Heugaus“ feiern. Gemeint ist der Brauch, nach schwerer Arbeit sich jetzt einmal ein besseres Essen zu gönnen. Zu diesem Essen muss früher eine Gans (= Gaus) gehört haben, doch wer erinnert sich heute noch daran?

Im Wald hat die Baumsäge ausgedient, auf manchem Hof wird sie, mit Blumen bemalt, als Museumsstück aufbewahrt. An ihre Stelle trat wahrlich mit stärkerer Stimme die Kettensäge. Sie übernahm auch das Abasten der Stämme, also das Entfernen der Äste. Noch besser kann dies alles der Vollernter. In der Stadt, vor allem da, sah man an der Straße das Brennholz in Beigen aufgeschichtet, wo es die fahrbare Säge- und Spaltmaschine zerkleinerte. Lautlos ging das nicht ab. Das Sirren der Bandsäge war weithin zu hören, das „Tack-Tack-Tack“ des Keils noch weiter. Man sieht sie schon lange nicht mehr, die Maschinen der Säger Kosmas Klausmann und Frieda (!), seiner Tochter, als Nachfolgerin mit Ehemann Jules Sembach in Schonach und Josef Wassner in Triberg. Das „Holzspalten“, die Arbeit des Knechts, wohlgermerkt auch am Feierabend, geht heute leichter, wenn auch nicht wesentlich schneller, mit der hydraulischen Spaltmaschine, dafür weit geräuschärmer. Vorbei ist aber der Spaß für Kinder, die merkten, dass der Schall vom Schlag bis zum Ohr seine Zeit braucht. In der Schule lernten wir dann: 333 m schafft er in der Sekunde.

Noch hört man ab und zu die Redensart „essen mögen oder können wie ein Drescher“, was andeutet, dass Dreschen eine schwere Arbeit war. Vor der Erfindung der Dreschmaschine wurde mit Flegeln im Takt gedroschen. Heute siehst du die Dreschflegel als Wandschmuck im Gasthaus. Der Mähdrescher erledigt die Arbeit gleich auf dem Feld. Eine der Folgen: Die Jugend weiß nicht einmal mehr, was eine Garbe ist. Und dann die letzte Arbeit vor dem Mahlen: das Reinigen der Körner von Staub und Spelzen in der „Putzmühle“. Dabei entstand ein



*Sägmachine der Firma Kosmas Klausmann bei der Arbeit in der Triberger Hauptstraße.
Aufnahme: Foto Carle, Triberg*

rumpelndes Geräusch. Geräuschlos arbeitete auch das Butterfass keineswegs, daher sein Beiname „Rumpelfass“. In der Stube, auch in der „hinteren Stube“ bei der Großmutter, war den Winter hindurch (bis zum Februar, „an Lichtmess Spinnen vergess!“) das Schnurren des Spinnrads zu hören.

Die Arbeit des Dorfschmieds, sein Schlag mit dem Hammer auf den Amboss: *Tempi passati*. Selten sind die Mühlen geworden. Die vorhandenen klappern nur noch am Pfingstmontag, dem „Mühlentag“, dann aber interessieren sich viele für die alte Technik.

Bei der Technik sind wir ohnehin längst. Der Takt der Dampflokomotive ist die große Ausnahme geworden. Zieht aber doch wieder einmal eine Dampflok ihre Wagen, wahrhaft im „Zug“ den Schwarzwald hinauf, so ist es eine Riesenattraktion. Die moderne Lokomotive schnaubt und keucht nicht mehr, sie nimmt die Steigung leicht, so leicht, dass man schon aus geringer Entfernung kaum feststellen kann, ob der Zug bergwärts oder talwärts fährt. Das Pfeifen der Lokomotive bei der Einfahrt ins Tunell ist vergessen, vom „Abschlagen“ des Zuges (Ankündigung der Durchfahrt eines Zuges mittels einer Glocke bei einer Blockstelle) weiß kaum noch die ältere Generation. Vielen Bahnreisenden indessen scheint schon die Stille in den Waggons unerträglich, sodass sie sich Musik liefernde Stöpsel in die Ohren stecken, sehr zum „Entzücken“ der Ohrenärzte. Im Bahnabteil kommt dann sogar der Mitreisende in den „Genuss“ solcher Klänge. Vom Fluglärm, vollends in Flugplatznähe, soll hier ausnahmsweise keine Rede sein. Dafür muss zur Sprache kommen, was heute an vielen Orten, nicht nur an Orten mit Fremdenverkehr, als Ruhestörung gilt, das Schlagen der Turmuhren und, vor allem, das Läuten der Kirchenglocken.

Zwar läuten Glocken heute seltener als noch vor einem oder zwei Menschenaltern, aber bei bestimmten Anlässen sind sie immer noch unverzichtbar. Vor dem Gottesdienst war es Brauch, dreimal mit verschiedenen Glocken zu läuten, wofür auch die Mundart ihre eigenen Ausdrücke hatte; „S'erscht“, „s'ander“, „s'zettelidde“, das erste Mal eine halbe Stunde vor Beginn. Es bleiben auch die „silbernen“ Glöcklein auf den Dächern mancher Höfe und Hofkapellen. Sie läuten am Mittag um 11 oder um 12 Uhr, und sie läuten am Abend, im Winter früher, im Sommer später, in der Dämmerung. Wenn du auf dem Kreuzacker (in Gremmelsbach) stehst und den „Angelus“ erst vom Kapellchen im Oberrötenbach hörst, dann die Hofglocke vom untersten Hof in Althornberg, so fühlst du dich über den Zeiten. Nur noch aus Erzählungen weiß man, dass die

Hofglocken auch „Sturm“ läuteten. Es gab das Verb „sturmen“, das heißt nur einseitiges Anschlagen des Klöppels, der Hilferuf in höchster Gefahr, bei Einbruch, Überfall, Unfall.

Nach dem Ruf der Glocken der Ruf des Kuckucks. Seine Stimme in den Wäldern ist selten geworden, seine Terz hat die Industrie zehntausendfach nachgeahmt, die Kuckucksuhr ist heute ein Exportartikel und ertönt in Ländern, wo der Kuckuck vermutlich selbst nie heimisch war. Keine Kuckucksuhr ohne das Ticktack ihres Perpendikels. Beim Uhrenpark in Schonachbach ist ein Riesenkuckuck jede halbe und volle Stunde zu sehen und zu hören.

Die Stimme des Kuckucks war nicht die einzige, die die Technik nachgeahmt hat. Ein Betrieb in Triberg stellte Spieluhren her, die keine „Uhren“ im Wortsinn waren. In einer kleinen Spieldose, das Material fein ziseliertes Blech, silbern oder auch vergoldet, Email oder Schildpatt, auch Holz, war ein Vögelchen aus echten Kolibrifedern versteckt, so klein wie die Natur keines erzeugt. Das niedliche Gebilde war durch Aufziehen herauszulocken und ließ unter heftigem Flügelschlagen den Gesang der Nachtigall ertönen. Die Firma existiert nicht mehr, die historischen Triberger Spieluhren sind rar geworden.

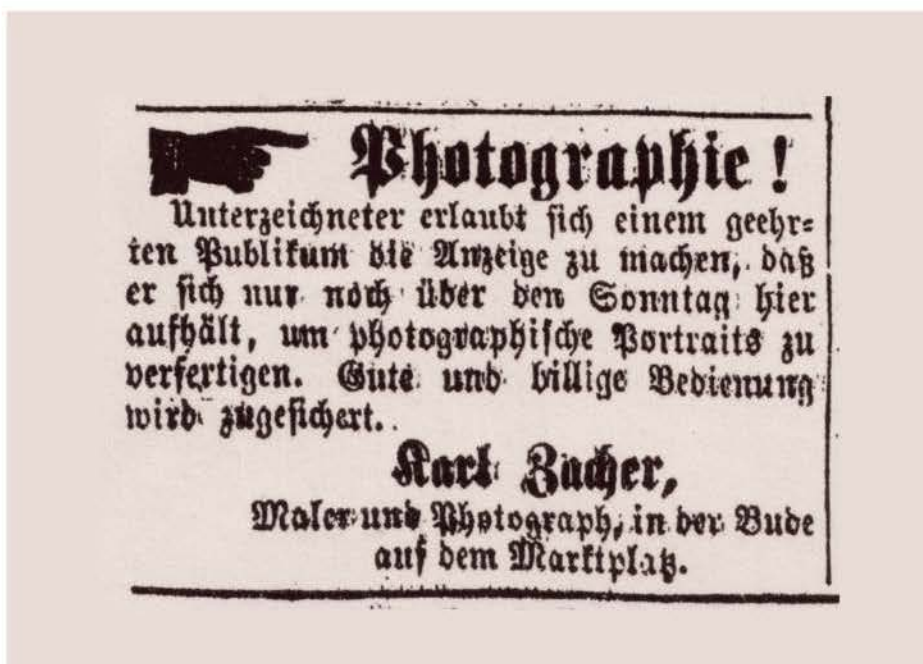
Das ist noch nicht alles. Zeitlos, geschichtslos wirken die Elemente; das Waldesrauschen, Sturm und Donner, das Wasser rieselt in Gräben und rauscht in Bächen, der Wasserfall in Triberg, der „Fallbach kommt herunterzubrüllen“. Unsere Mitgeschöpfe haben eine Stimme. Die Krähen krächzen und der Rehbock schreckt, bis Peter und Paul mindestens wecken dich die Vögel am Morgen. Die Grillen haben es wichtig, besonders zu späterer Stunde. Bienen summen, Hummeln summen, Frösche quaken. Selbst Pflanzen verschaffen sich Gehör. Die Schoten des Ginsters springen an Sommerabenden geräuschvoll auf. Die Verben „knistern“, „knattern“ und „prasseln“ beschreiben das einzigartige Geräusch nur unvollkommen. Das Feuer zischt oder braust. Die Natur bleibt sich treu, auf sie ist Verlass – aber wie lange noch?

Zum „Geschäftsbetrieb auswärtiger Photographen“ in der Ortenau

Zur Arbeit der Wanderfotografen

Hans-R. Fluck

In der Frühzeit der Fotografie verbreitete sich die neue Technik zunächst in den Städten. Für die Ortenau richtungsweisend waren Straßburg und Baden-Baden, wo seit 1840/41 Fotografen nachweisbar sind.¹ Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts arbeiteten neben den städtischen Atelierfotografen häufig Wanderfotografen, die das neue Medium verbreiteten.² Unter ihnen waren oft Portraitmaler und Lithografen, die auf die neue Technik des Fotografierens umgeschult hatten, wie die Anzeigen erkennen lassen. Diese Fotografen zogen durch Städte und über Land, wo sie für eine kurze Zeit – und wenn es sich lohnte auch einige Tage oder Wochen länger – in Gasthäusern oder angemieteten Räumen logierten und dann weiterzogen. Ab den 1870er Jahren machten sie auch auf Volksfesten Fotografier-Buden auf, oft genug richteten auch ein Zelt und gemalte Hintergründe für ihre Arbeit. Ihre Dienste machten sie durch Zeitungsanzeigen, Plakate, Handzettel oder Ausruf durch den Ortsbüttel bekannt.



Wanderfotograf Karl Zacher³ aus Stuttgart bietet in Kehl seine Dienste an (Kehler Grenzboten Juni 1868, Mikrofilmausgabe S. 266).

Daguerreotype-Portraits.
 Ich mache einem geehrten Publikum die Anzeige, daß ich mich einige Zeit hier aufhalten werde, um Daguerreotype-Portraits zu fertigen. Für ähnliche und sehr deutliche Bilder wird garantiert. Die Preise für einzelne Portraits betragen je nach der Größe 2 bis 3 fl.; Gruppen 4 bis 5 fl.
 Muster-Portraits sind ausgestellt an dem Auslegefenster bei Herrn Kaufmann Hölzlin und in meiner Wohnung.
 Noch muß ich bemerken, daß zur Aufnahme der Bilder Sonnenschein nicht notwendig ist.
 Offenburg, den 22. Febr. 1849.
 Leopold Schmitt,
 logirend im Zähringer Hof.

Daguerreotype - Anzeige.
 Ich bitte, daß Diejenigen, welche noch Daguerreotype-Portraits wünschen, nicht länger zögern möchten, indem ich mich nur noch kurze Zeit hier aufhalten werde.
 Sonnenschein ist zur Aufnahme der Bilder nicht notwendig.
 Offenburg, den 30. März 1849.
 Leopold Schmitt,
 logirend im Zähringer Hof.

Anzeigen in Offenburg von Leopold Schmitt (auch: Schmidt) aus dem „Wochenblatt für die Amtsbezirke Offenburg, Oberkirch, Achern, Rheinbischofsheim, Kork, Gengenbach, Haslach und Wolfach“ Nr. 25, 30. März 1849 (S. 117) und Nr. 26 (1849, S. 221), zehn Jahre nach der Erfindung der Fotografie.

Auf dem Adlerplatz in Achern
Eduard Ehrhardt's
Schnell-Photographie
 mit dem neuesten Schnellapparat eingerichtet, sowie mit den allerneuesten Schnellapparaten versehen, liefert in ungläublicher Schnelligkeit die Bilder in allen Formaten, sowie für Reiter und Wagen. Die größten Gruppen, Familienbilder und kleine Kinder werden innerhalb 2 Sekunden photographirt.
 Die Bilder können gleich mitgenommen werden.
 Gemme Photographien kosten 12 Stück 80 Pfg., Victoria-Bilder 2 Stück 60 Pfg. Aufnahmen finden bei jeder Witterung statt.
 Zur gütigen Benützung ladet ergebenst ein
Eduard Ehrhardt.

Ein Schnellfotograf wirbt in Achern um Kundschaft (Acher-Bote Nr. 17 v. 11 Februar 1886).

Renommierte Fotografen der Frühzeit waren in Baden T. Schneider und seine Söhne⁴ aus Ehrenstetten sowie Leopold Schmitt⁵ aus Rothenfels, die quer durch Deutschland und halb Europa gekommen sind. Im Alter wurden sie sesshaft und zogen sich in die Ateliers an ihren Heimatorten oder nahe dabei zurück.

Zunächst als Wanderfotograf, dann aber in eigener Wohnung in Lahr-Dinglingen tätig, scheint Emil Liller gewesen zu sein, der im *Lahrer Wochenblatt* 1863/64 wiederholt Porträt-Anzeigen inserierte.⁶ Nur vorübergehend kam 1864 im Sommer Fr. X. Maurer als Fotograf aus Rastatt⁷ nach Lahr, um im „Gasthaus zum Geist“ Portrait-Aufnahmen zu machen.⁸ Er gibt in seiner Anzeige Aufnahmeort, Aufnahmezeiten und Preise an und verspricht, wie in der Zeit üblich, eine Qualitätsgarantie im Hinblick auf Ähnlichkeit und Haltbarkeit der Bilder.

Die meisten dieser Fotografen mussten hart arbeiten, um ihr Geld zu verdienen. Holzkamera, Glasplatten und andere notwendige Utensilien, die sie damals benötigten, wogen zusammen mehr als einen Zentner.

Im *Acher-Boten*, dem Lokalanzeiger für den Bezirk Achern, finden sich ebenfalls Anzeigen (aus den Jahren 1874 bis 1886), in denen auswärtige Fotografen ihre Dienste anpreisen. Unter ihnen ist auch ein „Schnell-Photograph“; Schnellfotografen arbeiteten mit einer ursprünglich französischen, aus Amerika ab 1870 reimportierten Fotografiertechnik, bei der das Bild als Unikat auf einer braun- oder schwarzlackierten, mit einer lichtempfindlichen Schicht versehenen Blechplatte fixiert wurde (Ferrotypie). Die Kunden erhielten so innerhalb weniger Minuten ihr Bild.

Andere Fotografen unternahmen von einem ortsansässigen Atelier aus fotografische Reisen in die Nachbarschaft, um zu-

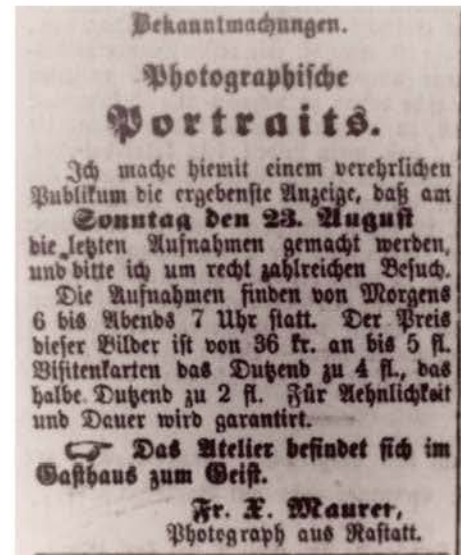
sätzliche Kunden zu erreichen. Um den Kundenstamm zu erweitern, wurden in der Ortenau ab ca. 1880 von einzelnen Fotografen außerdem Filialen eingerichtet; sie hatten manchmal einen eigenen Geschäftsführer und wurden oft nur am Wochenende bedient. H.O. Klein in Lahr (Filialen in Bad Rippoldsau und in Erstein im Elsass⁹⁾ oder André Bockmann¹⁰⁾ aus Straßburg (Filialen u.a. in Kehl, Bischweiler, Oberkirch) sind dafür Beispiele.

Zu den Fotografen, die in der Umgebung ihrer Arbeitsorte nach Einnahmequellen suchten, gehören auch die übrigen Ortenauer Fotografen um 1900.

„Wanderfotografen“ in der Ortenau (1893–1911)

Zu einigen „Wanderfotografen“ in der Ortenau gibt es im Staatsarchiv Freiburg ein Aktenbündel des „Großherzoglich Badischen Bezirksamts Oberkirch“,¹¹⁾ das Einblick in ihre Arbeitsweise und soziale Situation ermöglicht. Dabei handelt es sich eigentlich um Atelierfotografen, die von ihrem Arbeitsort in die nähere und weitere Umgebung auszogen, um dort an einigen Festtagen oder Wochenenden Portraitaufnahmen anzubieten.

Die Akteneinträge beginnen mit einer Zeitungsanzeige aus dem *Renchtäler Boten* vom 18. Mai 1893. Darin kündigt der Hoffotograf Hugo Kopp aus Karlsruhe an, dass er in Oberkirch zum Monatsende hin Aufnahmen machen werde. Er kommt zum wiederholten Mal und muss bekannt sein, denn die Anzeige gibt keine Adresse an, wo diese Aufnahmen stattfinden.



Fr. X. Maurer kündigt „letzte Aufnahmen“ in Lahr an (Lahrer Wochenblatt 1864).



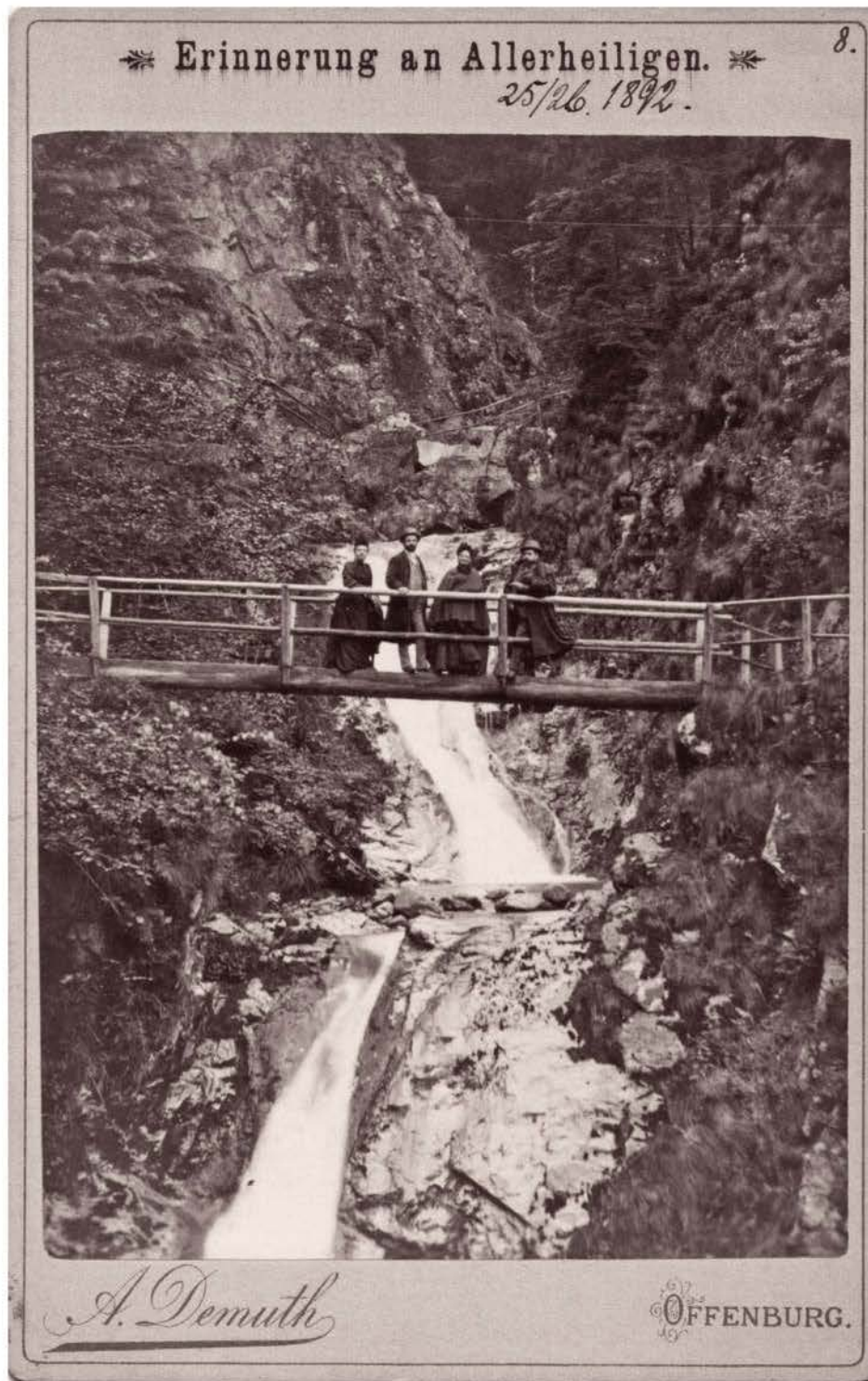
Fotorevers um 1900 mit der Angabe mehrerer Filialen der Hoffotografen André Bockmann und H. O. Klein.



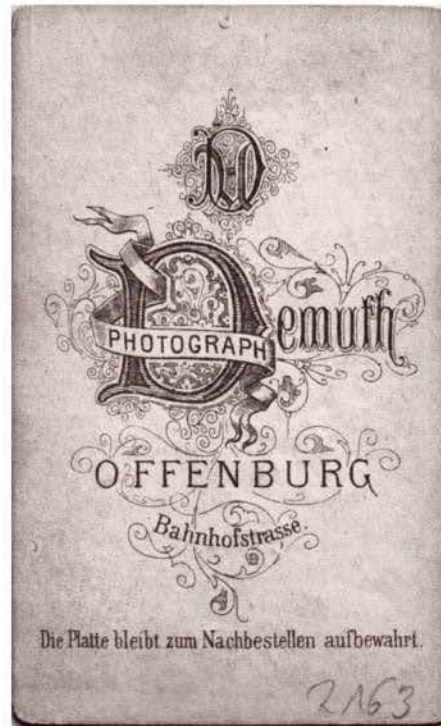
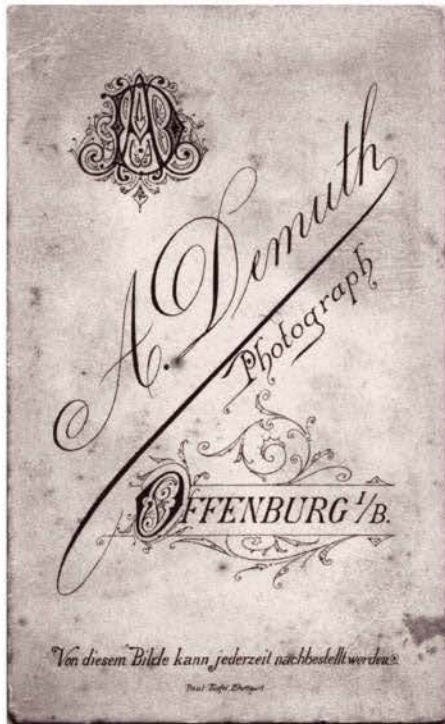
Photographie!
 756.3.2. Gegen Ende des Monats werde ich wieder photographische Aufnahmen in Oberkirch machen, und bitte gefl. Aufträge für mich zu reservieren.
 Achtungsvollst
H. Kopp,
 Hofphotograph in Karlsruhe.

Werbeanzeige von H. Kopp
 (Renchthäler Bote, 18. Mai 1893).

Auf diese Zeitungsanzeige hin fragt das Oberkircher Bezirksamt beim „Obergroßherzoglichen Bezirksamt“ in Karlsruhe an, ob Kopp, der von der Behörde als „Sozialdemokrat“ verdächtigt wird, den Titel „Hofphotograph“ – damals immer ein werbewirksamer Zusatz – zu Recht führen würde.¹² Nach mehreren Erinnerungsschreiben gibt Karlsruhe am 19. Juni 1893 dann die Auskunft, dass Kopp der Titel



Aufnahme von
 A. Demuth an den
 Allerheiligen-Wasser-
 fällen im Juli 1892.



Fotorevers
Adolf Demuth.

eines *Großherzoglich Badischen Hofphotographen* nicht verliehen worden sei, mit dem Bemerken, dass jedem Gewerbetreibenden über die Verleihung eines solchen Titels ein „Patent“ ausgefertigt werde, damit er sich ausweisen könne.

Kopp aber trug den Hoftitel zu Recht. Er erhielt ihn von der Landgräfin Friedrich von Hessen, Prinzessin Anna von Preußen, wie eine Anzeige im *Baden-Badener „Adreßbuch“* von 1873 angibt. Kopp hatte in Baden-Baden vor seiner Karlsruher Zeit ein Atelier.¹³

Mehr behördliche Aktionen verursachte eine Anzeige des Bezirksamts Oberkirch vom 24. Mai 1893 gegen den Offenburger Fotografen Adolf Demuth, der während der Pfingstfeiertage 1893 an den Wasserfällen Allerheiligen Personen fotografiert hatte, „ohne die erforderliche Erlaubniß hierzu zu besitzen“. Gemeint ist mit dieser „Erlaubniß“ ein Wandergewerbeschein, der für das „Fotografieren im Umherziehen“ vorgeschrieben war.

Außerdem warf man A. Demuth „groben Unfug“ vor, denn er hatte dort „[...] den Apparat auf dem engen Fußweg aufgestellt, wodurch der freie Verkehr gehemmt war“. Demuth sollte in Offenburg dazu Stellung nehmen und erklären, wie er die Aufträge vollziehe, wo er die Fotografien ausführe und wie er die fertigen Bilder den Bestellern zukommen lasse. Der damals 23-jährige Sohn des Offenburger Fotografen A. Demuth¹⁴ gab bei seiner Vernehmung am 01.06.1893 an, dass er schon seit Jahren in Allerheiligen Aufnahmen gemacht hätte, ohne dass

J. Lohmüller,
Photograph und Kunstlithograph
aus Bühl,
 photographiert am **Freien Sonntag**
 und **Montag, den 2. April,** im **Gast-**
haus z. „Linde“ in **Oberkirch** und mache
 besonders **Erstkommunikanten** auf
 diese **Gelegenheit** aufmerksam. [499.2,1]

J. Lohmüller,
Photograph aus Bühl,
 photographiert **Mittwoch** und **Donner-**
stag (Fronleichnam) im **Gasthaus z. „Linde“**
 in **Oberkirch.** 1888

Der Akte beigelegte Terminan-
 kündigungen von J. Lohmüller im
 „*Renchtähler Boten*“ Nr. 62, 1893
 (oben) und Nr. 36, 1894 (rechts).

Photographisches Atelier
J. LOHMÜLLER
 Kunstlithograph u. Photograph
BÜHL
 Stadt
 Anerkannt von Ihrer Maj. der Koenigin
 v. Schweden u. Norwegen
 in Griesbach im Jahre 1876.

Forevers von Johannes Lohmüller
 mit Werbehinweis auf ‚königliche
 Anerkennung‘ 1876.

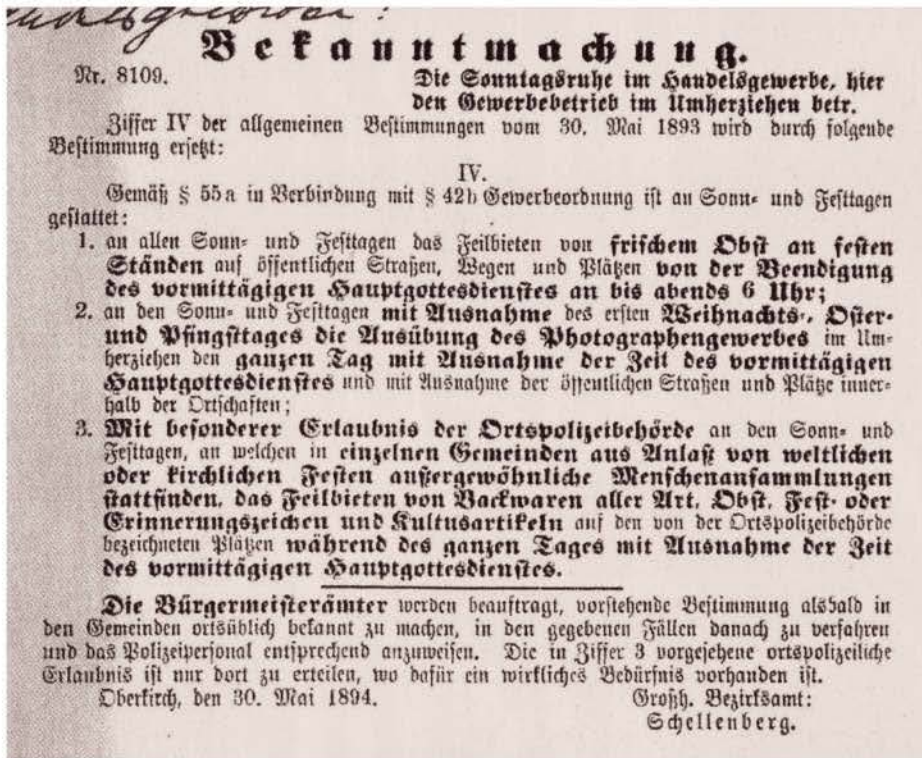
dies jemals beanstandet worden sei. Nach seiner Kenntnis bedürfe er dazu auch keines Wandergewerbescheins, da er die Aufnahmen in seinem Fotoatelier zu Hause fertigstelle und die Bilder dann an die fotografierten Personen per Postnachnahme zustelle oder gegen Barzahlung aushändige.

Auf die Zusendung dieses Protokolls reagierte das Bezirksamt Oberkirch mit dem Ersuchen an das Offenburger Amt, Demuth die Notwendigkeit eines Wandergewerbescheins zu eröffnen und ihn über die Folgen weiterer unberechtigter Aufnahmen im Oberkircher Bezirk zu belehren. Schon am 12.06.1893 unterzeichnete Demuth den Empfang eines entsprechenden Schreibens, das am 20.06.1893 auch den vier Gendarmen des Oberkircher Bezirks zur Kenntnis gebracht wurde.

Damit rückte der Wandergewerbebetrieb von Fotografen erst richtig in das Blickfeld der Oberkircher Behörde. Aufgrund von Zeitungsanzeigen, in der er seine Dienste im Oberkircher *Gasthaus zur Linde* anbot, war zuerst der Bühler Fotograf Johannes Lohmüller¹⁵ davon betroffen.

Erstkommunikanten und Personen, die an einem Feiertag eher als an den arbeitsreichen Werktagen Zeit für eine Fotoaufnahme finden können, sind seine Zielgruppe. Johannes Lohmüller war in der Gegend Oberkirch, Bad Griesbach, Peterstal und Oppenau schon seit 1875 tätig, wo er im Sommer die Kurgäste als Kunden suchte. 1876 erhielt er in Bad Griesbach für seine Arbeit eine lobende Anerkennung der Königin Sophie von Schweden und Norwegen.¹⁶ Doch diese Auszeichnung half ihm in Oberkirch nichts. Auch er wurde gerügt und über seine Pflicht, einen Wandergewerbeschein zu beantragen, offiziell belehrt.

Am 06. August 1893 erfolgte dann eine Anzeige gegen seinen Sohn, Anton Adolf Lohmüller, der bei seinem Vater mitarbeitete und drei Jahre später dessen Geschäft in Bühl übernahm. A. Lohmüller hatte in Bad Peterstal Personen portraitiert und einen Tag zuvor durch Plakate auf seine Dienste aufmerksam gemacht. Er beteuerte, wie zuvor sein Vater und A. Demuth, seine Unschuld und die Überzeugung, dass er keinen Wandergewerbeschein benötige, da er die Aufnahmen erst zu Hause in Bühl fertigstelle. Doch es erging ihm nicht anders wie seinen Vorgängern, er musste für künftige Aufnahmen außerhalb seines



Verordnung „Sonntagsruhe von Gewerbebetrieben im Umherziehen“ (1894).

Wohn- und Arbeitsorts einen Gewerbeschein beantragen und wurde über die Rechtsfolgen der Nichtbeachtung dieser Vorschrift in offizieller Form belehrt. Es folgte ein Aufnahmeverbot für Oberkirch, das jedoch durch eine ihm am 31. März 1894 erteilte Fotografiererlaubnis wieder aufgehoben wurde.

Aufgrund solcher sich wiederholender Ereignisse wollte das Bezirksamt Oberkirch im April 1884 durch eine Umfrage feststellen, wie in den Ämtern Offenburg, Wolfach, Achern, Triberg und Lahr beim „Gewerbebetrieb im Umherziehen für das Gewerbe der Photographen bzw. Schnellphotographen“ verfahren würde. Das Amt Achern antwortete wenig später, dass bisher noch keine entsprechende Genehmigung nachgefragt worden sei, es aber auf Anfrage mindestens von Ostern bis zum Herbst eine solche Erlaubnis zum Fotografieren erteilen würde. Ähnlich reagierten die übrigen Ämter. Das „Grosh. Bad. Bezirksamt Offenburg“ teilte dem Amt Oberkirch am 13. April 1894 dazu im typischen Amtsdeutsch jener Zeit Folgendes mit:

„Auf Ersuchen des Hofphotographen Grimm dahier, beabsichtigen wir, – im Hinblick auf das in vielen Kreisen der Landbevölkerung wohl unzweifelhaft vorhandene Bedürfnis – die Ausübung des Photographengewebes im Umherziehen an Sonn- und Festtagen auf Grund der § 55 Abs. 2 der Gewerbeordnung zu gestatten. Ausgenommen von dieser Erlaubnis würde selbstverständlich die Zeit des vormittägigen Hauptgottesdienstes sein, auch würde die Aufnahme von Personen auf öffentlichen Straßen und Plätzen zu unterbleiben haben. Da

voraussichtlich in Bälde ähnliche Gesuche an das ghl dasselbe gelangen werden, ersuchen wir um baldgefällige Mitteilung, ob und eventl. welche Gedanken gegen die Bewilligung der gedachten Ausnahme dortseits vorhanden sind.“ (13. April 1894)

Waren es nach 1840 zunächst die Städter und Wohlhabenden, die sich eine Fotografie leisten konnten, so zeigt der Hinweis auf das „Bedürfnis der Landbevölkerung“, dass sich die Fotografiertgewohnheiten und der Einzugsbereich eines Fotografen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich gewandelt haben. Dazu trug sicher auch die Auswanderung vieler Dorfbewohner nach Amerika bei, die zu einer erhöhten Nachfrage nach Personen- und typischen Ortsaufnahmen führten.¹⁷

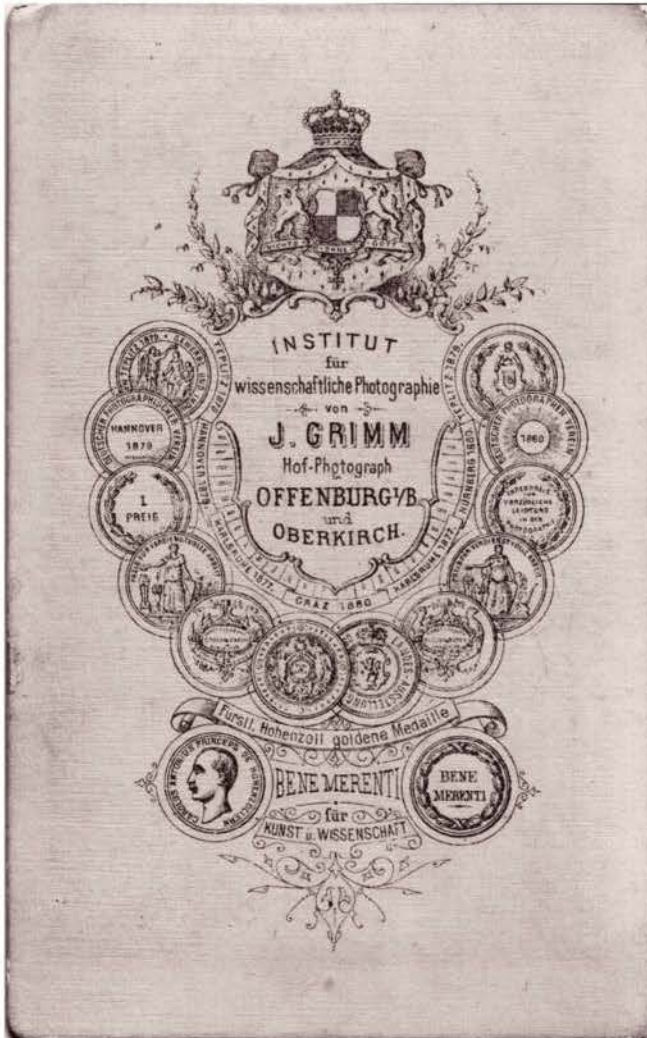
Bedenken aus Oberkirch zur Absicht des Offenburger Amtes, eine Arbeitserlaubnis für J. Grimm¹⁸ auszustellen, gab es daher nicht. Vielmehr wurde am 30. Mai 1884 aufgrund der Umfrageergebnisse eine neue Verordnung zur Sonntagsruhe erlassen, die auch das „Fotografieren im Umherziehen“ regelte. Die Berufsfotografen durften nun an Sonn- und Feiertagen den ganzen Tag über arbeiten, ausgenommen die Zeit des Hauptgottesdienstes am Vormittag.

Wie ein Fotorevers von Julius Grimm zeigt, betrieb er in Oberkirch später eine Filiale, wohl um möglichen weiteren Auseinandersetzungen mit der zuständigen Behörde zu entgehen.

Denn die Hauptverdienstquelle auch von J. Grimm war die Portraitfotografie. Und sicher diente auch seine Filiale in Oberkirch, wo er zumindest zeitweise Aufnahmen selbst anfertigte, diesem Broterwerb.

Das Thema „Ausübung des Photographengewerbes im Umherziehen“ steht dann in den überlieferten Akten erst wieder in den Jahren 1911/1912 auf der Tagesordnung der Ortenauer Bezirksämter. Am 22. Juli 1910 teilt ihnen das Karlsruher Ministerium des Innern in einem Erlass mit, dass aufgrund neuer, auch betrügerischer Vertriebspraktiken eine stärkere Überprüfung der Wanderfotografen nötig sei:

Fotorevers mit Hinweis auf die Filiale Oberkirch von Hoffotograf Julius Grimm, Offenburg.



„Der süddeutsche Photographenverein führt Klage über die schweren Schädigungen, die dem Photographengewerbe aus der Tätigkeit der ihr Gewerbe im Umherziehen ausübenden Photographen erwachsen; wie von der Vereinigung Karlsruher Photographen bestätigt wird, soll es sich dabei vielfach um Personen handeln, die minderwertige Leistungen in schwindelhafter Weise anbieten. Eine Handhabe zur Bekämpfung dieses Übelstandes wird in der scharfen Überwachung dieser Wandergewerbetreibenden hinsichtlich des Besitzes der erforderlichen Wandergewerbescheins und in der strengen Anwendung der gesetzlichen Bestimmungen bei der Prüfung des Antrags auf Ausstellung eines solchen Scheins sowie in der strengen Durchführung des Verbots des Hausierens an Sonn- und Festtagen (§ 55^a Gew. O.) gegeben sein.

Ähnliche Mißstände sind bei der Tätigkeit der sogenannten Vergrößerungsanstalten zu Tage getreten, die sich meist in der Weise abspielt, daß ein Agent dem Publikum die *unentgeltliche* Vergrößerung von Photographien anpreist, ein anderer mit dem vergrößerten Bild dessen (meist erforderliche) Retouchierung und einen Rahmen – beides gegen oft unverhältnismäßig hohe *Bezahlung* – anbietet. Die betreffenden Agenten machen zum Teil geltend, daß sie zur Führung eines Wandergewerbescheins nicht verpflichtet seien, der eine, weil er eine *unentgeltliche* Leistung anbiete, der andere, weil er nur die Leute besuche, die bestellt hätten. Es wird indes in den meisten Fällen angenommen werden können, daß die gesamte Tätigkeit eine einheitliche, also von Anfang an auf Erwerb gerichtet ist, so daß der fragliche Geschäftsbetrieb als wandergewerbescheinpflichtig angesehen werden muß. Auch in derartigen Fällen ist deshalb der Besitz eines Wandergewerbescheins zu verlangen und eine entsprechende Kontrolle auszuüben.

Wir weisen die Gr. Bezirksämter an, der geschilderten Gewerbeausübung Aufmerksamkeit zuzuwenden und die unterstellten Polizeiorgane im Sinne des Ausgefertigten mit Anweisung zu versehen.“ Knapp ein Jahr später muss dieser Erlass unter steuerlichen Gesichtspunkten revidiert werden, da aufgrund eines Gerichtsurteils ein „[...] Reisender einer Firma, der bei Privatpersonen ohne vorgängige Bestellung Aufträge zur Bestellung von Vergrößerungen nach übergebenen Photographien zu erhalten sucht, keines Wandergewerbescheins bedürfe, weil kein ‚Anbieten gewerblicher Leistungen‘ im Sinne des § 55 Abs. 1 Ziffer 3 Gew.O vorliege“ (29. April 1911).

In gleichgearteten Fällen – so das Karlsruher Ministerium des Inneren – wäre entsprechend zu verfahren, ansonsten aber bliebe der alte Erlass unberührt.

Damit blieb die Möglichkeit erhalten, auch auf dem Land und in kleineren Orten weiter zu fotografieren. Dadurch wurden von den umherwandernden Ortenauer Fotografen noch zahlreiche Bilder mit Motiven aus dem früheren dörflichen und ländlichen Leben geschaffen. Manche dieser Bilder haben sich bis heute erhalten und können uns vielfältige Einblicke in das damalige Leben und die Formen der Selbstdarstellung vermitteln.¹⁹

Mit dem Jahr 1911 schließt das Aktenbündel. Spätere Streitfälle zum „Fotografieren im Umherziehen“ betrafen, soweit sie aktenkundig wurden, vor allem das Fotografieren in Schulen. Dort werden noch bis heute Klassenfotos von örtlichen und durchreisenden Fotografen oder darauf spezialisierten Firmen angefertigt und verkauft.

Anmerkungen

- 1 Dazu Fuß, Margot: Sonderausstellung *Baden-Badener Photographen und Photographien. Stadtansichten und Porträts 1860–1910 in den Stadtgeschichtlichen Sammlungen Baden-Baden*. Baden-Baden 1977; Charles Winter. *Photographe. Un pionnier strasbourgeois 1821–1904*. Musées de Strasbourg 1985 [Ausstellungskatalog]. – Charles David Winter (16.01.1821–07.02.1904), Lithograph/Fotograf, warb ebenfalls in der Ortenau (Offenburg) um Kunden, die zu ihm nach Straßburg kommen sollten.
- 2 Einen Einblick in die „Wanderfotografie“ Norddeutschlands bietet Timm, Christian: „... die Anfertigung von Lichtbildern im Umherziehen betreffend ...“ Zur Situation der Wanderfotografen in Ostfriesland. In: Detlef Hoffmann/Jens Thiele (Hrsg.), *Lichtbilder. Lichtblicke. Anfänge der Fotografie und des Kinos in Ostfriesland*. Marburg 1989, 156–191; für Baden sei verwiesen auf den Beitrag von Bernhard Oeschger: Auf den Spuren eines Wanderfotografen in Südbaden – Arthur Spieß und seine Bilderserie von Endingen am Kaiserstuhl. In: *Gut Licht! Fotografie in Baden 1840–1930*. Bearb. von E. Haug. Karlsruhe 2003 (= *Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe*, Bd. 6), 211–215.
- 3 Der Maler und Fotograf Karl Zacher (geb. 1846) begegnet uns wieder in *Amtsblatt des Kantons Zürich* (1881, 946, 996, 1108, 1363f.), wo er im Zusammenhang mit einer Stellungnahme zur Scheidungsklage seiner Frau, Maria Zacher, gesucht wird. Möglicherweise war er in den 1870er Jahren auch unter dem Namen *Charles Zacher* in Zürich und La Chaux-de Fonds tätig, falls es sich bei diesen beiden Fotografennamen um ein und dieselbe Person handeln sollte.
- 4 Siehe Geiges, Leif: *T. Schneider & Söhne 1847–1921. Vom Dorfschreiner zum Hofphotographen*. Freiburg 1989.
- 5 Leopold Schmitt (1808–1894) war ein Wanderfotograf aus Rothenfels (heute: Bad Rotenfels bei Gaggenau) und begegnet uns im Dezember des Jahres 1849 noch in Heilbronn, wo er für seine Daguerreotyp-Portraits wirbt, zur Verwendung als Weihnachtsgeschenk in Broschen. 1853 hält er sich drei Sommermonate lang in Hermannstadt (Siebenbürgen, heute Rumänien) auf, wie seine Anzeigen im *Amts- und Intelligenzblatt zum Siebenbürger Boten* belegen [ab Nr. 95, vom 24. Juni 1853, siehe Klein, Konrad: Anton Fiala, ein böhmischer Maler und Fotograf um 1885 in Siebenbürgen. In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* 28 (2005) 22–39, hier S. 32 mit

- Anm. 39]. Darin wirbt er auch für eine Tätigkeit als Photographie-Lehrer. 1865 wird L. Schmitt Mitglied im Berliner Photographenverein [Phot. Mitteilungen, Nr. 16, Juli 1865, 42, in dieser Zeitschrift wird durchweg die falsche Schreibung *Schmidt* verwendet]. 1867 beteiligt sich Leopold Schmitt mit seinem Sohn Alois an der Universalausstellung in Paris und erhält für die in einem Goldrahmen ausgestellten sechs fotografischen Ansichten aus Baden-Baden und dem Murgtal eine lobende Erwähnung [Die Bethheiligung des Großherzogthums Baden an der Universalausstellung zu Paris im Jahre 1876. Hrsg. von der badischen Ausstellungs-Commission. Karlsruhe 1867, 16f und – für die Auszeichnungen – Badische Gewerbezeitung. Beilage zu Nr. 7, ausgegeben am 15. Juli 1867, 14]; sie waren in ihrer Kategorie mit dem Verleger (und Fotografen) L. Meder und dem Badischen Hoffotografen Franz Richard, beide aus Heidelberg, die einzigen badischen Vertreter in Paris. – Für Nachforschungen zur Vita danke ich Frau Ute Riedinger, Stadtarchiv Gaggenau.
- 6 *Lahrer Wochenblatt*, u. a. 05.12.1863, 24.08.1864.
 - 7 Eine ähnliche Anzeige in Rastatt (Juni 1870) lokalisiert ihn als „Photograph aus Gaggenau“ (Rastatter Wochenblatt Nr. 83 vom 16.07.1870, siehe „Für einen Moment ...“ 100 Jahre Fotografie in Rastatt von 1850 bis 1950, Rastatt 2012, 44).
 - 8 *Lahrer Wochenblatt*, August 1864.
 - 9 Zum Ersteiner Studio von H. O. Klein siehe den Beitrag von Mayer-Schaller, Eric: La photographie à Erstein de ses débuts à nos jours ou l’histoire d’une famille. In: *Annuaire de la Société d’Histoire des quatre cantons*, (1988/9 113–118).
 - 10 Zu A. Bockmann gibt es außer Fotoaufnahmen aus verschiedenen Orten – unter ihnen auch Baden-Baden, Zabern, Pfalzburg – bisher wenig Informationen. Als Fotograf in Oberkirch wird er 1900 verzeichnet (Adressbuch der photographischen Ateliers, Lichtdruckereien etc., 2. Aufl. Leipzig 1900, 4 [Erste Auflage 1897/98]).
 - 11 Großherzoglich Badisches Bezirksamt Offenburg. Verwaltungs-Sachen. Generalia. VII. Gewerbe und Handel. Den Geschäftsbetrieb auswärtiger Photographen betr.; Jahr 1893–1911; Signatur: STAF (=Staatsarchiv Freiburg) B 727/12, B 727/1. – Den Mitarbeitern des Staatsarchivs Freiburg danke ich für die prompte Bedienung und Mithilfe bei der Reproduktion der Dokumente.
 - 12 Zur Bedeutung und Verleihungspraxis des Titels „Badischer Hofphotograph“ siehe Krimm, Konrad: Bildregisseure der Monarchie – die Hoffotografen. In: *Gut Licht!*, a. a. O., 133–150.
 - 13 Es ist zu vermuten, dass Hugo Kopp auch identisch ist mit jenem Schwarzwälder Fotografen H. Kopp, der im Villinger Volksblatt 1887, Nr. 181, eine viel zitierte Anzeige schaltete. Diese Anzeige enthielt nämlich den etwas verunglückten, weil doppeldeutigen Satz: „Ich fertige Vergrößerungen Verstorbener an“; die Identität der Personen ließ sich bisher aber nicht mit Sicherheit feststellen.
 - 14 Adolf Demuth (Senior) gründete sein Atelier 1865 in der Poststr. 10 in Offenburg. Sein Sohn, geb. am 11.03.1870 in Offenburg, machte daraus später in der Bahnhofstraße die „Photogr. Anstalt für Portrait, Landschaft und Reproduktionen“ (Fotorevers).
 - 15 Zur Fotografenfamilie von Johannes Lohmüller (1830–1918) in Bühl siehe Müller, Marco/Rumpf, Michael/ Streicher, Bettina: „Da die Aehnlichkeit meiner Portraits hinlänglich bekannt ist, sehe ich gefälligen Aufträgen entgegen“ – Fotografen in Bühl. In: Marco Müller, Bühl in alten Bildern. Ubstadt-Weiher 2008 (Bühler Heimatgeschichte Nr. 18/2008), 9–16.
 - 16 Königin Sophie (09. Juli 1836–30. Dez. 1913) war die Tochter des Herzogs Wilhelm von Nassau und der Prinzessin Pauline von Württemberg, heiratete am 6. Juni 1857 Oscar II (geb. 21. 01.1829 in Stockholm, inthronisiert am 18. Sept. 1872) in Biebrich und wurde damit 1872 Königin von Schweden; siehe [Martin Maus], Bad Honnefs königliche Zeiten. Zur Erinnerung an die Kuraufenthalte der Königin Sophie von Schweden und Norwegen 1892–1906 in Bad Honnef und anderer königlicher Hoheiten. Bad Honnef 1986, 9–10.
 - 17 Assion, Peter: Amerika-Auswanderung und Fotografie 1860 bis 1930. In: *Fotogeschichte* 3. 1983, Heft 7, 3–18.
 - 18 Der Badische Hoffotograf Julius Grimm (geb. 12. April 1842 in Innsbruck/ Tirol – gest. 8. August 1906, Offenburg), Maler und Fotograf, gründete sein Offenburger Atelier im Jahr 1873. Grimms Spezialität war die Mikrofotografie, wofür er zahlreiche Auszeichnungen erhielt. Auch sein Sohn Julius, geb. 06.11.1881, und dessen Söhne übten den Fotografenberuf aus. Zu

- J. Grimm siehe u. a. Huber, Franz: Julius Grimm. Photograph im Dienste der Wissenschaft. In: Kaehni, Otto: Franz Huber, Offenburg. Offenburg o.J., 153f.; Kirchheimer, Franz: Die Einführung des Naturselbstdruckes und der Photographie in die erdwissenschaftliche Dokumentation. In: Zeitschr. der deutschen Geologischen Gesellschaft, Bd. 133 (1982), 1–117 [zu Grimm S. 68–84].
- 19 Siehe dazu den Bildband von Gall, Wolfgang M./Huber, Heinz G.: Die Ortenau. Landschaft und Alltagsleben in alten Photographien. Karlsruhe 1996. – Leider werden in diesem Band die Fotografen, soweit es möglich gewesen wäre, nicht namentlich genannt.

150 Jahre Volksbank Offenburg

Michael Hauser

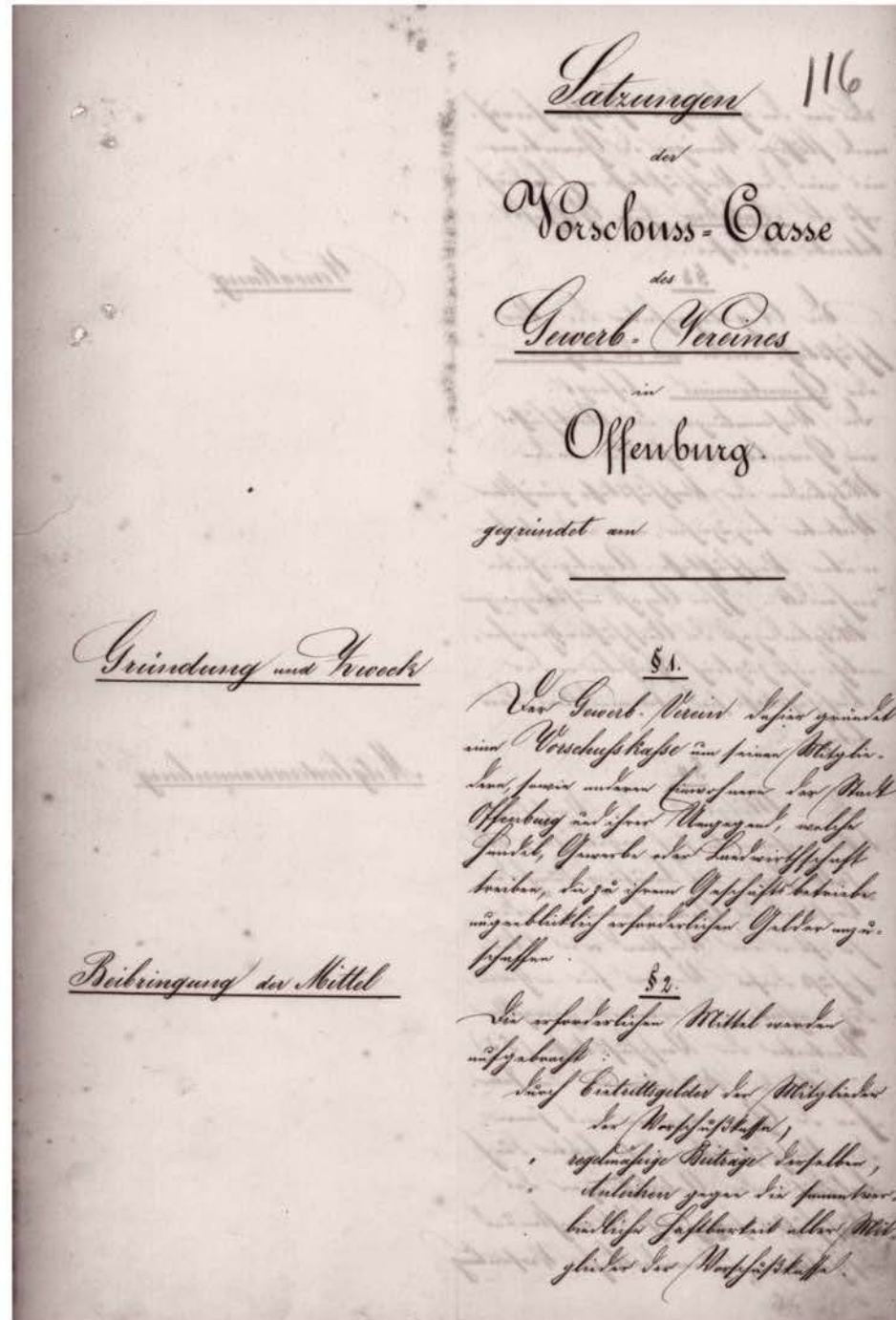
Vorbemerkung

Der Staat des Großherzogtums Baden erlebte nach den Jahren der Repression und der militärischen Besetzung durch Preußen infolge der gescheiterten Revolution von 1848 eine politische und wirtschaftliche Phase der Liberalisierung und Öffnung auf allen gesellschaftlichen Feldern. Besonders die Jahre von 1860 bis 1866 standen im Zeichen der Politik einer neuen Ära. In seiner Osterproklamation vom 7. April 1860 kündigte Großherzog Friedrich ein Reformprogramm an. Fünf neue Gesetze regelten das Verhältnis von Staat und Kirche. Ein neu errichtetes Handelsministerium arbeitete ein Gewerbegesetz aus, und die badische Regierung verabschiedete 1864 eine Verwaltungsreform. Weitere Reformen brachten eine neue vorbildliche Gerichtsverfassung, die Einrichtung eines Verwaltungsgerichtshofs, ein Gleichberechtigungsgesetz für die jüdische Bevölkerung sowie die Aufhebung des Zunftzwangs. Es wurde der Weg freigemacht für einen allgemeinen, vor allem aber auch wirtschaftlichen Aufschwung. Eine große Rolle spielten dabei die neuen Gewerbevereine und ihre Vorschaukassen.

Die Vorschaukasse des Offenburger Gewerbevereins

Bereits 1863 war in Offenburg die Gründung eines Gewerbevereins mit einer Vorschaukasse angedacht und vorbereitet worden. Eine Kommission „ladet alle gewerbetreibenden Bürger und Einwohner, sowie die hiesigen Freunde des Gewerbewesens ein, Montag den 2. Februar um 3 Uhr Nachmittags an der im Saale des Gasthofes zum Salmen stattfindenden Versammlung Teil zu nehmen und durch Unterzeichnung der Satzungen dem neuen Verein beizutreten“. Dieser Verein setzte sich zum Zweck, „den Aufschwung und zeitgemäßen Fortschritt der Gewerbe in unserer Stadt und Umgebung möglichst zu befördern“.

Die Versammlung im Salmen, dem einstigen Lokal der Revolutionäre und ihren schon im Jahr 1847 erhobenen „Forderungen des Volkes in Baden“, war ein voller Erfolg, wie dem Ortenauer Boten vom 6. Februar 1863 zu entnehmen war. Bereits bei diesem Treffen wurde die Gründung einer Vorschaukasse konkret besprochen und verabredet. Über hundert Mitglieder



Satzung der
Vorschuss-Casse des
Gewerbevereins in
Offenburg, 1863

erklärten umgehend den Beitritt zum Gewerbeverein. Die Statuten sollten sofort redigiert und gedruckt und der Entwurf für eine Vorschusskasse ausgearbeitet werden. Die dafür gebildete Kommission zur Ausarbeitung der Statuten bestand aus neun Personen. Sieben von ihnen waren nachweislich 14 Jahre zuvor aktive Teilnehmer der Revolution von 1848/1849 gewesen: Gustav Schweiß, Fabrikant (Teilnahme am Heckeraufstand 1848 und engagiert im Ausschuss für Volksbewaffnung); Josef Brehm, Bauunternehmer (1849 Mitglied der „Fortschrittlichen“ in der Wahlkommission zur badischen Verfassung); Carl Eckhard, Anwalt (Mitglied der revolutionären Seekreisregierung in Kons-



Erstes Geschäftslokal des Vorschußvereins Offenburg im Offenburger Rathaus

tanz); Josef Hacker, Schmied (stand auf der nach dem Einmarsch der Preußen erstellten Offenburger „Räuber- und Gaunerliste“); Johann Adam Nußbaum, Gaswerkdirektor (Mitglied des demokratischen „Volksverein“); Josef Nonn, Kaufmann (1848 aktiver Teilnehmer am Heckeraufstand); Louis Schmidt, Metzger (aktiv in der Bürgerwehr).

Das Statut der Vorschußkasse wurde am 25. Januar 1864 genehmigt und von 37 Mitgliedern unterschrieben. Unter diesen Gründungsmitgliedern waren 17 Handwerker, 8 Fabrikanten, 7 Kaufleute, 1 Arbeiter, 1 Waisenrichter, 2 Anwälte, 1 Wirt.

In einem Geschäftszimmer im Rathaus/Stadtrechnungsamt konnte am 15. Juni 1864 der Geschäftsbetrieb aufgenommen werden. Auch in der lokalen Zeitung stand eine Einladung zur Eröffnung: „Den verehrlichen Mitgliedern des Vereins wird die Mittheilung gemacht, daß die Vorschuß-Kasse ihre Tätigkeit begonnen hat, und die Statuten jedem Mitgliede zugestellt werden. Die Beitritts- und Monatsgelder werden bei der Zustellung der Statuten für's erste Mal und zwar für die Monate Mai und Juni miterhoben.“ (Ortenauer Bote, 25. Juni 1864)

In den ersten Bankvorstand wurden berufen: Josef Nonn als Direktor, Carl Geck als Schriftführer/Kontrollleur, und Theodor König als Rechner/Kassierer.

Gründungsväter der Genossenschaftsbewegung

Aufbauend auf den Ideen von Schulze-Delitzsch und Raiffeisen zum genossenschaftlichen Handeln war die Offenburger Bank gegründet worden unter der Prämisse: „Was einer allein nicht



Josef Nonn

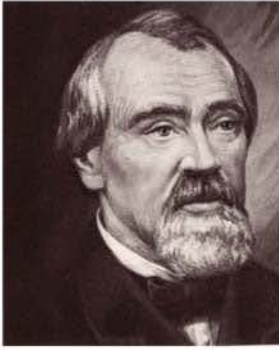


Carl Geck



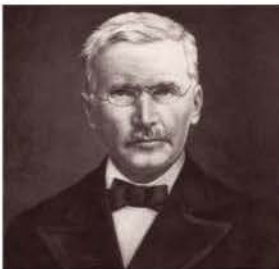
Theodor König

schafft, das schaffen viele“. Man handelte nach den Grundsätzen der Selbsthilfe, Selbstverwaltung, Selbstverantwortung und war solchen Werten wie Respekt, Genossenschaftlichkeit, Verantwortung, Solidarität und Partnerschaftlichkeit verpflichtet. Die Gründungsväter der Volksbanken und Raiffeisenbanken waren im Grunde diese drei Männer:



Hermann Schulze Delitzsch

Herrmann Schulze-Delitzsch wandte sich aktiv gegen die Not der kleinen Betriebe, die mit der Industrialisierung nicht Schritt halten konnten. Um diese Situation zu verbessern, gründete er 1849 zunächst eine „Schumacher-Assoziation“. Erstmals schlossen sich hier einzelne Handwerker zusammen mit dem Ziel, durch gemeinsamen Einkauf wirtschaftliche Vorteile zu erlangen ohne Verzicht auf die Selbstständigkeit. 1850 gründete Schulze-Delitzsch den „Eilenburger Vorschußverein“, der auf dem Prinzip der Selbstverwaltung beruhte. Die Mitglieder und damit gleichzeitig auch Eigentümer stellten Geld zur Verfügung und bestimmten über die Vergabepolitik des Vereins. 1855 führte Schulze-Delitzsch den Begriff „Volksbank“ ein in seiner Schrift „Vorschuß- und Kreditvereine als Volksbanken“. Und schließlich sorgte seine Gründung des Verbandes der Vorschuß- und Creditvereine auch für den überregionalen Zusammenschluss und damit eine stärkere Position in Politik und Wirtschaft: „Was den einzelnen nicht möglich ist, das vermögen viele“ – das Wort Raiffeisens hatte sich mehr als bewahrheitet.



Friedrich Wilhelm Raiffeisen

Seine Motivation war anfangs stark vom Gedanken der Mildtätigkeit geprägt. So initiierte er 1846/1847 den „Weyerbuscher Brodverein“. Doch bald erkannte Raiffeisen, dass die Situation nur auf Basis gemeinschaftlicher Selbsthilfe grundsätzlich verbessert werden konnte. Denn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die alte Agrarverfassung (Grundherrschaft, Lehngerichtsbarkeit) zwar aufgehoben worden, und der Bauer konnte nun freier Herr seines Hofes sein. Doch er war auf die Freiheit und die freie Marktwirtschaft nicht vorbereitet, und so geriet die ländliche Bevölkerung in die Hände von gewissenlosen Händlern und Spekulanten und die Abhängigkeit wurde letztlich größer als zuvor. Diese Situation war Ausgangspunkt der Genossenschaftsbewegung, die mit den Namen Raiffeisen, Schulze-Delitzsch und Haas verknüpft ist.

Wilhelm Haas

Der dritte im Bunde der führenden Gründerväter des deutschen Genossenschaftswesens war Karl Friedrich Haas. 1872 erfolgte die Gründung eines landwirtschaftlichen Konsumvereins in Friedberg. Der Großteil der ländlichen Genossenschaften (Spar- und Darlehenskassen) berief sich später auf Wilhelm Haas.

Die Gründung der Offenburger Vorschußkasse fällt also in eine Zeit mit tiefgreifenden kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Umbrüchen. Handwerker, kleine Betriebe und Landwirte benötigten nun vor allem Kapital, um die Chancen, die nach Verkündung des neuen Badischen Gewerberechts von 1862 geboten waren, nutzen zu können und konstruktiv werden zu lassen. Damit aber Kredite ausgegeben werden konnten, war es zunächst nötig, Kapital anzusammeln. Anfangs zahlte jedes Mitglied für den Beitritt 1 Gulden Beitritts-geld, das in einen Reservefonds einbezahlt wurde, welcher auch aus den Rücklagen aus dem Reingewinn gebildet wurde. Zur Beschaffung des eigenen Betriebskapitals musste jedes Mitglied einen Stammanteil (Mitgliedsguthaben) von 100 Gulden einlegen. Jedes Mitglied haftete mit seinem Vermögen, denn die Mitglieder waren (und sind auch heute noch) die Eigentümer einer Genossenschaftsbank. Nach wie vor stehen die Volksbank und Raiffeisenbank in erster Linie für die Förderung ihrer Mitglieder.



Die Ereignisse von 1880: Kampf um die Vorschußkasse

Direktor Josef Nonn und der Kontrolleur Carl Geck erklärten im Jahr 1880 plötzlich ihren Rücktritt. Es wurde daraufhin beschlossen, sofort eine Generalversammlung auf den 20. Oktober 1880 zur Neuwahl des Direktors und des Kontrolleurs einzuberufen. An Stelle der zurückgetretenen Herren Nonn und Geck wurden vom Verwaltungsrat die Herren Burg und Hambrecht vorgeschlagen. Dieser Vorschlag wurde aber von der Generalversammlung zwei Mal abgelehnt. Daraufhin trat der Verwaltungsrat „aus politischen und persönlichen“ Gründen zurück. Die Streitfrage zwischen Verwaltungsrat und Generalversammlung wegen der Wahl des von ersterem vorgeschlagenen Carl Emil Burg führte zur Spaltung des Vorschußvereins und zur Gründung des „Ortenauer Creditvereins“ (siehe Exkurs auf der Folgeseite). Mehrere Mitglieder des Vorschußvereins erstellten nun eine Vorschlagsliste mit Namen für den neuen Verwaltungsrat. In diesem Rundschreiben war zu lesen: „Wir schlagen Euch hier Männer vor, Vertrauen erweckend durch ihre gesellschaftliche Stellung, durch Gediegen-

heit ihrer Kenntnisse und bisherigen Wirkens, sowie durch ihre persönlichen Verhältnisse. Darum beteiligt Euch recht zahlreich bei der bevorstehenden Wahl!“ Die vorgeschlagenen Männer wurden in der Folge allesamt in den Verwaltungsrat gewählt. Zum neuen Direktor wählte man den Kaufmann Albrecht Fischer, neuer Kontrolleur wurde Ferdinand Hauger.

25 Mitglieder, darunter die Verwaltungsräte Burg, Schell, Stählin, zeigten ihren Austritt aus dem Vorschußverein am 19. November 1880 an. Aber festzuhalten bleibt: Diese schwierige Zeit konnte gut gemeistert werden, auch wenn viele solvente Mitglieder ausgeschieden waren. Das Thema wurde über mehrere Monate hinweg auch in der Presse ausführlich behandelt.

Exkurs: Der Ortenauer Creditverein

Im Jahr 1881 wurde also von den ausgetretenen Mitgliedern der Vorschußkasse der Ortenauer Creditverein Offenburg eG gegründet. Bereits 1888 erfolgte die Umfirmierung bzw. Gründung der „Ortenauer Creditbank AG“, welche die Geschäfte des Ortenauer Creditvereins weiterführte. Das Aktienkapital dieser Bank betrug 500000 Mark. Sämtliche Aktien wurden von den damaligen Gründern übernommen. Hintergrund dieser Umfirmierung war das Genossenschaftsgesetz vom 1. Mai 1889, das vorschrieb, Kredite nur noch an Mitglieder zu gewähren. Zuwiderhandlungen hatten die Auflösung der Genossenschaft zur Folge. Das war für einige Genossenschaften, darunter auch der Ortenauer Creditverein, das Hauptmotiv zur Umwandlung in eine Aktiengesellschaft. Die Bank wurde aber bereits 1899 wieder aufgelöst und von der Rheinischen Creditbank aufgenommen. 1929 ging wiederum die Rheinische Creditbank in der Deutschen und Disconto Bank (DeDi-Bank) auf, die sich ab 1937 nur noch Deutsche Bank nannte.

Bald zog der Vorschußverein aus dem Rathaus in geeignetere Geschäftsräume um. Zunächst im Anwesen Walter in der Korngasse und später im Anwesen Burg (später Betten-Tischer) an der Ecke Ritterstraße/Hauptstraße war die Bank für ihre Kunden da.

Ein neues Haus in der Okenstraße 7

Im Jahr 1905 erwarb die Bank für 65000 Mark in bar das Gelände Okenstraße 7 von dem Offenburger Arzt Dr. Fändrich und errichtete darauf einen Neubau, der am 8. August 1906 bezogen wurde und der bis heute das Unternehmen beherbergt – mit einer kurzen Zwischenstation, weil das Bankgebäude 1945 von den Franzosen beschlagnahmt wurde.



Bankgebäude, Vorschußverein, 1908



Schalterraum, 1908



Buchhaltung, 1914

Als Architekt verpflichtete man den seinerzeit bekannten Offenburger Friedrich Abel. Auch an „Kunst am Bau“ wurde gedacht. Und so erhielt der Stuttgarter Bildhauer Jakob Brüllmann den Auftrag zur Fertigung der Wappenreliefs der Ortenauer Städte Offenburg, Lahr, Oberkirch, Wolfach und Kehl. Bis auf den heutigen Tag zieren diese kunstvollen Arbeiten das Gebäude. Die Zeitung „D'r alt Offenburger“ stellte anerkennend am 17. Juni 1906 fest: „Von der Hauptstraße aus fällt der Bau sehr vorteilhaft ins Auge. Die innere Einrichtung des Bureaus, feuersicheren Gewölben und Kassenzimmer entsprechen weitgehendsten Anforderung, welche heute an ein modernes Bankhaus und großes Geldinstitut gestellt werden können.“

Das Grundstück hat eine interessante Geschichte. Zu Festungszeiten war es im Besitz der Stadt Offenburg und diente als Wehr- und Schanzanlage. Danach war die Bodenfläche von der Wasserstraße bis zum Ochsensteg und zwischen Okenstraße und dem Mühlkanal im Besitz der Ratsherrenfamilie Hog. Durch Erbteilung ging das große Grundstück auf die honorigen Familien Löffler und Guerra über. Mehrere Parzellierungen

und Verkäufe, u. a. an die Familie Vieweg in Paris und an den Apotheker Ries in Offenburg, folgten. Schließlich wurde der noch verbliebene Hauptkomplex, eine Villa samt Garten, an Dr. Fändrich abgetreten, von dem es dann der Vorschußverein erwarb. Der lebenslustige Spross einer adligen Familie, Henry de Boussière, bewohnte auch später noch zeitweilig das versteckt hinter dem Vorschußverein liegende Gartenhaus. Er war das zweite von vier Kindern des Ortenberger Schlossbesitzers und aus altem Adel stammenden Gustave de Boussière und dessen Frau Jenny, geborene Baroness de Türckheim.

Inflation und Notgeld

Seit Beginn des Jahres 1923 nahm in Deutschland die Inflation ein Ausmaß an, dass Einkommen und Preise in bislang unbekannte Höhe getrieben wurden. In Offenburg zogen damals mehrere hundert Arbeitslose vor das Rathaus und forderten die Auszahlung ihrer gesetzlichen Ansprüche. Gemeinden und Verbände hatten bereits 1922 die Erlaubnis erhalten, eigene Notgeldscheine zu drucken und in Umlauf zu bringen. In der Ortenau waren dies u. a. die Stadt Offenburg und der Vorschußverein Offenburg. Auch Privatunternehmen druckten eigene Notgeldscheine und brachten sie in Umlauf. In Offenburg waren dies etwa Becht & Gehringer, Boos & Hahn, C. Robert Dold, Walter Clauss, Adolf Kahn Zigarrenfabrik, Metallglas AG, Adolf Schell & Otto Vitalli, Vereinigte Bauunternehmer Offenburg, Franz Kratzer, K. Martin Maschinenfabrik, Oberrheinische Dampfsäge- und Hobelwerke, A. Reiff & Cie Buchdruckerei, Spinnerei und Weberei, Otto Walz Lederfabrik und seitens der Banken der Vorschußverein Offenburg, Rheinische Creditbank, Süddeutsche Discontogesellschaft und die Darmstädter und Nationalbank. Die Schecks der Banken sollten den augenblicklichen Bargeldmangel abstellen und die Lohn- und Gehaltszahlungen ermöglichen. So ist es auf den Schecks des Vorschußvereins vermerkt. Die Preise im November 1923 betragen: 1500 Gramm Schwarzbrot kosteten 6 Milliarden; 1 Ei 2 Milliarden, 1 Pfund Rindfleisch 1,5 Milliarden; 1 Herrenanzug 645 Milliarden Mark, Porto für einen Brief 4,750 Millionen Mark. Lohnzahlungen erfolgten am Ende fast täglich. Zwischen 3.00 und 4.00 Uhr kam es in den Geschäften zu großem Gedränge. Jeder kaufte, was er bekommen konnte. Ab 4.00 Uhr (nachmittags) kam wieder der neue Multiplikator heraus – die Waren wurden oft doppelt so teuer. Auf dem Höhepunkt der Geldentwertung im November 1923 wurden allein in einer Woche Geldscheine im Wert von 436 Billi-



onen Mark an städtischem Notgeld gedruckt. Für einen US-Dollar mussten inzwischen 4,2 Billionen Papiermark bezahlt werden. In den Protokollen der Bank ist vermerkt: „... zur Zeit wird an Zinsen 32% sowie eine Creditprovision von 6% pro Monat sowie für Creditüberschreitungen bis zu 1% pro Tag berechnet“. Im Jahr 1923 hat der Vorschussverein einen Gewinn von 52,768,742,373,773,366 Mark ausgewiesen. Dies waren 52 Milliarden, 768 Billionen, 742 Milliarden, 373 Millionen, 773 Tausend, 366 Hundert Mark. Diese Hyperinflation sorgte schließlich für einen Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft. Viele Sparer verloren ihre sämtlichen Ersparnisse und die Banken ihr Eigenkapital. Die Auswirkungen auf die Bank fasst der Geschäftsbericht 1924 in den drastischen Worten zusammen: „Wir sind durch die Inflation auf das Jahr 1899/1900, also um etwa 25 Jahre zurückgeworfen worden, und in Bezug auf unsere eigenen Mittel die Geschäftsanteile und Reserven auf etwa 50 Jahre (1874).“

Doch dann brachte eine Währungsreform endlich Entlastung, im November trat die neue Währung in Kraft – die Rentenmark. Das Umtauschverhältnis betrug dabei 1 Billion Papiermark gleich 1 Rentenmark.

Die Franzosenzeit

Unmittelbare Auswirkungen auf die Bankgeschäfte hatte auch die Besetzung Offenburgs durch die Franzosen vom 4. Februar 1923 bis 18. August 1924. Aufgrund der Sicherung der Reparationszahlungen wurde das Gebiet Offenburg als eine Erweiterung des Brückenkopfes von Kehl betrachtet mit der Folge, dass

Scheck über zehn Milliarden Mark des Vorschussvereins Offenburg, 1923



*Sparbuch der
Vereinsbank
Offenburg, 1933*

alle dort geltenden Anordnungen auch in Offenburg zu gelten hatten. Die Besetzung des Gebietes Offenburg ging von Renchen/Zimmern bis nach Ortenberg und die Hälfte der Straße zwischen Berghaupten und Zunsweier bis hoch zum Hohen Horn. Die Besetzung bestand aus 1700 Mann, 50 Offizieren und 1000 Pferden. Die Franzosen verlangten 1/4 des Wohnraumes in Offenburg. Durch die Abriegelung des Hinterlandes wurden viele Mitglieder und Kunden gezwungen, nach einer anderen Bankverbindung zu schauen oder zu einer anderen Genossenschaftsbank in der Nachbarschaft abzuwandern. Die Freigabe der Stadt erfolgte endlich am 18. August 1924. Offenburg war die erste deutsche Stadt, die von den Franzosen gemäß dem Londoner Abkommen geräumt wurde. „... Und wollen wir wünschen

und hoffen, daß nach der langen Absperrung für die Geschäftswelt wieder bessere Zeiten beginnen“, las man in der Chronik der Bank.

Auf der Generalversammlung 1924 erfolgte die Umbenennung von „Vorschußverein“ zu „Vereinsbank Offenburg eGmbH“. Die unbeschränkte Haftpflicht (jedes Mitglied haftete bis dahin mit seinem gesamten Vermögen) wurde umgewandelt in eine beschränkte Haftpflicht. Der Bestand von 2459 Mitgliedern am Jahreschluss 1924 belegt deutlich, dass die materiellen Einbußen der Inflation den genossenschaftlichen Solidaritätsgeist nicht ins Wanken gebracht hatten.

Anton Manz, ein Mitarbeiter der Bank, schied damals freiwillig aus der Vereinsbank aus und gründete in Urloffen, zusammen mit anderen Mitgliedern, eine neue Kreditgenossenschaft. Es setzte ab etwa 1924 ein scharfer Wettbewerb um die Spargelder und um die Kunden ein. Beim Kampf um diese Gelder waren in unserem Raum beteiligt: Vereinsbank, Städtische Sparkasse, Badische Bauernbank, Darmstädter und Nationalbank, Rheinische Kreditbank Mannheim (Filiale), Süddeutsche Diskonto-Gesellschaft AG, Mannheim (Filiale).

Schwarzer Freitag

Dann wurde der 24. Oktober 1929 zum „Schwarzen Freitag“ der Wertpapierbörse in New York. In Amerika führten Überproduktion und Überspekulation zum Ende der Konjunktur. Es kam zu zahlreichen Zusammenbrüchen von Unternehmen

und Banken, zu massiven Produktionsstockungen und zu enormer Arbeitslosigkeit. Im Jahr 1931 erreichte die Bankenkrise auch Deutschland. Es begann ein Jahr der Notverordnungen. Zu der Weltwirtschaftskrise trat nun auch eine Vertrauenskrise. „Das abgelaufene Geschäftsjahr war für die Kreditgenossenschaften ein recht schwieriges. War es auch nicht so bewegt wie das Jahr 1931 mit seinen schweren Erschütterungen auf dem bankgewerblichen Gebiete, die nur behoben werden konnten durch das Eingreifen mit Mitteln des Reiches zur Stützung der Großbanken und einzelner, landwirtschaftlicher Genossenschaften, umso schwerer waren im letzten Jahre die wirtschaftlichen Schäden“, notierte der Geschäftsbericht. In vielen Handwerkbetrieben und auch bei Warengeschäften kam das Geschäft ins Stocken, verschiedene kamen ganz zum Erliegen.

Doch diese Bankenkrise war auch Ausgangspunkt für die Gründung eines Garantiefonds, um in Not geratene Volksbanken und deren Kunden bei Bedarf künftig zu unterstützen. Denn „das Vertrauen der Einleger zu den Volksbanken soll uneingeschränkt erhalten bleiben“, war im Geschäftsbericht 1938 über diese Garantie zu lesen.

Machtergreifung

Am 30. Januar 1933 ernannte Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler, die Machtergreifung war vollzogen worden. Die Gleichschaltung der Gesellschaft wurde brutal durchgeführt. Antisemitische Maßnahmen nahmen erschreckend zu. Noch im selben Jahr erfolgte ein erster Boykott jüdischer Geschäfte unter der Parole „Deutsche, kauft nicht bei Juden.“ Antijüdische Gesetze und Verordnungen wurden erlassen, und die Entfernung der Juden aus dem Staatsdienst wurde betrieben. Wer emigrieren wollte, hatte zuvor Reichsfluchtsteuer zu zahlen, was gleichzusetzen war mit der Beraubung jüdischer Auswanderer. Diese Steuer betrug 25% des Vermögens, zuständig für diese Maßnahme waren die Finanzämter.

Jüdische Einwohner der Stadt waren bereits seit 1864 Mitglieder der Volksbank Offenburg gewesen. Nun bedeutete die Verdrängung der Juden aus dem Geschäftsleben für manches jüdische Mitglied der Vereinsbank die Kündigung des Kontos. Gesetzliche Grundlage dafür war die „Verordnung zur Aus-



*Werbung für
Spareinlagen,
Vereinsbank
Offenburg, 1937*



Bernhard Kahn, 1938

Mitgliederregister
der Vereinsbank
Offenburg. Ausschluss
von Mitglied Bernhard
Kahn, 1938

Liniennr. Nr.	Genossen										Ausscheiden									
	Tag der Eintragung			Name und Beruf		Wohnort	Tag der Eintragung			Grund des Ausscheidens	Tag des Ausscheidens			Bemerkung						
	Tag	Monat	Jahr	Zu- und Vorname	Beruf		Tag	Monat	Jahr		Tag	Monat	Jahr							
8831	27.	Dez.	1917	Angelo Valentini	Stellw. Offh.	Offenburg	4.	Nov.	1938	Tod. 28.9.36	31. Dez.	1938								
41				Lothar Müller	Elektr. Rindb.	Offenburg	16.	Jan.	1917	Kündigung	31. Dez.	1917								
376				Karlma. Rindb. Hn.	Handlung	Offenburg	5.	Jan.	1917	Kündigung	31. Dez.	1917								
4				Willy Wagner-Wies.	abgegeben	Offenburg	8.	April	1916	Kündigung 10.4.17	31. Dez.	1917								
5	22.	Febr.	1917	Prof. Müller jr.	Getreideh.	Offenburg	2.	Nov.	1938	Kündigung 28.9.38	2. Nov.	1938								
6				Josef Meyer	Papierh.	Offenburg	17.	Jan.	1917											
7				Josef Pfeiffer	Bankh.	Offenburg	6.	Jan.	1917	Kündigung	31. Dez.	1917								
8				Hilbert Fepp	Handlung	Offenburg	20.	April	1917	Tod. 21.4.23	31. Dez.	1938								
9				Walter Diefenbach	Handlung	Offenburg	19.	Jan.	1917	Tod. 20.11.28	31. Dez.	1938								
40				Hermann Vell	Handlung	Offenburg	20.	Dez.	1917	Kündigung 20.12.17	31. Dez.	1917								
1 a. Kai				Tobias Himmelf.	Handlung	Offenburg	15.	Nov.	1916	Kündigung	31. Dez.	1917								
1				Bernh. Kahn	Handlung	Offenburg	22.	Ok.	1938	Ausschluss	31. Dez.	1938								
2				Adolf Decker	Handlung	Offenburg	22.	Ok.	1938	Tod. 28.11.38	31. Dez.	1938								
4				Christoph Wille	Handlung	Offenburg	1.	Jan.	1917											

schaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ vom 12. November 1938, die besagte: „§ 3. (1) Ein Jude kann nicht Mitglied einer Genossenschaft sein. (2) Jüdische Mitglieder von Genossenschaften scheidern zum 31. Dezember 1938 aus. Eine besondere Kündigung ist nicht erforderlich.“ Vierzehn Namen wurden in Offenburg aus der Mitgliederliste der Bank gestrichen, darunter war auch der Name Bernhard Kahn (geb. 22. Oktober 1871). Dieser wohnte zeitweise in der Okenstraße 5, war also unmittelbarer Nachbar der Bank gewesen. 1939 musste er in eines der Offenburger „Judenhäuser“ umziehen, in die Hildastraße 57a, von wo aus er am 22. Oktober 1940 zusammen mit etwa 100 anderen Offenburger Juden nach Gurs in Südfrankreich deportiert wurde. Am 14. August 1942 brachte man ihn und seine Frau Meta (1886–1942) schließlich nach Auschwitz, wo er 71-jährig ermordet wurde.

Von der Vereinsbank zur Volksbank Offenburg

„Unser Jahresbericht 1943 trägt erstmals unseren neuen Namen, nachdem die Änderung der Firma auf Grund des Beschlusses der Generalversammlung vom 23. März 1943 und der Eintragung ins Genossenschaftsregister vom 26. Juni 1943 durchgeführt wurde.“ (GB 1943)

Während die Bank „einen starken Geldzufluss im Fortgang der kriegsbedingten straffen Lenkung der überschüssigen Einkommen“ registrierte und steigende Umsätze – fielen die ersten Bomben auf die Stadt. Im September 1944 musste die Chronik

registrieren: „Von amerikanischen Bombern werden auf das äußere Bahnhofsgelände und auf Bohlsbach ca. 250 Sprengbomben abgeworfen. Einige Brandbomben fallen auch auf die Stadt u. a. in unserer Nachbarschaft auf ein Haus in der Gaswerkstrasse.“ Seit Kriegsbeginn haben bereits 13 Mitarbeiter der Bank ihr Leben „im Kampf für das Vaterland“ verloren (Chronik Mai 1944). „Unser Hausverwalter Heinrich Störk ist an seiner Verwundung im Lazarett verschieden. Unsere Hoffnung, den treuen, gefälligen Arbeitskameraden wieder bei uns zu sehen, ist damit zunichte geworden. Er hinterläßt seine Frau und zwei kleine Kinder, welche vorläufig bei uns wohnen bleiben und für die wir nach Möglichkeit sorgen werden.“

Dann kam der 27. November 1944: „Ein schwarzer Tag für Offenburg. Durch einen heftigen Bombenangriff wurde die Stadt vom Bahnhof nordwärts stark verwüstet.“ Weitere Bombenwürfe trafen die Langestraße und den Schlachthof. Sie verursachten auch an den Büro- und Schalterraumfenstern der Bank erheblichen Glasschaden. Die Bevölkerung der Stadt hat sich mittlerweile zum großen Teil in Sicherheit gebracht. „Wegen der Störungen und Gefahren für den hiesigen Betrieb haben wir die Buchhaltung nach Zell a. H. zur Volksbank verlegt. Eine weitere Ausweichstelle ist in Überlingen vorgesehen.“ Von Januar bis April 1945 erfolgen fast täglich Fliegeralarme, Bombenwürfe und Beschießungen der Stadt durch Artillerie. Der Geschäftsbetrieb gestaltet sich immer schwieriger. Abgesehen von Fenster- und Dachschäden blieben die Bankgebäude aber von größeren Zerstörungen verschont, obwohl in nächster Nähe, u. a. in der Handelsschule, einschlagende Granaten Menschenleben forderten und erhebliche Schäden an Gebäuden verursachten.

Befreiung

Am 15. April 1945 war die Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten zu Ende, und die französischen Truppen besetzten die Stadt. Die Bankräume wurden beschlagnahmt und das Gebäude war ab diesem Zeitpunkt Sitz des Gouvernement Militaire, also der französischen Kommandantur. Das Bankgeschäft wurde an anderer Stelle in der Hauptstraße 23 erst wieder am 9. Mai 1945 aufgenommen. Die Buchhaltung konnte unversehrt von Zell a. H. zurückgeführt werden, auch der Inhalt des Tresors, den man ebenfalls noch in Sicherheit hatte bringen können. Allerdings wurden jene Jahre zu einer schweren Zeit für die Angestellten der Bank. „Die Fülle der Aufgaben, welche die Umstellungsarbeiten und das rasch anwachsende

*Besetzung der Bank
durch die Franzosen
am 16. April 1945,
Hauptquartier*



In- und Auslandsgeschäft mit sich brachten, bildete eine schwere Belastung für unseren Betrieb in den ungenügenden Mieträumen Hauptstr. 23, so dass gesundheitliche Schädigungen bei der Belegschaft nicht ausblieben. Wir ersuchen die maßgeblichen Stellen auch bei dieser Gelegenheit dringend, für die baldige Freigabe unserer Bank- und Wohnräume Sorge zu tragen.“ (Geschäftsbericht 1948/49/50)

Im Geschäftsbericht des Jahres 1946 liest man: „Für den Aufbau der kriegsbeschädigten Gebäude sind bis jetzt nur geringe Kreditansprüche und Verfügungen unserer Kundschaft zu verzeichnen, da der Wiederaufbau sich unter den gegebenen Verhältnissen auf die leichteren Fälle beschränken musste. In der Stadt Offenburg sind es mehr als 300 ganz oder teilweise zerstörte Gebäude, im Landkreis ca 500 Gebäude, die wieder aufzubauen sind. Dafür werden zunächst Kredite und Hypotheken beansprucht werden müssen, da die Tilgung der Kriegsschäden durch die öffentliche Hand wohl nur in langfristigen Raten erfolgen wird. Die Leistungsfähigkeit der heimischen Spar- und Kreditinstitute dürfte ausreichen, um den auf eine Reihe von Jahren sich verteilenden Kreditbedarf für den Wiederaufbau zu decken.“ Erst 1952 wurde die Beschlagnahme des Bankgebäudes aufgehoben. Übrigens erhielt die Bank lt. Geschäftsbericht 1946 von der Besatzungsmacht eine Miete für das beschlagnahmte Bankgebäude ab Mai 1945 nachgezahlt in Höhe von 14268 Reichsmark, die unter „sonstige Vermögenserträge“ verbucht wurde. Für die Hausinstandsetzung und Ersatzbeschaffung hatte man fürsorglich eine Rückstellung von 40000,- D-Mark gebildet gehabt, die beansprucht werden sollte, „sobald die von maßgebender Stelle angeordnete Frei-

gabe unseres Bankgebäudes Okenstr. 7, die in den nächsten Monaten zu erwarten ist, durchgeführt wird“. Nach gründlicher Renovierung aller Wohn- und Geschäftsräume konnte am 23. Juni 1952 Direktor Häußermann seine Wohnung beziehen. Und am 23. August erfolgte dann der lang erhoffte Wiedereinzug der Bank. „Der Betrieb erlitt durch den Umzug keinerlei Unterbrechung. Alle Betriebsangehörigen haben hierbei tatkräftig mitgewirkt.“ Im Oktober 1954 wurde ein Nachttresor eingebaut und eine neue Postfachanlage errichtet, beide Einrichtungen wurden sofort rege benützt.

Währungsreform

Das Jahr 1948 war das Jahr der Währungsreform, die D-Mark kam. Am Sonntag, 20. Juni 1948 wurde auch in Offenburg das sogenannte Kopfgeld in Höhe von 40 DM pro Person ausgegeben. Denn ab dem 21. Juni 1948 galt nur noch die D-Mark. Die Umstellung der Guthaben erfolgte im Verhältnis 1:10. Damit war auch in Offenburg die Zeit der Zigarettenwährung, der Hamsterfahrten, Bezugsscheine und des Schwarzmarktes vorbei. In der Chronik der Volksbank liest man über diesen wichtigen Tag: „Am Sonntag wurde in der Oberrealschule unter Mitwirkung der Banken das erste neue Geld, das in Nord-Amerika hergestellt worden war, ausgegeben. Von Montag 21. bis Freitag 25. Juni musste sämtliches Altgeld bei den Banken einbezahlt werden unter Ausfüllung verschiedener Einreichungsformulare. Es wurden in diesen fünf Tagen annähernd 3 Millionen Reichsmark Altgeld bei uns abgeliefert und täglich bis zu 800 Einreicher bedient. Gleichzeitig wurden die sogenannten Geschäftsgelder in Höhe von DM 60,- pro Arbeitnehmer an die Geschäftskunden als erste Betriebsmittel ausbezahlt.“



Die ersten D-Mark-Scheine, 1948

Wirtschaftswunder

Die Nachkriegszeit kann in der nun im Entstehen begriffenen Bundesrepublik in zwei Abschnitte geteilt werden: Erstens in die sogenannte „Schlechte Zeit“: Hunger, Kälte, Mangelkrankheiten, Trümmerlandschaften bis zur Währungsreform vom 21. Juni 1948 und zweitens in das „Wirtschaftswunder“. Beide Ereignisse haben in der Geschichte der Volksbank ihre deutlichen Spuren hinterlassen.

Die Versorgungslage der Bevölkerung war schlecht. Lebensmittel und Güter des täglichen Bedarfs waren nur gegen Le-

15. Ausgabe E Ernährungsamt für die französische Zone Ausgabeort Lebensmittel- * Karte * für Erwachsene — über 18 Jahre — Gültig v. 1.7.—31.7.1946 <i>Drogens Dold</i> Straße	Fleisch								
	Butter oder Öl	15 E 21 BUTTER	15 E 20 BUTTER						
	Margarine und Fett	15 E 28 MARG.	15 E 27 MARG.	15 E 26 MARG.	15 E 25 MARG.	15 E 24 MARG.	15 E 23 MARG.	15 E 22 MARG.	
	K ä s e *	15 E 35 K Ä S E	15 E 34 K Ä S E	15 E 33 K Ä S E					
	N ä h r - m i t t e l	15 E 42 N ä h r m .	15 E 41 N ä h r m .	15 E 40 N ä h r m .	15 E 39 N ä h r m .	15 E 38 N ä h r m .	15 E 37 N ä h r m .		
	Zucker und Marmelade	15 E 49 Zucker	15 E 48 Zucker	15 E 47 Zucker	15 E 46 Zucker	15 E 45 Zucker	15 E 44 Zucker	15 E 43 Zucker	
	Gemüse	15 E 56 Gemüse	15 E 55 Gemüse	15 E 54 Gemüse	15 E 53 Gemüse	15 E 52 Gemüse	15 E 51 Gemüse	15 E 50 Gemüse	
	Sonder-Aufruf C	15 E 63 Sond. C	15 E 62 Sond. C	15 E 61 Sond. C	15 E 60 Sond. C	15 E 59 Sond. C	15 E 58 Sond. C	15 E 57 Sond. C	
	Sonder-Aufruf B	15 E 70 Sond. B	15 E 69 Sond. B	15 E 68 Sond. B	15 E 67 Sond. B	15 E 66 Sond. B	15 E 65 Sond. B	15 E 64 Sond. B	
	Sonder-Aufruf A	15 E 77 Sond. A			15 E 74 Sond. A		15 E 72 Sond. A	15 E 71 Sond. A	

Lebensmittelkarte
der Gemeinde
Appenweier, 1946

Lebensmittelkarten und in geringen Mengen legal in den Geschäften erhältlich. So entwickelte sich ein illegaler Schwarzmarkt, auf dem alles erhältlich war, allerdings zu schwindelerregenden Preisen. So kostete 1 Kilo Bohnenkaffee vor dem Krieg 6,40 Reichsmark. Auf dem Schwarzmarkt kostete der Kaffee dann bis zu 650 Reichsmark. Eine der härtesten Währungen war die Zigarettenwährung. Der Geldwert einer Zigarette lag bei etwa 10 Reichsmark. Bei Hamsterfahrten mit der Bahn ins Umland versuchten die Menschen, Sachwerte gegen Kartoffeln, Eier und Speck zu tauschen. Lebensmittel und Konsumgüter wie Kleider und Schuhe konnten nur gekauft werden, wenn man die notwendigen Lebensmittelmarken bzw. Bezugs-scheine hatte. Selbstverständlich musste die vom Händler geforderte Summe noch bezahlt werden.

Erst also die Währungsreform 1948 beendete den bis dahin verbreiteten Tauschhandel und die Schwarzmarktwirtschaft praktisch über Nacht. Über diese spannenden Jahre 1948 bis 1950 gibt ein Geschäftsbericht zusammenfassend Auskunft. Die verzögerte Feststellung der Umstellungsrechnung zum 21. Juni 1948, dem Tag der Währungsumstellung auf die D-Mark war der Grund dafür. Das Ergebnis war erfreulich: die Bilanzsumme hatte mit 3,7 Millionen D-Mark die Höhe der Vorkriegsziffern wieder annähernd erreicht, während die Umsätze über die Vorkriegszahlen wesentlich hinausgingen. Es ging aufwärts, und die Jahre 1948 bis 1973 gelten gemeinhin als Wirtschaftswunderzeit. Auch in der Bank ging es wieder aufwärts: die Umsatzzahlen erhöhten sich. Neue Mitarbeiter wurden eingestellt. Umbaumaßnahmen (Modernisierung und



Oben: Die Bank nach dem Umbau, 1958

Links oben: Zahlstellenwagen der Volksbank Offenburg

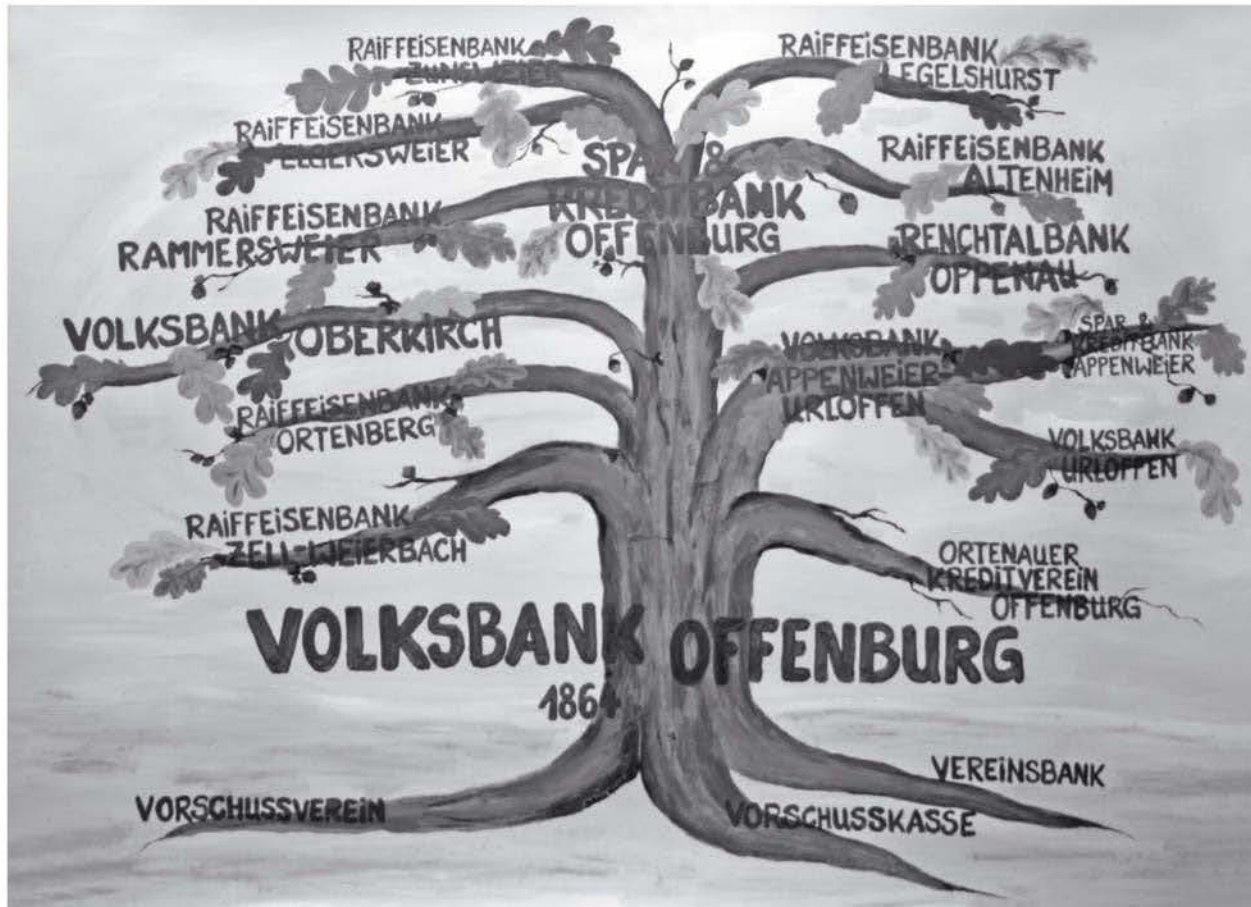
Links: Neue Schalterhalle der Volksbank Offenburg, 1958

Vergrößerung des Bankgebäudes) setzten ein. In den Jahren 1957–1958 warb man für das Bausparen, für steuerbegünstigtes Sparen, für Teilzahlungskredite und vor allem für das Girokonto. Die bargeldlosen Konten für Lohn-, Gehalts- und Rentenzahlungen entwickelten sich zu regelrechten „Rennern“.

Das Zahlstellennetz konnte in den Jahren von 1959 bis 1964 ausgebaut werden und der Einsatz eines Zahlstellenbusses (der erste dieser Art überhaupt in ganz Baden!) erhöhte die Attraktivität der Volksbank auf dem Lande und in den Ortschaften. Eine erste Filiale wurde 1959 in Durbach im Anwesen Hotel Ritter errichtet.

Fusionen

Als eine der ersten Raiffeisenbanken in Baden fusionierten 1971 die Raiffeisenbanken Zell-Weierbach und Ortenberg mit der Volksbank Offenburg, was zu einem wichtigen Meilenstein in der Genossenschaftsgeschichte wurde und eine Weichenstellung in eine gemeinsame erfolgreiche Zukunft bedeutete. Später folgen die Fusionen mit der Volksbank Oberkirch (1972), mit der Spar- und Kreditbank Offenburg (1978), mit der Volksbank Appenweier-Urloffen (1998) und der Renchtalbank Op-

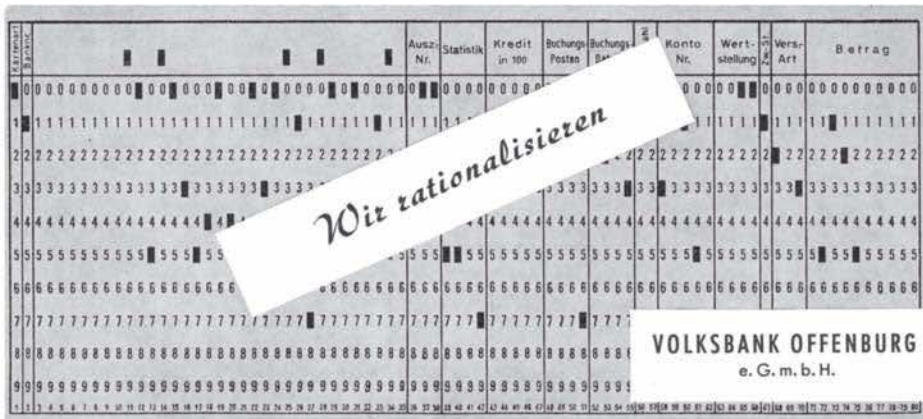


Stammbaum der Volksbank Offenburg seit 1864, gezeichnet von Sabine Harter

penau (1998). So war schließlich die Volksbank Offenburg in Mittelbaden von Neuried bis nach Bad-Peterstal präsent.

Moderne Zeit

Die Technik hielt Einzug in der Bank: Über Jahrzehnte hatte man allein mit dem Kopf, Bleistift und auf Papier gerechnet. Dann wurden in den 1950er Jahren die ersten Buchungsautomaten und Kassenmaschinen im Bankwesen eingeführt. Die Entwicklung ging schnell und in großen Schritten voran. „Schon in wenigen Monaten werden auch wir die Buchungsdaten nicht mehr auf Papierstreifen drucken, sondern auf kleine schallplattenähnliche ‚Disketten‘ aufspielen.“ Das Fiducia-Online-System wurde eingeführt. Später folgten Geldautomaten, Kontoauszugsdrucker, Telefon-Banking, Online-Banking, E-Commerce und M-Commerce. PenPad und Mobile Banking über Handy waren weitere Neuerungen. Und mit einer digitalen Filiale steht die Volksbank Offenburg nun ihren Kunden heute auch im Internet zur Verfügung. Doch blieb man sich immer in einer Grundaussage treu: „Bei aller Notwendigkeit des Einsatzes von Technik bleibt im Mittelpunkt der Beziehung zwischen Bank und Kunde der Mensch.“



Links oben: Kontoauszugsdrucker in der Okenstraße, 1987

Rechts oben: Der erste Geldautomat in der Okenstraße 7, 1985

Links: Lochkarte der Volksbank Offenburg, 1960

Der Euro

Im Jahr 2002 ging die D-Mark und der Euro kam. Das erforderte mehr Logistik als beim Umtausch Ostmark in Westmark vor elf Jahren. Aber die Umstellung auf den Euro ist geglückt. Ab Anfang Dezember 2001 wurde im Rahmen des sogenannten Front Loading das erste Bargeld an eine Reihe von Firmenkunden ausgegeben. Insgesamt wurden über 50 Tonnen Bargeld, D-Mark, Euro eingesammelt, ausgegeben und weitertransportiert. Die Volksbank Offenburg hat 45 000 Starter Kits ausgegeben. Für 20 D-Mark bekam man ein Starter-Kit mit 10,23 Euro. Der offizielle Umtauschkurs betrug 1,95583 D-Mark gleich 1 Euro.



Euro-Starterkit, 2002

Bankenkrise

Aber die Zeit wartete auch wiederum mit einer großen Krise, der sogenannten „Bankenkrise“ auf. Begonnen hatte es 2007 mit der US-Immobilienkrise. Es folgte eine wirtschaftliche Schiefelage von Groß- und Investmentbanken u. a. im Jahr 2008 durch den Zusammenbruch der Lehman Bank. Diese Lehman-Pleite brachte das globale Finanzsystem ins Wanken. Die Finanzkrise veranlasste mehrere Staaten, große Finanzdienstleister durch riesige staatliche Fremd- und Eigenkapitalspritzen am

Leben zu erhalten. Das Vertrauen vieler Menschen in die Geldinstitute wurde erschüttert. Das galt aber glücklicherweise nicht für die Volksbank Offenburg, deren Maxime ja lautet: „Fest verwurzelt in der Ortenau, sind wir eine Bank in der Region und handeln ehrlich für die Menschen vor Ort.“ Volksbanken und Raiffeisenbanken bilden tatsächlich einen Hort der Stabilität, nicht nur aufgrund der eigenen Sicherheitseinrichtungen, sondern im Wesentlichen basierend auf ihrem Geschäftsmodell, dem Geschäft mit dem Privat- und Firmenkunden.

Die Krise erfasste die Realwirtschaft, es kam zur schwersten Rezession seit dem 2. Weltkrieg.

„Wir als Volksbank Offenburg möchten uns trotz der von allen Experten erwarteten, mehr oder weniger dramatischen Abschwungtendenzen unseren Grundoptimismus bewahren, ohne den man keine Bankgeschäfte betreiben kann“ (GB 2008, S. 18). Und der Blick auf die Zahlen gab der Bank in Jahresfrist wieder einmal Recht. Trotz aller weltweiten wirtschaftlichen Turbulenzen konnte man sich über ein sehr erfolgreiches Jahr 2009 freuen. Einige Bereiche hatten sich sogar besser entwickelt als erwartet. Das fand allgemeine Anerkennung und es konnten gleich mehrere Auszeichnungen entgegengenommen werden, etwa von der Goldbank DZ Privatbank Schweiz, Goldbank Union Investment, der Private Banking Award oder der IVT Banking Award 2009. Eine Geschäftspolitik mit Augenmaß, gesunde Skepsis bei kurzfristigen Trends, Vertrauen in die Partner aus dem Mittelstand – diese Prinzipien der Volksbank haben sich erneut bestätigt. Ein klares Bekenntnis: „Im Sinne unserer Verantwortung für die Region können wir feststellen, dass wir hinsichtlich der Kreditvergabepolitik keine Veränderungen vorgenommen haben, und dies trotz zum Teil dramatisch schlechter Unternehmensnachrichten.“

Aber: Dieser Rezession folgte glücklicherweise eine rasante Erholung.

„Während bedingt durch die Schuldenkrise einiger Euroländer gleich mehrere Großbanken unter Druck gerieten, konnte die Volksbank Offenburg das Geschäftsjahr mit einem der besten Ergebnisse in ihrer Geschichte abschließen. Einerseits blieb die Konjunktur in Deutschland wie auch in der Ortenau von den europäischen Entwicklungen völlig unberührt. Andererseits genießen genossenschaftliche Banken nach wie vor einen großen Vertrauensbonus bei den Kunden“ (GB 2011, S. 4). Fair, kompetent, innovativ und serviceorientiert – das sind die Eigenschaften, die der Volksbank zugesprochen werden. Dass beim 3. Ortenauer Kundenspiegel die Bank zum kundenfreund-

lichsten Dienstleister (97%) der Stadt gewählt wurde, verwundert deshalb nicht.

Modernes Beratungscenter: Neue Bank in alten Mauern

Ein weiteres Highlight kam im März hinzu: nach neun Monaten Umbauzeit wurde die runderneuerte Hauptstelle in der Okenstraße wiedereröffnet. Auf 600 Quadratmetern bietet sich ein modernes Beratungscenter mit offenem Raumkonzept an. Schneller, individueller und diskreter kann hier an vier Service Points die Kommunikation zwischen Kunde und Bankmitarbeiter stattfinden. Warme Holztöne, viel Glas und ein ausgeklügeltes Beleuchtungssystem schaffen im Innern sofort ein angenehmes Ambiente. Die aufwendige Renovierung der historischen Sandsteinfassade des Bankgebäudes von 1906 ist in diesem Zusammenhang eine denkmalpflegerisch bedeutsame Maßnahme, die das Stadtbild prägt und zugleich Zeugnis gibt von der Verantwortung der eigenen Geschichte gegenüber.

2012 wurde zu einem der besten Jahre in der Wohnbaufinanzierung und Immobilienvermittlung, 30% mehr Wohnwünsche konnten erfüllt werden. Auch die Firmenkundenkredite wuchsen kräftig und gesteigert wurden die Kundeneinlagen.



Neuer Bankvorstand

Erstmals in seiner neuen Funktion als Vorstandsvorsitzender begrüßte im Januar 2013 Markus Dauber mit seinem Vorstandskollegen Andreas Herz zur Bilanzpressekonferenz der Volksbank Offenburg. Eingangs würdigte er besonders die außergewöhnlichen Verdienste seines Vorgängers Richard Bruder

für die Volksbank Offenburg wie auch für den gesamten genossenschaftlichen Verbund. „Eine Ära ist zu Ende gegangen, denn Herr Bruder war einer der ganz Großen in der genossenschaftlichen Bankenwelt“, so Dauber. Das neue Vorstandsteam werde die Strategie der Bank weiter entwickeln, werde neue Wege suchen und finden, Bewährtes aber beibehalten. Ebenfalls Änderungen gab es bereits im Aufsichtsrat; er wurde verjüngt und die Frauenquote ist gestiegen. Aufsichtsratsvorsitzender ist Herr Karl-Hans Petersen-Fritz.

Die Volksbank heute

Der aktualisierte Slogan der Genossenschaftsbanken lautet mittlerweile: „Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.“ Damit wurde der vertraute und bekannte Satz „Wir machen den Weg frei“ neu aufgegriffen und aufgewertet. Fair, kompetent, innovativ und serviceorientiert – das sind die Eigenschaften, die der Volksbank Offenburg zugesprochen werden. Das Institut für Vermögensaufbau hat im Auftrag von Focus Money die Bewertungen von über 43 000 freiwilligen Teilnehmern auf dem Internet-Portal „Meine-Bank-vor-Ort“ ausgewertet und die Ergebnisse im Ranking „Beste Institute vor Ort“ je Bundesland veröffentlicht. Dabei liegt die Volksbank Offenburg mit einer Bestnote von 1,51 nicht nur landesweit ganz weit vorne, sondern auch bundesweit auf Platz 1. Die aktive Nähe der Bank zu ihren Kunden zeigt sich alljährlich auch in einer Reihe von Kundenveranstaltungen. Mehr als 5000 Gäste durfte die Bank alleine bei fünf Mitgliederversammlungen im Jahr 2013 begrüßen. Dabei konnte auch das 38 000ste Mitglied vorgestellt werden.

Und so konnte die Volksbank Offenburg im Jahr 2014 selbstbewusst und stolz ihr 150-jähriges Jubiläum feiern. „Wir erleben einen Umbruch in den großen gesellschaftlichen Linien unserer Zeit, die wir verstärkt wahrnehmen können: Denken Sie an den ungebrochen rasanten Umbruch in der Kommunikation durch Neuerungen in der Digitalisierung und Innovationen bei mobilen Anwendungen, oder den demographischen Wandel, der unser Zusammenleben und die Struktur nicht nur von Unternehmen verändert. Eine Umbruchzeit ist gleichzeitig jedoch eine Aufbruchzeit. Das sind Herausforderungen, denen wir uns gerne stellen. Wir schauen optimistisch in die Zukunft, denn wir haben Ideen dazu“, ist sich der Vorstand der Bank einig.

Von der Vorschußkasse zur Volksbank Offenburg: Es ist eine erfolgreiche Ortenauer Geschichte – an der Fortsetzung wird weitergeschrieben.

Forum

Vor 100 Jahren

Aus der großen Zahl von Ausstellungen, die sich europaweit zur 100. Wiederkehr des Kriegsbeginns von 1914 mit dem Thema befassten, sei besonders diese Ausstellung herausgehoben: „Die ersten Europäer. Habsburger und andere Juden – eine Welt vor 1914.“ Vom 25. März bis 5. Oktober 2014 war im Jüdischen Museum Hohenems (Österreich) diese Ausstellung zu sehen. Aus dem Ausstellungstext: Hundert Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs steckt Europa erneut in einer tiefen Krise. Das Jüdische Museum Hohenems blickt zurück in die Lebenswelt der „Habsburger Juden“ und erzählt von ihren Erfahrungen, ihren transnationalen Netzwerken, ihrer Mobilität, ihren Hoffnungen auf eine europäische Einigung und ihren Illusionen über das Habsburger „Vielvölkerreich“. Die Ausstellung präsentiert kostbare Leihgaben aus Museen und Sammlungen in Europa und den USA – und erzählt von Kaufleuten und Lastenträgern, Erfindern und verkauften Bräuten, Künstlern und Salondamen, Hausierern und Gelehrten, Spionen und Patrioten. So entfaltet die Schau das Panorama eines untergegangenen Reiches, vom späten Mittelalter bis 1914. Am Ende existierten mehr als 400 jüdische Gemeinden auf dem Gebiet der Habsburger Doppelmonarchie, in denen sich die ganze Vielfalt des Reiches widerspiegelte. Lange Zeit war Hohenems freilich die einzige öffentlich anerkannte jüdische Gemeinde auf dem Gebiet des heutigen Österreichs westlich des Burgenlandes geblieben, bevor das Staatsgrundgesetz 1867 Juden den Eintritt in die Gesellschaft eröffnen sollte – und der moderne Antisemitismus zur neuen Heilslehre Europas wurde. Juden gehörten in dieser Welt vor 1914 zu den aktivsten Mittlern zwischen den Kulturen und Regionen. Ihre Mobilität und ihre grenzüberschreitenden Beziehungen machten sie zum dynamischen Element der europäischen Entwicklung. Die Angehörigen dieser Gemeinden waren alles andere als homogen. Sie bestanden aus Monarchisten und Revolutionären, aus Chassidim und Maskilim, Frommen und Aufgeklärten, ländlichen und urbanen Juden, Armen und Reichen, Traditionalisten und Kämpfern für Gleichheit und Recht, Feministinnen und Utopisten. Aber sie alle hatten einen europäischen Horizont. In ihren Lebensgeschichten und in den Objekten, die sie hinterlassen haben, verdichten sich alle Aspekte einer vergangenen und enttäuschten, missbrauchten, aber immer noch lebendigen europäischen Hoffnung, hundert Jahre nach dem Beginn des „europäischen Bürgerkriegs“.

Zur Ausstellung ist ein deutsch- und ein englischsprachiger Katalog mit Essays und Objektgeschichten erschienen: Hg. Felicitas Heimann-Jelinek und Michaela Feurstein-Prasser: *„Die ersten Europäer. Habsburger und andere Juden – eine Welt vor 1914“*. Mandelbaum Verlag: Wien 2014, 200 Seiten.

Zum Gedenken an die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ präsentieren das Landesarchiv Baden-Württemberg und die Archives Départementales du Haut Rhin die erste grenzüberschreitende und zweisprachige Gemeinschaftsausstellung über den Ersten Weltkrieg am Oberrhein. Die Präsentation hat für ihr themen- und methodeninnovatives Konzept bereits zwei französische Auszeichnungen erhalten. Sie stellt der Öffentlichkeit in beiden Ländern bisher größtenteils unbekannte Bild- und Textquellen, darunter etwa 200 Fotos, vor.

Im Mittelpunkt der von französischen und deutschen Archivaren zusammen erarbeiteten Ausstellung steht nicht eine traditionelle Militärgeschichte aus nationaler Binnenperspektive, wie sie lange Zeit die Erforschung des Ersten Weltkriegs geprägt hat. Vielmehr greift die grenzübergreifende Gemeinschaftsausstellung aktuelle kulturgeschichtlich-biografische und anthropologische Forschungsansätze auf und rückt die Kriegserfahrungen sowie das Leiden der gesamten Bevölkerung links und rechts des Rheins in den Mittelpunkt. Soldaten und Zivilisten, Gefangene, Verletzte und Sterbende, Frauen und Kinder – sie alle waren dem Krieg als Täter und/oder Opfer ausgeliefert. 32 Biografien machen exemplarisch deutlich, wie der Waffengang alle Lebensbereiche in Baden und im Elsass erfasste und lange Zeit vergiftete. Hinter der Maske des Krieges treten die Gesichter und Schicksale der Menschen hervor, die zum Frieden mahnen.

Die Ausstellung wird vom 29. März bis zum 10. August im Generallandesarchiv Karlsruhe und vom 24. Juni bis 30. September in Freiburg gezeigt. Sie ist vom 24. März bis 6. Mai in Colmar zu sehen. Die als Wanderausstellung konzipierte Schau wird in den kommenden vier Jahren in zahlreichen Orten in Baden und im Elsass präsentiert. Darüber hinaus wird sie auch in Paris, Brüssel und Berlin zu sehen sein.

Die Redaktion

In Straßburg begehrt: Lebkuchen aus Offenburg

Martin Ruch/Louis Schlaefli

Es war ein Hinweis am Rande, den Prof. Walter E. Schäfer aus Baden-Baden dem Redakteur der „Ortenau“ einmal gegeben hatte: Offenburg sei im späten Mittelalter ein berühmter Produktionsort von Lebkuchen für das Straßburger Domkapitel gewesen, die Rechnungsbücher dieser Organisation seien angeblich voller Belege dafür. Natürlich wagt ein historisch interessierter Offenburger nach einem solchen Hinweis schon einmal einen Blick in die reichen Quellen des Straßburger Stadtarchivs. Und er stellt bald fest, dass die Offenburger Lebkuchen auch in anderen Urkunden vorkommen, ja, dass sie sogar Verhandlungsgegenstand bei Bewerbungsgesprächen waren. Doch der Reihe nach:

Dass man als Bäcker in Offenburg zum gemachten Mann werden konnte, das zeigt schon eine Urkunde aus dem Jahr 1385, als nämlich

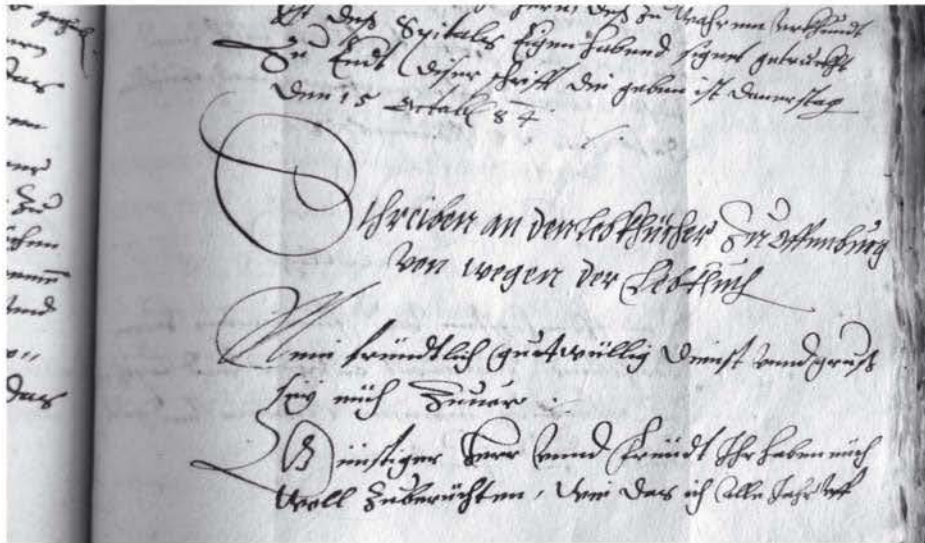


Abb. 1

der Verwalter des Straßburger Frauenwerks „einen Hof und Haus des Frauenwerks in Offenburg zu einem rechten Erbe an Johannes dictus Spegele panifex de Offenburg an kintziche tor“ (Johannes, genannt Spegele, Bäcker in Offenburg am Kinzigtor) übergab.¹ Bald lässt sich der Beruf des Lebkuchenbäckers auch als Familienname in der Stadt nachweisen: 1430 verkaufte vor Schultheiß und Rat zu Offenburg Hans Spörlin an Heinrich *Lebkucher* ein Haus, Hof und Stallung zu Offenburg am Markt für 36 Pfund Straßburger Pfennige.²

Und dann hagelt es in den folgenden Jahren Belege für die Behauptung von Professor Schäfer. Die Rechnungsbücher sprechen tatsächlich mit schöner Regelmäßigkeit von den Offenburger Lebkuchen. Das Frauenwerk, also die Münsterbauhütte, registrierte 1513 folgende Ausgabe: „Dem Lebkucher von Offenburg für vier große Lebkuchen auf die Weihnacht zum Verschenken: 2 Gulden“.³

1531 ist sogar ein Lebkuchenbäcker namentlich genannt, als das Frauenwerk dem „Simon Dhüringer, den Lepkucher zu Offenburg, vier große Lepkuchen zu weihnachten“ abkaufte.⁴ Es war tatsächlich eine Selbstverständlichkeit in der Münsterstadt: Wollte man etwas Besonderes schenken, dann gab es nur eines: die Lebkuchen von der Kinzigstadt!

Eine Bestellung des Straßburger Bürgerspitals aus dem Jahre 1584 beweist, dass es sich regelmäßig von Bartholomaeus Herwardt, „burger und Lepkucher zu Offenburg“, für Weihnachten Lebkuchen von verschiedener Größe liefern ließ. Am 28. November 1584 schrieb ihm der Schaffner, dass er „wie alle Jahr uff Weihnachten etlicher Lebphuchen zu des Spitals gebrauch nottürftig. Ist dern wegen mein Dienstlich und Fründtliche bütt an eüch ihr wollent mir nach Altem gebrauch abermal die selbigen dem gewicht nach bachen, wie Unterscheidenlich uolgt

Als Erstlich drey	Jeden zu 16 Pfund
It. zwen	Jeden zu 10 Pfund
darnach 4	Jeden zu 8 Pfund
Weiters 6	Jeden zu 7 Pfund
So dann 7	Jeden zu 6 Pfund
Und 3	Jeden zu vier Pfund“ ⁵ .

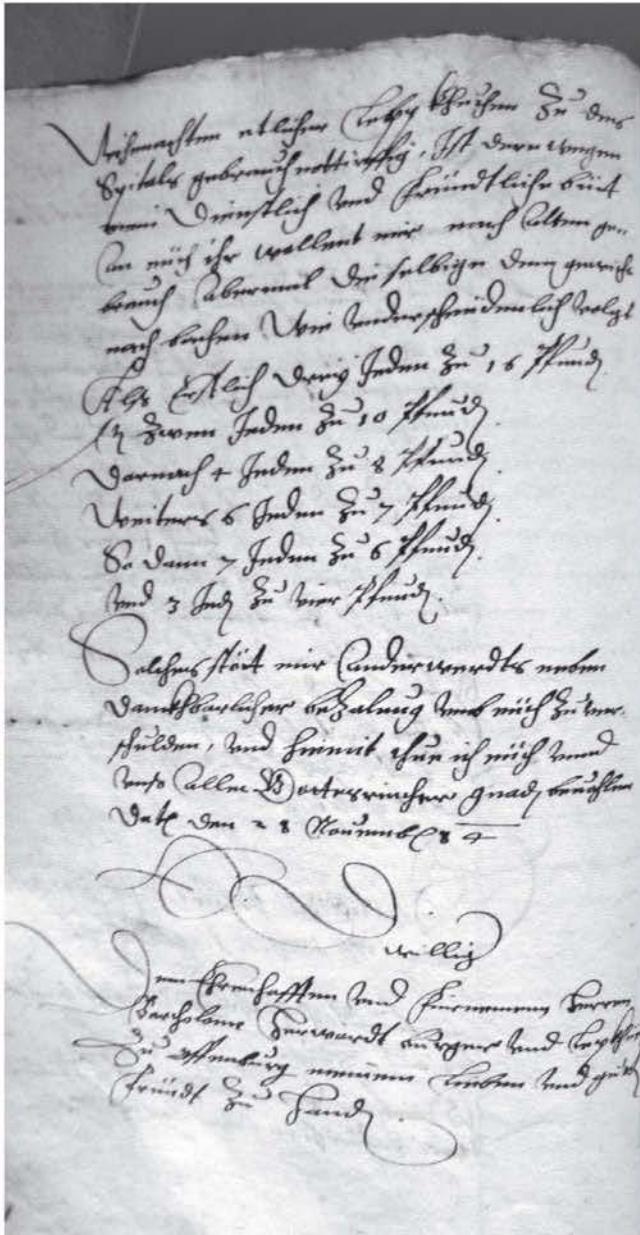


Abb. 2

Gertwiller zwischen Barr und Obernai als heimliche Hauptstadt der Lebkuchenbäckerei. Bereits um 1553 lag dort das Gebäck auf den Weihnachtstischen der Marienthaler Zisterziensermönche. Noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts gab es neun Produktionsstätten am Ort, wie dem Offenburger Tageblatt vom 17./18.2.2007 zu entnehmen war.

Anmerkungen

- 1 Archives Municipales de Strasbourg 2OND 151/5c
- 2 GLA Karlsruhe, Bestand Offenburg-Gengenbach-Zell 1430, 18.12.
- 3 Archives Municipales de Strasbourg 1OND 93 (1513) (Rechnungen Oeuvre Notre Dame)
- 4 Archives Municipales de Strasbourg 1OND 94 (1531-32)
- 5 Archives Municipales de Strasbourg 1 AH 598
- 6 Vogeles, Martin: Quellen und Bausteine zu einer Geschichte der Musik und des Theaters im Elsaß 500–1800. Straßburg, 1911, 508

Deutlicher Beleg für die Wertschätzung der Offenburger Süßigkeit ist auch dieser wahrlich köstliche Quellenfund:

1643 bot der Straßburger Stadtrat dem Organisten an der Hauptkirche zu Frankfurt am Main, Philipp Friederich Böddecker, die Organistenstelle am Münster zu Straßburg an. Der nahm das für ihn ehrenvolle Angebot an und zog um an den Rhein. 1651 trat dann der Kirchenrat der Stiftskirche Stuttgart mit Böddecker in Verbindung, man wollte den hervorragenden Organisten nach Stuttgart abwerben. Man versprach ihm ein Gehalt von 300 Gulden. Doch Böddecker antwortete, er erhalte in Straßburg zwar nur 242 Gulden in Geld, wenig Frucht, keinen Wein, – jedoch alle Weihnachten „einen 6 Pfundigen Offenburger Lebkuchen“! Allerdings nahm Böddecker die Stuttgarter Stelle ein Jahr später dann doch an, die Schwaben hatten sich auf eine ordentliche Gehaltserhöhung eingelassen. Lebkuchen aus Offenburg waren allerdings nicht mehr dabei.⁶

Im Lauf der Jahre ist diese schöne Backkunst in Vergessenheit geraten. Ein findiger Bäcker könnte aber wieder an die Tradition anknüpfen. Gegen Lübecker Marzipan, Danziger Stollen und Basler Leckerli könnten Offenburger sechspfündige Lebkuchen durchaus das Rennen machen. Im Elsaß ist man dagegen längst auf den Geschmack gekommen: Dort versteht sich

Erinnerung an einen Freund, der auch Germanist war: Walter Ernst Schäfer

Italo Michele Battafarano

Walter Ernst Schäfer, geboren am 29. Dezember 1928 und gestorben am 1. Januar 2014 in Karlsruhe, promovierte 1957 in Bonn mit einer Dissertation über *Die sogenannten „heroisch-galanten“ Romane Grimmelshausens* und war von 1973 bis zum Ruhestand Professor für Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd; danach war er in Baden-Baden ansässig.

Seine Forschungsinteressen galten der Barockliteratur, vorwiegend Grimmelshausen und Johann Michael Moscherosch, sowie der elsässischen und badischen Literatur (Gottlieb Konrad Pfeffel, Jesajas Rompler von Löwenhalt, Quirin Moscherosch, Franz Karl Grieshaber, Wolfhart Spangenberg); er war außerdem Verfasser einer beachtlichen Reihe von Publikationen zu Gattungsfragen, speziell zur Satire und Anekdote/Antianekdote sowie zur Literaturdidaktik.

Schäfers Forschungsergebnisse basieren auf einer gründlichen Kenntnis der Texte und des kulturgeschichtlichen Kontexts derselben, zu dessen Erforschung er in deutschen und französischen Archiven systematisch arbeitete und Neues ans Licht brachte. Das Durchwühlen von französischen Archiven im Straßburger Raum vonseiten eines Forschers von jenseits des Rheins war in der Nachkriegszeit nicht so selbstverständlich wie heute und auch nicht immer leicht, wie er mir einmal erzählte, denn am linksseitigen Oberrhein hegte man den Deutschen gegenüber Ressentiments, was in seinem Fall allerdings völlig unbegründet war.

Walter Ernst Schäfer hatte noch während des Studiums der Germanistik, Romanistik und Geschichte als einer der ersten deutschen Studenten nach dem Krieg ein einjähriges Stipendium für die Universität Aix-en-Provence bekommen.

Er war gerade 16 geworden, als er im Januar 1945 eingezogen und an die Ostfront geschickt wurde. Die meisten seines Jahrgangs kamen aus dem Krieg nicht mehr zurück, andere gerieten in sowjetische Gefangenschaft und blieben dort mehrere Jahre nach 1945. Ihm gelang die Rückkehr, wenn auch ohne den rechten Arm.

Der Neuanfang bis zum Abitur und das Studium waren für ihn um ein Quantum mehr anstrengend, da er lernen musste, mit der linken Hand zu schreiben. Die Monate in Uniform hatten aber auch sein Denken und Fühlen entscheidend geprägt. Fortan reagierte er auf Ideologien und Parteidisziplin, auf Anpassungsdenken und *loci communes*, auf die Ruhe als erste Bürgerpflicht geradezu allergisch. Denken, Forschen und Lehren waren daher bei ihm von Freiheit und Selbstständigkeit bestimmt, die Beziehungen zu den Kollegen und Freunden von Offenheit geprägt.

Im Gespräch mit ihm war kein Thema tabu, keine Frage unpassend, keine Stellungnahme unerlaubt. Er vertrat offen das, was man die Ethik



des Wissenschaftlers nennen kann: Jeder Forscher hat sich demnach stets um die fachlich korrekte Beweisführung seiner Thesen zu bemühen, niemals sollte er sich scheuen, Korrekturen oder Revisionen vorzunehmen, wenn neue Fakten Altes teilweise fragwürdig erscheinen lassen, noch weniger darf er sich von Eitelkeit und Egomane infizieren lassen.

Mir, dem etwa zwei Jahrzehnte Jüngeren, riet er schon früh an, mich niemals in persönliche Forschungskontroversen verwickeln zu lassen, denn das Objekt sei wichtiger als unsere Anerkennung. Und wenn irgendwann die Forschungskonstellation an einer Universität ungünstig sei oder zu werden drohe, sollte man, meinte er, besser weggehen. Das schien mir damals, zu Beginn der 1980er Jahre, am Rande einer Tagung am Oberrhein, ein wenig zu lutherisch, hatte aber einen eindeutigen biografischen Hintergrund, denn er selbst war von Bonn nach Freiburg gegangen, als er einsah, dass Forschungen über Astrologie bei Grimmelshausen nicht seinen Interessen entsprachen. Ihn, dem Badener Skeptiker, zog die Satire mehr an als die Sterne am barocken Himmel.

Sowohl bei Tagungen als auch bei Privatgesprächen und im Briefverkehr argumentierte er ruhig, wurde nie polemisch, provozierte grundsätzlich nicht. Er war in jeder Hinsicht ein angenehmer Gesprächspartner, auch wenn es sich um Detailfragen handelte. Mir gegenüber war er besonders wohlwollend gesinnt, seine Hilfsbereitschaft in Forschungsfragen war eine große Stütze, wenn z. B. bibliografische Probleme um Grimmelshausen auftauchten. Er wurde recht bald zum Freund und schrieb mir regelmäßig Briefe, am Anfang noch per Hand, dann mit der Maschine, in denen der Wissenschaftler und der politisch interessierte Mann zugleich hervortraten.

Seine Generosität war einmalig und entwaffnend. Er schickte mir bibliografische Hinweise auf Editionen und Forschungen zu Grimmelshausen, die ich nicht kannte, einmal die von Engelbert Hegaur herausgegebene Kalenderausgabe von 1925 oder eine seltene Volksausgabe des *Simplicissimus*, die meiner Frau und mir bei der Neuausgabe der Grimmelshausen-Bibliografie hätte helfen können. Als der Druck derselben im Frühjahr 2012 endlich bevorstand, hat er sich kontinuierlich informiert, wie das Unternehmen fortginge, gab uns mehrere Adressen von möglichen Sponsoren aus dem Badener Land, die den Druck womöglich hätten unterstützen können. Es war ein Zeichen nicht nur seiner Freundschaft, sondern auch ein Ausdruck seines Vertrauens in unser bibliografisches Abenteuer um den größten Barockerzähler am Oberrhein.

Einmal, am Rande des großen Grimmelshausen-Kongresses in Münster im Frühling 1976 anlässlich der 300. Wiederkehr vom Todesjahr des *Simplicissimus*-Dichters, bei dem wir uns kennenlernten, offenbarte er mir, als ich ihm sagte, dass ich in den 1960er Jahren Germanistik an der Universität Bari studiert hatte, dass er dort 1962 beinahe Lektor für Deutsch im Auftrag vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) geworden wäre, wenn sich nicht plötzlich die Gelegenheit ergeben hätte, nach Marseille zu gehen, nachdem er schon die Auswahl Bari angenommen hatte. Daher hat er vielleicht mit besonderem Wohlwollen meine germanistischen Anfänge verfolgt, kontinuierlich Publi-

kationen geschickt und einen regen Briefwechsel begonnen, der unsere Beziehungen trotz der Ferne festigte. Dass ich als Südtaliener seine badische Heimat schätzte, erfreute ihn besonders. Erstaunt war er, wenn ich ihm erzählte, gerade etwas von Berthold Auerbach oder Heinrich Hansjakob gelesen zu haben.

Als wir uns an einem Augustabend im selben Jahr 1976 im Renchner Grimmelshausen-Zelt anlässlich der dortigen Feier zu Ehren des Dichters wieder trafen, erzählte er mir von seinem mühevollen Gang als junger Student der Geschichte durch das Labyrinth der deutschen Könige und Herrscher im Mittelalter sowie von deren komplizierten Familienverzweigungen. Ob das der Sinn der *historia* sei, fragte er mich, aber er erwartete sich keine Antwort, denn eine darauf hatte er schon in seiner Jugend gefunden, und zwar eine bittere, die sein Leben prägte. Vielleicht hatte er deswegen ein Studium der Geschichte angefangen, um mithilfe der Vorlesungen von Historikern das intellektuell zu verarbeiten, was er als junger Soldat erlebt hatte. Er fand die Antwort jedoch nicht in der Historik, sondern in der Literatur des 17. Jahrhunderts: bei Grimmelshausen und Moscherosch, die auch einen großen deutschen Krieg persönlich erlebt – als Kind und junger Mann der Gelnhäuser, als Familienvater der Willstätter – und als Schriftsteller dessen Monstrosität dargestellt haben.

Als Nachbetreuer der jüngeren deutschen Kollegen, die in Frankreich und in Italien als DAAD-Lektoren gewirkt hatten, war er an der Entwicklung der Universitäten in diesen Ländern interessiert und fragte mich danach. Wissen wollte er jedoch grundsätzlich nichts von der „Univertologie“, also von Berufungen, Drittmittelbeschaffung, Seilschaften, Karrieren und Ähnlichem mehr. So oft wir uns auch auf Kongressen, bei Tagungen, Vorträgen oder privat getroffen haben, ich erinnere mich nicht daran, dass er einmal solche Themen berührte. Auch die typische Frage, die man am Rande einer Tagung gelegentlich zu beantworten hat – „An welchem Forschungsprojekt arbeiten Sie im Moment, Herr Kollege?“ –, wurde mir von ihm nie gestellt. Er verwendete die Zeit lieber für persönliche und sozialpolitische Fragen.

Selbstverständlich haben wir auch über unsere Forschungen gesprochen. Ich fragte ihn nach der komplizierten Druckgeschichte der anonym erschienenen Schriften Grimmelshausens, nach den möglichen Druckern im Straßburger Raum, nach dem Dialekt mancher Stellen der simplicianischen Kalender, aber auch nach der möglichen Provenienz eines Exemplars von Moscheroschs *Gesichte. Ander Theil* (1665) mit den gestempelten Buchstaben „TRAVT“ auf dem Oberschnitt, das ich im Frühjahr 2006 in Rom antiquarisch erworben hatte.

Gelegentlich sprachen wir über nicht literarische Themen: Im September 2008 schrieb er mir, nachdem ich ihm eine Marginalie zum Fußball geschickt hatte, dass er in einer Dorfmannschaft selbst Fußball gespielt hatte und später sein Vorbild beim VfB Stuttgart gefunden hatte: den einarmigen Robert Schlienz, der auch als junger Mann im Krieg an der Ostfront verletzt wurde – am Kiefer, den Arm verlor er bei einem Straßenunfall 1948 –, der aber trotzdem Nationalspieler und der beste Spieler vom Verein überhaupt wurde.

In Privatgesprächen interessierte ihn aber vor allem die Gegenwart. Er wollte aus erster Hand etwas mehr über das Land erfahren, aus dem ich kam. So wollte er z. B. wissen, ob und wie viele Arbeitsplätze mit der Automatisierung durch die Mikroelektronik zu Beginn der 1980er Jahre im Bankwesen auch in Italien verloren gegangen wären, wie es um die Partei der Grünen in Italien stand, welche Wählerschichten den unerträglichen Berlusconi wählten. Auf letzteres antwortete ich einmal mit einem Paradoxon: Berlusconi habe als TV-Unternehmer zuerst die Hälfte der Italiener mit Quiz, Comedy, halbnackten Frauen, Kochsendungen, Krimis und Fußball per Fernsehen verdummt, dann eine Partei gegründet und schließlich allen Italienern Steuererleichterung versprochen, woran auch die katholische Kirche geglaubt hatte, weil sie von ihm in der Tat weitgehend von Steuern befreit wurde, auch von Grundsteuern für die nicht sakralen Immobilien und von Unternehmenssteuern für Reiseagenturen, Gaststätten, Hotels, Kinos, Schulen und Krankenhäuser, die sie profitbringend führte.

Wir debattierten, wie sich die Demokratie in Europa entwickele, wie sich das Verhältnis zwischen den Nationen und der Europäischen Gemeinschaft gestalte; welche Gefahr das System der politischen Konsensbildung laufe, wenn eine Partei lange, zu lange an der Regierung bleibt; wie von Wahl zu Wahl die Versprechungen der Politiker immer unglaubwürdiger und trotzdem von der Masse der Bürger eher unkritisch aufgenommen würden; ob man, angesichts der Tatsache, dass unsere beiden Länder eine so effiziente und profitable Waffenindustrie besitzen, von deren Exporten so viele Arbeitsplätze im Lande abhängig sind, nicht wiederum von Militärpolitik anstatt von Sicherheitspolitik reden sollte?

An manche Gespräche erinnere ich mich besonders gut. Er erzählte mir einmal von einer Zugfahrt als Soldat durch Polen. An einem Bahnhof wurde sein Zug angehalten, um einen überlangen Güterzug vorbeifahren zu lassen, in dem, wie er aus der Ferne sah, nicht Waren oder Tiere, sondern Menschen transportiert wurden, was er allerdings erst später genau verstand: Es waren Menschen, die als Juden zu Tieren degradiert und als solche deportiert wurden. Ein anderes Mal erzählte er mir von der ersten Zeit der französischen Besatzung des Oberrheins, von den Übergriffen der marokkanischen Hilfstruppen, die Charles de Gaulle bei den jeweiligen Volksgruppen in Nordwestafrika persönlich angeworben und ihnen besondere Plünderungsrechte, Vergewaltigungen eingeschlossen, eingeräumt hatte, was in denselben Jahren auch in Italien geschah und wovon Alberto Moravia im Roman *La ciociara* (1957) erzählt.

Das Monstrum Krieg macht die Menschen monströs, damit kündigte Grimmshausen 1668 seinen *Simplicissimus* an. Dass sich daran nach drei Jahrhunderten und nach Kriegen auf europäischem Boden, die immer blutiger und monströser wurden, nichts geändert hat, daran hat uns Walter Ernst Schäfer mit seinen grundlegenden Forschungen zu den zwei Autoren am Oberrhein – Grimmshausen und Moscherosch – stets mahnend erinnert, denn er hatte persönlich, schon mit 16, erfahren, was der Krieg wirklich ist.

Neue Literatur

Löffelad, Peter: Die Flurnamen der Gemeinde Lauf (Ortenaukreis) Grunderhebung. Flurnamen Baden-Württemberg. Ellwanger Institut für Sprachforschung. Lange Furt 3, D-73479 Ellwangen. 2012.

Mit der Erhebung und Deutung von 171 Flurnamen der Gemeinde Lauf (Ortenaukreis) schließt der Autor Peter Löffelad (Ellwanger Institut für Sprachforschung) eine Lücke in der Namensforschung der Ortenau.

Die auf einer beiliegenden 1:25 000-Karte eingetragenen Flurnamen sind im Text in alphabetischer Reihenfolge angeordnet. Nach der Nummer z. B. 107 Presteneck wird die Überlieferung vermerkt; hier Amtl. Zinken. Es folgen Umsetzungen in eine sogenannte literarische Umschrift, in die übliche Theutonista und in das Internationale Alphabet.

Lageangaben auf den beigezogenen Flur- und topografischen Karten, die heutige und frühere Nutzung sowie eine Erläuterung mit Angabe der Lage auf der Gemarkung in Bezug auf den Ortskern folgen. Am Schluss wird eine Deutung des Namens vorgelegt.

Die Grunderhebung für die Gemeinde Lauf entstand im Rahmen des Projekts „Flurnamenatlas Baden-Württemberg“, wurde 2010 begonnen und 2012 mit der vorliegenden Dokumentation (Textband, Karten, Tonbandaufnahmen, elektronische Daten) abgeschlossen. Der Verfasser weist darauf hin, dass man sich bei der „Grunderhebung“ auf die Erfassung, Sicherung und Analyse der mündlichen Flurnamenüberlieferung konzentriert habe und eine abschließende Deutung erst in einer späteren offiziellen Dokumentation erfolgen werde.

Ergänzt und untermauert sollten dann die Flurnamen durch die Beiziehung historischer Belege aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe werden. Einige Angaben dazu finden sich auch in dem 2008 erschienen Buch von Suso Gartner und Stefan Uhl: Beiträge zur Geschichte der Windecker und ihrer Burgen. Bei einigen Deutungen (z. B. Lachmatt) wird man auch andere Erklärungen vorschlagen können.

Insgesamt stellt die am Ende mit einem ABC der Flurnamen versehene Sammlung von

Peter Löffelad eine sehr verdienstvolle und wissenschaftlich fundierte Arbeit dar.

Als Ergänzung soll auf eine Grenzbegehung aus dem Jahre 1586 hingewiesen werden (Generallandesarchiv Karlsruhe 72/Nr. 9045, v. Windeck 7). Am 26. August dieses Jahres wurden zu Lauf die Lach (Grenzmarkierungen) erneuert zwischen dem Lehen und Eigen des Junkers von Windeck und andern anstoßenden Wäldern und Böschen. Teilnehmer dieser Erneuerung waren der windeckische Schaffner Jacob Icomander, Michael Merkh, Clauß Huedtwill, beide windeckische Schützen, als Untertanen des windeckischen Teils und Herr Hans [Ludwig von Windeck] von windeckischer Seite sowie der Heimburge zu Lauf und der Bannwart Veltin Anderlin als Anrainer.

Die im Folgenden aufgezählten Markierungen waren in Bäume eingeschnitten. Bei einigen Lageangaben finden sich jedoch z. T. noch heute existierende Flurnamen: „10. Auch in einer krummen eichen, neben dem Weg so der Lachmatten zugeht“.

Interessant ist dabei die 12. Markierung: „dabey steht ein than baum vnd ist hie zwischen kein lach mehr biß zum römischen stein, sein [...] vil waise stein, vnnd hadt büß hieher an diese stein noch alle wög deß Junkern gehörth, oder aygenthum an Wäldern gewehret, Endet sich aber bey dißen steinen“.

Das 23. Grenzzeichen ist der Beilstein, ein großer Stein hoch wie ein Haus, der bis an den Eselspfad zieht. Der 24. von diesem Pfad ist ein Steinfelsen, dem römischen Stein fast gleich.

Die erste Lach (Kerbe) wird folgendermaßen beschrieben: Wenn man in dem Tal der Laufbach nach wohl „hin hinder“ kommt, zu einem Platz, da vor Zeiten ein Hüttlein unten am Weg gestanden, zur linken Hand hinauf oberhalb des Grabens, der in das Wasser der Lochmatten zugeführt wird.

Ein Blick auf eine topografische Karte lässt nun erkennen, dass die Namen in der Grenzbeschreibung zwischen dem heutigen Bielenstein, den Lochmatten, Holzhütte und Weißer Stein zu suchen sind. Der etwas oberhalb eingezeichnete Junkerwald könnte diese Vermutung bestätigen.

Die Grenzzeichen in den Bäumen sind natürlich heute längst untergegangen. Wie der

römische Stein ausgesehen hat, darüber kann man, wenn ihn nicht noch ein glücklicher Fund zutage befördert, nur spekulieren. War es ein Götterstein, eine Grabinschrift oder sonst ein Gedenkstein? Haben die Römer die weißen Steine für ihre Steinbauten verwendet?

Suso Gartner

Hansjakob, Heinrich: Mit Gänsekiel und Tintenfass. Ausgewählte Briefe. Herausgegeben von Manfred Hildenbrand und Peter Schäfer. Mit einer Einleitung, biografischen Skizzen und Anmerkungen von Manfred Hildenbrand. Freiburg 2013, 272 S., Abb.

In der Reihe der „Kleinen Edition“ (eine Jahressgabe für die Mitglieder) der Hansjakob-Gesellschaft ist der 7. Band aus Anlass des 100-jährigen Jubiläums des Freihofes in Haslach entstanden. Im Oktober 1913 hatte Hansjakob seinen neuerbauten Altersruhesitz bezogen, wo er nun bis zum Tod 1916 wohnte. Die Herausgeber haben eine Sammlung zusammengestellt, die Hansjakob als Briefeschreiber zeigt. Täglich acht bis zehn Briefe schrieb er nach eigener Angabe, und entsprechend groß war die Resonanz in der täglich für ihn eintreffenden Post. Mit vielen hochgestellten Persönlichkeiten, aber auch einfachen Leuten korrespondierte er, das zeigt der Briefbestand im Hansjakob-Archiv in Haslach und anderswo. Zu entdecken ist erneut die Offenheit und Direktheit seiner Schreibe, wenn er etwa die katholische Kirche als „römisches Zuchthaus“ und das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg als „Kretin-Anstalt“ bezeichnet. Oft klagt er über seine „Nerventeufeleien“, seine Schwermut und auch seine Ängste. Es berührt einen zu lesen: „Ich liege in meiner an Verzweiflung grenzenden Stimmung da und denke darüber nach, wie ich anständig aus dem Leben scheiden oder den Pfarrdienst – ohne Hunger zu leiden, aufgeben könnte.“ Mustergültig ediert und kommentiert sind hier 184 Briefe an 21 Adressaten versammelt, die mit Schriftprobe, Konterfei und biografischen Details vorgestellt werden. Man kann diese Publikation als wichtige Ergänzung der Hansjakob-Literatur nur empfehlen.

Martin Ruch

Faller, Hans Peter: Bühl – ein Gedicht. seitenweise Verlag Bühl, 2013, 128 S., zeitgenössische Abbildungen.

Der seitenweise Verlag gibt mit dieser Anthologie ein kleines, aber sehr feines bibliophiles Lyrikbändchen von und über Bühl heraus. Hans Peter Faller hat in Zusammenarbeit mit dem Stadtgeschichtlichen Institut Neusatz in jahrelanger Arbeit Gedichte von Bühl und Umgebung gesichtet. Eine Auswahl daraus, versehen mit vielen zeitgenössischen Abbildungen, ist nun in einem ansprechenden und liebevoll gestalteten Buch zusammengestellt worden. Die Kapitel „Heimat Bühl“, „Burg Alt-Windeck“, „Fasnacht“, „Bühls Blaue Königin – die Zwetschge“ und „Der Affentaler Wein“ versammeln mundartliche und hochdeutsche Werke von bekannten und unbekanntem Heimatdichtern: Adelbert von Chamisso bedichtet die Burgruine Alt-Windeck und der in der Region bekannte Aloys Schreiber, seines Zeichens Professor für Ästhetik und Hofhistoriker, widmete seiner Heimat eine ganze Reihe von Gedichten. Aber auch die „einfache Bevölkerung“ – Lehrer, Bäcker und die Narren der Fasnachtsgesellschaft „Narhalla“ – kommen hier zu Wort.

Martin Ruch

Würtz, Christian: Der Reichskanzler Constantin Fehrenbach (1852–1926) – Freiburger Rechtsanwalt und Zentrumspolitiker. Vorwort von Fischer, Detlev. Gesellschaft für Kulturhistorische Dokumentation: Schriftenreihe des Rechtshistorischen Museums e.V. Karlsruhe 27. 56 S., 22 Abb.

Geboren 1852 im Schwarzwald bei Bonndorf, machte Fehrenbach sich als Strafverteidiger einen Namen, ehe er als Mitglied der Zentrumspartei im badischen Landtag und im Reichstag die politische Karriereleiter emporstieg. Schlagartig bekannt wurde er in ganz Deutschland durch seine 1913 vor dem Reichstag gehaltene „Zaberner Rede“, in der er das Vorgehen des Militärs im elsässischen Zabern scharf verurteilte und eine präzisere verfassungsrechtliche Begrenzung der Militärgewalt forderte. Nach der Reichstagswahl 1920 übernahm er in einer schwierigen politischen Situation das Amt des Reichskanzlers. In dieser Eigenschaft führte er die deutsche Delegation

bei den Reparationskonferenzen in Spa und in London an. Als er für die dort festgesetzten Zahlungen im Reichstag keine Zustimmung erhielt, trat er nach nur einem Jahr zurück. Nach dem Ende seiner Kanzlerschaft blieb Constantin Fehrenbach politisch aktiv. Durch den Mord an Außenminister Walther Rathenau schockiert, übernahm er 1923 den stellvertretenden Vorsitz des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus. 1926 verstarb er als hochgeschätzter Politiker in Freiburg.

2013 bekam er in Ortenberg posthum gleich zwei Ehrungen verliehen. Bürgermeister Markus Vollmer und Gemeindepfarrer Christian Würtz enthüllten nicht nur eine Gedenktafel vor dem einstigen Wohnhaus, der Alten Schule, sondern stellten gleichzeitig auch eine von Würtz verfasste Biografie vor. Denn über zwei Jahre wohnte der Sohn des Ortenberger Hauptlehrers Johann Georg Fehrenbach von 1877 bis 1879 in der Lehrerwohnung im Alten Schulhaus. Fehrenbachs Eltern lebten bis zu ihrem Tode in der Gemeinde. Christian Würtz, Leiter der Seelsorgeeinheit Vorderes Kinzigtal, ist nicht nur promovierter Theologe, sondern auch Jurist und hat daher eine besondere Bindung an Fehrenbach, der nämlich ursprünglich Priester werden wollte, dann aber Rechtsanwalt wurde. Historisch korrekt recherchiert und anschaulich geschrieben ist dieses Buch nicht nur eine empfehlenswerte Lektüre über einen bedeutenden deutschen Politiker, sondern auch eine willkommene Bereicherung der ortsgeschichtlichen Literatur Ortenbergs. War doch Constantin Fehrenbach in der Gemeinde leider weithin in Vergessenheit geraten. *Martin Ruch*

Würtz, Christian/Gaschick, Daniel: Das Konstanzer Konzil. Eine kleine Geschichte. 136 S.

Im April 2014 ging es los in der Altstadt von Konstanz mit einem ökumenischen Festgottesdienst im Münster und einem Festakt vor dem Konzilsgebäude: das große Jubiläum in Erinnerung an das Konstanzer Konzil. Den Feierlichkeiten werden noch viele Veranstaltungen folgen bis ins Jahr 2018 – genauso lang wie seinerzeit das Konzil in der Zeit von 1414 bis 1418. „Die Menschen Europas sollen wieder nach Konstanz schauen, entdecken, dass Konstanz ein Bewusstsein seiner großen europäischen Geschichte bewahrt hat, aber auch

„Impulsgeber einer Europäischen Zukunft sein möchte“, so die Organisatoren. Die Konstanzer Stadtväter sind mutig gewesen, als sie sich gemeinsam mit vielen Partnern aus der Region und aus ganz Europa für einen so anspruchsvollen Veranstaltungs-Marathon entschieden haben, zu dessen Vorbereitung und Begleitung sie bis 2018 sogar eine junge Event-Managerin engagiert haben. Eine große Landesausstellung füllte zu Beginn das historische Konzilsgebäude mit kostbaren und aussagekräftigen Objekten, sogar die legendäre „Richental-Chronik“ war als Leihgabe der Badischen Landesbibliothek zu sehen. – Das Buch von Würtz/Gaschick beleuchtet kenntnisreich und flüssig geschrieben die Vorgeschichte und den Verlauf des Konzils. Die Ereignisse rund um die Kirchenversammlung werden sowohl in den weltgeschichtlichen Kontext eingeordnet als auch in ihrem lokalen und südwestdeutschen Rahmen interpretiert. Einzelne wichtige Personen und Aktionen werden gesondert herausgestellt und auch der Alltag am Rande des Konzilsgeschehens geschildert in unterhaltsamen Szenerien. Zahlreiche Illustrationen aus der Richental-Chronik und anderen zeitgenössischen Quellen lassen die Lektüre auch zu einem optischen Genuss werden. *Martin Ruch*

Uttenweiler, Bernhard (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte des Klosters Ettenheimmünster. Vom „Heddo-Testament“ von 762 bis zur Säkularisation 1803. Herausgegeben mit finanzieller Unterstützung des Kath. Lehrbrüdervereins Ettenheimmünster e.V. aus Anlass des Jubiläums der Ersterwähnung der Benediktiner-Abtei Ettenheimmünster vor 1250 Jahren im sogenannten Heddo-Testament von 762. Ettenheimmünster 2013, 152 S., viele Abb., Beilage: verkleinerte Reproduktion des Heddo-Testaments.

In diesem bedeutenden Werk wird nicht nur über die von dem Barockbaumeister Peter Thumb im 18. Jahrhundert in Ettenheimmünster erbaute Klosteranlage und über den Umgang des badischen Staates mit dem Kirchengut der aufgelösten Klöster berichtet. Auch die Anfänge der Benediktinerabtei werden im Zusammenhang mit dem sogenannten Heddo-Testament im 8. Jahrhundert dargestellt. In diesem Testament des Straßburger

Bischofs Etto („Ich, Eddo, ein Sünder, der Straßburger Stadt berufener Bischof“) sind neben Ettenheimmünster weitere Gemeinden in der Ortenau, im Kaiserstuhl, im Elsass und in der Schweiz namentlich aufgeführt, sie finden hier ihre Ersterwähnung. Der Band enthält ausgezeichnete Referate, etwa zum frühmittelalterlichen Klosterwesen im alemannischen Raum (Thomas Kölbl), und neueste Forschungsberichte (Bertram Jenisch über den mithilfe der Geomagnetik erschlossenen Grundriss der Klosteranlage). Andere Texte befassen sich mit dem Silberreliquiar (Bernhard Uttenweiler) oder der Versteigerung der großen Monstranz im Jahr 1805 (Dieter Weis). Als willkommene Beilage ist darüber hinaus eine Reproduktion vom Original des beglaubigten Heddo-Testaments vom 7. Oktober 1457 mit Siegel aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe zu nennen. Ein fundiertes, wichtiges Werk in der Literatur zum Kloster Ettenheimmünster!

Martin Ruch

Andreas Morgenstern: Nächster Halt: Schiltach! Die Bahngeschichte einer Schwarzwaldstadt, Schiltach 2013 (= Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach Bd. 7), 68 S., 8,90 EUR

Die sich auf ihre Eisenbahngeschichte besinnende Stadt Schiltach – sie eröffnete 2014 den „Bahnpunkt“ als Freilichtmuseum – hat dazu eine Publikation herausgebracht, als 7. Band ihrer lokalgeschichtlichen Reihe. Autor ist Archivleiter Andreas Morgenstern, der es unternahm, die hiesige Bahngeschichte darzustellen. Ihre Grundzüge sind bekannt: 1876 Baubeginn der „Kinzigalbahn Hausach-Freudenstadt“ als bistaatliches Projekt; 1886 seine Einweihung, die den Bahnanschluss brachte; 1892 Zweigbahn nach Schramberg: Schiltach wurde Bahnknotenpunkt. Während sie 1959 bzw. 1990 eingestellt wurde, fahren im Kinzigtal die Züge noch immer auf den damaligen Anlagen, die heute z. T. technische Denkmale sind.¹

Untertitel und Apparat erheben für das Werk einen hohen wissenschaftlichen Anspruch, an dem es sich messen lassen muss. Dabei ist klar, dass das die Landes-, Technik- und Lokalgeschichte berührende Thema im dargebotenen Umfang nicht erschöpfend zu behandeln ist. Dennoch verspricht der gut

aufgemachte Band eine kurzweilige Lektüre, die jedoch ohne gliedernde Überschriften auskommen muss. Der Apparat zeigt, dass vor allem aus Archivalien und Zeitungsartikeln geschöpft wurde, während die gesamte ortsgeschichtliche Literatur fehlt – nicht zum Vorteil. So entgeht dem Autor die Rolle, die Robert Gerwig für die Lage und Funktion des Bahnhofs spielte.² So hätte auch die Regel, Texte nach ihrer Edition zu zitieren, beachtet³ und der Klage über rare Fotos (S. 27) abgeholfen werden können.⁴ Eine Erwähnung hätte Gustav Eyth als „Eisenbahnprophet“ verdient gehabt.⁵ Mehr wäre auch über die vielen Bahnarbeiter zu erfahren gewesen, die „durch Zügellosigkeit und Ausgelassenheit böses Ärgernis“ gaben.⁶ Interessiert hätten auch die besonders großen Schwierigkeiten im obersten Kinzigtal, die dem Projekt nicht nur Verzögerungen, sondern mit Kosten von 500000 Mark pro Kilometer auch die teuersten der Bahngeschichte Württembergs brachten.⁷

Muss man die Lokalliteratur zum Thema selber suchen,⁸ so ist für die Quellen das Stadtarchiv Schiltach zuständig. Dorthin begab sich der Rezensent in folgendem Fall: Die hiesigen Bahnbestrebungen sollen 1845 begonnen haben, als sich die „Bürgerschaft in einer Petition an den Herrscher zu Wort meldete“ (S. 10). Das Schriftstück vom 5.9.1845⁹ erweist sich jedoch weder in Form noch Inhalt als Petition, sondern antwortet auf einen Erlass des Bezirksamts, der für einen künftigen Bahnbau Daten zum Güterverkehr anforderte. Es zeigt auch nicht, dass man hier unter „unausgeschöpften Potentialen eines grenzüberschreitenden Handels“ litt (S. 10), im Gegenteil: Mit der Ein-, Aus- und Durchfuhr von jährlich Hunderttausenden Zentnern von Waren war Schiltach bereits eine Drehscheibe im zwischenstaatlichen Verkehr, dessen Probleme nicht der fehlende Bahnanschluss, sondern die schlechten Straßen waren.

Dies lässt die Lektüre doch skeptischer betreiben, zumal das StA eine Petition „der Bewohner des Kinzigthals um Erbauung einer Eisenbahn von Offenburg nach Hausach“ an die Zweite Kammer bewahrt, die nicht einmal erwähnt wird. Sie unterschrieb der Gemeinderat 1857, auf Veranlassung des „Ausschuß zur Betreibung der Eisenbahnangelegenheit“ in

Offenburg. In ihm saßen vor allem Wirtschaftsvertreter, von hier der Besitzer der Nähfadefabrik, die sich als Lobbyisten der „Bahnsache“ annahm. Eine derartige Interessengruppe war auch der „Eisenbahnausschuß in Wolfach“, dessen (gedruckte) Denkschrift von 1866¹⁰ dargestellt, aber nicht nach den Initiatoren gefragt wird (S. 15: „Die Einwohner des Oberen Kinzigtals“).

Auf ihrer Grundlage wird jedoch das Bild eines „langen Kampfs der Schiltacher und Bewohner des Oberen Kinzigtals für den ersehnten Bahnanschluss“ entworfen, einer Art „Volksbewegung pro Bahn“, das so nicht stimmig ist: Weil es die Lobbytätigkeit ausblendet, ebenso die Widerstände, die in den vielen Zwangsenteignungen¹¹ oder den Einsprüchen des Wolfacher Gemeinderats (nicht „der Flößer“, S. 23) manifest werden. Verlierer waren auch alle, die vom Verkehr auf der Straße lebten: Gasthöfe, Fahrpost, Fuhrbetriebe, Fuhrleute. Hier wird zwar die Flößerei erwähnt, deren Rechte, trotz der Polemik der Bahnlobbyisten (S. 17f.), jedoch gewahrt blieben, wie der abgebildete Wehrneubau zeigt (S. 22). Weshalb dort die Verlegung der Kinzig den Flößern „eine neue, nicht ungefährliche Krümmung“ gebracht haben soll (S. 23), bleibt unklar. Derartige unbewiesene Behauptungen stören den Lesegenuss ebenso wie Ungenauigkeiten¹² und unpassende Formulierungen.¹³

Sicherlich können die Kämpfe Schrambergs um eine Bahn nicht voll dargestellt werden. Doch hätte angemerkt werden müssen, dass es gerade in Schiltach Widerstände gab, weil der Verkehr dann am Städtle vorbeiging. Dies sprach der badische Finanzminister noch bei der Einweihung an, als er meinte, „die Schiltacher werden unsere Bahn nicht gerade als ein erhebliches Bedürfnis für sie betrachten“¹⁴. Unerwähnt bleibt auch der hochpolitische Streit um den Trassenverlauf, der durch einen Einschnitt hinter der ev. Kirche führen sollte. Gegen ihn intervenierte sogar der Oberkirchenrat beim badischen Staatsministerium und setzte den teuren Kirchbergtunnel (271 m) durch.¹⁵ Technisch wäre zu berichten, dass für die Strecke mit ihren extremen Kurven eigene Loks konstruiert wurden (Typ Fa, seit 1894 T 3), die sinnigerweise „Schiltach“ und „Schramberg“ hießen. Ohne Nachweis bleibt

der behauptete Zusammenhang zwischen Bahnbau und dem Schiltacher „Städtetag“ seit 1893 (S. 44f.).¹⁶

Nimmt die Baugeschichte fast zwei Drittel des Buchs ein, so handelt das letzte vom Ausbau der Bahnanlagen und der Entwicklung im 20. Jahrhundert. Die Sprengung der Brücken 1945 betraf auch Schenkenzell, während sie hier, was unerwähnt bleibt (S. 56), heil blieben. War die Schramberger Strecke bei ihrem Bau „das Schmerzenskind der Bahnverwaltung“,¹⁷ so galt sie wegen ihrer Unfallhäufigkeit, die auch Todesopfer forderte, als „Unglücksbahn“.¹⁸ Den sie verursachenden Baumängeln, die zu technischem Verschleiß führten, hätte man insofern nachgehen müssen, als dass sie letztlich zur Einstellung der Strecke führten. Bezüglich des Kampfs um die Kinzigtalbahn in den 1970er Jahren hätte man gerne erfahren, wer die „vielen Entscheidungsträger“ waren, die sich für sie einsetzten, und welche „Aktionen auf der Strecke“ dabei halfen (S. 61). Dass die für die Stadt und Region wichtige Schiltacher Eisenbahngeschichte nun mit dem „Bahnpunkt“ ein Monument erhält, ist zu begrüßen. Leider vermag der ihm zur Seite gestellte Band den gestellten Anspruch nur zum Teil zu erfüllen. *Hans Harter*

Amerkungen

- 1 Ulrich Boeyng: *Eiserne Eisenbahnbrücken in Baden-Württemberg*, Stuttgart 1995, bes. 67–82.
- 2 Albert Kuntzemüller: *Geschichte der Kinzigtalbahn Hausach-Freudenstadt und Schiltach-Schramberg*, in: *Die Ortenau* 22 (1935), 89–107, hier 92–94; vgl. 98. – Ders.: *Robert Gerwig. Ein Pionier der Technik*, Freiburg 1949, 214–223.
- 3 Betrifft die ohne Nachweis abgedruckten Gedichte S. 25 und 38f. – Vgl. *Hans Harter/Rolf Rombach: Schiltach. Lieder und Gedichte*, Schiltach 2010 (= *Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach* 6), 31; 46f.
- 4 Hermann Fautz, Anhang: in: *Die Ortenau* 22 (1935), 105: Foto vom „Durchschlag des Häberlesberg-Tunnels“ 1885. – Das nicht lokalisierte Foto S. 27 zeigt den Bahnbau bei Alpirsbach. – Abb. der Münze zur Eröffnung der Strecke 1886 in: *Schiltach. Schwarz-*

- waldstadt im Kinzigtal, hrsg. von der Stadt Schiltach, Freiburg 1980, 335. – Hier 290–292 auch: Johann Höflin, Der Bau der Kinzigtalbahn, verfasst um 1886.
- 5 Vgl. Harter/Rombach (wie Anm. 3) 104–106; vgl. 84–86. – Beim „Bahnhofskrieg“ entschärfte Eyth mit seinem „Humor“ die Situation nicht (S. 26), sondern verschärfte sie noch (vgl. „Der Kinzigtäler“ vom 18.12. 1879).
- 6 Julius Hauth: Der Schiltacher „Städtetag“, in: Die Ortenau 69 (1989), 459–468, hier 460f.
- 7 Vgl. Kuntzemüller, Geschichte (wie Anm. 2), 98f. – Vgl. Der Kinzigtäler vom 26.10. 1886: „Dass diese Bahn heidenmäßig viel Geld gekostet.“
- 8 Zur Schramberger Forschung: Verwegene Auswege: Schrambergs Verkehr von 1800 bis morgen, hrsg. von Gisela Lixfeld, Schramberg 1988. – Franz Fehrenbacher: Aus dem Verkehrsschatten 1867 in das Verkehrschaos 1992, in: Momentaufnahmen Schramberg. Ein Lesebuch 1867–1992, Schramberg 1992, 110–120.
- 9 Stadtarchiv Schiltach: AS-2298. – Das Schreiben ist ein Fragment, da es nach S. 4 endet.
- 10 Die Denkschrift ist digitalisiert: Badische Landesbibliothek Karlsruhe: urn:nbn:de:bsz: 31–11937.
- 11 Staatsarchiv Freiburg: A 27/1 Nr. 422.
- 12 z.B.: S. 18f.: Im Deutschen Krieg 1866 stand Baden nicht „am Rande.“ – S. 24: 1879 fand in Sachen Bahnhof keine „Bürgerversammlung“ statt, sondern die Schramberger Besitzer des Sägewerks Faißt & Compter luden zu Freibier und sammelten Unterschriften für eine Petition (Der Kinzigtäler vom 2.12. 1879).
- 13 z.B.: S. 20: „schwäbische“ (statt: württembergische) Schwarzwälder. – S. 36: „die in Tracht gewandeten Einwohner“ (?). – S. 37: „Eine weitere Kurve verminderte das Fahrerlebnis.“ (?) – S. 43: „Schwabenmetropole“.
- 14 Carsten Kohlmann, „Ein Schienenstrang verbindet zwei Stämme“, in: Schwäbische Zeitung vom 23.3.2002.
- 15 Vgl. Schwarzwälder Postillon vom 6.8. und 5.11.1890. – Der Sachverhalt wäre noch genauer zu klären.
- 16 Vgl. jedoch: J. Hauth (wie Anm. 6), 460f.
- 17 Vgl. Kuntzemüller, Geschichte (wie Anm. 2), 101.
- 18 Der Kinzigtäler vom 10.5.1913.

Jakob, Dieter/Werner, Johannes (Hrsg.): Wilhelm-Hausenstein-Lesebuch. München 2013. 151 S., Abb.

Wilhelm Hausenstein (1882–1957), der in Hornberg geborene Schriftsteller und Journalist, war ein subtiler, einfühlsamer und nachdenklicher Beobachter der Kunst und der Natur. Seine Bücher sind heute jedoch vergriffen. Das vorliegende Lesebuch möchte wieder einen Zugang zu einem Autor eröffnen, dessen Themen Heimat und Ferne, Kunst und Natur, Deutschland und Frankreich waren. Besonders die Grande Nation und die Metropole Paris waren ihm zeitlebens das große Thema. Als ausgezeichneter Frankreich-Kenner und Übersetzer aus dem Französischen wurde er 1950 durch Konrad Adenauer zum ersten Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Paris berufen. Mit großem Geschick gelang es Hausenstein, die zerstörten Beziehungen wieder auf eine neue Grundlage zu stellen. Im Vorwort bietet Johannes Werner einen ausgezeichneten Zugang zur Biografie und der Persönlichkeit Hausensteins. Die folgenden Lesestücke sind in den Rubriken „Nähe und Ferne“ (Brezeln aus Niederwasser; Hornberg; Das Schwarzwaldhaus; Das Badische; Herbst im Elsaß; Sprung in die Vogesen; Paris; Brüssel; Venezianische Augenblicke), „Kunst und Natur“ (Barock; Die Mahlzeit des Löwen; Die Welt am Erdboden; Von den Eseln; Der Spatz); „Botschafter in Frankreich“ (Pariser Erinnerungen; Brief an Theodor Heuss) eingeordnet.

Martin Ruch

Brüning, Rainer/Brasseur-Wild, Laetitia: Menschen im Krieg 1914–1918 am Oberrhein (deutschsprachige Ausgabe). Stuttgart 2014, 316 Seiten.

Menschen im Krieg 1914–1918 am Oberrhein – Vivre en temps de guerre des deux côtés du Rhin 1914–1918. Unter diesem Titel präsentieren das Landesarchiv Baden-Württemberg und die Archives Départementales du Haut-Rhin in Colmar mit Unterstützung des Comité du Mo-

nument National du Hartmannswillerkopf gemeinsam eine zweisprachige Wanderausstellung, die von einer reich bebilderten und grafisch ansprechend gestalteten Publikation begleitet wird. Einhundert Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs haben deutsche und französische Archivare und Historiker erstmals gemeinsam die Geschichte des Ober- rheingebiets in jenen Jahren in den Blick genommen. Die Ausstellung legt dabei bewusst ihren Fokus auf das Schicksal der „Menschen im Krieg“. 32 Biografien erzählen eindringliche Lebensgeschichten. Kurze Quellenzitate lassen die Menschen auch selbst zu Wort kommen. Einleitende Texte vermitteln das nötige Hintergrundwissen. Authentisches Bildmaterial gibt den Personen ein Gesicht und macht die Ereignisse anschaulich. Was deutsche und französische Menschen beiderseits des Rheins im Krieg erlebten, werden die Besucher der Ausstellung und die Leser dieses Buches erfahren.

Cornelius Gorka

Cabanes, Bruno/Duménil, Anne (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Eine Europäische Katastrophe. Aus dem Französischen von Birgit Lamerz-Beckschäfer. Mit einem Vorwort von Gerd Krumeich. Darmstadt 2013, 480 S., viele Abb. und Karten.

Die Herausgeber sind französische Historiker, die in Yale (USA) und München lehren, die Autoren der einzelnen Beiträge stammen aus Frankreich, Deutschland, Großbritannien, Irland und den USA: Eine Geschichte des Ersten Weltkrieges wie diese hat es noch nicht gegeben. Hier arbeiteten erstmals Historiker unterschiedlicher Nationalitäten zusammen, sie verließen die nationale Einseitigkeit und bieten nun einen neuen Blick auf diese europäische Katastrophe. Es ist nicht nur eine beeindruckend vielfältige Chronologie wichtiger Ereignisse des Krieges entstanden, sondern man liest die verschiedenen Themen im gesamteuropäischen Zusammenhang. Auch werden oft vergessene Seiten des Krieges dargestellt oder über Nebenkriegsschauplätze wie Deutsch-Ostafrika berichtet. Über 500 Fotos, z.T. aus bislang unveröffentlichten persönlichen Archiven, illustrieren den voluminösen Band, der als fundiertes Standardwerk empfohlen werden kann.

Martin Ruch

Maier, Bernhard: Zwischen Leuchten und Vergeh'n. Sterne am Lahrer Literaturhimmel. Lahr 2013, 56 S., Abb.

Der schmale, ansprechend gestaltete Band des langjährigen, erfolgreichen Kulturreferenten der Stadt Lahr stellt das „Schutter-Athen“ vor, d.h. er bietet eine kleine Lahrer Literaturgeschichte. Literatur in und um Lahr, da sind nicht nur bekannte Namen darunter wie Eichrodt oder Brucker, Scheffel oder Siebenpfeiffer. Hier sind auch plötzlich Alfred Döblin, Karl May, Wilhelm Busch und andere in einer jeweils besonderen Beziehung mit Lahr zu entdecken. Diese Entdeckerfreude zu teilen beschert manche Überraschung, macht aber immer Spaß beim Lesen. Dem kenntnisreichen Autor und Literatursammler ist dankbarer und verdienter Respekt zu zollen!

Martin Ruch

Jüdisches Familienbuch Bühl. 1810–1945. Bearbeitet von Marco Müller, herausgegeben von der Stadt Bühl, Stadtgeschichtliches Institut. Bühl: seitenweise Verlag Bühl, 2014, 172 S., Abb.

Seit einigen Jahren sind viele Standesregister in Baden-Württemberg online abrufbar, was die jüdische Familiengeschichtsforschung im südwestdeutschen Raum und im Elsass ungewein erleichtert. Das Stadtgeschichtliche Institut Bühl hat nun eine außerordentlich umfangreiche und sorgfältig recherchierte Dokumentation der jüdischen Familien in der Stadt zusammengestellt. Erstaunlich ist die Fülle an Informationen, die über die Personen versammelt sind und die von der langjährigen Arbeit der Herausgeber zeugt. Geburts- und Sterbedaten, Eheschließung und Ehepartner, Kinder, Berufe, vor allem auch das jeweilige Schicksal in den Jahren 1933 bis 1945 und später, sind aufgeführt. Von Familie Abraham (Nr. 1) bis Zivy (Nr. 992) reicht die Liste. Fotografien, viele davon aus den Kennkartenbildern 1938, aber auch Familienbilder, runden die Dokumentation ab. Ein Personen- und Ortsregister erleichtert die Nutzung ebenso wie ein Literaturverzeichnis. Man wünscht sich für viele badische Städte und Gemeinden derart engagierte Sammlungen!

Martin Ruch

Nachrichten

Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 13. Oktober 2013 in Hornberg

Präsident Klaus G. Kaufmann eröffnete die Mitgliederversammlung und dankt für das zahlreiche Erscheinen. Er begrüßte vor allem Herrn Bürkle als Vertreter der Alemannischen Heimat und den Festredner Johannes Werner. Der Präsident blickte anschließend auf das Jahr zurück: Zu wesentlichen Aktivitäten des Präsidenten und des Vorstands gehörten unter anderem: Vertretung des Vereins gegenüber öffentlichen Körperschaften und Verbänden, Standbetreuung bei den Landesheimattagen, Beteiligung an Geschichtstagungen und Förderung einzelner Geschichtsprojekte. Durch Kooperation mit der Universitätsbibliothek Freiburg war es dem Verein möglich, die älteren Ortenau-Bände nun im Internet präsentieren zu können. Er freute sich, dass der Internetauftritt des Gesamtvereins positiv aufgenommen wurde, was man anhand der wachsenden Zahl der E-Mail-Anfragen erkennen kann. Man bemühe sich, diese rasch zu beantworten. Und was bei den Vorstandssitzungen nicht besprochen werden könne, lasse sich ebenfalls durch die elektronische Post regeln: „Wir sind fleißig am Arbeiten und durch das Internet erübrigt sich manch persönliches Treffen. Ein wahrer Segen!“

Kritisch äußerte er sich zur öffentlichen Vereinsförderung: Er habe den Eindruck, dass sporttreibende Vereine mehr als kulturschaffende gefördert würden. Ein besonderes Anliegen war es dem Präsidenten, dass die Nachfolgefrage in den lokalen Vorständen rechtzeitig geregelt werde. Er appellierte an die Ortsvereine, beizeiten junge Leute in die Vereinsarbeit einzubinden. Außerdem empfahl er den Ortsgruppen, sich mittels Satzungsänderung vom Finanzamt als gemeinnützig anerkennen zu lassen. Leider sei die Zusammenarbeit mit den Ortsvereinen nicht immer harmonisch gewesen. Deshalb betonte er: „Betrachten Sie den Hauptverein nicht als Kontrahenten. Wir sitzen alle im gleichen Boot und teilen dieselbe Begeisterung!“

Geschäftsführer Alexander Vallendor erläuterte in seinem Kassenbericht die wichtigsten Aufwendungen des vergangenen Jahres. So habe man für die Bibliothek eine sehr gute Schrifterkennungssoftware angeschafft, mit der sämtliche Registerbände digitalisiert werden können. Der größte Aufwandsposten ist weiterhin die Vereinszeitschrift „Die Ortenau“, die wieder pünktlich ausgeliefert werden konnte. Sorgen bereitet dem Verein der anhaltende Mitgliederrückgang: Im Vergleich zu 2012 mit 3077 Mitgliedern stand der Verein mittlerweile bei insgesamt 2995 Mitgliedern und Tauschpartnern. Dies könne langfristig zu einer Preissteigerung der Zeitschrift führen. Abschließend informierte er über seine Umfrage zur Versicherung von Vereinsveranstaltungen und zur SEPA-Umstellung der Vereine.

Redakteur Martin Ruch berichtete, dass „Die Ortenau“ unter dem Schwerpunktthema „Literatur und Sprache in der Ortenau“ wieder zahlreiche interessante Beiträge enthalte. Nach einer kurzen Vorstellung des neuen Jahresbandes ermunterte er die Mitglieder, auch 2014 wieder Beiträge für das nächste Thema: „100 Jahre 1. Weltkrieg“ zu liefern. Außerdem werde der vierte Registerband (Redaktion Gernot Kreutz) erscheinen.

In der anschließenden Aussprache fragten einzelne Mitglieder, ob das Jahrbuch nicht eine zu hohe Auflage hätte und am Bedarf vorbei produziert werde. Der Kehler Ortsverein habe beispielsweise noch mehrere Exemplare „in der Garage sitzen“, die er nicht an den Mann bringen könne. Dem entgegnete der Präsident, dass eine geringere Auflage einen höheren Stückpreis der Zeitschrift und somit höhere Beiträge zur Folge haben könnte. Jedes zahlende Mitglied hätte nun einmal einen Anspruch auf die Vereinszeitschrift. Es kam aus den Reihen der Mitglieder der Vorschlag zu Kooperationen mit Heimatmuseen oder der Spende an Schulen. Präsident Klaus Kaufmann kündigte an, dass man im nächsten Jahr die Vereinssatzung auf erforderliche Änderungen überprüfen müsse. Auch werde man dabei die Auswirkungen einer reduzierten Auflage der „Ortenau“ untersuchen. Am Ende des geschäftlichen Teils sprach das Präsidium eine Einladung zur nächsten Jahreshauptversammlung im Oktober 2014 in Lahr aus.

Beim anschließenden Empfang der Stadt Hornberg nutzte Bürgermeister Siegfried Scheffold die Gelegenheit, den Gästen seine Stadt mit ihren zahlreichen Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten vorzustellen. Dazu gehörte auch eine Präsentation der drei in Hornberg verbreiteten Volkstrachten. Danach erläuterte Johannes Werner in seinem Festvortrag „Wenigstens etwas Zeitbildliches“ die Autobiografien von bekannten Ortenauer Schriftstellern. Die Tagung endete am Nachmittag mit Führungen im Stadtmuseum und am Schlossberg.

Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 15. März 2013

Präsident Klaus G. Kaufmann begrüßte im Handwerkermuseum in Kehl-Kork die anwesenden Vereinsvertreter. In seinem Halbjahresrückblick konnte Präsident Klaus Kaufmann von zahlreichen Terminen innerhalb wie außerhalb der Ortenau berichten, die er für den Gesamtverein wahrgenommen hatte. Geschäftsführer Alexander Vallendor berichtete von einer guten Kassenlage. Ein finanzielles Großprojekt war die Digitalisierung der älteren Ortenau-Bände. Des Weiteren informierte er über den ab 2014 geänderten Beitragseinzug per SEPA-Lastschriftverfahren. (Single Euro Payments Area bezeichnet den „Einheitlichen Euro-Zahlungsverkehrsraum“). Redakteur Dr. Martin Ruch erinnerte an den Redaktionsschluss zum Jahrbuch „Die Ortenau“, die wieder zahlreiche interes-

sante Beiträge enthalten werde. Die vorliegenden Beiträge stellt er anschließend kurz vor. Außerdem sei ein vierter Registerband vorgesehen.

Nun folgten Berichte der Fachgruppen, die größtenteils in diesem Jahresband abgedruckt sind. Die Fachgruppe Jüdische Geschichte wurde nach dem Ausscheiden von Jürgen Stude zunächst kommissarisch von Martin Ruch geführt. Inzwischen konnte mit Uwe Schellinger ein neuer Vorsitzender gefunden und diese Fachgruppe wieder reaktiviert werden. Auch die Fachgruppe Bergwesen erhielt mit Martin Groß einen neuen Vorsitzenden erhalten. Die Fachgruppe Museen werde dagegen im laufenden Jahr über ihren Weiterbestand entscheiden.

Renate Demuth berichtete über Öffnungstage und Benutzerfrequenz der Vereinsbibliothek. Immer mehr Benutzer seien inzwischen vorbereitet und wüssten, was sie einsehen wollten. Momentan wurden die drei Registerbände bearbeitet, um sie internetfähig zu machen. Der grenzüberschreitende Koordinator René Siegrist hatte (meist zusammen mit dem Präsidenten) an verschiedenen Veranstaltungen der elsässischen Geschichtsvereine teilgenommen. Auf seinen Antrag befürwortete die Versammlung einstimmig, Helmut Schneider für den Eurodistrikt-Preis vorzuschlagen.

Anschließend stellte Alexander Vallendor mittels Beamer die inzwischen digitalisierten Ortenau-Bände im Internet vor. Sie können über die Homepage des Gesamtvereins digital gelesen werden. Lediglich die jüngeren fünf Jahresbände bleiben von der Digitalisierung ausgenommen, um sie noch verkaufen zu können. Auch eine Volltextrecherche ist möglich; allerdings nur innerhalb der Jahresbände ab 1949, da das System die Frakturschrift der älteren nicht lesen kann.

Auf Vorschlag des Ortsvereins Haslach empfahl die Frühjahrstagung die Aufnahme von Schülern und Studenten zu einem ermäßigten Vereinsbeitrag. Hans-Ulrich Müller-Russell berichtete über das diesjährige Programm der Sommerakademie. Präsident Kaufmann empfahl aus aktuellem Anlass den Mitgliedern, generell den Versicherungsschutz ihrer Veranstaltungen überprüfen und notfalls erweitern zu lassen. Abschließend sprach Rosemarie Götz die Einladung zur nächsten Jahresmitgliederversammlung nach Hornberg aus. *Dr. Cornelius Gorka*

Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek

Die Bibliothek hatte im Kalenderjahr 2013 an 48 Samstagen von 10 bis 16 Uhr geöffnet. In diesem Zeitraum kamen insgesamt 191 Besucher. An E-Mail-Abfragen wurden 53 beantwortet.

Im Berichtszeitraum wurden durch die Mitglieder des Bibliotheksteams als Vorarbeiten zur Eingabe ins Internet alle drei Register-Bände der Ortenau eingescannt. Durch verschiedene Schenkungen und Überlassen von Nachlässen quollen die Bibliotheksregale schließlich über und es musste dringend Abhilfe geschaffen werden – auch im Hinblick auf die Tragfähigkeit des Hauses. Der geschlossene Einsatz des Teams machte es möglich, die zu entsorgenden Materialien soweit aufzubereiten und zum Abtransport bereitzustellen, dass die beauftragte Firma

Merb aus Achern nur noch das Fahrzeug schicken und nach Beendigung der Aktion den Container wieder abholen konnte. In Anerkennung des ehrenamtlichen Engagements verzichtete die Firma dankenswerterweise auf eine Rechnung. Die nun freigewordenen Regalmeter wurden unverzüglich zur Erweiterung und besseren Aufstellung der vorhandenen Zeitschriften genutzt; die Arbeiten sind abgeschlossen.

Durch Vermittlung von Herrn Gras gab es am 4. Dezember einen Pressetermin, bei dem wir unsere Arbeit vorstellen und dadurch zu etwas mehr Bekanntheit beitragen konnten. In diesem Zusammenhang weisen wir daraufhin, dass der gesamte Bestand – sowohl Monografien als auch Zeitschriftentitel – im Netz zu finden sind. Gehen Sie auf die Homepage der Vereinsbibliothek!

Schließlich noch eine Bitte: Geben Sie jeweils ein Exemplar aller Publikationen Ihres Vereins, wie Dorfchroniken, Festschriften u. Ä., an die Bibliothek. Sobald Ihre Werke in unserer Bestandsliste aufgenommen sind, erscheinen sie im Internet.

Renate Demuth, Sprecherin des Bibliothekteams

Im Gedenken an Erich Graf (1923–2013)

Wenn es in Bildung und Erziehung zur Selbstständigkeit des einzelnen Menschen gegenüber Moderichtungen und Massenkultur kommen soll, dann bedarf es unter anderem des lebendigen Umganges mit Literatur. Das wissenschaftliche Forschen über Literatur bedarf dann der Ergänzung durch das Interesse vieler Leser aus allen Schichten. Im Fall der Erzählungen und Schriften von Johann Jakob von Grimmelshausen ist die Verbindung beider Sphären, der wissenschaftlichen und der populären, weithin gelungen. Davon zeugt die große Zahl von Neudrucken und jetzt auch ihrer Übertragungen in szenisch-dramatische und digitale Medien. Grimmelshausen, dessen Lebensstationen sich über mehrere Regionen Deutschlands erstreckten, wird in Wittstock in der Uckermark und in Gelnhausen an der Kinzig (Orte, in denen sich Gedenkstätten für Grimmelshausen befinden) beachtet und geehrt wie in Renchen oder Oberkirch mit ihren jeweiligen Medien und Theaterspielgruppen.

Erich Graf ist zum exemplarischen Beispiel der Verbindung beider Sphären geworden. Sein Interesse an Grimmelshausen und an seiner Heimatstadt Oberkirch ist schon in früher Jugend erwacht. Schon 1937, im Alter von etwa 14 Jahren, gewann er einen von der Volksschule in Oberkirch ausgesetzten Preis für seine Kenntnisse in Angelegenheiten Grimmelshausens. Er hat als Erwachsener in Briefen, Gesprächen, Diskussionsbeiträgen und nicht zuletzt in Pressebeiträgen Grimmelshausen bekannt gemacht und den Anspruch Oberkirchs als Grimmelshausenstadt festgeklopft. Er war einer der Gründer der wissenschaftlichen Grimmelshausengesellschaft im Jahr 1977 in Münster in Westfalen. Es gibt kaum eine Jahresversammlung der Gesellschaft, bei der er nicht zugegen gewesen wäre, um die Entwicklung der Forschung mit Studenten und Professoren zu besprechen. Ein Artikel in der Zeitschrift „Simpliciana“ der Gesellschaft stammt von ihm.

Der Schwerpunkt seiner Bemühungen sollte in der Heimat und bei den einfachen Lesern und Hörern liegen. 1986, nachdem er eine Reihe von Simplicissimusfreunden um sich vereinigt hatte, konnte er die regelmäßig von Monat zu Monat zusammentretende Grimmelshausenrunde im Silbernen Stern in Gaisbach einrichten, die nach einem Vortrag über ein literarisches oder regionalpolitisches Thema, zuweilen mit fünfzig Hörern, diskutierte. Erich Graf lud ein und leitete die Gespräche, vom Rollstuhl aus auf den Ablauf der oft kontroversen Argumentationen achtend.

Welche Ausstrahlung von diesen Zusammenkünften ausging, konnte ich 1991 wahrnehmen, als ich, um die ehemalige DDR kennenzulernen, etwas planlos in thüringischen Wäldern und Dörfern unterwegs war. So fand ich zufällig südlich von Meiningen an einem Wegkreuz das Wanderschild „Nach Grimmelshausen“. Ich wusste nicht, ob es das Dorf sei, aus dem das Geschlecht derer von Grimmelshausen seinen Anfang genommen hat. Ich fand dort an einem späten Herbstabend keinen Menschen, den ich hätte fragen können. Doch fand ich auf einer Anschlagtafel eine maschinengeschriebene Einladung zur Grimmelshausenrunde in Oberkirch, unterzeichnet von Erich Graf. Ich war also richtig. Er hatte schon die Verbindung zur Gemeinde Grimmelshausen aufgenommen, ohne dass ich es wusste. Seine Besuche dorthin folgten, wie ich später erfuhr.

Er unterstützte mit Leihgaben aus seiner beträchtlichen Bibliothek das Grimmelshausen-Museum in Oberkirch, war früher Gemeinderat der Stadt, später in dessen Kulturausschuss, immer mit Anregungen zur Hand. Die Bürger und der Bürgermeister der Stadt wussten die hier nur angedeuteten Unternehmungen Grafs zu schätzen. Sie ehrten ihn mit dem Wappenteller der Stadt. Im Jahr 2001 wurde er als erster Träger des neugeschaffenen Grimmelshausen-Kulturpreises gewählt, „mit Dank und Anerkennung für das beispielhafte Wirken im Kulturleben unserer Stadt“, wie es in der Festschrift heißt.

Freilich mußte er seit den 1980er Jahren nach einem Schlaganfall beträchtliche Einschränkungen seiner Beweglichkeit hinnehmen. Meistens im Rollstuhl sitzend setzte er so gut es ging seine früheren Unternehmungen fort. Die beständige Fürsorge seiner Frau half ihm dabei.

Erich Graf ist am 18. Juni 2013 gestorben. Seinen Kindern und Enkeln fehlt der Vater. Den Grimmelshausen-Vereinigungen fehlt eine der Leitfiguren. Er möge in Frieden ruhen!

Walter E. Schäfer †

Ein bedeutender Germanist: Prof. Dr. Walter E. Schäfer (29.12.1928–1.1.2014)

Eine große Trauerschar begleitete am 13. Januar 2014 Prof. Walter E. Schäfer auf seinem letzten Gang in Baden-Baden auf den stillen Bergfriedhof in Lichtental. Am Neujahrstag war der Germanist und langjährige Hochschullehrer im Alter von 85 Jahren gestorben. Sein Freund und Kollege, Prof. Wilhelm Kühlmann aus Heidelberg, hielt ihm die Trauer-

rede (s. u.) Darin hob er nicht nur die zahlreichen wissenschaftlichen Werke des begnadeten Autors hervor, der sich vor allem in der oberrheinischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts auskannte wie kein Zweiter. Der blinde Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel (1736–1809) aus Colmar, die literarischen Zeitschriften des 19. Jahrhunderts, die nähere und weitere Umgebung Johann Jakob Grimmelshausens – außerordentlich weit gefasst waren das Wissen und das Interesse Prof. Schäfers, der zudem ein regelmäßiger Autor in wissenschaftlichen Zeitschriften war. Eine letzte Arbeit war ihm leider nicht mehr vergönnt zu vollenden: Sie hatte die Kesselflicker des Elsass' zum Thema, die im Mittelalter eine eigene Gesellschaft bildeten, die unter dem Schutz der Herren von Rappoltstein standen. Der Historische Verein für Mittelbaden zeichnete Prof. Schäfer vor zwei Jahren für sein Lebenswerk mit der Ehrenmitgliedschaft aus. Die Redaktion der „Ortenau“ des Historischen Vereins ist ihm dankbar für seine vielen wertvollen Beiträge, die das kulturelle Leben der Vergangenheit am Oberrhein erhellen. *Martin Ruch*

Walter Ernst Schäfer – Ein Nachruf

Am 1. Januar 2014 verstarb nach einer schweren Herzoperation im Alter von 85 Jahren Prof. Dr. Walter Ernst Schäfer, der Nestor der Oberrheinforschung und Ehrenmitglied der Grimmelshausen-Gesellschaft. Seit geraumer Zeit hatte er mit Krankheiten zu kämpfen, doch bis zum Schluss setzte er die Reihe seiner Beiträge fort, mit denen er so dicht, so sachkundig und so kontinuierlich wie kaum ein Zweiter die Literaturgeschichte des deutschen Südwestens unter Einschluss des alten Elsass erforschte. Er wurde geboren und starb in Karlsruhe, doch sein Herz hing an der Landschaft der Ortenau, zumal an dem Örtchen Nonnenweiher, wo seine Familie einst Fischereirechte und Ländereien jenseits des Rheins besaß. Seit Jahren publizierte er in der „Ortenau“ seine Beiträge mit besonderer Vorliebe.

Das Schicksal meinte es zunächst nicht gut mit ihm. Noch von der Schulbank aus wurde er an die Ostfront geschickt, im April 1945 bei den Kämpfen vor Berlin schwer verwundet und verlor einen Arm. Seine scharf geschnittene politische Haltung als Pazifist und Rüstungsgegner hatte mit diesen Erfahrungen zu tun, wohl auch seine Hinwendung zur Satire als Genre der sozialen Kritik. Nach dem Abitur studierte er in Bonn Germanistik, Romanistik und Geschichte, unterbrochen durch ein unvergessliches Stipendium in Aix-en-Provence, in einer Landschaft, in die er später noch einmal als stellvertretender Leiter des Goethe-Instituts von Marseille (1962–1964) zurückkehrte. Frankophil blieb er sein Leben lang. Bei Günther Weydt promovierte er sich 1957 mit einer Dissertation über Grimmelshausens heroisch-galante Romane. Bis 1966 wirkte er als Gymnasiallehrer, dann an der Universität Freiburg/Breisgau und nahm 1973 einen Ruf auf eine Professur an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd an.

Nach der Pensionierung zog es ihn, den „Alt Badener“, wieder nach Westen, nach Baden. Auch nach der Dissertation blieben Grimmelshausen, Moscherosch, die Straßburger Tannengesellschaft, insgesamt die Sozial- und Kulturgeschichte des Oberrheins Domänen seiner For-

schung, dies mitunter auch im Ausgriff auf die Literatur des 18. und frühen 19. Jahrhunderts (Pfeffel und Hebel z.B.). Jeder Grimmelshausenforscher benutzt mit Gewinn weiterhin seine große Abhandlung über die satirischen Titelkupfer (1972) und seine Beiträge in den „Simpliciana“, darunter den Sammelband über „Grimmelshausen in seiner regionalen Umwelt“ (2003). Moscherosch widmete er eine meisterhafte Biografie (1982), später auch dessen Bruder Quirin Moscherosch (2005), ferner Studien, die zum Teil in dem Sammelband „Literatur im Elsaß“ (zus. mit W. Kühlmann 2001) erschienen sind und seine Bücher über „Moral und Satire am Oberrhein“ (1992) oder über die satirischen Schriften Wolfhart Spangenberg (1998) ergänzen. Mit Kühlmann gab er die große Rompler-Ausgabe (1988) heraus, hatte mit ihm vorher schon ein Buch über die frühbarocke Straßburger Stadtkultur (1983) publiziert. Immer wieder gelang es ihm, auch das breite, zumal das regionale Publikum für seine Themen und Erkenntnisse zu gewinnen. Dem diente zum Beispiel auch die sprachlich modernisierte Ausgabe von Moscheroschs Gesicht „Soldatenleben“ mit dem Titel „Unter Räubern“ (1996). Zum 65. Geburtstag erschien eine Festschrift, die seine bis dato gedruckten Arbeiten verzeichnet. Die Wissenschaft verliert in ihm einen großen, doch bescheiden-skeptischen Gelehrten, dem aller mittlerweile gängige akademische Rummel zutiefst zuwider war.

Wilhelm Kühlmann

Zum Tode von Diplomingenieur und Stadtoberbaurat i. R. Erwin Steurer, Lahr (1920–2014)

Der ehemalige Lahrer Diplomingenieur, Stadtoberbaurat und langjährige Obmann der ehemaligen Mitgliedergruppe Lahr des Historischen Vereins Mittelbaden Erwin Steurer verstarb im Alter von 93 Jahren.

Erwin Steurer war vom November 1949 bis zu seinem Ruhestand im Januar 1984 bei der Stadtverwaltung Lahr zuerst auf dem Stadtbauamt und später in der Leitung des Stadtplanungsamtes beschäftigt. Er war ein bedeutender und umsichtiger Stadtplaner und Denkmalpfleger. Besonders in der Dienstzeit unter Altbürgermeister Dr. Philipp Brucker konnte er über die Stadtplanung, den Flächennutzungsplan von 1955 und viele Bebauungspläne die Entwicklung der Stadt prägen. Besonders die Lahrer Altstadtanierung der Jahre ab 1959 trug seine Handschrift. Er konnte hierdurch der Stadt seinen Stempel als Planer und Denkmalpfleger aufdrücken.

Die Liebe zur Heimatgeschichte bekam Erwin Steurer von seinem Vater Gymnasialprofessor Dr. Hermann Steurer in die Wiege gelegt. Dr. Hermann Steurer war ab 1919 Obmann der Mitgliedergruppe in Lahr und führte als 2. Vorsitzender des Gesamtvereines die Geschäfte während des Zweiten Weltkrieges. Nach dem Ableben seines Vaters im Jahre 1955 übernahm Erwin Steurer die Geschäfte der Mitgliedergruppe Lahr. Von 1957 bis zum Jahre 1964 war er selbst Obmann und Vorsitzender



Erwin Steurer konnte noch im Jahre 2012 für seine über 57 Jahre Mitarbeit und Treue für den Historischen Verein Mittelbaden eine Dankesurkunde in Empfang nehmen. Die Urkunde wurde vom 1. Vorsitzenden Thorsten Mietzner und dem Vorstandsmitglied Ekkehard Klem der Regionalgruppe Geroldsecker Land überreicht.

der Mitgliedergruppe Lahr. Im Jahre 1981 wurde er in den Beirat des Gesamtvorstandes des Historischen Verein für Mittelbaden berufen.

Im Jahr 2004 beendigte er im Alter von 84 Jahren seine aktive Tätigkeit als Rechner. Viele Jahre lang überbrachte er den Vereinsmitgliedern persönlich den Jahresband „Die Ortenau“.

Am 18. Juni 2012 erhielt der Verstorbene im Namen der Vorstandschaft des Historischen Vereins für Mittelbaden – Regionalgruppe Geroldsecker Land e.V. eine Dankesurkunde für 57 Jahre aktive Vereinsmitarbeit. Erster Vorsitzender der Regionalgruppe, Thorsten Mietzner, konnte bei der Ehrung bestätigen, dass er das Geschichtsbewusstsein in der Stadt Lahr geprägt habe.

Im März 2014 nahm auf dem Lahrer Bergfriedhof eine große Trauergemeinde von Erwin Steurer Abschied.

Ekkehard Klem

Berichte der Mitgliedergruppen

Achern

Die Arbeit des Jahres 2012 unter dem Themenschwerpunkt

„Zur Geschichte der alten Ortenau und des 900 Jahre jungen Baden“ sollte verdeutlichen, wie zum einen aus einer ehemals fränkischen Gaugrafschaft sich ein territorialer Flickenteppich verschiedener Herrschaften, Reichsstädte, Konfessionen, Dialekte, Traditionen und sonstiger Einflussgrößen entwickelte, zum anderen, wie „Räume und Grenzen ein Grundphänomen historischer Arbeit“ sind. Die Aufmerksamkeit galt der Ortenau als historischem Raum. Angebote zur Geschichte des 2012 Jubiläum feiernden Baden (Baden-Württemberg beging 2012 seinen 60. Geburtstag) rundeten das Angebots- bzw. Veranstaltungsspektrum ab:

Dienstag, 31. Januar 2012

Geburtstagsfeier der Mitgliedergruppe Achern im Festsaal der Illenau

90 Jahre Historischer Verein Achern

mit Festvortrag von Dr. Kurt Hochstuhl, Leiter des Staatsarchivs Freiburg, zum Thema: „Zur Rolle der Geschichtsvereine im 21. Jahrhundert.“

Der Vortrag beleuchtete die Grundlagen der Geschichtsvereine, ihr Selbstverständnis, ihre Aufgaben und Ziele in der Zukunft. Welche Folgen und Konsequenzen ergeben sich z. B. aus der „medialen Revolution“, wie ist „Wissenschaftlichkeit“ zu interpretieren, wie werden organisatorische Fragen nach Aufbau, Gliederung und Struktur der Vereinsarbeit zu beantworten sein? Vor dem Hintergrund der 90-jährigen Geschichte – die Acherner Mitgliedergruppe wurde exakt am 31.1.1922 im Festsaal der Illenau gegründet – wurde versucht, die Zukunft gedanklich zu durchdringen. In Anknüpfung an dieselbe Thematik zuvor beim Hauptverein wurden Gedanken entwickelt, anhand derer die Geschichtsvereine auch im gesellschaftlichen Leben der Zukunft mittels einer anforderungsgerecht gestalteten Geschichtsarbeit ein unverwechselbares Profil entwickeln können.

Donnerstag, 1. März 2012

Vortrag von Dr. Ewald Hall, March

„Mosaiksteine zur Geschichte der Ortenau: Was Gewässernamen, Orts- und Flurnamen über die Geschichte einer Landschaft aussagen“

Dr. Hall, Leiter der Fachgruppe Flurnamen und Mundart, spürte den Namensursprüngen der frühen Geschichte der Ortenau nach und zeigte auf, wie Bevölkerungsdruck und Bevölkerungswanderungen, die friedliche oder kriegerische Vermischung einheimischer mit eingewanderten Völkergruppen die Landschaft, ihre Besiedlungsgeschichte und weitere Entwicklung bestimmten. Vorrömisch-keltische, romanische und germanische Namensreste und Namensursprünge geben höchst aufschlussreiche Einblicke in die Geschichte der historischen Region „Ortenau“.

Nach dem Vortrag Mitgliederversammlung, mit Regularien und Beschlüssen zur Vereinsroutine, auch der Wiederwahl des bisherigen Vorstandes für weitere drei Jahre. Nach Ablauf dieses Zeitraumes wird der Vorstand nicht mehr für diese Aufgaben zur Verfügung stehen, weshalb der Verein aufgerufen ist, eine Nachfolgeregelung vorzubereiten.

Donnerstag, 22. März 2012

Vortrag von Dr. Heiko Wagner, Kirchzarten

„Frühe Besiedlung im Schwarzwald und in der Ortenau“

Dr. Heiko Wagner, gleichermaßen erfahrener wie findiger Archäologe, konnte mittels der bei umfangreichen Flurbegehungen und weiteren archäologischen Forschungen gefundenen und damit vor dem endgültigen Verlust geretteten sichtbaren Belege Neues zur frühen Besiedlung des Schwarzwaldes und der Ortenau berichten, vor allem zu römischer und frühmittelalterlicher Zeit. Ein Vortrag, der mit dem von Dr. Hall über Namens- und Sprachursprünge korrespondierte und die frühen Besiedlungsprozesse der Ortenau erhellte.

Donnerstag, 26. April 2012

Vortrag von Johannes Mühlan, Sasbach

„König – Dame – Türme: Burgen der Ortenau im Schachspiel der Macht“

Im Gebiet der historischen Gaugrafschaft „Mortenua“ sind nicht nur weit über 100 Burgen, Schlösser, Ruinen und Burgstellen von historischem Aussagewert zu finden, sondern auch bedeutende Einzelanlagen, die für landes- und gesellschaftspolitische Zusammenhänge exemplarisch sind. In dem durch Karten, Bilder und Pläne unterlegten Vortrag wurden Burgen und Schlösser in ihrem historischen Kontext als Kristallisationspunkte mittelalterlicher Herrschaftsgeschichte vorgestellt, an denen sich historisch-politische und soziale Verhältnisse sowie landesgeschichtliche Entwicklungen deutlich machen lassen.

Mittwoch, 13. Juni 2012

Studienfahrt zu historischen Orten im Kinzigtal

„Städte, Klöster, Kirchen: Ortenauer Geschichte in Modellbeispielen“

Die Geschichte der Ortenau ist immer auch die Geschichte ihrer Teilgesellschaften, Herrschaften, Städte, Klöster und der Menschen. Dieser nachzuspüren und an exemplarischen Beispielen aus der jeweiligen Teilgeschichte die Ortenauer Geschichte zu erschließen, war Ziel dieser Studienfahrt, die unter sachkundiger Führung vor Ort ins historische Städtchen Gengenbach, in die sehr frühe Pfarreiründung Hausach-Dorf und an den Ort des ehemaligen Klosters Wittichen führte – im Blick auf die „Gesamtgeschichte“ der historischen „Mortenua“.

Donnerstag, 5. Juli 2012

Vortrag/Lesung von Annette Borchardt-Wenzel, Karlsruhe

„900 Jahre Baden – Streifzüge durch die Geschichte“

Baden feierte 2012 die 900. Wiederkehr seiner ersten bekannten Erwähnung. 1112 ist ein „marchio de Baduon“, Markgraf von Baden, der sich

nach seiner Burg Hohenbaden benannt hatte, in einer Urkunde genannt. 1112 lässt man folglich die eigentliche Geschichte des Landes Baden beginnen. Annette Borchardt-Wenzel, Historikerin und Redaktionsleiterin, trug ausgewählte Abschnitte aus ihrer „Kleinen Geschichte Badens“ vor und gab damit einen konzentrierten Überblick über wesentliche Entwicklungsphasen badischer Geschichte.

Mittwoch, 18. Juli 2012

Kleine Studienfahrt nach Karlsruhe und Baden-Baden, mit Führung im Landesmuseum Karlsruhe und auf Burg Hohenbaden

„BADEN 900 JAHRE: Geschichten eines Landes“

In der Landesausstellung im Karlsruher Schloss war u. a. die genannte prächtige Urkunde aus dem Jahr 1112 zu sehen, ausgestellt von Kaiser Heinrich V., dessen Siegel auf der Urkunde erhalten ist. Im Urkundentext ist zu lesen: „Hermann marchionis de baduon“. Dieser Markgraf Hermann wird hier zum ersten Mal als „de baduon“, also „von Baden“ bezeichnet, denn er hatte kurz zuvor seinen Wohn- und Herrschaftssitz auf der Burg Hohenbaden genommen. Die Ausstellung bot einen Gang durch die Geschichte Badens vom zersplitterten Herrschaftsgebiet des Mittelalters über die liberalen Tendenzen im Großherzogtum bis hin zum Landesteil des heutigen Baden-Württemberg. Ein Besuch der „Stammburg“ Hohenbaden mit Erläuterung ihrer Bau- und Herrschaftsgeschichte, der Anfänge um 1100, rundete den Geschichtsnachmittag ab.

Donnerstag, 20. September 2012

Vortrag von Dr. Kurt Andermann, Stutensee

„Ein Haus mit einem steinernen Fuß und einem hohen Ziegeldach – Architektur zwischen Nicht-Adel und Adel“

Adel ist nicht vom Himmel gefallen. Das Mittelalter und die frühe Neuzeit kannten vielfältige soziale Aufstiegsprozesse, in deren Verlauf sich der Ritter- bzw. Niederadel herausbildete. Sozialer Aufstieg und Etablierung im Adel lässt sich heute nicht nur anhand von erhaltenen Urkunden nachzeichnen, sondern auch an Bauformen und archäologischen Befunden veranschaulichen – weniger an den großen „Ritterburgen“ als vielmehr an den vielen kleineren Adelssitzen, wie sie in oder bei Dörfern und Städten, auch in der Ortenau, noch heute zahlreich bekannt sind. Anhand von Beispielen aus dem Südwesten spürte der Vortrag solchen Bauten im Übergang vom Haus zum Schloss nach.

Donnerstag, 18. Oktober 2012

Vortrag von Wolfgang Schultze, Achern

„Historische Ereignisse der Ortenau in Sagen und Mythen“

Die Ortenau als zusammenhängend gesehene Kulturlandschaft hütet einen reichen Schatz alten Sagengutes, der sowohl von einem vielfältig verzweigten Volksglauben kündet, wie auch Auskunft gibt über alte historische Ereignisse und Entwicklungen. In seinem Vortrag, einer Art „literarisch-historischer Spurensuche“, spürte der Sagen- und Märchen-

kenner Wolfgang Schultze dem „Nachklang der Geschichte“ in Sagen und Mythen nach und erläuterte, auf welche Ursprünge die „Erzähl- und Überlieferungsgattung Sage“ zurückgeht und wie in ihr bewahrte geschichtliche Ereignisse der Ortenau dargestellt worden sind.

Dienstag, 13. November 2012

Vortrag von Prof. Dr. Hans W. Hubert, Universität Freiburg

„Der Freiburger Münsterturm. – Überlegungen zum Stein, zu Erwin von Steinbach und zu Harfensaiten“

Zu den berühmtesten Türmen der Bau- und Kunstgeschichte zählt der Freiburger Münsterturm, einst „das erste große Turmprojekt des Reiches“ in der Gotik. Doch wer hat den genialen Turm mit dem konstruktiv wie gestalterisch so spektakulären „entmaterialisierten“ Maßwerkhelm, für den es keine Vorbilder gab, entworfen? Welcher Baumeister hat den kühnen Wurf gewagt (die mutige Bauherrschaft nicht zu vergessen) und: Sind Beziehungen zu Straßburg und der dortigen Bauhütte denkbar? War evtl. der bereits zum Mythos gewordene „Meister Erwin“ (von Steinbach) in diesem Planungsprozess tonangebend? Fragen über Fragen, die Prof. Dr. Hubert, Direktor des Kunstgeschichtlichen Instituts der Universität Freiburg, anhand des Forschungsstandes anschaulich darstellte.

Auf Wissenschaftlichkeit in der Behandlung der Themen wurde auch in diesem Programm grundsätzlich Wert gelegt. Ausgewiesene Fachleute als Referenten garantierten qualitätsvolle und inhaltsreiche Vorträge und Fahrten. Neben den Mitgliedern des Vereins waren durch die öffentliche Ankündigung der Veranstaltungen stets auch interessierte Gäste eingeladen.

Zusätzlich zur Durchführung der Veranstaltungen des Jahresprogramms engagierte sich der Verein im Berichtsjahr auch umfangreich in der Unterstützung historischer Recherche- und Forschungsarbeiten sowie in örtlichen, dem Gemeininteresse dienenden Initiativen (Stadtarchitektur, Mahnmahl für NS-Gewaltopfer), auch mit historischen Vorträgen und Führungen.

Historischer Verein Achern, 2013

Nach der Behandlung mittelalterlicher Themenbereiche in den vergangenen Jahren, der Stadt- und Wirtschaftsgeschichte, der Geschichte des Elsass und der Ortenau und Badens, stand das Arbeitsjahr 2013 unter dem Schwerpunktthema

„Hitlers Schatten über Achern:

Nationalsozialistische Herrschaft, Krieg und Nachkriegszeit in Achern und am Oberrhein“.

Die Erinnerung an jene unsägliche Zeit und die Geschichtserfahrung bewusst zu halten, ist eine Daueraufgabe, der alle, vornehmlich die Geschichtsvereine, verpflichtet sind.

Donnerstag, 24. Januar 2013

Vortrag von Dr. Heinrich Schwendemann, Historisches Seminar der Universität Freiburg

„Nationalsozialistische Herrschaft: Verführung und Vernichtung“

Dargestellt wurden die Aspekte der Attraktivität des Nationalsozialismus für viele Deutsche über Jahre hinweg sowie die Eskalation der Gewalt hin zu einem umfassenden und systematischen Vernichtungsprozess.

Mit diesem Vortrag zu grundsätzlichen Entwicklungen im NS-Staat wurde nicht nur die Jahresarbeit unseres Vereins, sondern auch das am 27. Januar zu begehende erste Acherner „Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“ (Patienten der Acherner Illenau) eröffnet.

Donnerstag, 21. Febr. 2013

Vortrag von Realschulrektor Friedrich Peter

„Zeitenwechsel – Die Machtergreifung in Achern“

Zum 50. Jahrestag der Kapitulation hatte Acherns damaliger Oberbürgermeister Reinhart Köstlin Zusammenhänge des 8. Mai 1945 mit der Machtergreifung 1933 betont: *„Damals wurden die Weichen gestellt für den Völkermord an den Juden, der in der Geschichte beispielloser ist. ... Hass und Gewalt als offizielle Staatsdoktrin nahmen 1933 ihren Anfang. Auch das ist unsere Vergangenheit, deren Folgen bis heute nachwirken.“* Realschulrektor Friedrich Peter, als engagierter Fachmann zu diesen Themenbereichen und durch seine Projekte in der pädagogischen Arbeit der Realschule Achern bekannt, stellte die Ereignisse um die Machtergreifung in Analyse und Interpretation anhand der Dokumente dar.

Nach dem Vortrag: Mitgliederversammlung zum Jahr 2012, mit einhelligen Beschlussfassungen.

Dienstag, 19. März 2013

Ganztagesfahrt nach Stuttgart zur Ausstellung

„Anständig gehandelt – Widerstand und Volksgemeinschaft 1933–1945“

Die große Mehrheit der Deutschen behauptete nach dem Ende der NS-Diktatur, „anständig gehandelt“ zu haben. Widerstand leistete zwischen 1933 und 1945 tatsächlich aber nur eine kleine Minderheit. Die Ausstellung zeigt am Beispiel konkreter Aktionen, wie sich Einzelne und Gruppen im Kleinen und Großen gegen den Nationalsozialismus zur Wehr setzten. Zugleich beleuchtete sie die Ausgrenzung der Widerstandskämpfer durch die „Volksgemeinschaft“ und die Verfolgung durch das Terrorregime und fragte, unter welchen Voraussetzungen Widerstand eigentlich möglich und geboten war.

Auf der Rückfahrt wurden das „Schleglerschloss“ in Heimsheim und die Magdalenenkirche in Tiefenbronn besucht, jeweils mit sachkundiger Führung und thematischer Einbettung in die Vereinsarbeit der jüngeren Zeit.

Donnerstag, 25. April 2013*Vortrag von Stadtarchivarin Andrea Rumpf***„Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau im sogen. ‚Dritten Reich‘ und deren Auflösung 1940: Von der Zwangssterilisation zur Euthanasie“**

Das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ von 1933 brachte grundlegende Einschnitte in das in Acherns Illenau seit Anbeginn herrschende Konzept humaner Krankenbehandlung. Auch der damalige Direktor Dr. Hans Roemer war Befürworter des Sterilisationsgesetzes. Die Illenau wurde zu einem Zentrum nationalsozialistischer Sterilisationspolitik. Stadtarchivarin Andrea Rumpf trug anhand der Urkundensammlung vor, wie ab 1939 durch die NS-Regierung neben den Kriegsvorbereitungen auch die „Liquidierung“ Geisteskranker eingeleitet wurde. Trotz Ablehnung durch Dr. Roemer transportierte man aus der Illenau Patienten nach Grafeneck, um sie dort durch Vergasung zu ermorden – bis zur Schließung der Illenau am 19. Dezember 1940.

Freitag, 7. Juni 2013*Studienfahrt ins Elsass nach Natzweiler***„Vernichtung durch Arbeit“**

Das KZ Natzweiler war bedeutender Teil des vom NS-Regime errichteten KZ-Systems. In diesen Lagern „betrieben Henker, Bewacher und Schreibtischtäter im Namen einer Ideologie die systematische „Entmenschlichung“ und Vernichtung ihrer Opfer. 1941 im annektierten Elsass auf dem Gelände des Struthof errichtet, wurden vom Arbeits-KZ Natzweiler aus die dort entdeckten Vorkommen roten Granits für die Repräsentationsbauten des Hitler-Regimes ausgebeutet. Ab 1942 wurde das KZ von der Gestapo auch als Exekutionsstätte für von einer Willkürjustiz Verurteilte aus dem Elsass, Baden und Württemberg genutzt. 52000 Deportierte haben im Lagerkomplex Natzweiler mit seinen zahlreichen Außenkommandos Sklavenarbeit, Willkür, Gewalt, Folter und teils den Tod erlitten. Die Besuchergruppe erfuhr von deren Kampf ums Überleben und um die Bewahrung von Menschenwürde.

Auf der Rückfahrt wurde noch die bedeutende Kirche in Niederhaslach – mit fachlicher Führung – besichtigt, thematisch an die baugeschichtlichen Vorträge über die Münster in Straßburg und Freiburg anknüpfend.

Donnerstag, 20. Juni 2013*Vortrag von Prof. Dr. Jürgen Heizmann, Université de Montréal***„Südtirol zwischen Nationalsozialismus und Italo-Faschismus: Die Wiederkehr der Geschichte in der Literatur“**

Südtirols Politik und Schicksal zur Zeit der NS-Herrschaft ist mit Achern durch die ab Oktober 1940 in der Illenau untergebrachte „Reichsschule für Volksdeutsche“ verbunden, in der Mädchen aus Südtirol, deren Familien sich in der „Option für Deutschland“ zur

Umsiedlung bekannt hatten, zum Leben im Deutschen Reich ausgebildet werden sollten. Wie die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und der noch viele Jahre nachwirkenden Spaltung der Südtiroler Gesellschaft sich in der Literatur Südtirols niederschlug, war Gegenstand des Vortrages.

Donnerstag, 18. Juli 2013

Vortrag von Michael Karle, Ach.-Fautenbach

„Zeitzeugen erinnern sich: Was Acherner Zeitzeugen zur Kriegs- und Nachkriegszeit aussagen“

Bei aller Notwendigkeit, erinnerte Erzählungen besonders streng historisch-kritisch zu betrachten, sind persönliches Erleben und Empfinden als „historische Quelle“ gerade für das Einschätzen von Wahrnehmungen politischer Entwicklungen im örtlichen und familiären Bereich unverzichtbar. Es hilft, das historische Gesamtbild zu komplettieren. Acherner Zeitzeugen hatten sich an jene schweren Zeiten erinnert, Michael Karle, Fragesteller, Zuhörer und Chronist, berichtete eindrucksvoll über das Erzählte.

Donnerstag, 10. Oktober 2013

Vortrag von Dr. Hermann Weber, Offenburg

„Historische Anmerkungen zu 175 Jahren Wirtschafts- und Finanzgeschichte“

Das Wirtschaftsleben der Ortenau wird seit gut zwei Jahrhunderten von einer großen Vielfalt geprägt. Zusammenhänge und enge gegenseitige Verbindungen bestehen seit jeher zwischen Wirtschaft, Gewerbe und örtlich-regionalen Banken. Wie diese fein ausdifferenzierten Zusammenhänge eine aktive Wirtschaftsentwicklung ermöglichen und damit eine regionale Prosperität und Kontinuität gewährleisten, wird ebenso Thema sein wie die Frage, in welcher Weise sich Wirtschaft und Bankenwelt gegenüber der nationalsozialistischen Herrschaft verhalten haben. Der Referent, langjähriger Vorstandsvorsitzender der Sparkasse Offenburg-Ortenau, wird das Thema Wirtschaft und Finanzen nicht nur historisch angehen, sondern durch Aufzeigen von Gesetzmäßigkeiten und Parallelen auch aktuelle Bezüge herstellen.

Donnerstag, 14. November 2013

Vortrag von Dr. Jutta Klug-Treppe, Denkmalpflege Reg.-Präs. Freiburg

„Siedlungsspuren aus Römerzeit und Mittelalter in Achern“

Die Römer allerorten, auch in Achern. Neben der Straßen- und Flurbezeichnung „Am Römerhof“ belegten Funde aus der Zeit vor und aus Baumaßnahmen nach dem Zweiten Weltkrieg bereits einen römischen Gutshof in Achern. In 2012 hat eine infolge einer Baumaßnahme durchgeführte archäologische Grabung jedoch zu neuen Erkenntnissen, auch über Siedlungsspuren aus dem frühen Mittelalter, geführt, die

von der Leiterin der Grabung der Acherner Bevölkerung vorgestellt wurde.

Donnerstag, 28. November 2013

Vortrag von Dr. Kurt Hochstuhl, Leiter des Staatsarchivs Freiburg

„Die ‚Weißwaschfabrik‘ – Entnazifizierung in Südbaden“

Der Vortrag befasste sich mit dem eigenständigen Entnazifizierungsansatz der Franzosen in ihrer Besatzungszone und ging den Gründen für das Scheitern dieser „Reinigungsbemühungen“ nach. Grundlage waren Dokumente und Akten, die sowohl das Bemühen um eine juristische Aufarbeitung des NS-Unrechtsregimes zeigten als auch die vielschichtigen Argumentationsstrategien der Menschen, mit denen sie ihre Handlungen während des Dritten Reiches zu rechtfertigen versuchten.

Die Thematik der NS-Gewaltherrschaft mit den Veranstaltungsangeboten fand unerwartet große Resonanz, die Besucherzahlen lagen erheblich über dem sonst Üblichen. Auch die Presse berichtete jeweils ausführlich und sehr sachbezogen, wodurch das Ziel unseres Vereins, diese Zeit und das Geschehene im Bewusstsein zu halten und historisch-kritisch aufzuarbeiten, sehr unterstützt wurde.

Neben der Durchführung der Veranstaltungen des Jahresprogramms engagiert sich der Verein, wie in den Vorjahren, auch recht umfangreich in der Unterstützung historischer Recherche- und Forschungsarbeiten sowie in örtlichen, dem Gemeinwohl dienenden Initiativen, bei historischen Vorträgen und Führungen und in der Initiative zur Errichtung eines Mahnmals für die Opfer der NS-Gewaltherrschaft in Achern.

Auch die Herausgabe der „*Acherner Vorträge, Texte und Dokumentationen*“ wurde fortgesetzt. Diese vereinsinterne Reihe stellt Interessierten die Vortragstexte und sonstige Arbeiten und Materialien zu historischen Themen zur Verfügung.

Verstärkt wurde im örtlichen Bereich darauf hingewirkt, zu einer zukunftsorientierten Zusammenarbeit der Geschichts-, Museums- und Heimatvereine der Großen Kreisstadt und zur Erarbeitung eines Museumskonzeptes zu kommen.

Johannes Mühlhan

Appenweier

Das Jahr begann für die Mitglieder am Samstag, den 13. April 2013 mit einer Exkursion zur Burg Hohengeroldseck. Dabei sollte nach der Besichtigung des Ortenberger Schlosses im letzten Jahr eine weitere Burg der engeren Heimat besucht werden. Nach einem kurzen Anstieg wurde die Gruppe vom Vorsitzenden der Mitgliedergruppe Biberach, Herrn Josef Ringwald, herzlich begrüßt und mit einem erfrischenden Trunk auf der Burg willkommen geheißen. Anschließend führte Herr Ringwald die Gruppe durch die bestens restaurierte Burgruine. Sein Bericht über die dabei gesammelten Erfahrungen und seine Sachkenntnis ließen die Führung zu einem Erlebnis werden.



Hohengeroldseck



Das Innere der Burgruine

Ein weiterer Höhepunkt für die Mitgliedergruppe bildete die Sommerexkursion in die Pfalz. Ziel der Fahrt war zunächst das Schuhparadies in Hauenstein. Im Rahmen einer fachkundigen Führung besichtigten die Teilnehmer das weltweit einzigartige „Deutsche Schuhmuseum“. Das in einer ehemaligen Schuhfabrik eingerichtete Museum bietet eine faszinierende Ausstellung des Kulturgutes „Schuhe“ aus allen Jahrhunderten und Erdteilen. Aufgrund der noch vorhandenen Maschinen lassen sich der historische Werdegang und die technische Entwicklung der Schuhherstellung bis ins Detail nachvollziehen. Anhand von ausführlichen Erläuterungen und Bildern auf Schautafeln wurde das Zusammenspiel der Materie „Schuhe“ mit der Zeit- und Sozialgeschichte verdeutlicht. Die Einbindung der sozialen und wirtschaftlichen Lebensumstände von ganzen Generationen ließ bei den Teilnehmern Erinnerungen an die eigene Lebensgeschichte wach werden. – Beeindruckend war außerdem die Prominenten-Schuhsammlung zeitgeschichtlicher Persönlichkeiten, darunter die roten Schuhe des inzwischen emeritierten Papstes Benedikt XVI., Schuhe von Helmut Kohl und anderen berühmten Personen.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen im Rittersaal der Burg „Berwartstein“ besuchte die Gruppe – ebenfalls im Rahmen einer Führung – die Burg. Hier ließ sich das Mittelalter hautnah erleben: Der Rundgang führte durch Folterkammern und geheime Gänge. Der Burgaufstieg in Form einer senkrechten Höhle machte die Burg in früheren Zeiten uneinnehmbar.

Abschließend führte die Fahrt nach Bad Bergzabern mit seinem historischen Stadtbild, u. a. dem Stadtschloss und dem schönsten Renaissancebau im Südwesten, dem Gasthaus „Zum Engel“.

Die geplante Herbstexkursion „Auf den Spuren der Glasbläser“ ins Krumme Elsass musste wegen Erkrankung der Organisatoren ins Frühjahr 2014 verschoben werden.

Karl-Rolf Gissler



Die Teilnehmer vor dem Stadtschloss in Bad Bergzabern

Bad Peterstal-Griesbach

Die Ortsgruppe Peterstal-Griesbach (11 Mitglieder) hat nach dem altersbedingten Ausscheiden von Siegfried Spinner seit 2013 keinen Vorsitzenden mehr und wird vorerst vom Hauptverein geführt und von der Mitgliedergruppe Oppenau mitbetreut.

Bühl

Vorträge

7. März: *Hildegard von Bingen*. Vortrag von Ulrike Hartmann.
 25. April: *Frauen im Hause Baden*. Annette Borchardt-Wenzel.
 13. Juni: *Alemannischer Dialekt*. Dr. Renate Schrambke.
 16. Mai: *Schule im Dritten Reich, Aspekte der Bühler Schulgeschichte*. Suso Gartner.

Exkursionen

14. September: *Geheimnisvolle Orte und Orte der Trauer*. Exkursion in und um Bühl. Leitung Suso Gartner.
 21. November: Besuch der Ausstellung: „*Die Wittelsbacher am Rhein*“ zusammen mit dem Schwarzwaldverein unter der Leitung von Frau Hille Dold.

Sicherung und Präsentation der Funde nach dem Abriss des ehemaligen „Goldenen Kreuz“ in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt: Dr. Folke Damminger, Ute Matt, Detlef Franz, Roland Schindler, Kurt Weingand, Suso Gartner.

Ausstellung im Stadtmuseum

Schule im Dritten Reich. Suso Gartner und Stadtgeschichtliches Institut.
Videoaufnahme: Zeitzeuginnen (Gretel Aschoff, Gerda Kohler, Leonie Vogt) berichten über den Synagogenbrand in Bühl und ihre Erlebnisse in der Nazi-Zeit. Kamera und Schnitt Peter Haury. Eine Dokumentation von Suso Gartner.

Der **Burgstadel Bärenstein** unterhalb des „Sand“ war eine kleine seit dem 13. Jh. belegte Burg, von der heute nur noch wenige Überreste zeugen. Der zugehörige hochaufragende Felsblock, von dem man eine Aussicht bis ins Elsass hatte, war durch eine inzwischen teilweise zerstörte Granittreppe zugänglich gemacht worden. Seit langem bemüht sich der Historische Verein um eine Wiederherstellung der Steintreppe. Zahlreiche Begehungen und Artikel haben dieses kleine Denkmal im Bühler Stadtwald den zuständigen Stellen vor Augen geführt. Bleibt zu hoffen, dass durch städtische oder private Hilfe dieses Zeugnis aus der Vergangenheit wieder zugänglich gemacht wird.

Bei drei Stammtischen des Vereins in der „Alten Post“ konnten Mitglieder und Gäste ihre Anliegen und Vorschläge einbringen. Am 18.

April berichtete dort Detlef Franz über die Funde beim ehemaligen „Goldenen Kreuz“.

Das Haus, in dem sich der Vortragsraum und ein kleines vom Historischen Verein genutztes Büro in der ehemaligen Hindenburgstraße 1, nach der Umbenennung Herbert-Odenheimer-Straße 1, befand, wurde vom Eigentümer verkauft.

Von der Kündigung dieser Räume erfuhr der Historischen Verein als Untermieter der Stadt Bühl durch die Presse. Vorschläge des HV Bühl, andere Nutzungsräume in zentraler Nähe bereitzustellen, lehnten die Verantwortlichen der Stadt Bühl ab.

Am 14. November wurden nach einem Vortrag von Suso Gartner „Ein Streifzug durch die Geschichte von Bühl und Umgebung“ in der Jahresversammlung die fälligen Neuwahlen durchgeführt: 1. Vorsitzender Siegfried Eith, Stellvertreter Kurt Weingand, Kassenführerin Patricia Hemmer.

Der scheidende 1. Vorsitzende Suso Gartner überreichte kleine Präsente und bedankte sich bei den aktiven Mitgliedern des Vereins, darunter vor allem bei Frau Hille Dold für die gute Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein.

Anschließend würdigte der Präsident des Hauptvereins Klaus Kaufmann die langjährige Arbeit des scheidenden Vorsitzenden Suso Gartner. Der Verein ernannte ihn zum Ehrenmitglied und überreichte ein Weinpräsent. *Suso Gartner*

Ettenheim

Jahresbericht 2012 und 2013

2012: Am 27. Juli 2012 konnte Bernhard Uttenweiler eine im Vorjahr erworbene Pergamenturkunde von 1544 mit Siegel an die Stadt übergeben. Die Urkunde war von einem Auktionshaus in Leipzig angeboten worden und wurde nach Absprache mit Bürgermeister Bruno Metz günstig ersteigert. Es geht um den Verkauf von zwei Zinsbriefen durch einen Heyttmann Schnerr, Bürger zu Ettenheim, und seiner Frau Margarecht an Junker Florian von Furdenhaim. Der Verkauf wurde vom Ettenheimer Schultheis Wolff Spiessen mit Unterschrift und Siegel der Stadt bestätigt. Die Transkription der auf Deutsch abgefassten Urkunde wurde von Dr. Franz Michael Hecht und Thomas Kölbl M.A. vorgenommen und befindet sich jetzt im Museum. Eine Reproduktion wird demnächst in die Ettenheimer Datenbank von Dr. Jörg Sieger aufgenommen.

Aus Anlass des 150. Geburtstages von Benedikt Schwarz wurde am 30. Juli in einer kleinen Feier an den in Münchweier geborenen Oberlehrer und Heimatforscher erinnert. Das Ehepaar Ruth und Bernhard Enderle, Verwandte von Benedikt Schwarz, hießen die Gäste, zu denen auch Adolf Zanger, ein weiterer Verwandter, gehörte, im Geburtshaus des Historikers mit einem Glas Sekt willkommen. Anschließend berich-

tete Bernhard Uttenweiler aus dem Leben von Benedikt Schwarz und würdigte dessen umfangreiche Forschertätigkeit. An der Feier im Museumsraum des Rathauses, zu der Ortsvorsteherin Charlotte Götz eingeladen hatte, nahmen auch Bürgermeister Bruno Metz, die Ortsvorsteher Bernhard Göppert von Ettenheimmünster und Manfred Schöpf von Wallburg und die Ortschaftsräte Annette Hog, Thomas Feger und Peter Küntzler teil. Außerdem waren Klaus Keller und Dr. Karl-Heinz Debacher, die an der Vorbereitung des Buches mit den Veröffentlichungen von Benedikt Schwarz beteiligt waren, anwesend.

Am 16. November konnten im Pfarrsaal in Münchweiler die „Aufsätze zur Geschichte der Abtei Ettenheimmünster, des Klosterdorfes Münchweiler und des ehemals freiherrlich Böcklinschen Dorfes Rust“ von Benedikt Schwarz (30. Juli 1862 Münchweiler – 31. Januar 1926 Karlsruhe) vorgestellt werden. Das Buch enthält 27 in der Ettenheimer Zeitung zwischen 1902 und 1925 veröffentlichte Aufsätze. Mit sehr großem Arbeitsaufwand und viel Geduld fotografierte Willi Schmidt, Ettenheim, die einzelnen Artikel aus der Zeitung ab und transformierte mittels eines besonderen Programms die Frakturschrift in eine moderne und besser lesbare Schrift. Leider konnte er die Fertigstellung des Buches nicht mehr erleben. Wegen der oft verblassten Zeitungsvorlagen waren umfangreiche Korrekturen notwendig, die von Klaus Keller und Dr. Karl-Heinz Debacher vorgenommen wurden. Dank der Unterstützung von Gerhard Strack, Karlsruhe-Grünwinkel, des Stadtarchivs Karlsruhe und von Prof. Dr. Rainer Frank, Freiburg, einem Urenkel des Heimatforschers, konnte Bernhard Uttenweiler ein detailliertes Lebensbild von Benedikt Schwarz zeichnen. Zur Buchvorstellung begrüßte Ortsvorsteherin Charlotte Götz auch Prof. Frank. Die finanzielle Absicherung der Kleinauflage von 60 Exemplaren erfolgte durch die Ortsverwaltungen und die Stadt Ettenheim. Die grafische Gestaltung hatte in bewährter Weise Fernand Louzy übernommen. Inzwischen hat die Stadt Ettenheim dem verdienten Historiker aus Münchweiler eine Straße gewidmet.

Eine beeindruckende, von Geschichtslehrer Carsten Traber, Musiklehrer Eberhard Gleichauf und Schülern der Oberstufe gestaltete Geschichtsstunde fand am 9. November im Gymnasium Ettenheim statt, in der eine Gedenktafel zur Erinnerung an die jüdischen Schüler, die Opfer des nationalsozialistischen Unrechtsregimes waren, enthüllt wurde. Stellvertretend für alle jüdischen Schüler sind genannt: Robert Wertheimer, 1884–1939, Abitur 1902, Nathan Moses, 1886–1944, Abitur 1904, Dr. med. Hertha Wiegand geb. Lion, 1890–1944, Abitur 1909. Nach der Begrüßung durch Schulleiter Dr. Frank Woitzik und einführenden Worten von Carsten

*Gedenktafel für
die jüdischen Schüler
des Gymnasiums
Ettenheim*



Traber zeigte Kultusminister a. D. Helmut Rau MdL in seiner Ansprache am Beispiel von Stef Wertheimer, dem in Kippenheim geborenen israelischen Unternehmer, zukunftsweisende Perspektiven für ein tolerantes Miteinander der Menschen auf. Den Text der Gedenktafel hatte Bernhard Uttenweiler mit Margret Oehlhoff entworfen, die Kosten wurden von der Schule, der Stadt Ettenheim und der Schulgemeinde übernommen.

2013: Zu den sensationellen archäologischen Funden im Januar 2013 auf Ettenheimer Gemarkung stellte Frau Dr. Jutta Klug-Treppel vom Regierungspräsidium Freiburg, die Leiterin der Ausgrabungen, folgenden Kurzbericht zur Verfügung, wofür ich ihr sehr dankbar bin:

„Auf Gemarkung Ettenheim wurden im Sommer 2013 im Vorfeld der Erschließungsmaßnahmen im Baugebiet ‚Fürstenfeld West, Erweiterung‘, zwischen Ettenheim und der Bundesstraße 3, von der archäologischen Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg großflächige archäologische Untersuchungen durchgeführt.

Diese erbrachten neue Erkenntnisse zur Besiedlung eines über mehrere Jahrhunderte genutzten Siedlungsareals südlich des Ettenbaches. Neben Gräbern aus der sog. Glockenbecherkultur (um 2500–2300 v. Chr.), die bereits bei Sondierungen im südlichen Teil des Baugebietes im Januar 2013 überraschenderweise entdeckt worden waren, konnten im Zuge der Ausgrabungen auf der ca. 1250 qm großen Grabungsfläche im nördlichen Bereich zahlreiche Siedlungsrelikte aus der späten Bronzezeit und der frühen Eisenzeit (um 1000–700 v. Chr.) nachgewiesen werden. Davon zeugen zahlreiche Funde, vor allem Scherben von zerbrochenen Keramikgefäßen, die aus Siedlungsgruben geborgen wurden.

Von den erforderlichen Kosten in Höhe von rund 255000 Euro stellte die Stadt Ettenheim bisher 204000 Euro zur Verfügung, einen Zuschuss von 51000 Euro gewährte das Land Baden-Württemberg aus Landesmitteln.“

Das zweite bedeutende historische Ereignis war das 1250-jährige Jubiläum der Ersterwähnung der Benediktinerabtei Ettenheimmünster im Jahre 762 im sogenannten Heddo-Testament. Da das Generallandesarchiv Karlsruhe im 19. Jahrhundert dieses Dokument auf 763 datiert hatte, begingen einige im Heddo-Testament erwähnten Gemeinden, so auch Ettenheimmünster, das Jubiläum verspätet erst 2013, die meisten feierten zu Recht schon 2012.

Das weitgehend von Bernhard Uttenweiler auf Anregung von Rudolf Zimmermann, dem Vorsitzenden des 1920 gegründeten Lehrbrüdervereins Ettenheimmünster – dem Schulträgerverein des früheren Progymnasiums St. Landelin der Lehrbrüder in Ettenheimmünster –, entworfene Jahresprogramm wurde vom Festausschuss gutgeheißen und umgesetzt. Der Lehrbrüderverein finanzierte nicht nur das reich bebilderte, 24-seitige Programmheft, sondern auch einen großen Teil der Honorare für die Veranstaltungen.

Die Jubiläumsfeierlichkeiten begannen mit einem Festakt am 16. März 2013. Den Festvortrag über die Anfänge des Klosters hielt

Akademischer Rat Dr. Heinz Krieg von der Abteilung Landesgeschichte der Universität Freiburg. Zuvor gab Dr. Bertram Jenisch vom Regierungspräsidium Freiburg auf dem ehemaligen Gelände der Benediktiner-Abtei Erläuterungen zu karolingischen Spuren des Klosters. Am Festakt nahmen auch Vertreter der Gemeinden Biberist (Schweiz), Benfeld (Elsass) und Rust teil, wobei die anderen auch im Heddo-Testament genannten Gemeinden der Einladung nicht gefolgt waren. Am 17. März fand in der Wallfahrtskirche St. Landelin ein Festgottesdienst statt. Ende April hielt Thomas Kölble M. A. aus Kappel-Grafenhausen/Freiburg einen Vortrag über das frühmittelalterliche Klosterwesen im Alemannischen Raum. Im Juni präsentierte Erzbischöflicher Musikdirektor Dr. Bernhard Klär die Silbermann-Orgel und spielte Improvisationen über „Die Legende des Hl. Landelin“. Günter Baumann organisierte in der Wallfahrtskirche eine Ausstellung mit Exponaten aus der Klosterzeit einschließlich der Silberbüste des hl. Landelin von 1506. Im Juli lud Oberstudienrat Axel Baumann zu einer Wanderung „auf den Spuren der Mönche“ von Ettenheim nach Ettenheimmünster ein. Dipl. Theologe und Organist Werner Veith führte durch die Wallfahrtskirche St. Landelin und brachte die Silbermann-Orgel zum Erklängen. Am Fest des hl. Landelin im September brachte der Chor unter Leitung von Martin Oberföll auch Werke von Pater Ildefons Haas zu Gehör. Oberstudienrat Christoph Heizmann trug Anfang Oktober „Sagen, Episoden und Geschichten rund um das ehemalige Kloster“ vor. Am 26. Oktober wurde das von Bernhard Uttenweiler in Zusammenarbeit mit dem Kath. Lehrbrüderverein herausgegebene Jubiläumsbuch „Beiträge zur Geschichte des Klosters Ettenheimmünster – Vom „Heddo-Testament“ von 762 bis zur Säkularisation 1803“ vorgestellt. Die beteiligten Autoren: Dr. Heinz Krieg, Dr. Bertram Jenisch, Thomas Kölble, Dr. Hans Schadek, Bernhard Uttenweiler und Dieter Weis. Den Schluss der Veranstaltungen bildete dann im November das Projekt von Pfarrer Dr. Jörg Sieger und Dipl.-Ing. Karl-Heinz Häfele mit der „digitalisierten Rekonstruktion“ der von Barockbaumeister Peter Thumb erbauten Klosteranlage von Ettenheimmünster.

Das zehnjährige Bestehen der „Historischen Datenbank Ettenheim“ von Dr. Jörg Sieger, in der unzählige, oft nur schwer zugängliche Veröffentlichungen zur Geschichte Ettenheims und des Umlandes im Volltext gespeichert sind, die außerdem zahlreiche wertvolle Quellen, darunter Handschriften aus dem Kloster Ettenheimmünster und das Tagebuch von Joann Conrad Machleid aus dem 18. Jahrhundert enthält, waren Anlass für die Verleihung der Verdienstmedaille der Stadt Ettenheim an Dr. Sieger. In der Feierstunde am 17. Juli 2013 stellte Bürgermeister Bruno Metz in seiner Laudatio fest, dass er in den letzten zehn Jahren einen einmaligen und unendlich wichtigen Beitrag zur Geschichte der Stadt geleistet habe. Die Datenmenge der zehnjährigen Digitalisierungsarbeit würde ausgedruckt rund 2600 DIN-A4-Ordner ergeben. Ein Blick in die historische Datenbank www.joerg-sieger.de ist empfehlenswert und bietet einen umfassenden Einblick in die Geschichte Ettenheims.

Durch Vermittlung von Bernd Schellenberg, Stuttgart, wurden Bernhard Uttenweiler von privater Seite zwei Urkunden mit Bezug zum Kloster Ettenheimmünster angeboten, die dank der finanziellen Zusage von Rudolf Zimmermann, dem Vorsitzenden des Kath. Lehrbrüdervereins, erworben werden konnten. Die eine Urkunde vom 1. Januar 1743 ist mit Siegel und Unterschrift von Abt Augustin Dornblüth und mit der Unterschrift von Prior Carolus Will und dem Conventsiegel versehen. Diese Urkunde wurde im November 2013 von Rudolf Zimmermann an Bürgermeister Metz und Thomas Dees, der Leiter des Museums, übergeben. Die zweite Urkunde, eine Abschrift, wurde von Abt Arbogast Häusler, der nach der Auflösung seines Klosters in Offenburg lebte, im Februar 1809 beglaubigt und mit dem Abtsiegel versehen. Beide Urkunden stammen aus der Sammlung von Julius Glunk, Oberzollinspektor in Mannheim, dem Urgroßvater von Frau Marianne Sittig-Krone, Stuttgart, die dankenswerter die Urkunden an den Ort ihrer Entstehung zurückgab.

An die Reichspogromnacht 1938 in Ettenheim und an den Synagogenprozess 1948 in Offenburg erinnerte der Deutsch-Israelische Arbeitskreis im Winnefeldsaal mit einem Vortrag von Markus Vögele, der in Freiburg Geschichte studiert und eine umfangreichere Arbeit zu diesem Thema vorbereitet.



*Bürgermeister
Metz und Bernhard
Uttenweiler*

Im November beschloss der Gemeinderat auf Antrag von Stadtrat Thomas Dees, Bernhard Uttenweiler, der von 1980 bis 2013 den Historischen Verein leitete, zum Ehrenbürger der Stadt Ettenheim zu ernennen. In einer großartigen Feierstunde am 30. März 2014 würdigte Bürgermeister Metz die Verdienste von Bernhard Uttenweiler um die Darstellung der Geschichte Ettenheims in zahlreichen Bucheditionen, Aufsätzen, Vorträgen und Ausstellungen. Grußworte sprachen Minister a. D. Helmut Rau Mdl, Thomas Dees, der neue Vorsitzende des Historischen Vereins Ettenheim, Klaus Kaufmann, Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, und Bürgermeister a. D. Erich Birkle, Vorsitzender des Arbeitskreises Alemannische Heimat e. V. Die Feier wurde von der Ettenheimer Musikgruppe „Vetterliswirtschaft“ unter der Leitung von Frau Frey-Melder musikalisch umrahmt.

Zum 50. Todestag des Ettenheimer Mundartdichters und Grafikers Fritz Broßmer (1891 Ettenheim – 1963 Freiburg) überreichte Bernhard Uttenweiler Bürgermeister Bruno Metz zwei wertvolle grafische Arbeiten von Fritz Broßmer für das Archiv. Durch Vermittlung von Paul Jensen gelangte das „Goldene Buch des Krankenhauses Ettenheim“, das Fritz Broßmer 1952 zur Einweihung des Ettenheimer Krankenhauses geschaffen hatte, von der Verwaltung des Klinikums Lahr-Ettenheim wieder zurück nach Ettenheim. Im vorigen Jahr konnte Bernhard Uttenweiler aus Privatbesitz für die Stadt das in Kunstschrift gestaltete Gedicht „Das Lied von der Glocke“ von Friedrich von Schiller erwerben. Sicherlich eine der schönsten grafischen Arbeiten des Ettenheimers. Diese beiden Werke werden nun den Nachlass von Fritz Broßmer, den sein Enkel Dr. Bernhard Ludwig vor einiger Zeit der Stadt übergeben hat, ergänzen.



Thomas Dees, Christel Mösch, Paul Jensen, Bürgermeister Bruno Metz, Bernhard Uttenweiler und Dr. Franz Michael Hecht bei der Übergabe der Dokumente für das Broßmer-Archiv

Hinweise auf neuere Veröffentlichungen:

Katalog der Großen Landesausstellung im Augustinermuseum Freiburg „Liebe deinen Nachbarn“ – Beziehungsgeschichten im Dreiländereck. Hrsg.: Haus der Geschichte Baden-Württemberg. April 2012. (Abbildung der Schlittschuhe, die der Herzog von Enghien in Ettenheim besaß, S. 68)

Neue Aufsätze im Geroldsecker Land 55/2013:

Karl-Heinz Debacher: „Basilica in Rustim – Die Pfarrkirche ‚Petri Ketten‘ in Rust“.

Jürgen Stude: „Georg Jakob Schneider – Der Baumeister der Synagogen“ und „Das Ritualbad in der Ehemaligen Synagoge Kippenheim“.

Bernhard Uttenweiler: „Ettenheimmünster – Die ehemalige Benediktiner-Abtei Ettenheimmünster und der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb“.

Dieter Weis: „Chor und Turm der Kirche in Schmieheim“, „Zum alten Schaffneihaus des Klosters Ettenheimmünster am Ettenheimer Kirchberg“ und „Zur Versteigerung der großen Monstranz und der wertvollsten Paramente des Klosters Ettenheimmünster in Bruchsal“.

Im Geroldsecker Land 56/2014:

Karl-Heinz Debacher: „Alles leidet unter dem Krieg ...“ – Aus den Aufzeichnungen des Ruster Pfarrers Andreas Jerger, und „Eine durchaus sanfte und friedliche Natur ...“ – Pfarrer Andreas Jerger – „Vom Sperling zum Seelsorger“.

Bernhard Uttenweiler: „Die Amtsstadt Ettenheim während des Ersten Weltkrieges – Ereignisse und Begebenheiten im Spiegel der Ettenheimer Zeitung“.

Dieter Weis: „Zum verschwundenen spätgotischen Altar von Schmieheim“ und „Zum ehemaligen Ettenheimer Stadtschreiberhaus“.

Bernhard Uttenweiler (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte des Klosters Ettenheimmünster – Vom „Heddo-Testament“ von 762 bis zur Säkularisation 1803“ mit folgenden Aufsätzen:

Heinz Krieg: „Die Gründung des Klosters Ettenheimmünster und das sogenannte Heddo-Testament des Jahres 762 – Probleme der Überlieferung einer urkundlichen Ersterwähnung“.

Hans Schadek: Besitz des Klosters Ettenheimmünster aus den Urkunden des Generallandesarchivs (Nachdruck mit Besitzkarte).

Thomas Kölbl: Das sogenannte „Heddo-Testament als Quelle aus der Handschrift transkribiert, ins Deutsche übertragen und mit einer quellenkundlichen Einleitung versehen. Reproduktion: Das sogenannte „Heddo-Testament“ – Auszug aus dem Kopialbuch des Klosters, GLA 67 Nr. 594.

Bernhard Uttenweiler: Literaturhinweise zum Straßburger Bischof Etto und zum sogenannten „Heddo-Testament“. Bertram Jenisch: Kloster Ettenheimmünster – Mit moderner Technik auf der Suche nach alten Mauern.

Thomas Kölbl: Zum frühmittelalterlichen Klosterwesen im alemannischen Raum.

Bernhard Uttenweiler: Das Gast- und Badhaus der ehemaligen Benediktiner-Abtei und die Internatsschule der Lehrbrüder von Ettenheimmünster.

Bernhard Uttenweiler: Das Silberreliquiar des hl. Landelin von 1506 – Mittelpunkt der Verehrung des Heiligen.

Bernhard Uttenweiler: Ettenheimmünster – Die ehemalige Benediktiner-Abtei Ettenheimmünster und der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb“. (Nachdruck aus GL 55/2013.

Dieter Weis: „Zum alten Schaffneihaus des Klosters Ettenheimmünster am Ettenheimer Kirchberg“ und „Zur Versteigerung der großen Monstranz und der wertvollsten Paramente des Klosters Ettenheimmünster in Bruchsal“. (Nachdruck aus GL 55/2013. Reproduktion: Original des beglaubigten Heddo-Testaments („Vidimus!“) vom 7. Oktober 1457 mit Siegel. (großformatige Beilage)

Nachdem Thomas Dees 2013 den Vorsitz des Historischen Vereins Ettenheim übernommen und damit den Fortbestand der Mitgliedergruppe Ettenheim im Historischen Verein für Mittelbaden gesichert hat, wofür ich ihm sehr dankbar bin, möchte ich zum Abschied allen Mitgliedern, die mich von 1980 bis 2013 unterstützt haben, ein herzliches Dankeschön sagen. Dies gilt insbesondere für Herrn Dees, der in dieser Zeit bei allen Ausstellungen und Unternehmungen tatkräftig und mit eigenen Ideen mitgewirkt hat.

Beim Verteilen der „Ortenau“ in Kippenheim, Ringsheim, Rust und Herbolzheim war mir jahrelang Klaus Bosch ein treuer Helfer, dafür ein großes Dankeschön. Dank auch an Frank Wagner, der in den letzten Jahren die „Ortenau“ in Ettenheimmünster verteilte, ebenso an Klaus Keller in Altdorf und Jürgen Kalt in Mahlberg. Die große Zahl der Ettenheimer Mitglieder konnte ihr Exemplar in der Buchhandlung von Christian Machleid abholen, auch dafür herzlichen Dank.

Ein Wort des Dankes möchte ich auch dem Präsidenten des Historischen Vereins für Mittelbaden, Herrn Klaus Kaufmann, aussprechen, der sowohl beim 90-jährigen Jubiläum unserer Mitgliedergruppe im Jahre 2000 als auch im März 2014 bei der Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Stadt Ettenheim an mich jeweils ein willkommenes Grußwort gesprochen hat.

Bernhard Uttenweiler



*Präsident
Klaus Kaufmann
in Ettenheim*

Gengenbach

Anlässlich des 150. Geburtstages der SPD im Mai 2013 stießen findige Journalisten auf einen Aufsatz von H.J. Schuck in der „Ortenau“ (2005) über die „Villa Brandeck“ als Versteck der verbotenen Sozialisten während der Bismarckzeit. Ein langer Artikel in der „Badischen Zeitung“ und ein Fernsehbericht im SWR-Programm „BW Aktuell“ erinnerten im Interview mit dem Autor an das damalige Geschehen und seine Akteure. Aufgrund der großen Resonanz führte H.J. Schuck politisch interessierte Gruppen zu den Stätten und über die Wanderwege rund um das „Brandeck-Lindle“ mit anschließendem Vortrag. Obwohl es außer schöner Landschaft, Stille und Blick ins Kinzigtal und – da man hungrig geworden war – einem guten Vesper nichts Spektakuläres zu erleben gab, waren die Besucher von dem Ort und seiner doch ziemlich unbekannt und geheimnisumwitterten politischen Geschichte berührt.

Eine Tagesexkursion brachte die Gengenbacher im Juni nach Konstanz. Unter kundiger Führung wurde zunächst das Münster besichtigt. Aus Zeitgründen mussten Schwerpunkte gesetzt werden: die Krypta unter dem Chor als ältestes Zeugnis aus dem 10. Jh. mit dem Reliquiengrab des hl. Pelagius und den hier untergebrachten vier vergoldeten Kupferscheiben; das trotz aller Umbauphasen romanische Langhaus, darüber einer der ältesten Dachstühle aus dem 12./13. Jh.; die Orgelempore mit dem schönen Nebeneinander von Spätgotik und Renaissance; der Kreuzgang und in seiner Südostecke die Mauritiusrotunde und das Hl. Grab (1270/1280) als Kopie der Grabeskirche und schließlich der im 15. Jh. angebaute Kapellenkranz. Mehr im Vorbeigehen wurden noch besichtigt: Kath. Pfarrkirche St. Stephan, dreischiffige Säulenbasilika aus dem 15. Jh., sowie die ehemalige Klosterkirche der Augustiner, die während des Konzils 1414–18 eine bedeutende Rolle spielte, heute katholische Dreifaltigkeitskirche. In allen Konstanzer Kirchen hat der Bildersturm von 1529 Spuren hinterlassen. Ein weiterer Schwerpunkt der Exkursion war das archäologische Landesmuseum Petershausen mit Führung und passenden Ergänzungen/Vertiefungen seitens unseres fachkundigen Vorsitzenden Johann Schrempp. Das Gebäude ist ein Unikum: ehemalige Reichsabtei der Benediktiner; Neubau 1769–72, nach Auflösung des Konvents 1813/14 als Militärhospital und von 1850 bis 1978 als Kaserne genutzt. Ferner standen noch einige historische

Wohnbauten und Zunfthäuser auf dem Programm: In der Hussenstrasse, Hauptachse der Altstadt, in der Konradigasse und am Münsterplatz. Zum Schluss wurde natürlich der „Imperia“ von Peter Lenk auf dem Pegelturm des Hafens die nötige Reverenz erwiesen. Zunächst verdammt und ein Ärgernis, jetzt geliebtes Wahrzeichen der Stadt, das niemand missen möchte.

Eine etwas abenteuerliche historische Erkundungswanderung startete Ende November in das hintere Haigerachtal. Ziel waren das Silberbrünnele und die wenigen Überreste des im 13./14. Jh. betriebenen Silber- und Kupferbergwerks. Es war nass und neblig, und das Erklimmen der noch erkennbaren vier Abraumbenen unter kundiger Führung verlangte fast alpine Standfestigkeit der zumeist Ü-65-Wanderer. Imposant ein großes Einsturzloch – ein Krater (Pinge) – des ehemaligen Bergwerks, von dem aus ein Stollen bis Nordrach geführt haben soll – so steht es zumindest in alten Urkunden. Fundstücke menschlicher Ansiedlung beweisen, dass hier eine kleine Wohnstätte von Arbeitern im Mittelalter bestanden hat.

Zum „Tag des offenen Denkmals“ – Motto: Das unbequeme Denkmal – gedachte der Verein der einstigen, seit 1862 bestehenden Jüdischen Gemeinde in Gengenbach. Eine Ausstellung im obersten Stock des alten Kaufhauses am Markt, der von 1903 an als Betsaal diente, zeigte in Texten und Bildern das Schicksal der Gemeinde. Sie umfasste einmal rund 40 Mitglieder und musste den Raum 1934 aufgeben, da die Miete aus Schikane auf eine nicht mehr bezahlbare Höhe heraufgesetzt worden war. In Vorträgen von Johann Schrempp und Wolfgang Lohmüller wurden Einzelheiten des Geschehens und der Personen, deren Namen sich zum Teil auf Stolpersteinen wiederfinden, verdeutlicht. Am Gurs-Mahnmal neben der OT-Geschäftsstelle konnte die weitere jüdische Lokalgeschichte – aber auch ihre Aufarbeitung – in einem Vortrag von Hans-Jochen Schuck verfolgt werden. Der Memorialstein steht, neben der Deportation nach Gurs am 22.10.1940, auch für die fruchtbare ökumenische Jugendarbeit der beiden Kirchen sowie für das Wirken von Hermann Maas, geboren 1877 in Gengenbach, der in dunkelster Zeit als Pfarrer in Heidelberg seine Stimme erhob und unter lebensgefährlichem Einsatz zum Helfer vieler Juden wurde. Der kantige, raue Stein mit Gleisschiene wurde von Gengenbacher Schülerinnen und Schülern entworfen und gestaltet. Steinpaten halfen bei der Finanzierung des am 26. Januar 2006 gesetzten Mahnmals. An die 200 Besucher waren bei den zwei Gedenkveranstaltungen zugegen, die mit der Mahnung schlossen: „Versöhnung ist nur möglich, wo Unrecht nicht verschwiegen wird.“ In diesem Zusammenhang sei am Rande erwähnt, dass die alle vier Jahre von der evangelischen Kirchengemeinde ausgeschriebene Hermann-Maas-Medaille für besondere Verdienste um die Versöhnung zwischen Religionen und Völkern – insbesondere Juden und Christen – am 26. Januar 2014 an den „Förderverein ehemalige Synagoge Kippenheim“ verliehen wurde.

Gelungene Veranstaltungen sind die eine Seite des Jahresberichts, Einmischungen in das Tagesgeschehen (§2 der Vereinsatzung) und daraus folgende Frustrationen die andere. Einige Beispiele:

Die Stadt plant, die Altstadtchutzverordnung, eine der ältesten und beispielgebend für Baden, zu ändern. Die Bestimmungen sollen lockerer gehandhabt und der Geltungsbereich eingeschränkt, die Schutzzone verkleinert werden. In Zuschriften im OT, offenen Briefen und Diskussionen appellieren die Mitglieder immer wieder an die historische Verantwortung und versuchen so, der langsamen Aufweichung des Denkmalschutzes gegenzusteuern. Im November 2013 wurde die Isenmann-Villa, erbaut 1903 im Neo-Renaissancestil, abgerissen. Nachdem sich schon 2005 die Gefährdung abzeichnete, hat der Verein um den gründerzeitlichen Bau ideenreich gekämpft. Darüber und über die Geschichte des Hauses, vor allem die seines Besitzers – Fabrikant, bedeutender Heimathistoriker und standhafter Gegner des Nazi-Regimes – könnte man einen Roman schreiben. Ähnlich der Fall des alten Fachwerkhauses Wußler, Nollenstraße 3, mit landestypischer, eingezogener Laube an der Giebelseite und nebenstehendem Backhäuschen. Erkundigungen bei der Denkmalpflege bezüglich Schutz und möglicher Rettung verliefen im Sande. Im Januar 2014 musste das Gebäude einem Neubaukomplex weichen. Der „Salmen“ aus dem Jahr 1790 steht zwar noch – mit einem Werbebanner für den Kauf von Eigentumswohnungen drapiert –, doch auch dieser lange Kampf um das vom bekannten Baumeister Victor Kretz stammende spätbarock-klassizistische Gebäude scheint verloren. Auf der Mitgliederversammlung wurden deshalb zwei Beschlüsse gefasst: Auf die Gestaltung des äußeren Erscheinungsbildes, sprich neue Fassade, Einfluss zu nehmen und auf die Anbringung einer Zeittafel zur Geschichte des ehrwürdigen Hauses beim Bauherrn hinzuwirken. Man könnte in der frustrierenden Bilanz fortfahren: Störende, weil zu hohe und sich nicht einfügende Neubauten im Oberdorf; Bauprojektierung zwischen Krankenhaus und Friedhof (ehemalige Gärtnerei) ohne die gebotene, angemessene Rücksichtnahme auf die angrenzende Leutkirche St. Martin und den Friedhof.

Zur Erinnerung: Von 1990 bis 2009 war ein „sachkundiger Bürger in der Denkmalpflege“ aus den Reihen des Historischen Vereins (Julius Roschach, Bruno Lehmann) über 20 Jahre als kompetenter und wachsamer Partner bei historisch relevanten Planungen, Beratungen und Entscheidungen in der Stadtentwicklung beteiligt. Die zusehends verloren gehende Sensibilität im Umgang mit dem historischen Erbe, verursacht durch rigorose Ökonomisierung und sogenannte „Wirtschaftliche Zwänge“, haben zur Auflösung dieser einst so fruchtbaren Partnerschaft geführt.

Hans-Jochen Schuck

Haslach im Kinzigtal

Nachtrag und Korrektur der Redaktion zum Festbericht Haslach 2012: Natürlich hat Präsident Klaus Kaufmann den Bericht unterschrieben (nicht Martin Schwendemann, der zwar beteiligt war, aber nicht für den Bericht verantwortlich zeichnete).

Wie schon viele Jahre zuvor hat der Historische Verein Haslach im Kinzigtal in Kooperation mit der VHS Ortenau-Kinzigtal Vorträge im Refektorium des alten Haslacher Kapuzinerklosters auch folgende Veranstaltungen organisiert:

17.03.2013: *Martin Schwendemann, Steinach*

Besichtigung des „Haus Theres“, Alltagsgeschichte 1920–1990

Zu besichtigen ist das letzte kleinbürgerliche Haus, das die Haslacher Altstadt noch aufzuweisen hat. Kleinstwohnhaus mit Erdgeschoss, Obergeschoss und Dachraum. Die Hof- und Gebäudefläche beträgt nur 42 qm, das Haus selbst – zwei Zimmer tief und ebenso breit – steht auf gerade mal 27 qm. Drinnen eröffnet sich der lebensechte Alltag der Zeit vor 30 bis 60 Jahren: Flur, Speisekammer, Räucherofen, Wohnküche, gute Stube, Schlafzimmer, Bad, Holzbühne und Jugendzimmer. Alles zum Anfassen. Hinter jeder Schranktür und in jeder Schublade findet sich ein Stück Alltagsgeschichte, von der Auflauf- oder Brotpuddingform, dem Dummisschiefele der Urgroßeltern, dem Waffeleisen der Großmutter für den Holzherd bis zum Milchdosenstecher der 1960er, 1970er Jahre. Eine Fahrkarte für eine Zeitreise in die Zeit der Groß- oder Urgroßeltern. Diese Führung wird auf Anfrage das ganze Jahr über angeboten. Anfragen bei Martin Schwendemann, 07832-706171 oder Klaus G. Kaufmann, 07832-5461.

16.06.2013: *Sören Fuss, Haslach*

Besichtigung der Gedenkstätte Vulkan

Gedenkstätte für drei Lager in Haslach, Außenstelle des KZ's Natzweiler-Struthof im Elsass. Führungen werden das ganze Jahr angeboten. Anmeldung: 07832-2105 (Herr Fuss)

Im Haslacher Urenwald, nahe der Mülldeponie, erinnert die „Gedenkstätte Vulkan“ an die drei nationalsozialistischen Lager in Haslach, in denen von September 1944 bis April 1945 über 1700 Männer aus 19 Ländern litten und viele davon starben. Die Häftlinge waren eingesetzt, in den bestehenden Bergwerksstollen des Vulkangelandes, einem ehemaligen Amphibolitabbau, für verschiedene Firmen der Rüstungsindustrie unterirdische Produktionshallen zu errichten.

14.10.2013: *Vortrag von Klaus G. Kaufmann, Haslach*

„Jenisch“, die Sprache der fahrenden Händler, aber auch der Diebe und Gauner

Eigentlich glauben wir zu wissen, wo die Wurzeln unserer Sprache oder Umgangssprache liegen: im Germanischen, im Lateinischen, dem Englischen, früher mehr im Französischen usw. Dass wir auch Bestandteile des „Jenischen“ benutzen, ist vermutlich den wenigsten bekannt. Der Referent erläuterte die Entstehung des „Rotwelschen“ und damit auch des „Jenischen“. Er berichtete über die Personengruppen, wie Hausierer, Alteisen- und Lumpensammler, Ganoven und Abdecker, die diese Sondersprache benutzten und auch weiterentwickelten. Am Bestand seines



*Jüngstes Ehrenmitglied Alfred Buchholz mit
1. Vorsitzenden Klaus G. Kaufmann*



*Der neu gewählte Vorstand. Auf dem Bild fehlen
Heinz Prinzbach und Ehrenvorsitzender Manfred
Hildenbrand.*

Wortschatzes erklärte und zeigte er, wie viele „jenische“ Worte sich unbemerkt in unseren Wortschatz eingeschlichen haben. Anhand von regionalen Beispielen wurde die weite Verbreitung dieser auf dem Rückzug begriffenen Sondersprache aufgezeigt und erläutert.“ „En gwanda schei“ – einen guten Tag.

18.11.2013: *Vortrag von Martin Schwendemann, Steinach*

Der jüdische Witz

Der jüdische Witz spiegelt die die Lebenserfahrung und die Hintergründe eines Volkes wider, das lange Zeit verfolgt und diskriminiert wurde. Er war ein Mittel, das ermöglichte, Verfolgung seelisch zu verarbeiten und gleichzeitig das eigene Selbst zu bewahren, indem man noch im größten Leid das Komische entdeckte. Der jüdische Witz ist eine literarische Kunstform, die wie keine andere vom Vortrag lebt. Der Abend gab eine lebendigen Überblick und eine Anschauung über diese fast ausgestorbene Kunstform. Der Referent ist Germanist mit einem Faible für Alltagssprache und Dialekte.

20.01.2014: *Vortrag von unserem Ehrenvorsitzenden Manfred Hildenbrand, Hofstetten*

Der Beginn des Ersten Weltkrieges in Haslach

Der Erste Weltkrieg wird heute als die „Urkatstrophe“ des 20. Jahrhunderts bezeichnet, dessen Auswirkungen bis ins 21. Jahrhundert zu spüren sind. Manfred Hildenbrand, derzeit bester Kenner Haslacher Geschichte, hat den Beginn des Ersten Weltkrieges beschrieben, dies vor allem aus der Sicht zweier bedeutender Haslacher, Wilhelm Engelberg und Heinrich Hansjakob: die Kriegsbegeisterung zu Beginn, die allmähliche Ernüchterung, als die ersten Todesmeldungen eintrafen, der Kriegsaltag, der mit großen Entbehrungen und Not bei der Bevölkerung verbunden war. Heinrich Hansjakob schrieb bereits im November 1914: „Die Kriegslage sehe ich sehr pessimistisch an.“ Er sollte Recht behalten. Der Erste Weltkrieg endete mit einer Niederlage, von der sich das Deutsche Reich niemals erholen sollte.

17.03.2014: Mitgliederversammlung mit Vorstandswahlen des Historischen Vereins Haslach e.V.

Gewählt wurden: Klaus G. Kaufmann, 1. Vorsitzender (alt), Martin Schwendemann, stellvertretender Vorsitzender (neu), Norbert Mickenautsch, Kassier (alt), Mathias Reininger, Schriftführer (alt), Sören Fuss, Leiter Fachgruppe: Gedenkstätte Vulkan (alt); folgende Beisitzer: Helmut Fuggis (alt), Ursula Fuggis (alt), Ehrenvorsitzender Manfred Hildenbrand (alt), Werner Kunschner (alt) Heinz Prinzbach (alt), Gottfried Himmelsbach (neu). Der Leiter der Schüler- und Studentenarbeitsgruppe „Weg des Erinnerns“ Mathias Meier-Gerwig ist assoziiertes Mitglied.

Der ausscheidende stellvertretende Vorsitzende Alfred Buchholz wurde aufgrund seiner Verdienste um den Verein und die regionale Geschichte mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet.

Klaus G. Kaufmann

Hornberg – Triberg

Der Historische Verein Hornberg e.V. verbuchte 2013 als bestes Spieljahr in seiner Geschichte.

„Große Freude herrscht beim Historischen Verein über die gelungene Saison 2013, welche die beste aller Zeiten war. Deutlich über 12000 Besucher sahen die Aufführungen auf der Festspielbühne im Storenwald – und dies trotz des verregneten Frühjahrs!“ So konnte man in der Tagespresse vom 7. Oktober 2013 lesen.

Das Märchenspiel „Pippi Langstrumpf“ von Astrid Lindgren unter der Regie von Margot Lang und Angelika Rapp war mit über 7000 Gästen in zehn Aufführungen der Besuchermagnet schlechthin; aber auch das Traditionsstück vom „Hornberger Schießen“ von Erwin Leisinger mit Spielleiterin Bärbel Ketterer und der Krimi „Die 39 Stufen“ von John Buchan und Alfred Hitchcock, bei dem Gebhard Kienzler Regie führte, waren ein „toller“ Erfolg.

Aufgrund dieser hervorragenden Besucherzahlen wurde auch ein sehr guter Umsatz erzielt – und das mit „nach wie vor familienfreundlichen Eintrittspreisen“. Dadurch war es möglich geworden, weiter in die Bühne zu investieren.

Und noch eine weitere bemerkenswerte Feststellung konnte Vorsitzender Jürgen Schaumann in seinem Rückblick treffen: dass nämlich die Spielfreude vor allem der jungen Darsteller eine wachsende Zahl von Kindern dafür begeisterte, auch einmal – besonders bei den Märchen – mitspielen zu dürfen.

Die Theateraufführungen auf der Freilichtbühne fanden auch im Jahr 2013 eine ideale Ergänzung in den Brauchtumsabenden, die der Historische Verein in der Regie von Else und Peter Reeb auf dem „Bärenplatz“ in der Stadtmitte Hornbergs vor jeweils zahlreichem Publikum zum Besten gab. Ob es die schönen Trachtentänze, die rustikalen Sketche oder der Auftritt uriger Gestalten früherer Zeiten waren oder ob humorvolle Schwänke und Moritaten, Lieder und Chöre zum Vortrag kamen: Stets durften sich die Akteure am reichen Beifall der Zuschauer erfreuen.



Das Bild zeigt die Teilnehmer am Jahresausflug des Fördervereins Stadtmuseum Hornberg; in der Mitte hinten steht der Reiseleiter Klaus Schindler.



Jahrestagung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. 2013: Eine Gruppe von Teilnehmern mit dem Präsidenten Klaus Kaufmann, die unter der Führung der Hornberger Vorsitzenden Rosemarie Götz die Aussicht vom Rondell auf dem Schlossberg genießen.

Der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e.V. ist auch im vergangenen Jahr seinem Auftrag treu geblieben: das Stadtmuseum zu betreuen, weiter die Geschichte der Heimat zu erforschen und die Ergebnisse zu publizieren.

An jedem ersten Sonntag im Monat waren die Türen des Museums für Gäste geöffnet; doch auch außerhalb der regulären Besuchszeiten fanden einige Gruppen den Weg zum Museum nach besonderer Anmeldung. Im Februar kam eine geführte Gruppe behinderter Menschen aus Lahr zur Visite, im Oktober waren es etliche Teilnehmer an der Jahrestagung des Historischen Vereins für Mittelbaden, und auch die Mitwirkenden an einer Familienfeier ließen sich im Dezember durch die Ausstellungsräume führen. Zum ersten Mal bestand die Möglichkeit für Besucher, mit der neu eingeführten Gutachtal-Card der Tourist-Info den Eintritt zu „bezahlen“.

Besondere Aktivitäten des Vereins im Laufe des Jahres 2013

Wie in den vergangenen Jahren trafen sich interessierte Vereinsmitglieder mehrfach zu den gelegentlich stattgefundenen Heimattreffs zur Pflege der Geselligkeit und des Zusammengehörigkeitsgefühls.



Die Figur auf dem Stadtbrunnen von Hornberg stellt einen Schützen dar, der enttäuscht in sein leeres Pulverhorn schaut. Zu seinen Füßen sitzt ein Narr, der ihn auslacht.



Der Hornberger Minnesänger Bruno auf der Rückwand des Rathaus-Nebengebäudes

Eine Reihe von Aktivitäten soll besondere Erwähnung finden:

- Im Frühjahr erfolgte der weitere Ausbau des Museums im Bereich „Land- und Forstwirtschaft“ durch die Einrichtung eines Raumes, in dem die Holzverarbeitung vergangener Tage demonstriert wird.
- Am 14. Februar fand eine Stadtführung für eine Besuchergruppe aus Lahr statt.
- Am 11. März wurde die Hauptversammlung abgehalten; dabei erfuhr die Vorstandschaft einen Wechsel im Amt des Schriftführers: von Günther Weißinger zu Hubert Ziegler.
- Heimatgeschichtlich wertvolle Dokumentationen von privater Seite bereicherten das Archiv des Museums in hohem Maße.
- Am 16. Mai waren die Heimat- und Geschichtsfreunde wieder zu einem Stadtrundgang eingeladen.
- Im Juni wurde das wiedereröffnete Museum der Stadt Wolfach besucht.
- Der Schlossberg war anfangs Juli das Ziel einer Exkursion des Posaunenchores aus Heilbronn-Biberach.
- Das St. Georgener Heimatmuseum „Schwarzes Tor“ begeisterte die Hornberger Heimatfreunde am 8. Juli.
- Der Jahresausflug führte im September 40 Heimat- und Geschichtsfreunde mit Klaus Schindler nach Wangen im Allgäu, wo vier außergewöhnliche Museen das ungeteilte Interesse der Teilnehmer fanden. Der reiche Schatz an Silbermünzen hinterließ einen nachhaltigen Eindruck. Die Rückfahrt wurde in Friedrichshafen am Bodensee für einen kurzen Stadt- und Hafenbummel unterbrochen.
- Eine Gruppe von 60 Studierenden der Feintechnikschule Schweningen am Neckar war in Hornberg zu Gast und ließ sich von Rosemarie Götz und Hubert Ziegler bei einem historischen Rundgang über den Schlossberg führen.
- Fleißige Helfer krepelten die Ärmel hoch, als am 11. November die beiden Lagerräume im Untergeschoss des Museums teilweise entrümpelt wurden.
- Während der Monate November und Dezember wurde in mehreren „Sitzungen“ unter der Leitung von Hasenbauer Hans Hildbrand die vorzügliche Homepage „Stadtmuseum“ gestaltet.
- Mit der Jahresschlussfeier am 9. Dezember fand das ereignis- und veranstaltungsreiche Vereinsjahr einen besinnlichen und harmonischen Abschluss.

Adolf Heß

Kehl

Tätigkeitsbericht 2013

Im Berichtsjahr hat der Verein zwei Studienreisen, drei Tagesausflüge und drei Ausstellungsbesuche unternommen. Neun Vorträge und etliche weitere Veranstaltungen standen im Programm. Zwei Publikationen hat der Verein herausgebracht. Daneben hat er sich an Aktionen anderer Vereine, Gruppen und Einrichtungen beteiligt.

Studienreisen

Ziel der großen Studienreise vom 12. bis 16. Juni war die Côte d'Azur. Die Reise verlief nach einem Programm, das unser Mitglied André Biegel schon vor Jahren für das Kehler Seniorenbüro entwickelt hat, das jetzt Mitveranstalter war. Organisation, Reiseleitung und Führungen lagen wieder in der Hand von André Biegel. Selbst ein Streik der Fluglotsen und eine erhebliche Verspätung auf dem Rückflug störten den Reiseverlauf nicht spürbar. Die Gruppe wurde ausgezeichnet geführt und erreichte sicher alle Stationen. Mit Bedauern, aber Verständnis hat sie am Ende der Reise die Nachricht des Reiseleiters aufgenommen, er werde altershalber keine weitere Studienreise organisieren.

Lothringen liegt touristisch im Schatten des Elsass, jedenfalls von Kehl aus gesehen. Mit der Studienreise „Literarisches Lothringen“ vom 18. bis 20. Oktober sollte dieser Nachteil ausgeglichen werden. Das gelang Dr. Stefan Woltersdorff, dem Reiseleiter, so gut, dass die Gruppe ihm nach den drei Reisetagen gerne weiter zugehört hätte. Er führte die Reisegruppe nicht nur literarisch unterhaltsam durch Lothringen, sondern machte sie dabei unmerklich mit der Geschichte der Region vertraut.

Ausflüge, Ausstellungsbesuche und Vorträge

An drei Tagen machten Mitglieder des Vereins einen Tagesausflug. Erstes Ziel war die Robertsau, ein Straßburger Stadtteil, mit dem wir durch unseren Kooperationspartner ASSER, eine Bürgervereinigung der Robertsau, verbunden sind. Der Ausflug setzte die Reihe „Unsere Nachbarn“ fort, die wir 2012 mit einem Besuch des Straßburger Stadtteils Neudorf begonnen haben. Eine Tagesfahrt nach Bouxwiller und zur Burg Lichtenberg im Elsass diente der Vertiefung eines Vortrags, den Helmut Schneider 2012 über das Hanauerland (rechtsrheinisch) und das Hanauer Land (linksrheinisch) gehalten hat. Auf der dritten Tagesfahrt standen zunächst alte Automobiltechnik, aber auch die Schönheit mancher Oldtimer im Vordergrund des Interesses: In Mulhouse war die Collection Schlumpf zu besichtigen. Den Abschluss dieser Fahrt bildete eine Führung durch die romanische Abteikirche in Ottmarsheim.

Das Museum Frieder Burda in Baden-Baden zieht Jahr für Jahr viele Vereinsmitglieder an. Im Januar 2013 haben wir uns durch die Ausstellung „Menschenbilder“ führen lassen, im August war es die Ausstellung „Emil Nolde – Die Pracht der Farben“. Einem zeitgeschichtlichen Thema war die Ausstellung „Erinnern und Versöhnen“ im Stadtmuseum Lahr

gewidmet. Sie hatte den Untertitel „Hitlers Verbrechen – Eine Ausstellung der französischen Besatzungsmacht 1945/1946“. Dieser Ausstellungsbesuch war im Vereinsprogramm nicht angekündigt. Vielleicht war die Beteiligung deshalb gering.

Folgende Vorträge konnte der Verein im Berichtsjahr anbieten:

„*Wo bringt ihr uns hin?*“ – Deportation und Ermordung behinderter Menschen aus der Anstalt Kork im Jahr 1940 (Klaus Freudenberger, Kehl-Kork) – zusammen mit dem Arbeitskreis „27. Januar“

„*Sturm und Drang am Oberrhein*“ (Dr. Stefan Woltersdorff, Kehl) – in der Reihe „Literaturgeschichte“

„*Gauleiter Robert Wagner*“ (Prof. Jean-Laurent Vonau, Soultz-sous-Forêts)

„*Internationaler Schutz der Menschenrechte*“ (Prof. Mark Villiger, Richter am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte, Straßburg)

„*Kehl – Evakuierungen und Besatzung im und nach dem 2. Weltkrieg*“ (Helmut Schneider, Kehl-Kork)

„*Das südliche Querhaus des Straßburger Münsters*“ – Seine Baugeschichte und die Bedeutung seiner Skulpturen (Dr. Sabine Bengel, Straßburg/Kehl)

„*Literarisches Lothringen*“ (Dr. Stefan Woltersdorff, Kehl) – zugleich Vorbereitung auf die gleichnamige Studienreise

„*Kehls Stadtbild 1913 bis 2013*“ (Karl Theodor Bender, Kehl) – zusammen mit der VHS Ortenau

„*Kehl als Spielball der Weltgeschichte*“ (Dr. Folkert Meyer, Kehl) – zusammen mit der VHS Ortenau

Andere Veranstaltungen

Der Vorstand sucht nach wie vor Veranstaltungsformen, die die herkömmliche Form der Vortragsveranstaltung ergänzen können. Eine nicht mehr neue, im Verein aber kaum praktizierte Form ist die Podiumsdiskussion. Sie wurde im Verein 2008 anlässlich einer Veranstaltung zum Thema „Die 1968er“ erprobt, mit geringem Erfolg. Dabei war der Vorbereitungsaufwand erheblich, jedoch der Ablauf kaum planbar. Erfolgreicher war nun im September 2013 der Versuch, das Schwerpunktthema des Berichtsjahrs, die Zeit der französischen Besatzung Kehls von 1945 bis 1953, in einer Gesprächsrunde mit Referenten und Zeitzeugen von diesseits und jenseits des Rheins zu erörtern. Ungewöhnlich war schon die Einführung: Zwei Straßburger Studentinnen trugen die Ergebnisse ihrer Seminararbeiten über das Thema des Abends vor.

Dieser Veranstaltung war im Mai ein Treffen von Kehler Zeitzeugen vorausgegangen, die die Zeit von 1945 bis 1953 in der Umgebung Kehls oder in der Ferne im Warten auf die Freigabe der Stadt erlebt hatten. Möglicherweise war es die ungezwungene Atmosphäre im Café Rapp, die viele Teilnehmer frei und offen über ihre Empfindungen in den Nachkriegsjahren berichten ließ. Einige Teilnehmer hatten damals beruflich in der besetzten Kehler Innenstadt zu tun und steuerten in der Gesprächsrunde ernste und heitere Erlebnisse bei. Die Gespräche sind aufgenommen worden und werden jetzt niedergeschrieben.

Waren die Gespräche über die Zeit der Besetzung nach dem Zweiten Weltkrieg nicht immer frei von Bitterkeit, so gelang es unserem Mitglied Karl Britz, Geschichte auf heitere Art zu vermitteln: Im Rahmen von „Kehl feiert“, einem Fest im September zur Erinnerung an „60 Jahre Elysée-Vertrag“, führten zwei Personen unter seiner Regie auf einer Bühne am Marktplatz einen Sketch mit dem Titel „E halwer Franzos, e halwer Schwob“ auf: Ein Gärtnermeister aus Kehl-Bodersweier ersucht einen Beamten der Straßburger Stadtverwaltung, ihm einen Standplatz auf einem Straßburger Wochenmarkt zuzuteilen. Die Konversation der beiden sagt über das Verhältnis der Kehler und Straßburger und ihre geschichtlichen Erfahrungen mehr aus als manche gelehrte Abhandlung. Der Sketch ist in der neuen Publikation „Faszination Straßburg“ veröffentlicht; geschrieben hat ihn Karl Britz. Das Stück wurde beim Jahresrückblick zum großen Vergnügen der Besucher erneut aufgeführt.

Auch 2013 hat Stadtarchivarin Dr. Ute Scherb den Verein zu einer Führung durch das Stadtarchiv eingeladen. Sie fand am 7. November statt; Schwerpunktthema war deshalb die Recherche nach Quellen im Zusammenhang mit NS-Verbrechen. Der Verein unterstützt das Archiv weiter bei der Sicherung und Erschließung von Archivmaterial, auch finanziell. In der Mitgliederversammlung des Vereins wurde angeregt, vor allem die Digitalisierung von Texten zu fördern, um sie so besser zugänglich zu machen.

Publikationen

Die im vorigen Tätigkeitsbericht für April angekündigte Sammlung von Geschichten und Erzählungen mit dem Titel „Faszination Straßburg“ ist bereits im März erschienen und kann seitdem im Buchhandel und bei der Tourist-Information am Kehler Marktplatz erworben werden. Die Nachfrage übertraf die Erwartungen; offenbar wird der Band gerne als Geschenk für Besucher und Gäste Kehls benutzt.

Schon im Oktober hat der Verein den nächsten Band herausgebracht: Helmut Schneiders „Belagerung und Verwüstung der Stadt Straßburg im Krieg 1870“. Es handelt sich um das Buch zur Ausstellung „Die Verwüstung der Stadt Straßburg im Krieg 1870“, die von Juli 2011 an im Korker Handwerksmuseum zu sehen war. Sie hatte inzwischen mehrere tausend Besucher, darunter viele Elsässer. Das Handwerksmuseum wird demnächst umgebaut, da es nicht mehr den Brandschutzvorschriften entspricht; es soll danach zudem barrierefrei erreichbar sein. Damit die Texte und Bilder, die Helmut Schneider für die Ausstellung zusammengetragen hat, auch nach deren Ende noch verfügbar sind, hat der Verein das Buch zur Ausstellung gerne herausgegeben. Es kann bei der Kehler Buchhandlung Baumgärtner und im Korker Handwerksmuseum erworben werden.

Zwei Wochen nach der Präsentation des Bandes im Handwerksmuseum hat die Gesellschaft Les Amis du Vieux Strasbourg Helmut Schneider im Palais Rohan für seine Verdienste um die Verbesserung der geschichtlichen und kulturellen Verbindungen beiderseits des Rheins mit dem Eurodistrikt-Preis ausgezeichnet.

Aktionen in Kooperation mit anderen Vereinen, Gruppen oder Einrichtungen

Der Kehler Arbeitskreis „27. Januar“, dem der Historische Verein angehört, hat die Stolperstein-Aktion 2013 mit der Verlegung von elf Steinen fortgesetzt. Auch 2013 waren Angehörige der Verfolgten, an die mit Stolpersteinen erinnert wird, zur Verlegung nach Kehl gekommen, darunter drei Mitglieder der Familie Rosenberg aus Argentinien. Schülerinnen und Schüler der Tulla-Realschule, der Albert-Schweitzer-Schule und des Einstein-Gymnasiums gestalteten die Verlegungszeremonie. Sie machten mit Wortbeiträgen anschaulich, welche Freiheiten den Verfolgten genommen wurden und wie selbstverständlich uns diese Freiheiten heute sind.

Seit 2011 beteiligt sich der Kehler Verein an der „Sommerakademie“, die die Regionalgruppe Geroldsecker Land unter dem Dach des Gesamtvereins im Handwerksmuseum in Kehl-Kork veranstaltet. 2013 haben im Juli fünf Seminare stattgefunden. Groß ist nach wie vor die Nachfrage nach Einführungen in ältere Schriftarten, die in der Familienforschung noch präsent sind.

Erstmals hat der Verein ein Kolloquium zur grenzüberschreitenden Geschichte in sein Programm genommen. Es wurde 2013 vom Netzwerk der Geschichtsvereine, dem sich unser Verein angeschlossen hat, zum zweiten Mal angeboten, diesmal in Straßburg.

Auch der Ortenauer Geschichtstag, veranstaltet vom Historischen Verein für Mittelbaden, organisiert von der Mitgliedergruppe Geroldsecker Land, stand wieder im Vereinsprogramm. Er hatte 2013 das Thema „Alles nur gefälscht? Fälschungen, Suggestionen und Trickereien in Geschichte und Archäologie“.

Bücherkiste

Die Bücherkiste in der Schulstraße 27 wird nach wie vor gerne von Freunden alter Bücher aufgesucht. Deren Nachfrage und der Verkauf übers Internet haben auch 2013 für einen Gewinn gesorgt. Die zentrale Lage in der Schulstraße hat diese Entwicklung begünstigt. Wir sind deshalb froh darüber, dass der Standort beibehalten werden kann. Die Bücherkiste ist allerdings vor allem deshalb so erfolgreich, weil unser Mitglied Evelyn Siegrist und ihr Team viel Zeit und Arbeit investieren, um den Bücherbestand regelmäßig aufzufrischen.

Hans-Ulrich Müller-Russell

Neuried

Tätigkeitsbericht für das Jahr 2013

Die ersten Termine im Geschäftsjahr 2013 waren die Museumsfastnacht an zwei Tagen umrahmt von unserer Hausband „Gerhard Nußbaum, Dieter Gruninger und Lars Blümle“.

Die Mitgliederversammlung für das Jahr 2012 fand am 01.03.2013 statt.



Kinder im Museum



Museumsrallye

Die Regionalstiftung der Sparkasse Offenburg/Ortenau übergab am 12. April insgesamt 40000,00 Euro an sieben Neurieder Vereine und die Gemeinde. Unser Verein erhielt, zur Anschaffung neuer Trachten, eine Spende in Höhe von 5000 Euro, für welche wir sehr dankbar sind. Hergestellt wurden die Trachten bei der Firma Fischer, Schweighausen. Die Knöpfe wurden alle in Eigenleistung angenäht.

Das Jahreszeitencafé, organisiert und geleitet von Andrea Metzger und Ute Scheidecker, öffnete am 28. April seine Türen. Im frühlingshaft geschmückten Arbeitsraum des Museums wurden Kaffee und Kuchen angeboten und die vielen Gäste verweilten gerne.

Um den Kindern das Historische nahezubringen und das Interesse an Museum und Geschichte zu wecken, wurde ihnen eine Museums-Rallye angeboten, bei welcher sie in den Museumsräumen die Antworten auf die gestellten Fragen suchen mussten. Für ihre Mühe gab es eine Belohnung aus der Schatzkiste. Der Andrang der Kinder war groß, da Andrea schon im Vorfeld Werbung in der Grundschule gemacht hatte. Ein herzliches Dankeschön an alle Kuchenspender und Helfer. Ebenso auch unseren Dank an die Geber für die Gaben der Schatzkiste.

Im Juni wurden zwei Exkursionen als Führung rund um Altenheim angeboten. Willi Sutter führte die Interessierten und erzählte neben allerlei Wissenswertem auch kleine Anekdoten zur Unterhaltung.

Am 07. Juli beteiligte sich der Arbeitskreis Altenheim am 150-jährigen Jubiläum des Gewerbe- und Handwerkervereins Altenheim in Form einer Sonderausstellung. Dazu fanden mehrere Treffen mit den Mitgliedern des Gewerbe- und Handwerkervereins statt. Ausgearbeitet und dokumentiert wurden Inhalte über die Zunftordnung, Ablösung der Altenheimer Zünfte von der Lahrer Zunft, verschiedene Handwerkerzünfte, Schriftwechsel zwischen der Obrigkeit Hessen-Nassau, Handwerkern und Bürgermeister sowie zahlreiche Handwerkerrechnungen. Dazu wurde umfangreiches Aktenmaterial vom Generallandesarchiv von der deutschen Schrift übertragen. Danach wurde sie abgebaut und stellt jetzt einen Teil der Dauerausstellung über das Handwerk dar. Diese Ausstellung ist nun bei uns im Handwerkerraum als fester Bestandteil aufgebaut und der Öffentlichkeit zugänglich.

Unser alljährliches Museumsfest feierten wir rund ums Museum am 14. Juli. Ab 11 Uhr war das Museum geöffnet, im Hof und in der Scheune wurde u. a. mit Gegrilltem bewirtet. Traditionell boten wir im Arbeitsraum leckere Kuchen und Kaffee an. Tagsüber gab es Führungen durchs Dorf, Gemarkung und das Museum selbst. Unsere älteren Mitglieder demonstrierten das Stricken von Fischernetzen (Hans Mild), Knüpfen von Halstuchfransen (Frieda Schaller), Spinnen am Spinnrad (Elise Metzger) und Dengeln von Sensen (Herrmann Reuter). Ebenso wurde vorgeführt, wie das Bennewägele zerlegt und wieder zusammengebaut wurde. Ein weiterer Höhepunkt war der Auftritt der Kindervolkstanzgruppe.

Das Heimatmuseum selbst war an 32 Tagen geöffnet. Es konnten 191 Besucher gezählt werden. An 20 zusätzlichen Sonderführungen nahmen 460 Besucher teil und am Museumstag zählten wir 170 Besucher. Wie in jedem Jahr wurde im August der Museumsputz durchgeführt. Unsere fleißigen „Museumsbienen“ trafen sich mit Putzgeschirr jeglicher Art und brachten das Museum samt allen Ausstellungsstücken auf Vordermann. Nach wenigen Stunden war, Dank großem Fleiß, alles erledigt und unser Museum erstrahlte wieder in vollem Glanz. Als Dankeschön für unsere Museumsdienstler organisierten wir für den 07. August einen gemütlichen Grillabend. Das Grillen übernahm die Metzgerei Hügel.

Anlässlich des 200-jährigen Kirchenjubiläums am 06. Oktober 2013 beteiligte sich unser Arbeitskreis bei der historischen Ausstellung in den Kirchenräumen. Bild- und Texttafeln wurden bereitgestellt, wobei der Großteil der Bildtafeln schon vor Jahren von Willi Fischer, Lieselotte Adam und Willi Sutter zusammengestellt wurde. Neu hinzu kamen Handwerkerrechnungen für den Weinbrennerkirchenbau und für die Silbermannorgel.

Am 15. Oktober trafen sich zum zweiten Mal die Altgemeinderäte bei uns im Arbeitsraum. Unsere Arbeitskreisleiter übernahmen die Bewirtung. Zur Unterhaltung zeigte Werner Erb vom Arbeitskreis Dundenheim einen Film über den letzten Dorfschmied Jakob Bär. In einem etwa ¼-stündigen Film wurde gezeigt, wie er ein Pferd und eine Kuh beschlägt. Ebenso, wie ein Wagenrad mit Eisen bereift wurde. Die Filmaufnahmen stammen von Willi Mild und wurden vom Hobby-Filmer Werner Erb neu zusammengestellt und vertont. Des Weiteren las Richard Karl aus den alten Gemeindeakten vor. Zur weiteren Unterhaltung trat der Ichenheimer Sing- und Spielkreis auf.

Am 19. Oktober bei der offiziellen Enthüllung des wiederaufgestellten Tulla-Steines Nr. 79 am Steinsporensteg an der Gemarkungsgrenze zwischen Altenheim und Goldscheuer nahmen Vertreter unseres Arbeitskreises teil.

Die Mitgliedergruppe Neuried hat sich auch 2013 an der Riedwoche beteiligt, welche von den Riedgemeinden Meißenheim, Neuried und Schwanau zur Förderung des Tourismus veranstaltet wird. Der historische Dorfrundgang, welcher auf großes Interesse stieß, wurde von Willi Sutter geführt.

Fester Bestandteil in unserer Vereinsarbeit ist die Teilnahme am Adventsmarkt in Altenheim. Wie jedes Jahr waren unzählige Helfer

schon wochenlang vorher mit den Vorbereitungen beschäftigt, um verschiedene und besondere Basteleien und Weihnachtskränze am Stand anbieten zu können. Aber auch das kulinarische Angebot kam nicht zu kurz, die traditionellen Kuchen wie Linzertorte, Silbertorte und Tart ebenso wie Fleischkäswecken, Speck- und Schmalzbrote und der beliebte Museumsglühwein.

Arbeitskreis Dundenheim

Am 24. April fand in Zusammenarbeit mit der Mitgliedergruppe des Historischen Vereins Schutterwald im Gemeindesaal bei der kath. Kirche ein Vortrag über Reichskanzler Constantin Fehrenbach (1852–1926) mit Ortenauer Wurzeln statt. Referent war Dr. Dr. Christian Würz, Stadtpfarrer von Gengenbach. Der Vortrag war sehr gut besucht, es konnten auch zahlreiche auswärtige Besucher begrüßt werden. Bei den vorbereitenden Arbeiten und der Bewirtung wurden wir von AK Altenheim unterstützt.

Anlässlich des Seniorennachmittages der Gemeinde für den Ortsteil Dundenheim hat Werner Erb eine Diashow zusammengestellt. Diese beinhaltete Bilder von Altersjubilaren anlässlich ihrer Jubiläen aus dem reichen Schatz der Ortsverwaltung.

Am Adventsmarkt in Dundenheim beteiligte sich der AK mit einer Diashow mit Bildern von der 700-Jahrfeier, zusammengestellt von Werner Erb.

Arbeitskreis Ichenheim

Wir begannen das neue Jahr mit einer Gesprächsrunde, zu der wir einige ältere Mitbürger aus Ichenheim eingeladen hatten. In gemütlicher Runde sprachen wir über das Leben im Dorf im 20. Jahrhundert. Dabei konnten wir einige Erkenntnisse sammeln, die in unsere Arbeit einfließen werden.

Traditionell trafen wir uns am Fastnachtsamstag zum Kegeln und am Aschermittwoch zum Heringessen.

Am 13.04. besuchten einige von uns das Elztal-Museum in Waldkirch und bestaunten die kunstvoll gestalteten Ostereier und die ausgestellten mechanischen Orgeln.

Vom 31. Mai bis 12. Juli präsentierten wir unsere Ausstellung „Gute alte Zeit!“ in der Schaltherhalle der Volksbank Ichenheim. In der Eröffnungsveranstaltung referierte Herr Martin Frenk über das Leben auf dem Dorf im letzten Jahrhundert. Der Sing- und Spielkreis umrahmte die Veranstaltung mit einigen Liedvorträgen.

Im August besuchten Mitglieder unserer Arbeitsgruppe in Konstanz die Ausstellung „Einfach Himmlisch“, die anlässlich des 150. Todestages von Marie Ellenrieder in der Wessenberg-Galerie gezeigt wurde. Die Gemeinde Ichenheim hat zur Künstlerin eine besondere Beziehung, da sie für die katholische Kirche in Ichenheim ihre ersten großformatigen Gemälde geschaffen hat, ein Marienbild, eine Himmelfahrt und den heiligen Nikolaus. Einen großen Teil ihrer Werke zu sehen war ein wunderbares Erlebnis.

Anlässlich des jährlichen Dorffestes zeigten wir im Gemeindesaal des katholischen Pfarrhauses die erweiterte Ausstellung „Gute alte Zeit!“, welche den ganzen Tag gut besucht wurde.

Zum verkaufsoffenen Sonntag im Dezember zeigten wir im Rathausaal unsere Arbeit zum Thema „Vom mäandrierenden Rhein zum begradigten Flusslauf“ und eine Fotoschau von den Dreharbeiten zum Film „Carl + Bertha Benz“. Ein großer Teil dieser Filmaufnahmen über den Erfinder des Automobils und der Mitwirkung seiner Ehefrau, das Jahr 1886 betreffend, wurde im Anwesen Hürster in der Hauptstraße 54 gedreht. Das Besucherinteresse war außerordentlich groß.

Am 09. Dezember beschlossen wir unsere Arbeit mit einem gemeinsamen Jahresabschlussessen, und ein letzter Höhepunkt im Vereinsjahr war das „Z’Liecht gehen“ im Foyer der Langenrothalle, welches mit Vorträgen des Sing- und Spielkreises sowie verschiedenen Beiträgen von Mitgliedern gestaltet wurde, u. a. einen interessanten Vortrag von Richard Karl über die „Erlebnisse auf einem Bauernhof“. Barbara Lacombe erläuterte den Laternenträgern auf dem Weg zur Halle die „Geschichte der Ichenheimer Schulen“. Es war ein arbeitsreiches Jahr mit vielen neuen Erkenntnissen und Erlebnissen.

Arbeitskreis Schutterzell

Lothar Gissler berichtet für den Arbeitskreis Schutterzell, dass dieser weiterhin alte Bilder und Dokumente zur Ortsgeschichte sammelt. Er ist stolz darauf, in seiner Gruppe vier junge Männer zu haben, welche sehr engagiert und interessiert mitarbeiten. Jetzt in 2014, wenn er seinen „Nebenjob“ als Ortsvorsteher aufgegeben hat, soll sehr intensiv an die Aufarbeitung des vorliegenden Materiales herangegangen werden.

Trachtengruppe

Am 13. April standen wir Spalier bei der Hochzeit von Yvonne Petzold und Tim Britz. Nach der Trauung, der Gratulation und der Überreichung des Geschenkes wurden wir zu Essen und Trinken eingeladen. Es war ein wunderschönes Beisammensein.

Der Verein für Heimatpflege und Brauchtum, Friesenheim, hatte uns für den 23. Juni als Gäste zu ihrem Hochzeitszug nach Oberschopfheim eingeladen. Dieser Einladung sind wir gerne gefolgt. Wir trafen uns in Oberschopfheim zu einem Umtrunk und Kennenlernen der Verwandtschaft. Die gemeinsame Festzugsteilnahme war sehr schön und lustig und bereits für dieses Jahr haben wir wieder eine Einladung erhalten. Demnach waren sie mit der Verwandtschaft zufrieden.

Am 21. Juli haben wir am Schwarzwald-Erlebnistag im EuropaPark Rust teilgenommen. Es war ein sehr heißer Tag und in den Trachten war großes Schwitzen angesagt. Aber Spaß und Freude haben überwogen und so wurde dieser Tag im EuropaPark sehr genossen.

Am 26. Juli hatten unsere Auenheimer Freunde die Kapelle „Speck und Freibier“, anlässlich 1125 Jahre Auenheim, zu Gast. Einige von uns sind nach Auenheim gefahren und haben an dem Spektakel teilgenommen.

Am 15. September fuhren wir mit dem Bus zum Festzug nach Auggen. Dieser Tag war wie immer rundum gelungen und alle kamen auf ihre Kosten, auch wenn die Rückfahrt sich mal wieder, aufgrund des guten Weines, erheblich verzögerte.

Am 06. Oktober wurde in Altenheim 200 Jahre Weinbrennerkirche gefeiert. Die Trachtengruppe wurde gebeten, den Gottesdienst in Tracht zu besuchen, was wir auch gerne getan haben. Aber an diesem Tag fand auch das Kreistrachtenfest in Sasbachwalden statt und so mussten wir nach dem Ende des Gottesdienstes flugs in den Museumsraum „Essen und Trinken fassen“ und dann ab in den wartenden Bus zur Fahrt nach Sasbachwalden. Aber es hat alles wunderbar geklappt und der Tag ist schön ausgeklungen. Zum Jahresende 2013 hatte der Historische Verein Neuried 203 Mitglieder.

Ute Scheidecker

Nordrach

Im Jahr 2013 erhielt Dr. Otto Walther, der Gründer des Luftkurorts Nordrach, endlich die verdiente Anerkennung.



Gedenktafel zu Ehren von Dr. Otto Walther

Veranstaltungen

18. bis 26. März: Ausstellung Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg

Zum Zweiten Nordracher Geschichtstag am 29.09.2012, der die Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg zum Thema hatte, war auch eine Ausstellung vorbereitet worden mit Fotos und Dokumenten von Zwangsarbeitern in Nordrach. Die Ausstellung wurde im Pfarrheim erneut eine Woche gezeigt.

06. April 2013: Umbenennung der unteren Schönwaldstraße in „Dr.-Otto-Walther-Straße“

Dr. Otto Walther hatte im Jahre 1891 zusammen mit seiner Ehefrau Hope Adams die Lungenheilstätte Nordrach-Colonie eröffnet und Behandlungsmethoden entwickelt, die in ganz Europa Beachtung und



Bürgermeister Carsten Erhardt enthüllt das Straßenschild Dr.-Otto-Walther-Straße.



Epitaph Spitzmüller

Nachahmer fanden. Auf Anregung des Historischen Vereins hat die Gemeinde Nordrach in einer Feierstunde am 06. April 2013 die Verdienste von Dr. Otto Walther gewürdigt und den unteren Teil der Schönwaldstraße nach dem Gründer des Luftkurorts Nordrach benannt.

Im Festsaal der Reha-Klinik Klausenbach hielt anschließend Frau Dr. Anna Niederberger einen Vortrag mit dem Thema „Dr. Otto Walther, Beginn und Entwicklung des Heilwesens im Nordrachtal“. Begleitend wurde eine Ausstellung mit dreißig historischen Postkarten gezeigt, die ein lebhaftes Bild von den damaligen Jugendstilgebäuden und Außenanlagen der Lungenheilstätte vermittelten. Mehr als einhundert Gäste nahmen an dieser Veranstaltung teil.

28. April und 15. September 2013: Geführte Wanderungen zu den Höhenhöfen

Insgesamt ca. 25 Personen nahmen an den Wanderungen teil, die von Thomas Laifer geführt wurden.

12. Mai 2013: Exkursion zum Kloster Gengenbach

Dreizehn Personen fuhren nach Gengenbach. Dort erwartete sie Winfried Lederer, erläuterte in groben Zügen die Geschichte des Klosters und führte sie durch die Klosterkirche und das Klostergelände.

07. Juli 2013: Einweihung Spitzmüller-Epitaph

An der Außenwand der früheren Pfarrkirche war ein aus Sandstein gefertigtes Epitaph zum Gedenken an den am 29. April 1772 verstorbenen Joh. Georg Spitzmüller angebracht. Es handelt sich um ein Werk von Peter Schwab, der auch das Epitaph des Abtes Benedikt in Gengenbach geschaffen hat. Dieses Epitaph wurde beim Abbruch der alten Kirche im Jahre 1904 entfernt und in der neuen Friedhofsmauer eingesetzt. Das Epitaph war seither Wind und Wetter ausgesetzt und dadurch wurde seine Oberfläche erheblich beschädigt.

Auf Vorschlag des Historischen Vereins hat die Gemeinde Nordrach den Restaurator Bernhard Wink beauftragt, das Epitaph aus der Friedhofsmauer herauszunehmen, seine Substanz zu konservieren und das Epitaph an der Außenwand der Pfarrkirche im Bereich des geschützten Hauptportals anzubringen.

Am 07. Juli 2013, dem Nordrachter Pfarrfest, fand nach dem Festgottesdienst am neuen Standort des Epitaphs eine Feierstunde statt. Bürgermeister Carsten Erhardt dankte allen, die sich für die Bewahrung dieses Kleinods eingesetzt hatten. Bruder Stephan sprach Segensworte.

22. August 2013: Erlebnisswelt Bergbau

Im Rahmen des Nordrachter Sommerferienprogramms besichtigten 14 Kinder das Silberbergwerk „Segen Gottes“ in Haslach-Schnellingen.

27. September 2013: Dritter Nordrachter Geschichtstag

Der Historische Verein Nordrach hat an seinem dritten Nordrachter Geschichtstag das Thema „Besatzungskinder im französischen Kinderheim ‚Pouponnière‘“ in Nordrach behandelt. Etwa einhundert Personen waren in das Pfarrheim gekommen, um sich über das Schicksal der



Ausstellung Zwangsarbeiter in Nordrach



Auf den Spuren der Höhenhöfe



Die Teilnehmer der Exkursion nach Gengenbach



Die Teilnehmer vor dem Eingang zur „Grube Gottes“ in Schnellingen

französischen Besatzungskinder und die Rolle des französischen Kinderheims „Pouponnière“ in Nordrach zu informieren.

Rainer Gries, Professor an der Sigmund-Freund-Privatuniversität Wien, berichtete, dass im französischen Besatzungsgebiet nach 1945 etwa 100000 Kinder zur Welt kamen, gezeugt von französischen Soldaten und deutschen Müttern während temporären oder dauerhaften Beziehungen. Die französische Regierung unternahm alles, um diese „französischen Kinder“ nach Frankreich zu bringen. Die deutschen Mütter wurden aufgefordert, ihre Kinder abzugeben, und sie hatten auf alle Rechte zu verzichten. Das Nordrachener Heim wurde 1947 eingerichtet und nahm bis 1949 insgesamt 400 Kinder auf. Wenn die Kinder gesund waren, wurden sie von hier nach Frankreich zur Adoption gebracht. Nur das Geburtsdatum und der Geburtsort blieben von ihnen bekannt.

Im zweiten Teil der Veranstaltung berichtete Michael Martin aus Landau, selbst ein Besatzungskind, über seinen Lebensweg. Erst Ende der 1990er Jahre war es ihm gelungen, seinen französischen Vater, der im Jahre 1940 als Kriegsgefangener nach Deutschland gekommen war, ausfindig zu machen. Er hilft nun im Verein „Herzen ohne Grenzen“ anderen Besatzungskindern bei der schwierigen Suche nach ihrer Herkunft.



Prof. Rainer Gries referierte über die Besatzungskinder.

29. Dezember 2013: Ehrung von Thomas Laifer

Im Rahmen des Jahresrückblicks ehrte Bürgermeister Carsten Erhardt das Mitglied des Historischen Vereins Nordrach Thomas Laifer für sein großes Engagement beim Projekt „Nordrachter Höhenhöfe“. Thomas Laifer hatte in jahrelanger Arbeit die Geschichte der Höhenhöfe und der beiden Glashütten erforscht. Der Historische Verein Nordrach hat dazu eine Broschüre herausgegeben und einen Höhenhöfe-Rundweg mit einer Länge von ca. 20 km ausgeschildert.

Weitere Informationen zu einigen der vorgenannten Veranstaltungen gibt es auf der Homepage www.historischer-verein-nordrach.de.

Herbert Vollmer

Oberharmersbach**Aktivitäten in 2013**

Pfingstmontag: Deutscher Mühlentag – Speicher und Mühle geöffnet

2. Sonntag im September: Tag des offenen Denkmals – Speicher und Mühle geöffnet

Im Januar ist der 33. Band des Jahresrückblicks mit einer Auflage von 350 Stück erschienen. Sie wird von unserem Mitglied Hermann Kornmayer gestaltet und erstellt.

Unsere Mitglieder Ursula Kasper und Josef Lehmann haben die in unserer Region einzigartigen Waldabteilungssteine erfasst.

Im April wurde die Beschilderung der Baumscheibe bei unserem Museum erneuert. Gleichzeitig wurde hierzu eine Tafel mit Übersetzungen der Texte in englischer und französischer Sprache angebracht. An der Baumscheibe sind an den Jahresringen sowohl Ereignisse aus der örtlichen Geschichte als auch weltgeschichtlich interessante oder wichtige Geschehnisse erwähnt. Ebenfalls im April wurde im Rahmen einer Fußwallfahrt anlässlich des 100-jährigen Bestehens des jetzigen Kreuzes beim Kreuzweg in Zuwald ein Vortrag über die Entstehung des Kreuzes und der angrenzenden Kreuzwegstationen gehalten. Dieses Kreuz ist das inzwischen dritte – errichtet 1912 –, das vorhergehende war 1861 errichtet worden, das erste vermutlich um 1800. Die angrenzende Kreuzwegstation wurde 1920 erbaut und inzwischen zweimal erneuert.

Im September waren wir mit einer Gruppe Kindern im Rahmen des örtlichen Kindersommerprogramms bei unserer Zeitung zu Besuch. Dort wurden die neuen Techniken der Zeitungsherstellung und vor allem die alte Druckerei/Schriftsetzerei bestaunt, wobei auch alte Technik ausprobiert werden durfte.

Cornelia Lehmann

Oberkirch**12. Januar 2013**

Mitgliederversammlung im Gasthaus Renchtalblick

13. Februar 2013

Aschermittwochs-Rätselfahrt

16. Februar 2013

Mitgliederversammlung im Gasthaus Renchtalblick: Wahl von Horst Schneider zum Vorsitzenden der Mitgliedergruppe

27. Februar 2013

Vortrag mit Berthold Wunderle in der Mediathek. Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau – Von der Vorzeiganstalt Badens zur Rolle in der NS-Zeit

16. März 2013

Tagesfahrt nach Haigerloch. Schloss der Hohenzollern; Atomkeller-Museum

20. April 2013

Tagesfahrt ins Elsass. Burg Lichtenberg; Kristall-Museum Lalique in Wingen-sur-Moder oder Oberlin-Museum in Waldersbach

23. April 2013

Vortrag mit Friedrich Wein in der Mediathek. Die Festungsartillerie vom Mittelalter bis heute mit einer genaueren Betrachtung der schweren Stellungsbatterie 240 Oberkirch (Meisenbühl)

16. Mai 2013

Tagesfahrt nach Karlsruhe. Botanischer Garten beim Schloss; Großherzogliche Grabkapelle im Hardtwald

15. Juni 2013

Tagesfahrt nach Metz. Kathedrale St. Étienne; Stadtführung

20. Juli 2013

Tagesfahrt nach Ravensburg und an den Bodensee; Führung in der Altstadt

8. bis 13. September 2013**Mehrtagesfahrt nach Mittelfranken, Oberpfalz und Oberbayern**

8. September: Stadt- und Burgführung in Lichtenau bei Ansbach; Stadtführung in Wolframs-Eschenbach

9. September: Führung im Schloss Emmeram in Regensburg; Schifffahrt nach Weltenburg und Führung in der Abteikirche

10. September: Stadt- und Schlossführung in Roth, Führung im Fabrikmuseum der Leonischen Industrie in Bayern; Stadt- und Schlossführung in Ellingen

11. September: Führung im Kelten- und Römermuseum in Manching; Stadtführung in Neuburg

12. September: Stadtführung in Weißenburg, Führung im Römermuseum; Stadtführung in Eichstätt

13. September: Führungen in den hohenlohischen Residenzstädten Kirchberg und Waldenburg

8. Oktober 2013

Vortrag mit Rainer Fettig in der Mediathek; Hexenverfolgung im Renchtal

22. Oktober 2013

Tagesfahrt nach Freiburg; Führung in der Münsterbauhütte; Führung im Freiburger Münster mit Prof. Konrad Kunze

9. November 2013

Halbtagesfahrt nach Rastatt; Führung im Schloss zum Thema Triumph und Tragik des Türkenlouis

12. November 2013

Vortrag mit Prof. Konrad Kunze in der Mediathek, Von Engeln und Ochsen. Entstehung und Verbreitung unserer Gasthausnamen

7. Dezember 2013

Jahresabschluss im Gasthaus Almstühle

Horst Schneider

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach

5. Februar 2013

Dr. Martin Ruch (Willstätt): Literaten: Über Orte der Ortenau
271. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

5. März 2013

Götz Bubenhofer (Achern): Wenn Eponyme oder Eigennamen zu Gattungsnamen werden
272. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

9. April 2013

Frank-Joachim Lankoff (Achern): Mörder, Dieb und Räubersmann – Das gefährliche Leben im alten England
273. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

7. Mai 2013

Jost Eickmeyer (Heidelberg): Der Simplicissimus im Rundfunk
274. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

4. Juni 2013

Horst Schneider (Kehl-Kork): Hanauer Land – hübe und drübe
275. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

2. Juli 2013

Prof. Dr. Peter Heßelmann (Münster): Grimmelshausens Darstellung der Sünden und Laster in Genre-Szenen
276. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

6. August 2013

Prof. Dr. Barbara Molinelli-Stein (Mailand): Hölderlin – Rilke – Celan: Vom Himmel durch die Welt zur Hölle
277. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

1. Oktober 2013

Prof. Dr. Klaus Haberkamm (Münster): Tirso de Molina und Mozart – zweimal der Don-Juan-Stoff
278. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

5. November 2013

Karl Ebert (Oberkirch): Winzer – Wirt – Weinschlauch: Grimmelshausen und der Wein

279. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

3. Dezember 2013

Prof. Dr. Friedrich Gaede (Freiburg): Die politische Aktualität von Grimmelshausens Zitat: Allzu scharf macht schartig!

280. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

Dr. Fritz Heermann

Offenburg

Das Veranstaltungsprogramm 2013 der Mitgliedergruppe begann am **24. Januar 2013**. Im Rahmen des 80. Jahrestages der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ wurde um 19 Uhr im Saal Museum im Ritterhaus von der Stadt Offenburg die Ausstellung „Karl Plagge. Ein Gerechter unter den Völkern“ eröffnet, an der sich der Historische Verein beteiligte.

25. Februar 2013

Im Rahmen unserer Reihe „Wirtschaftsgeschichte der Ortenau“ hielt Herr Dr. Hermann Weber, früherer Vorstand der Sparkasse Offenburg/Ortenau, um 19.30 Uhr einen Vortrag zu dem Thema „Parallelen – Historische Anmerkungen zu 175 Jahren Wirtschafts- und Sparkassengeschichte der Ortenau“. Der Vortrag fand in den Räumen der Sparkasse Offenburg/Ortenau in der Bertha-von-Suttner-Str. 8 statt

16. Juli 2013

Neuere Geländeforschungen der letzten Jahre haben unser Bild von der Besiedlungsgeschichte des Schwarzwalds korrigiert. In vielen Tälern waren es nicht die Klöster und Adligen des Mittelalters, die zuerst den Wald rodeten. Bereits die Römer hatten im 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr. diese Gebiete – besonders im Breisgau und in der Ortenau – erschlossen und besiedelt. Auf sie deuten neben den Funden auch romanische Flurnamen hin, die schon seit 1960 durch Sprachforscher erfasst und gesammelt wurden. Zu dem Thema fand am Dienstag, 16. Juli 2013, 19.30 Uhr im Foyer des Museums im Ritterhaus der Vortrag „Römische Siedlungen im Schwarzwald“ mit dem Archäologen Dr. Heiko Wagner statt. Mitveranstalter war die ARGEO – Erlebnis Archäologie und Geologie e.V. Offenburg.

24. Oktober 2013

Am Donnerstag, 24. Oktober 2013, 19.30 Uhr referierte der Freiburger Historiker Dr. André Gutmann im Saal im Ritterhaus zum Thema „Gut gefälscht ist halb gewonnen – Urkundenfälschungen im Mittelalter.“

19. November 2013

Am 19. November 2013 um 19.30 Uhr stellte im Foyer des Museums Dr. Wolfgang Reinbold von der Pressestelle der Stadt Offenburg im Gespräch mit Dr. Wolfgang M. Gall dessen im Frühjahr dieses Jahres erschienene Buch „Kleine Geschichte der Stadt Offenburg“ vor.

12. Dezember 2013

Der Historiker Michael Bühler referierte am Donnerstag, 12. Dezember 2013 um 19.30 Uhr im Saal im Ritterhaus zu seinem Dissertationsthema „Zwischen Baden und Pfalz – Die Bedeutung Straßburgs für den Ortenauer Niederadel im späten Mittelalter“. *Dr. Jürgen Collmann*

Oppenau**Januar**

Mitgliederversammlung. Nach dem geschäftlichen Teil zeigte der Vorsitzende seine Fotoshow: Sorbische Osterbräuche in der Lausitz

Februar

Blanc, Eva: Die Steinkrugfabrik in Oppenau. Geschichte und Erzeugnisse (1824–1878/80). Wolfram Brümmer besprach die Ausarbeitung von Frau Dr. Blanc und stellte die neuesten Erkenntnisse über die ehemalige Lage der Betriebsräume, der hergestellten Produkte, der Geschichte des Betriebs und seiner Betreiber vor. Der ausführliche Bericht von Dr. Blanc kann im Internet unter: http://tobias-lib.uni-tuebingen.de/frontdoor.php?source_opus=6899&la=de nachgelesen werden, eine Zusammenfassung erschien in der Ortenau 2013.

März

Treff im Museum Oppenau. „Finissage“ vor der Schließung. Letzter Rundgang durch die Räume. Der vollständige Abbau der Ausstellung wurde wegen des Rathausumbaus erforderlich. Fleißige Vereinsmitglieder bewältigten mit freiwilligem Arbeitseinsatz Abbau, Dokumentation, Verpackung und Einlagerung der Exponate.

April

Die Nordrachter Höhenhöfe zu Mitteleck. Thomas Laifer aus Nordrach zeigte in seinem Vortrag die Spuren der Menschen auf, die in früheren Jahrhunderten unter schwierigsten Bedingungen die Höhenhöfe auf der Moos bewirtschaftet haben oder mit der Herstellung von Glaswaren beschäftigt waren.

Juni

Besuch des Springhansenhofes in Ibach. Zuerst wurde die Ibacher Kapelle besichtigt. Die Geschichte der Entstehung dieser Kapelle und die Interpretation des Altarbildes von Toni Bach trug H. Hoferer den zahlreichen Teilnehmern vor. Bei der Besichtigung des Hofes erzählte Herr Ortsvorsteher Springmann auch von den Sorgen der Bauern in der heutigen Zeit. In der langen Geschichte des Springhansenhofes findet sich eine Familie – Vater, Mutter und Tochter –, die als Hexen hingerichtet wurden.

September

Die traditionelle Tagesfahrt mit Herrn Gras führte in diesem Jahr ins nördliche Elsass. In der romanischen Abteikirche Marmoutier erwartete uns Prof. Thomann mit einem Organisten, um uns die berühmte Orgel von Andreas Silbermann in dem herrlichen Sakralbau zu demonstrieren.

Nächstes Ziel war die um 720 gegründete ehemalige Abteikirche St. Peter und Paul in Neuwiller les Saverne, die zu einem der ältesten Klöster am Oberrhein gehörte. Die Kirche zählt zu den künstlerisch wertvollsten und stilistisch vielfältigsten des Elsass. Besondere Aufmerksamkeit fanden mittelalterliche Grabdenkmäler und die Wandteppiche aus den Jahren nach 1504 mit Darstellungen aus dem Leben und der Wundertätigkeit des Heiligen Adelpus von Metz.

Letztes Ziel war das Kloster Marienthal bei Haguenau. Es hat eine lange und sehr wechselvolle Geschichte. Die heutige Kirche wurde 1866 geweiht und 1892 von Papst Leo XII. zur Basilica minor erhoben. Die Anlage dient heute als Wallfahrtskirche und wird durch Wilhelmiten betreut.

Oktober

Herbstfahrt nach Dornstetten und Glatt

Dornstetten, ein „Tagewerk“ von Oppenau entfernt, überraschte bei einer Führung durch die Altstadt mit einem Ensemble aus malerischen Fachwerkhäusern mit dem einzigartigen Rundfachwerk und dem historischen Marktplatz mit seinem Brunnen. Eine Führung und eine Orgeldemonstration in der Martinskirche und eine Besteigung ihres spätgotischen Turms mit herrlichem Ausblick übertrafen die Erwartungen der Teilnehmer.

Danach wurden die Ausstellungen im „Wasserschloss Glatt“ besucht. Das Wasserschloss Glatt ist eines der wenigen erhaltenen Wasserschlösser des Landes und eines der ältesten Renaissance-Schlösser Süddeutschlands. Dort wird im Schlossmuseum die Geschichte des Dorfes und der Herrschaft Glatt veranschaulicht.

Das Adelsmuseum dokumentiert die Geschichte des Adels am oberen Neckar und präsentiert die Rüstkammer mit einer umfangreichen Waffensammlung. Ein Muss war der Abschluss der Fahrt bei einem Café in den historischen Räumen der Wehranlage.

November

Der Erste Weltkrieg aus der Sicht von 1922. Vortrag von R. Fettig

Quelle: Glasdias von 1922 aus dem Oppenauer Archiv mit dem Thema: „Der Weltkrieg in Lichtbildern“ vom „Vaterländischen Lichtbilderverlag“

Rainer Fettig

Renchen

19.1.2013: Fahrt zur Ausstellung „Die Welt der Kelten: Zentren der Macht – Kostbarkeiten der Kunst“ in Stuttgart

16.11.2013: Fahrt zur Ausstellung „Russland im Glanz der Zaren. Die Romanows“ in Stuttgart

Doris Schlecht

Rheinau

24.1.2013

Vortrag „Badische Litera-Tour“ – Auf den Spuren von Dichtern und Schriftstellern durch Baden“ von Helmut Mimk

15.2.2013

Jahresversammlung

9.3.2013

Studienfahrt nach Mannheim zur Ausstellung „Die Medici – Menschen, Macht und Leidenschaft“.

25.4.2013

Vortrag „Postbusse auf der Schwarzwaldhochstraße zwischen 1907 und 1950“ von Ernst Kafka

8.6.2013

Studienfahrt nach Breisach und Neuf-Brisach

12. – 15.9.2013

Studienfahrt nach Oberhausen und Essen

9.11.2013

Studienfahrt nach Mannheim zur Ausstellung „Die Wittelsbacher am Rhein – Die Kurpfalz und Europa“

21.11.2013

Vortrag „Pilger kommst Du nach Rom“ von Helmut Mink

Renate Demuth

Schiltach

Als erste Veranstaltung im neuen Jahr stand Mitte Januar der jährliche Informationsabend für Mitglieder und Freunde im historischen Gasthof „Sonne“ am Marktplatz auf dem Programm. Der Rückblick durch den Schriftführer ließ ein ereignisreiches Vorjahr Revue passieren. Der Bericht von Sprecher Peter Rottenburger und seine Vorschau auf 2013 machten Appetit auf eine ganze Reihe anspruchsvoller Vorhaben. Dem offiziellen Teil schloss sich ein gemütlicher Stammtisch an, bei dem die Gelegenheit zu Gespräch und Gedankenaustausch gerne wahrgenommen wurde.

Ende Januar starteten wir unter Federführung der Freunde vom benachbarten Historischen Verein Hausach mit der Bahn zum Besuch einer lange erwarteten Ausstellung. Ziel war die Landeshauptstadt, wo uns die imposante Schau „Die Welt der Kelten“ erwartete. Der im „Kunstgebäude“ präsentierte Ausstellungsschwerpunkt „Zentren der Macht“ entführte in die Lebenswelt dieses geheimnisvollen Volkes. Beeindruckende Exponate, ergänzt durch informative Texte, gewährten einen Einblick in die Entwicklung der keltischen Zivilisation. Religion und Kult, die Beziehungen zu anderen Völkern, bedeutende Oppida und die rätselhaften „Fürstensitze“ sowie die Wanderungen nach Norditalien und Anatolien waren die Schwerpunkte. Die im „Alten Schloss“ zu besichtigenden eindrucksvollen „Kostbarkeiten der Kunst“ spannten einen Bogen vom frühen keltischen Kunstschaffen über alle wesentlichen und prägenden Stilepochen hinweg bis ins 6. nachchristliche Jahrhundert.



Gespannt verfolgt das Publikum die Lesung „Der Schwarzwald und seine Dichter“. Foto: M. Baumgartner

Bei dem im Februar zusammen mit der VHS angebotenen Vortragsabend verließen wir den Pfad rein geschichtsbezogener Veranstaltungen und wandten uns erstmals der Literatur zu. Die gute Resonanz zum Thema „Der Schwarzwald und seine Dichter“ bewies, dass wir mit unserem Angebot richtig lagen. Vereinsmitglied Wolfgang Tuffentsammer, Pfarrer i. R. und der aus Bietigheim/Württ. stammende Regionalhistoriker und Buchautor Günter Bentele begeisterten das Publikum mit Rezitationen aus Werken sowohl populärer wie auch in Vergessenheit geratener Autoren. Abwechselnd führten sie den Zuhörern die facettenreiche Wahrnehmung des Großraumes Schwarzwald durch Dichter aus verschiedenen Jahrhunderten vor Augen. Tuffentsammer und Bentele präsentierten dabei Texte von Christoffel von Grimmelshausen, Hermann Hesse, Berthold Auerbach, Heinrich Hansjakob, Mark Twain, Ernest Hemingway, Wilhelm Hauff und Johann Peter Hebel.

Anfang März brachte uns die Bahn zur Ausstellung „Anständig gehandelt – Widerstand und Volksgemeinschaft 1933–1945“ ins „Haus der Geschichte“ nach Stuttgart. Der neue Schiltacher Museums- und Archivleiter Andreas Morgenstern, der im Rahmen seiner früheren Tätigkeit am Zustandekommen dieser Ausstellung beteiligt war, übernahm die Führung und vermittelte der Besuchergruppe Hintergründe zur Konzeption, Gestaltung und zur Auswahl der präsentierten Exponate. Unzählige Einzelfotos, aus verschiedenen Regionen des Landes zusammengetragen und zu einem Mosaik vereint, spannten einen Bogen über jene zwölf verhängnisvollen Jahre und riefen als übermächtiger Hintergrund beim Betrachter beklemmende Gefühle hervor. Sorgfältig platzierte Ausstellungsstücke veranschaulichten unterschiedlichste Formen des Widerstandes und spürten den Lebenswegen und Schicksalen der hinter den Aktionen stehenden Menschen nach.

Unser bewährtes Ausstellungsteam um Hans Harter, Beatrix Beck und Peter Brand bereitete im Winter 2012/13 eine weitere Bilderschau im „Museum am Markt“ vor, in die auch Museumsleiter Andreas Morgenstern miteinbezogen war. Die Ausstellung „Die Flößerei im Bilde der Kunst“,

Gruppenfoto im Eingangsbereich zur Ausstellung in Stuttgart. Foto: R. Mahn





*Hans Harter hat zu jedem Bild der „Flößerei“-Ausstellung eine Geschichte parat.
Foto: R. Mahn*

Kulisse wie das Städtle, in dem die Flößerei jahrhundertlang ein maßgeblicher Teil des täglichen Lebens war. Bleistiftzeichnungen und Skizzen aus der Jugendzeit der einheimischen Künstler Karl und Heinrich Eyth wurden durch Werke von Wilhelm Hasemann, Eduard Trautwein, Joseph Moser, Friedrich Christoph Beckh, dem Geometer Weber und weiteren namhaften Künstlern ergänzt. (Übrigens: Sie können über die Homepage unserer Mitgliedergruppe zu einer Video-Collage der Ausstellung gelangen). Den Sommer über bot Hans Harter Kunstliebhabern abendliche Sonderführungen an und wusste viel Hintergründiges zu den Bildern, ihren Malern und Auftraggebern zu berichten. Im Rahmenprogramm zur Ausstellung, die von der Stadt Schiltach als Veranstalter getragen und von den Schiltacher Flößern mitgestaltet wurde, präsentierte Beatrix Beck Mitte Juli ein Serenadenkonzert, den Abschluss bildete Ende September ein „Licht-Obed“ mit Musik für Mandoline und Gitarre sowie einer Lesung aus Mark Twains „Floßfahrt auf dem Neckar“.

Und da wir uns gerade im „Museum am Markt“ befinden, gibt es auch im Blick auf die 2011 erfolgte Neukonzeption der Dauerausstellung Erfreuliches zu vermelden. Verschiedene Verbesserungsvorschläge wurden zwischenzeitlich aufgegriffen und umgesetzt sowie zusätzliche Exponate „ins rechte Licht gerückt“. Anfängliche technische Probleme gehören der Vergangenheit an, die große Mehrzahl der Besucher, darunter viele Tagestouristen, nehmen die Präsentation und die mit ihr verbundenen Informationsmöglichkeiten gerne an. Museumsleiter Morgenstern lässt sich immer wieder Neues einfallen, um die Attraktivität weiter zu erhöhen. Alle städtischen Museen können von April bis Oktober unentgeltlich besichtigt werden.

Die „Ortenau 2013“, erschienen im Oktober, enthielt gleich drei Beiträge von Schiltacher Autoren. Hans Harter, Fachmann für alles Historische und Mitglied im Initiativkreis, steuerte einen bemerkenswerten Artikel zum Schwerpunktthema „Literatur und Sprache am Oberrhein“ bei. Er berichtet, dass bereits im 17. Jahrhundert eine Reihe biblischer Volksschauspiele mit Laiendarstellern aus der Bürgerschaft in Schiltach aufgeführt wurden. In einem zweiten Beitrag befasst sich Harter mit dem Brief eines Schiltacher Schiffers aus dem Jahre 1871, aus heutiger Sicht interessant sind dessen Einstellung zur Arbeiterbewegung sowie sein wirtschaftliches Denken und Handeln. Vereinsmitglied Helmut Horn beschäftigt sich mit dem 1788 in Schiltach geborenen Jakob Bernhard Trautwein. Die wissenschaftlichen Arbeiten dieses sich in Nürn-

wollte dieses alte Handwerk so zeigen, wie es von Künstlern in ihrer Zeit wahrgenommen wurde. Dabei existierte die Welt der Flößer ja nicht isoliert, sondern war in ein soziales und wirtschaftliches Umfeld eingebettet. Die Waldbauern hatten in der Schau deshalb ebenso ihren Platz wie Holzhändler und die Flößer selbst, die Schwarzwaldlandschaft war ebenso



Helmut Horn erklärt, was er zur „Gleichschaltung“ im Jahr 1933 in den Archiven fand.

Foto: M. Buzzi

berg niedergelassenen Apothekers, Chemikers und Forschers genossen seinerzeit europaweiten Ruf.

Das Jahr 2013 erinnerte uns nochmals an die 80. Wiederkehr der sog. „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten. Akribisch durchforsteten Hans Harter und Helmut Horn lokale Zeitungsarchive, um anhand der Berichterstattung die Entwicklung des Jahres 1933 im oberen Kinzigtal aufzuzeigen. Eine leidlich funktionierende Demokratie wurde innerhalb kürzester Zeit in einen „Führer-Staat“ verwandelt, der zuerst Parteien und Gewerkschaften ausschaltete, um dann immer stärker auch in die Vereine und schließlich in das Leben jedes Einzelnen einzugreifen. Diese Entwicklung ging auch an Schiltach und Lehengericht nicht vorbei, ganz im Gegenteil: Die frühe Existenz einer NSDAP-Ortsgruppe und deren Wahlerfolge zeigen deutlich, dass die NS-Politiker und ihre Ideologie schon früh auch hier Anhänger fanden. In einem Ende November von beiden Heimatforschern vor vollem Haus gemeinsam gestalteten Vortragsabend vermittelten sie eindrücklich, wie der Nationalsozialismus in beiden Gemeinden Fuß fassen konnte, warum er von breiten Bevölkerungsschichten mitgetragen wurde und in welchem atemberaubendem Tempo die örtlichen Vereine, freiwillig oder einer vermeintlichen Notwendigkeit folgend, sich von den braunen Machthabern gleichschalten, instrumentalisieren und damit letztlich mundtot machen ließen.

Ein großes Thema war das ganze Jahr über zudem die Kleindenkmalerfassung. Nach anderen Landkreisen beschloss auch der Kreistag in Rottweil, mit Hilfe ehrenamtlicher Helfer in den Jahren 2012 und 2013 die Kleindenkmale im Kreisgebiet registrieren, fotografieren und dokumentieren zu lassen.

Unter dem Begriff „Kleindenkmal“ werden im Allgemeinen ortsfeste, freistehende, kleine oder größere, von Menschen gefertigte Gebilde aus Stein, Metall oder Holz verstanden, die einem bestimmten Zweck dienen oder an Personen erinnern. Aber auch Flusswehre, Kanäle mit ihren Stellfallen, Gewölbebrücken, Holzriesen, Brunnen und Brunnenstuben, Felsenkeller, Stolleneingänge und nicht zuletzt Grenzsteine gehören dazu, ebenso Zeugnisse der Industrialisierung und des Verkehrs. Sie sind Bestandteile unserer Kulturlandschaft, im besiedelten Gebiet genauso wie in Feld, Wald und Flur.

Im Bereich der Stadt Schiltach wurden die Bezirke Schiltach, Vorder- sowie Hinterlehengericht eingerichtet, wo die Erfasser Hans Harter,



Schiltach: Ein Grabstein als Kleindenkmal. Bronzerelief „Frau mit Rosen-girlande“ von Prof. Fritz Wolber (um 1905). Foto: H. Harter



*Lehengericht: Ein Kleindenkmal ist auch der Grenzstein Nr. 260. Er markierte die Landesgrenze zu Württemberg (1842).
Foto: R. Mahn*



*Schenkenzell: Kleindenkmal „Steinernes Kreuz“ auf dem Hochberg (1717). Zwölf Kerben in der Sockelplatte dienen noch heute als Grenzmarken für zwölf Waldgrundstücke.
Foto: W. Schoch*

Reinhard Mahn und Klaus Wolber mit Unterstützung von Klaus-Ulrich Neeb ein weites Betätigungsfeld vorfanden und etwa 150 Kleindenkmale dokumentierten. Dazu kamen über 170 Grenzsteine, zum einen entlang der ehemaligen badisch-württembergischen Landesgrenze gegen Lauterbach, das Reichenbächle, Schramberg und Aichhalden hin, zum andern Gemeindegrenzsteine entlang der Gemarkungsgrenze zwischen Schiltach und dem Lehengericht.

In Schenkenzell und Kaltbrunn war Willy Schoch mit seinen Helfern Bernd Wöhrle, Hermann Kaufmann und Werner Sum im Einsatz, um letztendlich 121 Kleindenkmale, darunter viele Bildstöcke und Wegkreuze, sowie unglaubliche 439 Landesgrenzsteine gegen Aichhalden, Rötberg, Alpirsbach und Reinerzau entlang der ehemaligen württembergischen Grenze zu erfassen. Nach Abschluss und Auswertung der Erhebungen plant das Landratsamt Rottweil eine Dokumentation mit den wichtigsten und wertvollsten Kleindenkmalen im Kreisgebiet herauszugeben.

Der „Initiativkreis“, das Führungsgremium unserer Mitgliedergruppe, traf sich 2013 zu fünf Sitzungen. Dazu kamen Besuche verschiedener Veranstaltungen befreundeter Mitgliedergruppen und benachbarter Geschichtsvereine. Im März stand turnusmäßig die Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Kehl-Kork auf dem Programm, dazu kam im selben Monat noch der Ortenauer Geschichtstag in Kippenheim und im Oktober folgten wir gerne der Einladung zur Hauptversammlung, die von unseren Nachbarn in Hornberg ausgetragen wurde.

Entgegen dem allgemeinen Trend konnten wir mit Blick auf die Mitgliederzahl abermals ein „leichtes Wachstum“ vermelden. Diese Unterstützung bestärkt uns in unserer Arbeit für den Verein, die Bevölkerung und unsere Region. Auch 2013 haben wir konsequent am Ausbau und der Verbesserung unserer Vereinshomepage www.geschichteschiltach.de gearbeitet. Wir erachten dieses Medium für eine zeitgemäße und effektive Arbeit, zur Kontaktpflege mit unseren Mitgliedern sowie den benachbarten Mitgliedergruppen als unerlässlich. Wagen Sie ruhig wieder mal einen Blick auf unsere Schiltacher Geschichts-Webseite. Sie werden manches Interessante und wertvolle Informationen finden.

Reinhard Mahn

Steinach

Veranstaltungen

Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach am Pfingstmontag.

Unter dem Leitthema „Spannende Geschichte im oberen Kinzigtal“ entführten der Historische Verein und Verschönerungsverein Steinach die Teilnehmer zur Schenkenburg und nach Schiltach. Trotz Nieselregen traf sich eine große Schar historisch interessierter Wanderer am Bahnhof in Steinach. Nach dem Willkommensgruß an die Anwesenden

beider Vereine fuhr man mit der Bahn in das obere Kinzigtal nach Schenkenzell. Bei kühlem und windigem, aber dann doch trockenem Wetter führte die Wanderung zur Schenkenburg mit Besichtigung. Weiter ging es auf gut begehbarem Wanderweg nach Schiltach. Während der Wanderung erfuhren die Teilnehmer von den Vorstandsmitgliedern des Historischen Vereins Peter Schwörer und Bernd Obert vieles Wissenswerte und Interessante über die Gemeinde Schenkenzell und Umgebung, die abwechslungsreiche und spannende Geschichte der Schenkenburg, der Burg Schiltach der Willenburg bei Schiltach. Auf dem Schiltacher Marktplatz wurde die Stadtgeschichte durch interessante Informationen wieder lebendig. Nach einer aufwärmenden und unterhaltsamen Einkehr bei Kaffee und Kuchen erfuhren die Wanderer bei einem Rundgang durch das Städtchen einiges über das herrliche Fachwerk und bestaunten die Schüttesäge sowie den eindrucksvollen Bau der evangelischen Kirche. Danach ging es mit der Bahn wieder zurück nach Steinach. Bei einer wohlverdienten Stärkung im Gasthaus „Zur Flasche“ fand diese erlebnisreiche Gemeinschaftswanderung ihren Abschluss. Wie in den Jahren zuvor waren sich alle Teilnehmer einig, diese beliebte und interessante historische Gemeinschaftswanderung auch im kommenden Jahr wieder durchzuführen, wozu die alljährlich erfreulich große Schar historisch Interessierter auch allen Anlass gibt!

Teilnahme an verschiedenen Tagungen des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. sowie an vielen sonstigen Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen.

„Ein romantischer Lichterabend im Museum“ – eine rundum gelungene Veranstaltung im Museumskeller mit Bewirtung und Akkordeonmusik und vielen zufriedenen Besuchern.

Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum.

Diverse Arbeitseinsätze: Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach

- Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.
- Auf- und Abbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema: „Unser Dorf wandelt sich – die 1950er Jahre“, eine sehenswerte und von den Museumsbesuchern mit regem Interesse angenommene Ausstellung, die unter anderem auch die jüngere Generation auf die zum Teil gravierenden Veränderungen in diesem Jahrzehnt aufmerksam machen sollte.
- Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie Miniaturkrippen und sonstigen Weihnachtsexponaten.
- Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).

Brauchtum

Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- „Die Drei Weisen mit König Herodes“ – Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (während des Hauptgottesdienstes).
- Mitwirkung bei der Herstellung großer „Palmstangen“, ein alter, christlicher Brauch, aufgestellt am Palmsonntag in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach.
- „Klausenbigger“-Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen, ein altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach.

Bernd Obert

Yburg

Das Reblandmuseum war an jedem ersten Sonntag des Monats geöffnet. Die Gäste wurden hierbei von den Mitgliedern des Vorstandes betreut.

Zusätzlich führte Konrad Velten an weiteren Tagen zahlreiche Gäste durch das Reblandmuseum. Sowohl Gruppen von Schülern aus der Grundschule Steinbach wie auch Besucher aus Oberfranken folgten mit Interesse seinen immer dem Alter angepassten, lebhaft vorgetragenen Ausführungen.

Ein weiterer Schwerpunkt seiner Arbeit in der Mitgliedergruppe Yburg waren zahlreiche Führungen durch den Westwall-Nato-Befehlsbunker in Baden-Baden Neuweier.

Die Cubus Produzentengalerie e.V. Baden-Baden veranstaltete eine dreitägige Ausstellung im Nato-Bunker (Kunst im Bunker – Spannungsfeld zwischen Krieg und Frieden), die vom 28. bis 30. Juni 2013 etwa 3000 Besucher in den Stollen lockte. Allein an diesen Tagen fanden zehn Führungen von Konrad Velten statt.

Im Reblandmuseum wurden das ganze Jahr über Renovierungs- und Ausbauarbeiten vorgenommen. Im Dachgeschoss wurde ein Raum ausgebaut und mit Regalen versehen, sodass die sich nicht in der aktuellen Ausstellung befindlichen Exponate besser gelagert werden können. Tirza Velten und Kirsten Magnus reinigten das Museum. Waltraud Fritz, Erika Weisser, Irene Sackmann und Tirza Velten arrangierten die neue Wechsausstellung „Bräuche aus dem christlichen Alltag unserer Vorfahren“.

Von März bis Oktober fand jeden zweiten Dienstag des Monats der von Tirza und Konrad Velten organisierte und sehr gut besuchte Stammtisch im Reblandmuseum statt.

Historische Forschungen

Die Forschungsarbeiten zur Geschichte des „Ehemaligen oberen Schlosses zu Neuweier“ schloss Konrad Velten im September ab. Dank der nützlichen Hinweise des Stadtarchivs Straßburg und der Leichenpredigt von 1666 (Straßburg und Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel) konnten der Geschichte der Freiherren Stein von Reichenstein neue Erkenntnisse hinzugefügt werden.

Heike Schnitzer

Zell am Harmersbach

Herausragendes und öffentlichkeitswirksamstes Vereinsereignis war die Ausstellung „Als Zell badisch wurde – 1803 – Veränderungen einer Reichsstadt“, die der Historische Verein Zell vom 8.9. bis 4.11.2012 im Storchenturm-Museum inszenierte. Damit leistete der Verein als einer der wenigen im Ortenaukreis einen Beitrag zum Baden-Jubiläum 2012, indem er das übergreifende Thema auf die lokal- bzw. regionalgeschichtliche Ebene herunterbrach und damit auch verständlicher machte. Der Verein kooperierte mit den Museumsfreunden und der Stadt Zell am Harmersbach personell und finanziell, erhielt aber auch Unterstützung von außen, z. B. vom Ritterhaus-Museum Offenburg und vom Reichstagsmuseum Regensburg. Schon bei der Eröffnung der Ausstellung herrschte ein großer Andrang von Besuchern.

Dr. Dieter Petri als Hauptkurator und Heinz Scherzinger sowie Bertram Sandfuchs als Mitgestalter zusammen mit Mitgliedern und vielen Freiwilligen ernteten viel Lob für Idee, Konzeption und Durchführung nicht nur der Ausstellung selbst, sondern auch für die begleitenden Veranstaltungen, die Sonntagsführungen und den Zeller Scheffel-Abend. Dieser ergänzte thematisch die Ausstellung auf originelle Weise. Das Hauptreferat der literarisch-musikalischen Veranstaltung hielt Prof. Dr. Schmidt-Bergmann, Universität Karlsruhe.

Die regulären Leistungen des Vereins blieben dadurch ungeschmälert, als da sind der Museumsdienst, Öffnungen des historischen Rundofens, Stadtführungen sowie die Auswahl und Verleihung der Bildsteinpreise für gelungene lokalgeschichtliche Aufsätze von Hauptschülern der Abschlussklassen des Ritter-von-Buß-Bildungszentrums.

Der Verkauf der Zeller Stadtchronik von Dieter Petri verlief weiter gut und die literarische Umgestaltung ortshistorischer Stoffe durch Mitglied Gottfried Zurbrügg fand verstärkt überregionale Resonanz (Roman „Von Erde bist du genommen“ über den Gründer der Zeller Keramik, Josef Anton Burger).

Die alljährliche Exkursion mit jeweils vollem Bus steuerte dieses Jahr Montbeliard (Mömpelgard) in der Burgundischen Pforte an, wo die Deutschlehrerin des dortigen Gymnasiums die Teilnehmer versiert und engagiert durch die Stadt und das Schloss der Württemberger führte.

Wanderungen mit geschichtlichen Hinweisen zu markanten Orten auf dem Weg unternahmen Mitglieder und Gäste des Historischen Vereins zusammen mit den Schwarzwaldvereinen Zell und Oberharmersbach mit 45 Teilnehmern (Rundwanderung Ottrott–Odilienberg mit Besuch des Klosters, der Burgruine Dreistein und der Heidenmauer) sowie mit dem Wander- und Freizeitverein Unterharmersbach – per Baden-Württemberg-Ticket für die Anreise – (Rundwanderung Kloster Beuron–Burgfestung Wildenstein–Mauruskapelle) mit Bertram Sandfuchs als Wanderführer.



*Heinz Scherzinger
(Teamleiter Museums-
freunde) erläutert
Exponate bei einer
Sonntagsführung*

Bertram Sandfuchs

Berichte der Fachgruppen

Fachgruppe „Kleindenkmale“

Durch örtliche Initiativen wurden im Jahr 2013 wieder Kleindenkmale wie etwa Wegkreuze und Bildstöcke restauriert. Eine Inschrift eines Bildstocks aus dem frühen 16. Jahrhundert konnte trotz intensiver Bemühungen bei kompetenten Stellen bisher nicht geklärt werden.

Bei Restaurierungen sollte man stets daran denken, dass bei einer früheren „Auffrischung“ eines Kleindenkmals häufig auch der Sockel mit Farbe dick übermalt wurde. Hier befindet sich nicht selten der Name des Herstellers/Künstlers. Dieselbe Aufmerksamkeit ist auch geboten, wenn der Sockel über viele Jahrzehnte verdeckt durch das Erdreich tief im Boden steckte. Es können durch das Aufspüren der Namen bei vergleichenden Untersuchungen Werkstätten bzw. Schulen von Bildhauern entdeckt werden.

Am jährlichen deutschlandweiten Tag des offenen Denkmals wurde im Jahr 2013 im September für die Eröffnungsveranstaltung in Baden-Württemberg diesmal Offenburg ausgewählt. Das Angebot für eine Führung zu Kleindenkmalen in Durbach kam gut an. Bei einer Fahrradtour im Rebland von Offenburg zu verschiedenen Arten von Kleindenkmalen erhielten die Teilnehmer auch Informationen über die derzeitigen Restaurierungen.

In Oberharmersbach wird in diesem Jahr die Dokumentation der Waldabteilungssteine abgeschlossen sein. Als Besonderheit ist anzumerken, dass in der Ortenau nur im Gemeindewald von Oberharmersbach auf diesen Abteilungssteinen außer einer arabischen Ziffer für die jeweilige Abteilung und neben einer alphabetischen „Zählung“ auch die betreffenden angrenzenden Flurnamen eingehauen sind.

Von den einhundert Kleinkapellen im Ortenaukreis sind etwa ein Viertel Hofkapellen. Im Schwarzwaldverein werden im Bereich der Heimatpflege solche Hofkapellen als besonderes Kulturerbe angesehen. Entsprechende erste Kontakte wurden aufgenommen. *Gernot Kreuz*

Fachgruppe Archäologie

Am Ende März/Anf. April 2013 wurden Funde von Hofweier und der ehemaligen Binzburg (vgl. Fachgruppenbericht in Ortenau 93, 2013) gewaschen und verzettelt. Im Kinzigtal führte der Verf. zusammen mit Peter Schwörer (Historischer Verein Steinach) am 9.4.2013 beim neuen Gewerbegebiet von Steinach eine Feldbegehung durch. Sie erbrachte zahlreiche Silexabschläge der Steinzeit und einzelne römische Keramikscherben. Nachmittags wurde bei Fischerbach zusammen mit Gottfried Himmelsbach und Reinhard Mahn eine Nachbegehung auf der im Vorjahr entdeckten römischen Fundstelle unternommen. Es ergaben sich wieder römische Grobkeramik, etwas verwitterte Terra sigillata, ein

Fragment eines Amphorenhenkels, eine Randscherbe einer grobkeramischen Schüssel, zwei Randscherben von Grobkeramiktöpfen und einige Ziegelstücke. Eine weitere, nur kurze Begehung im westlichen Teil der Gemarkung Fischerbach erbrachte drei Silexabschläge und zwei Wandscherben von römischer Grobkeramik. Diese Funde bilden erste Hinweise auf eine neue steinzeitliche und eine weitere römische Fundstelle. Die benachbarten Felder waren zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht begehbar, sodass dem nicht weiter nachgegangen werden konnte.

Am 10. April wurden Funde von Steinach und Fischerbach bearbeitet.

Am 13. April 2013 nahm der Verf. am Journé Archéologique in Straßburg teil. Am 15. April folgte eine weitere Begehung mit Peter Schwörer bei Steinach; sie erbrachte wiederum steinzeitliche und römische Funde. Eine Randscherbe stammt von der Älteren Gelbtonigen Drehscheibenware des Früh- bis Hochmittelalters. Eine genauere Bestimmung des Stückes, das mit Messerschnitten verziert ist, ergab eine Überraschung. Die Randscherbe stammt aus dem 11. Jh. und ist dem Mittleren Neckarraum, nordöstlich des Schwarzwalds, zuzuweisen. Sie stellt damit ein Importstück dar, das auf die Erschließung des oberen Kinzigtals von Osten her und auf seine Funktion als Verkehrsweg hinweist.

In den folgenden Tagen wurden die Funde von Steinach bearbeitet. Eine weitere Begehung am 18. April 2013 mit P. Schwörer bei Steinach erbrachte wieder zahlreiche steinzeitliche Funde und einige römische Keramikscherben. Die nächsten Tage waren mit der Fundbearbeitung von Steinach ausgefüllt.

Vom 25. bis 27. April 2013 nahm der Verf. an der Tagung über das Kloster Schuttern in der Sternenberghalle von Friesenheim teil. Im direkten Anschluss an die Tagung wurde am 27. April 2013 vom Verf. eine Begehung bei Schuttern unternommen. Dabei konnte erstmals die ehemalige Burg von Schuttern lokalisiert werden. Sie erbrachte neben Baumaterialresten reichhaltige Keramik des frühen 14. bis 17. Jhs. Die Burg wurde nach der Urkundenlage im frühen 14. Jh. gegründet und bestand trotz einiger Zerstörungen bis in die frühe Neuzeit. Für sachdienliche Hinweise in diesem Zusammenhang ist Ekkehard Klem und dem Ortsvorsteher Martin Buttenmüller (Historischer Verein Schuttern 603 e. V.) zu danken.

Die Fundbearbeitung von Schuttern, Steinach, Fischerbach und Hofweier erstreckte sich mit Unterbrechungen bis in den August 2013.

Im Auftrag der Deutschen Bahn und des Landesamtes für Denkmalpflege in Esslingen überwachte der Verf. vom 3. bis 5. Juni 2013 Erkundungsbaggerungen für die Anlage von Rettungsplätzen nahe der auszubauenden Rheintalbahn. Die Stellen lagen bei Rastatt-Niederbühl und Ötigheim (Lkr. Rastatt). Es ergaben sich außer Verfärbungen durch Pflugspuren und alte Ackergrenzen keine weiteren Befunde und auch keine Fundstücke. Durch die künftigen Baumaßnahmen sind an diesen Stellen demnach keine archäologischen Befunde gefährdet. Es wurde darüber ein detaillierter Bericht erstellt, der diesen Befund beschreibt und dokumentiert.

In den nächsten Tagen wurden zahlreiche Fundstücke aus verschiedenen Perioden und von zahlreichen unterschiedlichen Fundstellen für

ein Seminar zur Fundbestimmung zusammengestellt. Es wurde im Rahmen der Sommerakademie des Historischen Vereins am 15. Juni 2013 vom Verf. im Handwerkermuseum in Kehl-Kork durchgeführt und fand gute Resonanz. Für die Organisation ist Thorsten Mietzner Dank zu sagen.

Am 21. Juni 2013 nahm der Verf. am „Tag der Archäologie“ in Rottweil teil.

Am 11. Juli 2013 wurde bei einem Besuch des Ruhesteins (Baierbronn, östlich oberhalb des Renchtals) ein zufällig angetroffener, verlagertes Aushubhaufen inspiziert. Er enthielt etwas neuzeitliche Keramik und ein verziertes, schwarz glasiertes Ofenkachelfragment (16./17. Jh.). Die Herkunft des Materials ist noch nicht ermittelt, es liegt jedenfalls im Buntsandstein. Am Wildsee wurde ein Teil des Ufers abgesucht (keine Funde), und die Sandsteinspolien der ehemaligen gotischen Kapelle wurden im Gelände fotografiert.

Am 15. Juli wurden im Renchtal bei Oppenau-Ramsbach einige Maisfelder abgesucht. Es fanden sich ein steinzeitlicher Silexabschlag und zahlreiche mittelalterliche Keramik des 13.–15. Jhs. sowie ein Armbrustbolzen.

Am 16. Juli hielt der Verf. im Ritterhausmuseum Offenburg auf Einladung des Vereins Argeo und des Historischen Vereins Offenburg einen gut besuchten Vortrag über die römische Besiedlung im Schwarzwald.

In den nächsten Tagen wurden die Funde vom Ruhestein und von Ramsbach bearbeitet.

Ein Hinweis auf eine römische Servierplatte aus einem Kieswerk bei Lichtenau (Lkr. Rastatt), die dem Verf. vorgelegt wurde, wurde an die Archäologische Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Karlsruhe weitergeleitet.

Am 20. Juli 2013 nahm der Verf. an einem Seminar von Thorsten Mietzner im Rahmen der Sommerakademie in Kork teil. Die Kenntnis der dort vorgestellten und in der praktischen Übersetzung geübten Schriftformen des 16.–18./19. Jhs. ist beim Entziffern alter Dokumente unabdingbar.

Mitte August wurden Fundlisten für ältere und neuere Begehungen bei Gengenbach-Schwaibach, Haslach i. K., Hofweier, Fischerbach, Oppenau-Ramsbach und Schuttern (Burg) eingegeben. Anfang September 2013 wurden zahlreiche Randscherben der Burg Schuttern vom Verf. gezeichnet, ein Text für die Fundschau der Fundberichte aus Baden-Württemberg verfasst und die Funde ans Regierungspräsidium Freiburg (Archäologische Denkmalpflege) übergeben. Die Kartierungen zur römischen Besiedlung im Schwarzwald wurden in der Abt. Frühgeschichte des Instituts für Archäologische Wissenschaften der Universität Freiburg überarbeitet. Von Fischerbach wurden einige römische Keramikscherben vom Verf. gezeichnet und fotografiert.

Am Tag des Offenen Denkmals (8. September 2013) nahm der Verf. an einer Führung durch Rudolf Hans Zillgith an der Burg Fürsteneck bei Oberkirch teil. Eine anschließende Geländebegehung erbrachte zahlreiche mittelalterliche Keramik, die bis ins mittlere oder frühe 13. Jh. zurückreicht. Die Forschungen werden fortgesetzt, um die Anfangsda-

tierung der Burg zu klären. Hinsichtlich einer angeblichen Gründung durch die Zähringer schon im 12. Jh. ergaben sich schon jetzt erhebliche Zweifel.

Bei einer anschließenden abendlichen Besichtigung der Schauenburg (Oberkirch) wurden ebenfalls einige Keramikscherben und Ofenkachelfragmente aus Erosionsbereichen sichergestellt. Die Funde wurden in den anschließenden Tagen bearbeitet und im Fall der Burg Fürsteneck auch gezeichnet.

Am 12. September 2013 wurden in der Archäologischen Denkmalpflege in Freiburg zusammen mit den dortigen Kollegen Neufunde von Johannes Dobersch durchgesehen. Sie stammen von verschiedenen Feldern im Kinzigtal und enthalten einige karolingerzeitliche Keramikfragmente (8./9. Jh.), viele Funde des 12./13. Jhs. und einige möglicherweise römische Grobkeramikscherben. Bei Unterentersbach wurde von ihm eine dicke grautonigen Randscherbe der römischen Grobkeramik gefunden, außerdem ein Splitter einer Wandscherbe von dunkler Grobkeramik.

Am 29. September 2013 hielt der Verf. auf einem Fest in Zarten (Kirchzarten, Lkr. Breisgau-Hochschwarzwald) einen Vortrag über die römische Besiedlung im Schwarzwald, der auch die Ortenau umfasste und gut besucht war.

Am 13. Oktober nahm der Verf. in Hornberg an der Jahrestagung des Historischen Vereins teil. Neben Literatur zur Besiedlungsgeschichte wurden auch noch einige magazinierte mittelalterliche Fundstücke des verstorbenen Wolfgang Neuss durchgesehen; sie sollen in der Zukunft vom Verf. bestimmt, inventarisiert und wissenschaftlich bearbeitet werden.

Am 22. Oktober 2013 nahm der Verf. am Landesgeschichtlichen Kolloquium an der Universität Freiburg teil. Der Historiker Michael Bühler referierte zur Gruppenbildung des Niederadels in der Ortenau.

Am 1. November 2013 begleitete der Verf. Johannes und Ursula Mühlhan nach Haguenau im Nordelsass. Bei einer früheren Exkursion des Historischen Vereins Achern hatten sich im Gespräch mit dem lokalen Stadtführer André Wagner (Société d'Histoire et d'Archéologie, Haguenau) komplexe Fragen zur frühen Siedlungsgeschichte ergeben. Ein Mauerstück wurde nun inspiziert und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ins 12. Jh. datiert. Die Begutachtung der verschiedenen Mörtel durch die Restauratorin Regine Dendler (Fachgruppe Wandmalerei) half bei der Beurteilung der Bauphasen. Die Beobachtungen und die sich daraus ergebenden, noch hypothetischen Schlussfolgerungen wurden in einem – noch unpublizierten – Bericht festgehalten.

Vom 13. bis 16. November 2013 nahm der Verf. an der Tagung „Grenzen, Räume und Identitäten am Oberrhein“ an der Universität Freiburg teil. Am 13. November hielt er dort einen Vortrag über die römische Besiedlung im Schwarzwald, die damit erstmals einem größeren Fachpublikum von Archäologen und Historikern vorgestellt wurde. Es ergaben sich aus dem Publikum keine relevanten Einwände, sodass die römische Besiedlung im Schwarzwald allmählich zur *communis opinio* wird. Bis Mitte März 2014 wurden der Aufsatz für den geplanten Tagungsband verfasst und dafür auch die Verbreitungskarten aktualisiert.

Am 28. und 29. November 2013 wurden vom Verf. einige Felder im Bereich des hallstattzeitlichen Gräberfelds Kappel (Gde. Kappel-Grafenhausen, Ortenaukreis) begangen. Es ergaben sich u. a. einige hallstattzeitliche und römische Keramikfunde. Eine einzelne grob gemagerte Wandscherbe könnte bronzezeitlich sein und wäre damit ein in dieser Region recht seltener Fund. In der Folgezeit wurden die Funde bearbeitet und in einen Begehungsbericht integriert.

Am 15. März 2014 nahm der Verf. an der Frühjahrstagung in Kork teil. Am selben Tag übergab Gottfried Himmelsbach Funde einiger neuer Begehungen bei Fischerbach und Wolfach; diese wurden in den folgenden Tagen durchgesehen und einige davon gezeichnet.

Johannes Dobersch unternahm im Winter eine Begehung der Wallanlage „Schwedenschanze“ auf dem Sommerberg bei Biberach und kartierte die Geländestrukturen; dabei ergaben sich keine Funde.

Für den Aufsatz über das Kinzigtal (in der vorliegenden „Ortenau“) wurden zahlreiche Funde gezeichnet oder fotografiert. Auch ein Aufsatz über die Burg Schuttern wurde vorbereitet.

Für das Jubiläum von Renchen im Jahre 2015 ist eine kleine Veröffentlichung des Verf. in Arbeit.

Der Sprachforscher Prof. Wolfgang Kleiber plant zusammen mit dem Verf. und weiteren Beteiligten eine Publikation zum Kinzigtal, die für die Mainzer Akademie der Wissenschaften erstellt werden soll. Darin sollen zusammenfassend die romanischen Sprachrelikte im Kinzig- und Wolfstal und die archäologischen Funde der Römerzeit vorgestellt werden.

Es ist außerdem noch auf das neue Heft 86/87 (2013) der Archäologischen Nachrichten aus Baden (Bezug über den Förderkreis Archäologie in Baden) hinzuweisen, in dem u. a. mehrere Themen aus der Ortenau behandelt werden. Jutta Klug-Treppe stellt ein verziertes Keramikobjekt aus der späturnfelderzeitlichen Siedlung von Ettenheim vor und diskutiert seine Funktion. Stefan F. Pfahl untersucht genauer das römische Silbermedaillon aus dem Vicus beim Kastell Zunsweier. Es stellt einen Satyrkopf dar und diente wohl als militärisches Abzeichen. Wichtig ist, dass solche Abzeichen römischen Bürgern vorbehalten waren. Damit dürfte es einem Angehörigen einer Legion – nicht dem Soldaten einer Hilfstruppe – gehört haben, was ein Schlaglicht auf die Besetzung des Lagers wirft. Bertram Jenisch stellt frühe Baubefunde des Klosters Gengenbach vor, die in die Karolingerzeit gehören. Schließlich würdigt Gerhard Fingerlin den im Jahre 2013 verstorbenen Dr. Philipp Brucker. Neben seiner politischen und schriftstellerischen Tätigkeit war besonders seine Arbeit als Gründungsmitglied und Vorsitzender des Förderkreises Archäologie in Baden bedeutend. Für die organisatorische Stärkung der Archäologie und ihrer Öffentlichkeitsarbeit in Baden gebührt ihm großer Dank.

Für 2014 sind bisher Vorträge über die römische Besiedlung im Schwarzwald bei der Jahrestagung des Förderkreises Archäologie in Baden in Breisach am 11. Oktober 2014 und bei der Grimmelshausenrunde/Historischer Verein in Oberkirch-Gaisbach am 1. Juli 2014 geplant. Die keltische Siedlung Tarodunum im Dreisamtal soll bei einer

gemeinsamen Exkursion von Argeo und Historischem Verein Offenburg am 23. Mai 2014 vorgestellt werden.

Heiko Wagner

Fachgruppe „Jüdische Geschichte der Ortenau“

Die seit 1994 im Historischen Verein für Mittelbaden verankerte, mit verschiedenen länger anhaltenden Unterbrechungen operierende Fachgruppe wurde 2013 auf Initiative von Dr. Martin Ruch und Uwe Schellinger wieder aktiviert. In einer ersten Sitzung am 10. April 2013 im Ritterhaus-Museum in Offenburg haben sechs Personen (Günther Mohr, Rolf Oswald, Dr. Martin Ruch, Uwe Schellinger, Gisela Stoffel, Josef Werner) die Aktivitäten dieser Fachgruppe nach einer längeren Pause wieder aufgenommen. Zum Sprecher der Fachgruppe wurde Uwe Schellinger gewählt. Vereinbart wurde, dass die Fachgruppe zu mindestens zwei Terminen im Jahr zusammenkommt und darüber hinaus versuchen wird, gemeinsame Projekte zu verwirklichen.

Am 6. Juni 2013 trafen sich die Mitglieder der Fachgruppe sowie einige Gäste in Nordrach. Dort war Gelegenheit, das imposante Gebäude in der Ortsmitte zu besichtigen, in dem von 1905 bis 1942 die Rothschild-Heilanstalt für lungenkranke Jüdinnen untergebracht war. Dieses Sanatorium, dessen Geschichte mittlerweile eingehender erforscht wurde, kann zweifellos als einzigartige Einrichtung im Kontext der Geschichte der Juden in der Ortenau betrachtet werden.

Herr Sobotta, Verwaltungsleiter der gegenwärtig im Haus befindlichen Merian-Klinik, führte die Gruppe durch die ansonsten für Publikumsverkehr in der Regel nicht zugänglichen Räumlichkeiten. Danach stellten Egbert Hoferer, Rolf Oswald und Uwe Schellinger verschiedene Spuren des jüdischen Lebens im Kurort Nordrach vor. Insbesondere führten sie die Gruppe zu dem im Jahr 1907 von der Rothschild-Stiftung eingerichteten Jüdischen Friedhof in Nordrach. Dieser Ort, auf dem sich 30 Grabstätten befinden, stellt ebenfalls eine Besonderheit im regionalgeschichtlichen Kontext dar, da es der einzige jüdische Friedhof in der Ortenau ist, der ursprünglich nicht einer jüdischen Gemeinde zugeordnet war.



Im Rahmen der Hauptversammlung des Historischen Vereins in Hornberg am 13. Oktober 2013 wurde der Neubeginn der Fachgruppe den anwesenden Mitgliedern mitgeteilt.

Am 31. Oktober 2013 traf sich die Fachgruppe zu einer weiteren Sitzung in den Räumlichkeiten des Ritterhaus-Museums in Offenburg. Günther Mohr (Bühl) stellte einen Teil seiner 2011 erschienenen Dissertation über die „Jüdischen Lebenswelten in der Markgrafschaft Baden-Baden 1648–1771“ vor. Dabei ging es um die bemerkenswerte Biografie der zum Christentum übergetretenen Tochter des markgräflichen Judenschultheißen Hayum Flörshaimer, die von 1728 an als Maria Josepha im Kloster zum Heiligen Grab in Baden-Baden lebte und dort offenbar als für einiges Aufsehen sorgte. Günther Mohr hat die Quellen zu dieser Konvertitin im Generallandesarchiv Karlsruhe ausführlich in seiner Dissertation dokumentiert, die als das wichtigste in den letzten Jahren erschienene Buch zur Geschichte der Juden in der Ortenau anzusehen ist.

Die Präsentation der Erkenntnisse über die Tochter Hayum Flörshaimers passten sehr gut zum Generalthema, das sich die Fachgruppe für die Jahre 2014/2015/2016 gegeben hat: die Geschichte jüdischer Frauen in der Ortenau. Angestrebt wird eine Publikation zu diesem Thema.

In der Offenburger Sitzung stellte Uwe Schellinger zudem weitere neu erschienene Literatur der Jahre 2011–2013 vor. Weiterhin wurde bei dieser Sitzung beschlossen, den bisherigen Namen der Fachgruppe zu modifizieren und zukünftig als Fachgruppe „Jüdische Geschichte der Ortenau“ zu firmieren.

Gegenwärtig besteht die Fachgruppe aus zehn Personen. Es ist ein Anliegen der Fachgruppe, dass weitere interessierte Mitglieder des Historischen Vereins hinzustoßen. Weiterhin soll geprüft werden, ob und welche wissenschaftlichen Arbeiten zur Geschichte der Juden in der Ortenau im universitären Rahmen entstehen und Kontakt zu den jeweiligen Nachwuchswissenschaftler/-innen aufgenommen werden.

Von den aktiven Mitgliedern der Fachgruppe sind 2013 folgende Beiträge publiziert worden:

- Martin Ruch: „Man gebe den Juden im ganzen Land/Zum Schutze Waffen in die Hand!“ Ein Purimspiel aus Offenburg von Sylvia Cohn (Offenburg 1904 – Auschwitz 1942), in: Die Ortenau 93 (2013) 75–88.
- Martin Ruch: „Die Welt, die ich kannte, liegt im Staub“: Kurt Offenburg (1898–1946) aus Offenburg, jüdischer Journalist, in: Die Ortenau 93 (2013) 175–194.
- Martin Ruch: Jüdische Persönlichkeiten aus Offenburg: Wissenschaft, Kunst und Kultur, Norderstedt: BoD 2013.

Nicht zuletzt diese Auflistung verdeutlicht die maßgebende Funktion, die Dr. Martin Ruch nicht nur für die reaktivierte Fachgruppe, sondern überhaupt für die Erforschung und Dokumentation der Geschichte der Juden in der Ortenau hat.

Uwe Schellinger

Fachgruppe „Archive“

Die Fachgruppe „Archive“ hat im vergangenen Jahr eine Sitzung am 23. Oktober 2013 im Stadtarchiv Lahr abgehalten. Die Tagung war mit 20 Teilnehmern sehr gut besucht. Zunächst führte uns Stadthistoriker Thorsten Mietzner durch die Archivräume und stellte die Archivbestände vor. Für die Teilnehmer waren besonders die im Stadtarchiv verwahrten Ortsteilarchive und die Bildbestände interessant. Insofern gab es auch schon während der Archivführung einen regen Meinungsaustausch über die Ordnung und Verwahrung von Ortsarchiven. Auch Fragen zur Digitalisierung von Bildarchiven wurden gestellt und von Herrn Mietzner kompetent beantwortet. Im abschließenden Gespräch konnte man sich dann über seine Eindrücke und Erfahrungen weiter austauschen.

Dr. Cornelius Gorka

Fachgruppe Bergwesen

Die erste Versammlung im Jahre 2013 fand im Gedenken an den am 2. August 2012 verstorbenen Gründer der Fachgruppe, Helmut Decker, am 12. Januar in Ottenhöfen statt. Auf dieser Veranstaltung wurde Martin Groß aus Bühl zum neuen Leiter der Fachgruppe gewählt.

Die erste Exkursion in diesem Jahr führte uns am 20. April nach Lahr-Sulz. Diese war von Franz Gänschirt ausgearbeitet worden, der auch ein umfangreiches Begleitheft für die Teilnehmer erstellt hatte.

Im Mai 2013 wurde die Grube „Untere Sophia“ in Baiersbronn-Friedrichstal von unserem Mitglied Michael Jettmar aus Seewald fotografisch dokumentiert. Darüber hinaus führte er äußerst kompetent Fachpublikum durch dieses Bergwerk, welches momentan das einzig bekannte im Nordschwarzwald ist, in dem nachweislich Kobalterz gewonnen wurde.

Ende Mai vertrat Martin Groß die Fachgruppe beim 16. Internationalen Montanhistorik-Workshop in Müsen im nördlichen Siegerland.

Im Juni war unsere Fachgruppe an der Erforschung der „Linglelöcher“ auf der Gemarkung von Ehrenkirchen beteiligt. Die dort noch erhaltenen Schächte stammen vermutlich aus dem Hochmittelalter und lassen sich nur mittels Seiltechnik befahren.

Die Zusammenarbeit unserer Fachgruppe mit dem „Förderkreis Historischer Bergbau Hallwangen e.V.“ wurde in diesem Jahr weiter vertieft. Bei dem derzeit stattfindenden Ausbau der Besucherstrecke arbeiteten auch im Jahre 2013 ständig Mitglieder unserer Fachgruppe Bergwesen mit und unterstützten den Verein in Hallwangen nach Kräften.

Am 20. Juli 2013 fand in Hallwangen auch eine weitere Versammlung der Fachgruppe statt.

Im August wurde im Rebgelände oberhalb von Bühl-Waldmatt durch einen Tagebruch der Zugang zu einem früheren Abbauhohlraum sichtbar. Die Fachgruppe arbeitete daraufhin eng mit den Grundstückseigentümern, Dr. Folke Damminger vom Regierungspräsidium Karlsruhe sowie dem Landesbergamt zusammen. Ziel war es, dieses Bergwerk

zu sichern und zu erforschen, was jedoch durch die Stadt Bühl unterbunden wurde! Somit bleibt leider der umfangreiche Bergbau im Bereich zwischen Bühl-Rittersbach und Bühl Neusatz vorerst unerforscht.

Auf Anregung von Josef Werner und Alfons Striebel erhielt die Fachgruppe am 28. August 2013 auf der Gemarkung von Durbach im Gewann „Hespengrund“ die Gelegenheit, den vorderen Bereich eines der dortigen Eisenerzbergwerke zu erforschen, die heute zur Wasserversorgung dienen. Dieses Vorhaben wurde durch die tatkräftige Unterstützung der Freiwilligen Feuerwehr Durbach ermöglicht, die das Wasser im Rahmen einer Übung aus dem Bergwerk pumpte. Durch das Verfüllen eines Wetterschachtes vom darüberliegenden Reb Gelände aus war der stark verschlammte Stollen nur noch ca. 30 Meter begehbar. An den Stollenwänden zeigten sich unterschiedliche Vortriebstechniken wie sauber gearbeitete Meißel- und Schlegelarbeiten, aber auch Bohrlöcher von Sprengarbeiten waren deutlich sichtbar. Durch das Verbauen des Stollenmundloches zu einer kleinen Einstiegsöffnung war das einsickernde Wasser etwa bis zwei Drittel der ursprünglichen Stollenhöhe von ca. 2 bis 2,5 Meter angestiegen, was sich an den Stollenwänden deutlich zeigte. Die letzten Arbeiten im Stollen können aufgrund seines Profils, der Vortriebstechnik und der Nachrissarbeiten auf Ende 17. – Anfang 18. Jahrhundert angenommen werden.

Mitglieder unserer Fachgruppe führten auch in diesem Jahr wieder ehrenamtlich Besuchergruppen durch die Bergwerke in Seebach und Hallwangen. Die Führungen in Seebach wurden zum Teil auch in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Rastatt angeboten.

Unser Mitglied Wolfgang Strittmatter aus Oberndorf begann gegen Ende des Jahres damit, das bisher freigelegte Grubengebäude in Seebach völlig neu zu vermessen und detaillierte Zeichnungen anzufertigen.

Für das Jahr 2014 sind wieder Exkursionen nach Lahr-Sulz sowie ins Kinzigtal in Planung.

Ein herzliches Dankeschön möchte der Leiter der Fachgruppe, Martin Groß, an Waltraut Decker und Franz Gänshirt richten, die ihm jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stehen und bei seiner Arbeit unterstützen!

Franz Gänshirt und Martin Groß

Mitteilungen:

Die Ortenau liegt vom ersten Heft 1910 bis zum Band 2008 vollständig digitalisiert auf dem Server der UB Freiburg vor. Kostenfreier allgemeiner Zugang unter:

<http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/ortenau>

Schwerpunktthema

2015:

Alte und neue Quellen zur Hexenforschung

2016:

Unterwegs: Zu Wasser, zu Lande und zu Luft. Aus der Geschichte der Verkehrswege

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in die Jahresbände gerne auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage:

<http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

Zu Vorstand, Fachgruppen und Beirat gehören

Präsident:

Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i.K.,
Tel. 07832 5461, E-Mail: Klaus.G.Kaufmann@web.de

Erster Stellvertr. Präsident:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Zweiter Stellvertr. Präsident:

Klaus Gras, Friedhofstr. 103, 77694 Kehl, Tel. 07851 72265
E-Mail: klaus.gras@gmx.de

Dritter Stellvertr. Präsident:

derzeit nicht besetzt

Redakteur der „Ortenau“:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt,
Tel 07852 9112617, E-Mail ruch@kulturagentur.de

Kassen- und Geschäftsführung:

Alexander Vallendor,
Bühlstr. 8, 77948 Friesenheim, Tel. 07808 914744,
E-Mail: Alexander.Vallendor@vr-web.de

Sprecherin der Vereinsbibliothek**„Dr.-Dieter-Kauf-Bibliothek“:**

Renate Demuth, Oberfeldstr.7, 77866 Rheinau-Freistett,
Tel. 07844 2542

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:

René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851 72900,
E-Mail ren.sieg@gmx.de

Leiter der Fachgruppen**Fachgruppe Archäologie:**

Dr. Heiko Wagner, Dr. Gremmelsbacher-Str. 22,
79199 Kirchzarten, Tel. 07661 989335.

Fachgruppe Archive:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

derzeit vakant

Fachgruppe Kleindenkmale:

Dr. Gernot Kreutz, Obertal 23, 77654 Offenburg/
Zell-Weierbach, Tel. 0781 30365

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20,
79232 March-Hugstetten, Tel. 07665 40666,
E-Mail: emh_hall@gmx.de

Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:

Uwe Schellinger,
Mozartstraße 29, 79104 Freiburg im Breisgau
Tel 0761 500073

Fachgruppe Bergwesen:

Martin Groß, Schwarzwaldstr. 115 a, 77815 Bühl
Tel. 07223 8010734, E-Mail silberbergwerk@gmail.com

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Heizengasse 28, 77654 Offenburg
Tel. 0781 97060834, E-Mail: restauro@email.de

Beiräte

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20,
77963 Schwanau-Allmannsweier, Tel. 07824 2458

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch

Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett

Ralf Bernd Herden, Haus im Rinken,
77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

Mitgliedergruppen

- | | |
|-------------------------------------|---|
| Achern | Johannes Mühlán, Bálgenstr. 2a, 77880 Sasbach,
Tel. 07841 4246 |
| Appenweier | Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, 77767 Appenweier, Tel. 07805 5255 |
| Biberach i. K. | Josef Ringwald, Brucherstr. 4, 77781 Biberach i. K.,
Tel. 07835 8890 |
| Bühl/Baden | Siegfried Eith, Tullastr. 16, 77815 Bühl, Tel. 07223 23869,
www.historischer-verein-buehl.de |
| Ettenheim | Tomas Dees, Freiburger Str. 7, 77955 Ettenheim |
| Gengenbach | Johann Schrempp M. A., Belchenstr. 20, 79194 Gundelfingen |
| Regionalgruppe
Geroldsecker Land | Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20,
77963 Schwanau-Allmannsweier, Tel. 07824 2458 |
| Haslach i. K. | Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach,
Tel. 07832 5461 |
| Hausach | Hubert Maier-Knapp, Eisenbahnstr. 20, 77756 Hausach,
Tel. 07831 6958 |
| Hohberg | Lucien Mutzig, Reisengasse 7, 77749 Hohberg, Tel. 07808 99259 |

Rosemarie Götz, Schmiedeacker 1/2, 78132 Hornberg, Tel. 07833 960941	Hornberg
Hans-Ulrich Müller-Russel, Am alten Sportplatz 18a, 77694 Kehl, Tel. 07851 71374, www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de	Kehl
Michaela Karl, Neue Dorfstr. 9, 77963 Schwanau	Neuried
Herbert Vollmer, Im Dorf 27, 77787 Nordrach, Tel. 07838 96969, www.historischer-verein-nordrach.de	Nordrach
Cornelia Lehmann, Zuwald 11, 77784 Oberharmersbach, Tel. 07837 1327, www.historischer-verein-oberharmersbach.de	Oberharmersbach
Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, 77704 Oberkirch,	Oberkirch
Dr. Jürgen Collmann, Schloßblick 14, 77799 Ortenberg, Tel. 0781 35316	Offenburg
Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch, Tel. 07802/701137	Oppenau
Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt, Tel. 07222 385356	Rastatt
Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett, Tel. 07844 2542	Rheinau
Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster- Stollhofen, Tel. 07227 5832	Rheinmünster
Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, 77871 Renchen, Tel. 07843 1044	Renchen
Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, 77776 Bad Rippoldsau, Tel. 07839 378	Schapbach
Peter Rottenburger, Tannenstr. 30, 77761 Schiltach, Tel. 07836 957179, www.geschichte-schiltach.de	Schiltach
Clemens Herrmann, Am Kreuz 13, 77746 Schutterwald, Tel. 0781 53385	Schutterwald
Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, 77790 Steinach, Tel. 07832 8656	Steinach

- Wolfach Christian Oberfell, Sonnenmatte 17, 77709 Oberwolfach
- Yburg Karl Keller, Zielsteinacker 1, 76534 Baden-Baden,
www.historischer-verein-yburg.de
- Zell a. H. Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H., Tel. 07835
3448, www.historischer-verein-zell.de

Geschäftsstelle

Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein):
Alexander Vallendor, Postfach 15 69, 77605 Offenburg,
Tel. 07808 914744

Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Texte bitte als Ausdruck und mit Bildern – möglichst auf CD – an die Redaktion:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de.
Bitte Bilder nicht als Mail schicken.

Die visuelle Gestaltung eines Beitrages erfolgt allein durch die Redaktion bzw. die Layouter. Bildplatzierungswünsche nur als Vermerk im Text (z. B. hier Abb. 2) anbringen, keine Bilder selbst in den Text einfließen lassen. Bilder gesondert einreichen und mit einer verbindlichen, eindeutigen, durchnummerierten Abbildungsliste versehen. Schlechtes Bildmaterial vermeiden (Kopien etc.), Bild- und Textrechte (z. B. Quellen des Staatsarchivs) vorab zu klären ist Sache des Autors. – Über die Veröffentlichung eines Beitrages, über Zeitpunkt und Gestaltung entscheidet allein die Redaktion, bzw. der Vorstand des Vereins, wobei selbstverständlich Autorenwünsche weitgehend beachtet werden.

Manuskriptaufbau:

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

Bilder:

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

Anmerkungen:

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt.

Literaturzitate:

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.

- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

- 18,- EUR für natürliche Personen und Schulen
- 26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00,
Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50.

